Der Jüngling.

Unſre Wiſſenſchaft iſt Freude,
Und unſer Kunſt Gefälligkeit.

Erſter Band.

Leipzig,
bey Johann Wendler. 1747.

Zuſchrift
an die Mademoiſelle G**r

Mademoiſelle,

Fürchten Sie nicht, daß ich mich der Vorrechte, die ich als Schriftſteller habe, wider Ihre Beſcheidenheit gebrauchen werde, da ich mir die Ehre nehme, Ihren Namen meinen Blättern vorzuſetzen.

Ob ich gleich das Unglück gehabt habe, ein Schriftſteller zu werden: So danke ich es doch der Gefälligkeit meines Schickſals, daß ich es nur halb geworden bin. Ich habe weder für die Bibliotheken der Gelehrten, noch für die Erbauung der ſtudierenden Jugend ſchreiben wollen, und die Erfahrung hat mich auch gelehrt, daß keine von beyden dieſerwegen einen Argwohn auf mich geworfen haben. Das Lob der Nachwelt habe ich für viel zu weit entfernt, und für eine viel zu ungewiſſe Sache gehalten, als daß ich daſſelbe mit Verluſt meiner Ruhe hätte erkaufen wollen. Ich habe nur denjenigen Perſonen unſrer Zeit zu gefallen geſucht, welche durch ihren Geſchmack das Recht erlangt haben, einen Ausſpruch zu thun, ob man gefallen kann, oder nicht; und ich glaube, unſre Nachwelt wird viel zu klug und viel zu höflich ſeyn, als daß ſie dem Urtheile dieſer Perſonen widerſprechen ſollte. Ich habe es verſucht, ob ich das Vergnügen derſelben befördern könnte, ohne das meinige zu verlieren.

Wenn diese Absicht ein wenig stolz ist, so werde ich auch desto schlimmer daran seyn, wenn ich sie nicht erreicht haben sollte. Es steht nicht bey mir, dieses zu entscheiden; und die Stimmen der Welt sind so zweydeutig, daß ich mich vielleicht auf sie eben so wenig verlassen kann, als auf mich selbst.

Das ist die Ursache, warum ich diese Blätter Ihrem Urtheile unterwerfe, Mademoiselle. Ich werde mich glücklich schätzen, wenn mein Scherz Ihnen nicht zu oft misfallen hat, und wenn meine Ernsthaftigkeit, in die ich zuweilen gefallen bin, einem so heitern Geiste, als dem Ihrigen, nicht verdrießlich gewesen ist.

Sollten Sie wider diesen Entschluß etwas einzuwenden haben: So werden Sie mich in die Versuchung setzen, mich durch eine förmliche Lobschrift zu rechtfertigen, mit der Sie vielleicht desto unzufriedner seyn würden, je weniger Sie mich widerlegen könnten. Sie können es mir nicht übel nehmen, Mademoiselle, daß ich mir eine Richterinn ausgesucht habe, welche mit einem richtigen Geschmacke so viel Gefälligkeit verbindet, als sich ein junger Schriftsteller von seinen Richtern nur wünschen darf, und Sie werden es mir verzeihen, daß ich diese Richterinn in Ihnen zu finden geglaubt habe.

Ich bin mit der größten Hochachtung,

Mademoiselle,

Ihr

Leipzig,
an der Michaelismesse
1747.

ergebenster Diener,
der Jüngling.

Vorrede der Verfasser.

Da wir den Vorsatz nicht haben, die Welt für uns partheyisch zu machen, sondern ihr alle Freyheit lassen wollen, ein Urtheil über uns zu fällen, welches sie will, so würden wir eine Vorrede vor unsre Arbeiten für vergeblich und überflüßig halten, wofern uns die Menge deutscher Wochenblätter nicht nöthigte, die Ursachen anzuzeigen, warum wir ihre Zahl vermehren. Wir sehen dieses Unternehmen selbst als eine Verwegenheit an, weil das Publicum nicht allein durch die Menge solcher Schriften, sondern auch durch die innerliche Beschaffenheit der meisten berechtigt ist, ihrer einmal überdrüßig zu seyn. Gleichwohl haben wir uns durch diese Gründe nicht von unsrer Verwegenheit abschrecken lassen. Die Ursache davon ist diese, daß wir in unsrer Sprache genug Schriften aufweisen können, die zwar den Namen der Wochenblätter haben, denen aber gröstentheils die wesentlichsten Eigenschaften solcher Werke fehlen.

Die vornehmste Eigenschaft, wodurch sich diese Art der Schriften von andern unterscheiden soll, ist der Charakter, in welchem sie geschrieben werden müssen. Nach diesem müssen sich die Art zu denken, die darinnen herrschen soll, die Schreibart, die Urtheile, der Scherz und die Satire richten. Allein die wenigsten von denen, welche sich in diese Schriften eingelassen haben, scheinen mit

dem Geheimniß bekannt gewesen zu seyn, einen Charakter auszubilden, und fortzuführen. Ein ieder andrer Charakter schickt sich für viele Wochenblätter eben so gut, wo nicht besser, als der, unter dem sie erscheinen. Wenn die meisten noch einen Namen haben können, so ist es der Name eines Sittenlehrers. Wofern dieser Fehler nicht an der Fähigkeit der Verfasser liegt, so ist die Schuld davon dem Irrthume beyzumessen, daß alle Wochenschriften Moralen seyn müßten. Vernünftigen Lesern müssen solche Blätter, die den angenommnen Charakter nicht behaupten, eben so verdrießlich seyn, als Comödianten, die ihre Rolle weder fertig genug auswendig wissen, noch durch ihre Sprache, noch durch ihre Minen und ihre Handlung ausdrücken können.

Wir könnten unser Urtheil mit der Beurtheilung verschiedner Wochenschriften bestätigen, und beweisen, daß sie ihrem Charakter nicht genugthun, wenn wir nicht befürchteten, daß es das Ansehen haben möchte, als ob wir uns dadurch über sie erheben, und unsern Lesern ein günstiges Vorurtheil von uns beybringen wollten. Die Welt bekräftigt unser Urtheil theils durch die Gleichgültigkeit, theils durch die Verachtung, die sie gegen die meisten öffentlich bezeigt hat.

Wir haben unsern Blättern den Namen des Jünglings vorgesetzet, dessen vornehmster Charakter die Bemühung zu gefallen ist. Wir halten uns wider den Tadel, daß wir ihm die Rolle eines Schriftstellers geben, durch die Erfahrung genug gesichert, womit er sich selbst entschuldigt, daß viele von besten Schriftstellern unter den Alten, und Neuern nicht im Alter, sondern in der Jugend geschrieben haben. Wider diejenigen, welche die Unwissenheit für eine nothwendige Eigenschaft der Jugend halten, vertheidigen wir uns nicht, weil sie vielleicht

alle,

alle, die noch jung ſind, nach ihren Umſtänden in ihrer Jugend beurtheilen.

Wir eignen unſerm Jünglinge alle Eigenſchaften zu, welche Horaz und Terenz der Jugend in ihren Beſchreibungen zueignen, in ſo fern ſie gute und liebenswürdige Seiten haben. Ob es gleich die Pflicht eines Malers iſt, einen Jüngling, als heiter und frölich abzubilden, ſo haben wir doch dafür gehalten, daß der Unſrige nicht allein mehr Liebe, ſondern auch mehr Hochachtung verdienen würde, wenn wir ihn zuweilen ernſthaft werden lieſſen. So weit aber ſollte ſeine Ernſthaftigkeit niemals gehen, daß er ein finſtrer und verdrießlicher Sittenlehrer würde. Kurz wir haben ihn ſo zu bilden geſucht, daß er ein Beyſpiel ſeyn könnte, welches nachgeahmt zu werden verdiente, ohne daß er ſelbſt ſich dafür ausgäbe.

Es giebt noch gar zu wenig Schriftſteller unter den Deutſchen, welche für das ſchöne Geſchlecht ſchreiben, und der elendeſte unter ihnen glaubt, daß er ſich erniedrigte, wenn er bey ſeinen Schriften an das Vergnügen des Frauenzimmers denken ſollte. Wir erniedrigen uns ſo weit, und wir hoffen, daß uns dieſe Demuth anſtändiger ſeyn ſoll, als andern ihr Stolz. Es ſcheint uns wider den Wohlſtand und die allgemeine Höflichkeit zu ſeyn, wenn man ſich in allen Schriften anſtellt, als ob es auſſer den Perſonen unſers Geſchlechtes keine vernünftigen Creaturen gäbe. Wir haben den Jüngling höflicher und edler denken laſſen, und wir ſchmeicheln uns, daß die Schönen auch ſeine ſcherzhafteſten Blätter ohne Schamröthe durchgeleſen haben. Wenn die Tugendhaften und Geſitteten unter ihnen mit ſeinem Scherze zufrieden ſind, ſo wird er keinem Menſchen, als den Heuchlern, anſtößig ſeyn können.

Ob wir ihn gleich in den verſchiednen Scenen der Jugend zu zeigen geſucht haben: ſo machen wir uns doch die ſtolze Einbildung nicht, daß wir ſeinen angelegten Charakter glücklich genug ausgebildet hätten. Damit wir ihm aber näher kommen mögen, ſo haben wir uns entſchloſſen, dieſe Blätter noch einige Zeit fortzuſetzen, und uns Mühe zu geben, den Jüngling ſo zu bilden, daß ihn die Welt noch gern in ihrer Geſellſchaft leiden könne, ob er ihr gleich nicht mehr neu ſeyn wird. Wenn er das Glück verdienen ſollte, ihr länger zu gefallen, ſo ſoll er ſo viel Lebensart wiſſen, daß er ſich nicht ohne dringende Urſachen aus ihrer Geſellſchaft entfernt. Sollte er mit ihrem Beyfalle abtreten, ſo laſſen wir vielleicht die andern menſchlichen Alter ſeine Stelle wieder einnehmen.

Der Jüngling.

Erstes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 4 Jenner 1747.

Es ist eine verzweifelte Sache um den Anfang einer Schrift. Ich hätte nicht gemeynt, daß er mir so schwer werden sollte. Wie bewundere ich die glücklichen und unnachahmlichen Geschöpfe, welche, ohne sich wegen der Gedanken lange zu qvälen, sich nur hinsetzen und schreiben dürfen, und sogleich den Anfang, den Inhalt, und das Register ihrer Bücher wissen, die doch oft viele Qvartanten betragen! Es geht mir itzt fast, wie mir es gieng, als ich bey einem Frauenzimmer das erstemal einen Besuch abstatten sollte. Ich wußte, wie ich munter und galant seyn müßte; ich hatte schon alle die kleinen artigen Unbesonnenheiten ausstudiert, durch die ich der Dame gefallen konnte, und ich wußte alle Scherze und Einfälle auswendig, die ich sagen wollte. Aber ich stund vor ihrem Zimmer, und überlegte nunmehr erst, ob ich hineingehen sollte, oder nicht. Ich befinde mich itzt fast in eben denselben Umständen. Wenn der erste Schritt nicht der schwerste wäre, so wollte ich mir lieber die Gedanken wieder vergehen lassen, gedruckt zu werden; ich hoffe aber, ich werde mit der Zeit schon freyer werden, wenn nur der Anfang überstanden ist. Diese meine Gedanken sage ich der Welt gerade zu. Es gefällt ihr immer, wenn junge Leute alles so aufrichtig herausagen, wie sie es denken. Ich schreibe diese Gedanken auf; das Bekenntniß, das sie enthalten, ist neu und ungewöhnlich, und mir verhilft es zu einem Anfange.

Eine neue Noth, die ich nicht vorher gesehen habe! Mein Anfang hat mit dem, was ich zuerst zu sagen im Sinne hatte, keine ordentliche Verbindung. Man wird mir den Vorwurf machen, daß meine Gedanken nicht zusammen-

hängen. Ich hatte einen so artigen Roman von meiner Person ausgedacht, und der ganze Inhalt lief dahinaus, daß ich der beste Jüngling von der Welt wäre; daß ich so viel Verstand hätte; daß ich die Welt schon lehren könnte; o in dem Romane hatte ich mich recht gelobt. Aber nunmehr werde ich meinen ersten Entwurf fahren lassen müssen, und von meiner Geschichte nichts sagen. Denn ausserdem, daß einem die heutige Welt nicht immer auf sein Wort trauen will, und es mich folglich ärgern würde, wenn sie das nicht glaubte, was sich meine Eitelkeit schon beredet hätte, so bin ich viel zu bequem, als daß ich lange auf eine Verbindung derselben mit meinem Anfange herumsinnen sollte. Ueberhaupt habe ich den Einfall, mich mit der ängstlichen Ordnung gar nicht zu vermengen. Ich habe viele Bücher gelesen, die sehr ordentlich waren, und mir nicht gefielen, und ich habe Schriften bewundert, und bewundern hören, in welchen die Verfasser ohne eine systematische Verbindung bald den bald jenen schönen Gedanken sagten. Ich überlasse es andern Schriftstellern, wenn sie etwas schreiben wollen, daß sie sich hinsetzen, mit Müh und Noth auf eine Materie herum denken, und, wenn sie dieselbe nach einer langen Qvaal gefunden haben, ordentlich überlegen, die Gedanken in gewisse künstliche Formen bringen, und sodann erst schreiben. Ich beneide niemanden um sein System. Was soll ich meinen Verstand auf die Folter legen, um Betrachtungen anzustellen, die ich nicht gehabt haben würde, wenn ich mir den Kopf nicht so sehr zerbrochen hätte?

Ich sinne nicht erst lange nach, was ich denken will. Was ich sehe, was ich höre, was ich lese, giebt mir Anlaß genug dazu. Werden dadurch einige Empfindungen und Gedanken in mir hervorgebracht, die mir neu vorkommen, so schreibe ich sie auf; sind meine Gedanken aus, so qväle ich mich nicht, sie weiter zu verfolgen. Dabey bekümmere ich mich nicht, ob sie in Barbara oder Felio gedacht sind. Darum

um bekümmert sich ein gewöhnlicher Autor; ich denke, als ein Mensch. Ja, werden meine Leser sagen, so wird wenig Verbindung und Ordnung unter diesen Gedanken seyn. Gut, meine Herren, wenn sie an der Ordnung ein so grosses Vergnügen finden, so lesen sie Logiken, Onologien, Metaphysiken, Mathematiken, Dissertationen, Disputationen, und mich nicht.

Was muß den Jüngling bewogen haben, daß er ein Schriftsteller wird? Das wäre für die Welt, die sobald errathen kann, warum sich die Schriftsteller drucken lassen, eine Aufgabe, die sie sobald nicht auflösen sollte. Bey andern ist es bald die Begierde, andre um ihren Ruhm zu schreiben; bald die Begierde, der Welt zu dienen; bald die Liebe zu ihrem Vaterlande; bald die Begierde, Recht und Gerechtigkeit in der gelehrten Republik zu handhaben; bald die Bitte guter Freunde; andrer Absichten nicht zu gedenken, die ich nicht weiß, weil ich nicht alle Bücher lesen mag. Bey meiner Ehre, alle diese Bewegungsgründe, ein Autor zu werden, so wichtig sie seyn mögen, sind mir nicht eher eingefallen, als itzt. Ich bin viel zu leichtsinnig, als daß ich nicht vergnügt seyn könnte, ehe meiner in den Zeitungen erwähnt worden wäre, ob ich gleich nunmehr bekenne, daß ich nicht böse werden will, wenn mir die Gelehrten nichts Uebels nachsagen. Die Welt zu bessern? das ist mir nicht eingefallen; denn es gefällt mir in der Welt ganz wohl. Was die Liebe zu meinem Vaterlande betrifft, so weiß ich nicht, was ich mir wünschte, wenn mir die Wahl gelassen würde, ob ich von meinem Vaterlande, oder von Ausländern gelesen und bewundert seyn wollte. Mit den übrigen Ursachen hat es eben diese Bewandniß. Soll ich der Welt sagen, was mich zu erst auf den Einfall gebracht zu schreiben? Ich schreibe darum, weil es Winter ist. Des Winters wegen? In allem Ernste, des Winters wegen. Wenn es itzt Frühling oder Sommer wäre, so glaube ich, daß ich den Einfall nimmermehr gehabt hätte. Man hat im Winter so wenig Veränderungen und Abwechselungen, und ich bin nicht

ſo ſehr beſtändig, daß ich nicht immer ein neues Vergnügen verlangen ſollte. In Geſellſchaften kan man nicht immer ſeyn, man iſt ſo gar gezwungen ſich oft aus ihnen zu erretten; die Komödien kan ich ſelten beſuchen, denn die meiſten ſind ſchlechte Originale, wenn ſie gleich Ueberſetzungen ſind; der Kaffeehäuſer wird man überdrüßig; vor der Stadt ſieht alles ſo traurig aus, und die Bücher, ja alle Bücher ſind auch nicht angenehm, und man kan ſich doch ihrer nicht immer erwehren. Was konnte ich beſſers thun, um immer aufgeräumt und beſchäfftigt zu ſeyn, als ein Schriftſteller werden? Wahrhaftig, ſo klein die Urſache Leuten, die nicht ſo jung ſind, als ich, vorkommen mag, ſo freue ich mich doch ſehr, daß noch keiner auf den Einfall gekommen iſt, deswegen zu ſchreiben, weil es Winter iſt.

Man ſieht daraus, wie offenherzig ich mit der Welt umgehe. Nachdem mich der Winter einmal auf den Einfall gebracht hatte, wöchentlich ein Blatt zu ſchreiben, ſo habe ich mir nunmehr ſchon gröſſere und wichtigere Urſachen dazu ausgefunden. Die Welt wird die meiſte Zeit von den Schriftſtellern entſetzlich hintergangen, ſie mögen nun in der Geſtalt der Wohlthäter oder der Clienten auftreten; man kan verſichert ſeyn, daß es nicht ihre wahre und eigentliche Geſtalt, ſondern nur eine Maske ſey. Sie ſuchen ſich dieſelbe entweder zu verbinden, oder ihr zu ſchmeicheln; und verlangen, daß ſie entweder dankbar und erkenntlich, oder großmüthig ſeyn ſoll. Dieſes iſt die wahre Urſache, warum ſie bey dem Anfange ihrer Werke entweder als Lehrer erſcheinen, oder als Lehrlinge demüthig ſich bücken; warum ſie ein ſo wichtiges Werk, als ihre Arbeit iſt, der Welt nicht länger vorenthalten wollen, oder warum ſie einen Verſuch machen, ob ſie der Welt gefallen könnten. Mit Erlaubniß der großen Herren will ich einmal die Schriftſteller mit ihnen vergleichen. Wenn ein Fürſt Krieg anfangen will, ſo wird er gewiß nicht ſagen, daß die Begierde nach Eroberungen der Endzweck deſſelben ſey; es ſind die lauterſten Abſichten; nichts als die groſſe Liebe zur Billig-

keit

keit und Gerechtigkeit ist die Ursache. Er würde sich widrigenfalls, wenn er die wahren Triebfedern seiner Unternehmungen angäbe, bey der Welt schlecht einschmeicheln. Die Welt weiß wohl, was sie denken soll; sie weiß, daß wohl eher ein Kaiser den blutigsten Krieg angefangen hat, um Rhodischen Wein zu trinken: allein die Sorgfalt selbst, die wahren Ursachen zu verbergen, ist schon eine Schmeicheley für sie. Mit den Schriftstellern verhält es sich eben so; sie sind nur nicht so aufrichtig, als ich. Da ich nunmehr auf meinem Einfall beharre, so nehme ich auch wichtigere Absichten an, die mich bewegen, mein Vorhaben auszuführen. Ich will schreiben, um mich zu unterrichten, und zu vergnügen. Das Publicum wird Anmerkungen über mich machen, ich mag ihm nun meine eignen Gedanken mittheilen, oder in meinen Uebersetzungen meine Urtheile sagen, was ich in andern Schriftstellern für schön halte; seine Anmerkungen werden mich immer unterrichten, sie mögen nun zu meinem Vortheile ausfallen, oder nicht. Offenherzig zu reden, die Welt gewinnt immer dabey, wenn ein neuer Autor aufsteht. Denn sie wird entweder über ihn verdrießlich, und schläft bey seiner Arbeit ein, oder er erhält ihren Beyfall. Sowohl ihr Verdruß und Schlaf, als ihr Lob ist eine gleich große Schmeicheley für ihre Eigenliebe; denn ihre Gedanken enthalten immer das Lob, daß sie ein Kenner ist. Nur der arme Autor kan dabey verlieren.

Vielleicht gereut es mich einmal, daß ich so kühn bin, und schreibe; denn, was soll ichs leugnen? eine Kühnheit bleibts immer. Allein ich mache mir wegen der Zukunft niemals viele Sorgen. Es ist meinem Bedünken nach immer noch Zeit verdrießlich zu werden, und wenn es nicht anders seyn sollte, so will ich den Verdruß so lange aufschieben, als ich kan. Es mag mich einmal gereuen, wenn ich ernsthafter und gesetzter, und ein Mann werde; itzt bin ich ganz wohl mit mir zufrieden. Es ist mir in der That ein ganz neues Vergnügen, daß itzt mein Verleger zu mir kömmt, und mich fragt, ob ich mein erstes Blatt zum Drucke fertig habe. Dieses Ver-

gnügen iſt ſo neu für mich, daß ich heute eine ſehr munter und aufgeräumte Geſellſchaft nicht beſuchen will. Ich freue mich vielleicht eben ſo ſehr, als ein junges Frauenzimmer, dem zum erſtenmale geſagt wird, daß es ſchön iſt. Ich fühle ſchon, wie ich werde roth werden, ſo oft man vom Jünglinge ſprechen wird.

Ob ich gleich bekenne, daß ich auch einen kleinen Antheil von Eitelkeit beſitze; denn der Jüngling iſt ſo wenig, als ein Mann oder Greis, davon frey; ſo iſt ſie doch nicht ſo groß, daß ich mir die widrigen Urtheile, die man von mir fällen wird, verbergen ſollte. Ich hoffe, daß ich zum wenigſten die jungen Leute auf meine Seite bekommen werde. Sie werden ſich freuen, daß iemand aus ihrem Mittel ein Schriftſteller iſt. Einer von ihnen wird vielleicht einen geſetztern und männlichern Geiſt, als ich bin, fragen: Haben ſie den Jüngling geleſen? Wie gefällt er ihnen? Ich ſtelle mir ſchon vor, was derſelbe für ein wichtiges Geſicht annehmen wird, wenn er zur Antwort giebt: Was ſollte ich ihn geleſen haben! ohne Zweifel wird es ein Werk eines jungen Menſchen ſeyn; ich habe mit Sachen zu thun, die mehr zu bedeuten haben, als daß ich die koſtbare Zeit auf alle ſolche Kleinigkeiten wenden könnte. Mit der Kenntniß einiger Ausländer, mit einem Bischen Witze, und einer etwas lebhaften Einbildungskraft kann man alle Tage ſolche Blätter ſchreiben. Ob es mir gleich lieb iſt, daß ich ein ſo männliches Urtheil vorhergeſehen habe, weil es immer ein bewährtes Mittel wider den Stolz ſeyn kan; ſo werde ich mich durch daſſelbe doch nicht niederſchlagen laſſen. Unter den Schriftſtellern hat man eine andere Zeitrechnung, das Alter derſelben zu beſtimmen, als im gemeinen Leben. Ich denke ſo: Wenn ich ein Buch leſe, ſo frage ich mich in meinen Gedanken niemals, wie alt der Verfaſſer iſt, ſondern ich bekümmere mich um ſeinen innerlichen Werth. Ich richte in dieſem Stücke meine Urtheile nach der Erfahrung ein, daß oft die jüngſten Schriftſteller diejenigen ſind, die den Kennern am beſten gefallen. Wenn ich einen Autor finde, der

den

den Verstand unterrichtet, indem er den Witz und die Einbildungskraft belustigt; wenn sich alle Allegorien, die man von dem blühenden, angenehmen und muntern Gesichte eines Jünglings hernehmen kan, auf ihn schicken, so sage ich von ihm: Das ist ein Jüngling! Mir verschlägt es nichts, ob er zwanzig, oder funfzig Jahre alt ist. Ich unterscheide aber von den Jünglingen unter den Scribenten, die kleinen muntern, aber ungezogenen Kinder und Knaben wohl. Schriftsteller, welche einen lebhaften, aber unausgebildeten Witz, und eine feurige, aber wilde Einbildungskraft besitzen; welche, wie ein Kind, das einen Doctor vorstellen will, von Sachen reden, die sie nicht gelernt haben; welche oft ein sehr ernsthaftes Wesen annehmen, und sogleich wieder ins Kindische fallen; welche in dem Tone einer Elegie anfangen, und in der Sprache eines lustigen Nachspiels aufhören, solche Schriftsteller nenne ich Kinder, aus denen etwas werden könnte, wenn sie fein unter der Ruthe gehalten würden. Nichts verderbt sie mehr, als das Lob. Von den Jünglingen komme ich auf die Männer. Finde ich einen Schriftsteller, der sich wenig bekümmert, ob er seine Leser ergötzt, wenn er ihnen nur starke, wichtige und gründliche Wahrheiten vorträgt, so ist derselbe in meinen Augen ein Mann. Und wenn ich einen antreffe, bey dessen Schriften ich nicke, der mich mit seinen ungereimten Gedanken und alten Wahrheiten verdrießlich macht, indem sie den Runzeln und Falten, als so vielen Zeichen der Schwachheit, des Unvermögens, und der abgenützten Kräfte gleichen, so rufe ich aus: Was das für ein alter abgezehrter Greis ist! Er mag im übrigen ein Zwanziger oder Sechziger seyn.

Man kan es denen Schriftstellern, welche zu altern anfangen, bald anmerken. Denn, wie Jünglinge immer ganz zufrieden mit einander sind, Greise aber sich über die Verschlimmerung der Zeiten, und vornämlich der Jugend beschweren, und die vorigen Zeiten den itzigen weit vorziehen;

so

so kan man es für ein gewisses Zeichen annehmen, daß der Schriftsteller, dem ein andrer misfällt, weil er jung ist, ein alter abgelebter Greis seyn müsse, der mit einem Fusse schon im Grabe steht.

Das Alter der Schriftsteller hat vor dem Alter der Menschen viel Merkwürdiges und Vorzügliches. Viele Schriftsteller sind schon Greise, wenn sie ihre erste Arbeit bekannt machen. Einigen glückt es zuweilen, daß sie aus Greisen Jünglinge werden; die meisten aber werden mit der Zeit schwache und ungesunde Kinder. Da ein Mensch nothwendig alt werden muß, wenn ihn der Tod in Ruhe läßt, so kan hingegen ein Jüngling unter den Schriftstellern immer ein Jüngling, und ein Mann unter ihnen immer ein Mann bleiben. Zuweilen ist ein Schriftsteller in einer Person ein Jüngling und ein Mann, wiewohl ein solcher etwas seltnes ist. Aus diesen Anmerkungen will ich itzt keine weitern Folgerungen ziehen, als daß es vielen alten Menschen für ihren Ruhm sehr zuträglich seyn würde, wenn sie die jungen Menschen schreiben liessen. Das gröste Lob, das man ihnen oft noch geben kann, ist dieses: Sie sind Greise, und auch einmal jung gewesen. Wenn sie auf mehr, als dieses, Anspruch machen, so sind sie in Gefahr, ein Spott der Jugend zu werden, und dafür werden sie sich nicht retten können, wenn sie sich auch auf das Ernsthafte legen wollten.

Ich bin immer in Gesellschaften; allein ich bin ihnen zu bescheiden, und mache nicht Aufsehen genug, weil ich noch zu wenig spreche, und zu lange schweige. Ich denke, daß ich sie künftig schon mehr unterhalten will; denn ich werde mehr von mir zu reden haben, ob ich mich gleich nicht zu erkennen geben werde. Itzt bin ich mit mir zufrieden, wenn nur mein Wunsch, dem schönen Geschlechte zu gefallen, erfüllet wird. Denn die Wahrheit zu sagen, ich will von einem Frauenzimmer, das die Komödien besucht, und herausgeht, wenn sich die gewöhnlichen Nachspiele anfangen, eben so gern, als von zehn Philosophen, gelobt werden.

Leipzig, bey Johann Wendler.

Der Jüngling.

Zweytes Stück.

Leipzig, Mittewochs den 11 Jenner, 1747.

Ich lebe in der Welt, als ob sie eine aufgeräumte Gesellschaft guter Freunde wäre, die sich zusammen gefunden hätte, um guter Dinge zu seyn, und die Sorgen, diese Feinde, die ich so herzlich hasse, durch ein gemeinschaftliches Vergnügen zu verbannen. Wenn sich Aufrichtigkeit, Redlichkeit, und Freundschaft nirgends recht sehen lassen können, so thun sie sich doch noch in einer solchen Gesellschaft bey einem Glase Wein hervor. Der Wein bringt die Menschen ihrem ursprünglichen Zustande wieder näher, und giebt ihnen, wenn er sich ihrer einmal bemächtigt hat, die guten Eigenschaften auf eine Zeitlang zurück, welche ihnen Eigennutz oder Stolz, oder andre solche Leidenschaften, die ich mir nicht kennen zu lernen wünsche, genommen haben.

Der Wein nimt Heuchlern ihre Falten,
Und machet, daß die finstern Alten
Selbst etwas auf die Jugend halten.
Der Stolze selbst wird bey dem Wein
Vertraulich, höflich, und gemein.
Er nur lehrt Gegner oft die Liebe zum Erbarmen
Und machet, daß sie sich umarmen,
Und, da sie schüchtern sich sonst flohn,
An statt sich grimmig noch zu drohn,
Versöhnlich mit den Gläsern winken,
Und fröhlich sich zu Brüdern trinken,

So, daß den Zwist, den kein Gewissensrath,
Kein Richter und kein Advocat
In seinem Wüten Einhalt that,
Der Wein allein geschlichtet hat.
Er öffnet die verschloßnen Herzen,
Giebt ihnen das Gefühl von andrer Menschen Schmerzen,
Und lehret selbst den Kaufmann scherzen.
Und, trinkt ihn ja ein Pedant,
So macht er diesen selbst galant.
Durch ihn vergißt noch oft der Wuchrer zu betrügen,
Lernt offenherzig seyn, und bey des Weins Vergnügen
Verlernt der Hofmann selbst die Kunst, geschickt zu lügen;
Er, der sein Wort stets nüchtern bricht,
Vergißt sich bey dem Wein, und brichts im Rausche nicht.

Ich weiß wohl, daß die Welt keine so muntre Gesellschaft ist, deren Mitglieder eins das andre zu vergnügen suchten; ich aber suche doch so aufrichtig, und mit einem solchen Verlangen alles, was in meinem Vermögen steht, zu dem Vergnügen aller Menschen beyzutragen, und mit einer gleichen Redlichkeit in der Welt zu leben, als ob sie eine solche Gesellschaft wäre. Ich habe auch meine guten Ursachen darzu. Denn wenn sich andre mit Fleiß unvergnügt machen wollen, so können sie mir die Schuld davon nicht beymessen; ich für meine Person will mich freuen, und ich habe es aus der Erfahrung, so jung ich bin, daß man sich selbst nicht vergnügter machen kann, als wenn man andre Menschen vergnügt zu machen sucht.

Mein ehmaliger Hofmeister, welcher ein Mann war, den die Welt einen alten verschlagnen Fuchs nannte, sagte mir unaufhörlich ins Ohr, die Welt wäre voll Betrüger, und

und man müßte sich sehr hüten, sich so zu zeigen, wie man wäre. Er war außerordentlich klug und vorsichtig, und wurde immer gewaltig betrogen. Er war vor allen, mit welchen er in Gesellschaften war, auf seiner Hut; er ließ sich keine von ihren Minen oder Stellungen entgehen; iedes Compliment, das ihm gemacht wurde, war ihm eine Lüge; ieder Blick versteckte ihm ein Geheimniß, und iede Mine eines andern verbarg ihm eine List. Als die Welt sah, daß er sich so sehr vor ihr in acht nahm, so wurde sie das, was sie nicht gewesen seyn würde, wenn er weniger behutsam gewesen wäre. Da er so sehr an sich hielt, und, um nicht hintergangen zu werden, sich verbarg, so machte sich die Welt ein Vergnügen daraus, einen so vorsichtigen Mann zu hintergehen, und er wurde zehnmal hintergangen, wenn ich wegen meiner Aufrichtigkeit und wegen meiner guten Meynung von allen Menschen einmal betrogen wurde. Ich mußte aber immer, wenn mir dieses begegnete, die Verweise von ihm hören, daß ich die Wahrheit seiner Lehren an meinem Beyspiele erführe; daß dieses eben der Fehler der jungen Leute wäre, welche noch keine Erfahrung hätten, daß sie andern eben so viele Redlichkeit und Aufrichtigkeit, als sich selbst, zutrauten. Ich gestehe, daß ich diese Verweise immer mit einem besondern Vergnügen anhörte, indem sie ein Lob für mich enthielten, das einem wohlgearteten Herzen schmeicheln muß. Man kann meinem Bedünken nach die Jugend nicht mehr erheben, als wenn man sie wegen eines solchen Fehlers tadelt, welcher darum ein Fehler ist, weil so viele Männer und Greise nicht so aufrichtig und rechtschaffen sind, als sie ist. Wenn alle Menschen diesen Fehler hätten, so würde er eine Tugend seyn.

Ich will also immer in meiner guten Meynung von den Menschen fortfahren, und mit der Welt, wie sie ist, zufrieden seyn. Ich gewinne immer dabey; denn wenn

ich irre, so irre ich mit Vergnügen; nur diejenigen verlieren, welche mir meine gute Meynung von ihr benehmen und schwächen.

Es erbietet sich iemand, mein Freund zu werden; zur Freundschaft kann niemand williger seyn, als ich. Er giebt mir die zärtlichsten Versicherungen von seiner Liebe, er läßt mich an seinen Ergötzlichkeiten Theil nehmen, und ich genieſſe keine Lust ohne ihn; ich setze kein Mistrauen in seine Liebkosungen, und Umarmungen. Er wird mir ungetreu; er hintergeht mich; er spottet hinter dem Rücken über mich, ohne daß ich ihm Ursache darzu gegeben habe. Ich stelle mich bey seinem Verluste nicht anders an, als ob mir ein Freund gestorben wäre; ich betrübe mich über seinen Verlust, mit dem Unterschiede, daß ich ihn zu vergessen suche, damit ich ihn nicht hassen darf; denn ich mag keinen einzigen Menschen hassen. Wenn ich Gelegenheit habe, ihm Gutes zu erzeigen, so bin ich willig dazu, weil ich eine Neigung in mir empfinde, alle Menschen vergnügt zu machen, und itzt sehe ich ihn als eine Person an, die mich weiter nichts angeht, als in so fern sie ein Mensch ist; denn mein Freund ist gestorben. Wie ich das Andenken eines Freundes, dessen Besitz der Tod mir entzogen hat, ewig ehre, so erinnere ich mich der Stunden, in welchen der Ungetreue mein Freund war, mit Vergnügen; ich rühme ihn, und, wenn ich auf ihn zu reden komme, so sage ich: Dieser war auch mein Freund; von diesem ward ich auch geliebt. Einen Freund, der mir wirklich durch den Tod entrissen worden ist, kann ich nicht in das Leben zurück rufen; diesen kann ich vielleicht durch mein Bezeigen wieder lebendig machen.

Um einen wahren Freund zu finden,
Und diesen Freund mit mir auf ewig zu verbinden,
Und nur auf ihn mein Glück zu gründen,

Auf

Auf ihn, dem ohne mich kein einzig Glück gefällt,
Der nicht Geheimnißvoll sein Herz vor mir verstellt,
Und, wenn ich frölich bin, sich schon für glücklich hält,
Wag ich mich in die grosse Welt.

Stutzer und Pedanten, Heuchler, und Freygeister, Verleumder und Schmeichler will ich um mich leiden, um einen Freund zu finden; und wenn ich ihn gefunden habe, will ich mit ihm über Stutzer und Pedanten, über Heuchler und Freygeister, über Verleumder und Schmeichler lachen.

Es giebt Leute, die es ihre Profession seyn lassen, sich hinzusetzen, und die Ursachen von allen Handlungen der Menschen ausfündig zu machen. Das ist keine Arbeit für mich; denn es ist wenig Vergnügen dabey. Man braucht von Natur nur ein wenig mürrisch zu seyn, so so kann man sehr leicht in die Gefahr kommen, wenn man die Herzen so gar aufmerksam durchspürt, daß man zu weit geht, und überall, wo nur Fehler und Ungereimtheiten sind, Boßheiten antrifft. Ich müßte mich hassen, wenn ich mich iemals in diese Gefahr begeben wollte. Diese Leute glauben zwar dabey zu gewinnen, indem sie klüger und schatfsinniger werden. Der Geschmack ist verschieden; ich für meine Person will lieber nicht so viel Klugheit, und desto mehr Vergnügen haben. Ein unschädlicher Irrthum, den man für eine Wahrheit hält, ist oft angenehmer, als die Wahrheit selbst.

Terenz läßt in seiner Andria einen Vater die Abbildung seines Sohnes, eines Jünglinges, machen. Er kennte, sagt er, alle, die in einer Gesellschaft mit ihm waren, leiden und ertragen; er ergab sich ihnen, er bequemte sich nach ihren Neigungen; er war niemanden entgegen, und gab sich vor keinem Menschen den Vorzug, und auf

dieſe Weiſe erwarb er ſich Beyfall und Freunde, ohne ſich Neider zuzuziehen.

Ich habe mir immer gewünſcht, und ich beſtrebe mich, ein ſolcher Jüngling zu ſeyn; allein weil dieſe Abbildung in einem gewiſſen Verſtande zweydeutig iſt, ſo will ich mich itzt weiter darüber erklären.

Das vornehmſte Geſetz meiner Handlungen iſt, der Welt zu gefallen; die Laſterhaften nehme ich aus; denn die ſind meine Geſellſchaft nicht. Dieſe Begierde geht ſo weit, daß ich nicht einmal die Narren davon ausnehme. Dieſer Grundſatz klingt wunderlich; aber ich bitte die Herren Sittenrichter mich nicht zu verdammen, ehe ſie weiter geleſen haben. Es giebt Leute, die ſo aufrichtig ſind, daß ſie zu einem Menſchen, der ihnen misfällt, hingehen und es ihm unter die Augen ſagen würden, daß er das Glück nicht hätte, ihre Gnade zu haben; allein dieſe Aufrichtigkeit iſt in der That nur eine Eigenliebe, und eine Begierde ſich allein liebenswürdig zu ſeyn. Das beſte und ſicherſte Mittel, der Welt zu gefallen, iſt dieſes, der Welt zu zeigen, daß ſie uns gefalle. Ich habe geſagt, daß ich ſo gar den Narren, weil ich doch ihre Geſellſchaft nicht immer vermeiden kann, zu gefallen ſuche, und dieſes bewerkſtellige ich dadurch, daß ich ihnen zeige, wie ſie mir gefallen. Dieſes kann ich thun, ohne niederträchtig und ihnen ähnlich zu werden; denn wenn einer weiter nichts, als ein Narr iſt, ſo hat er gewiß noch etliche gute Seiten. Dieſe ſuche ich auf, weil ſie mich vergnügen, und dieſe guten Seiten zeige ich ihm. Denn gemeiniglich iſt den Narren das Gute, das ſie an ſich haben, unbekannt, und ihr gröſzter Fehler iſt der, daß ſie noch ungereimter werden, wenn man ihnen ihre Ungereimtheiten zeigt. Vielleicht hören ſie auf, auf einer Seite ungereimt zu ſeyn, wenn ſie ſehen, daß ſie es auf einer andern

dern nicht sind. So kann man gefallen, ohne ein Schmeichler zu seyn, und ein Schmeichler seyn, und doch nicht gefallen.

Es ist wahr, es giebt Jünglinge, die in Gesellschaften immer mit sich ganz allein beschäftigt sind, und sich einbilden, daß die andern nur da sind, sie zu bewundern. Der Himmel sey der armen Gesellschaft, in der sie sind, gnädig, wenn sie reich oder vornehm sind. Da wird man sie von ihren Ahnen, von ihren Gütern, von ihren Kleidern, die sie getragen haben, und noch tragen werden, von ihren Würden, die sie einmal bekleiden sollen, von ihren Hunden, von ihren Pferden, von sich selbst, und von andern solchen vornehmen Kleinigkeiten ewig reden hören. Was geben sie sich nicht für Mühe, sich bemerken zu lassen! Sie lachen, sie plaudern, sie rauschen, sie unterbrechen andre, und alles nach ihrer Einbildung mit einer guten Art. Jede Mine, iede Stellung und Geberde ist eine Frage an die Zuschauer: Gefalle ich euch nicht? Wenn sie gleich keine Antwort darauf erhalten, so beantwortet sie doch ihre Eitelkeit selbst, und beredet sie, daß sie an allen Orten beliebt sind. Wer wollte auch ihren Verdiensten widerstehen? Ich habe Mitleiden mit ihnen. Ich kann sie weder zu den Jünglingen noch zu den Männern rechnen; sie sind ein Mischmasch von beyden. Sie haben das Feuer und die Munterkeit der Jugend, und sie würden sehr oft gefallen, wenn sich ihre Munterkeit über andre Gegenstände, als über sich allein, ausbreitete: Sie besitzen aber auch den Stolz eines Mannes, und es fehlen ihnen doch die Verdienste, die einen Mann oft veranlassen, stolz zu seyn. Ich für meine Person bin zur Zeit noch über den Stolz weg. Ich liebe mich freylich so sehr, daß ich gern von mir selbst rede; aber nur so lange, als ich merken kann, daß es andern angenehm ist, und wenn mir iemand die Wohlthat erzeigt, und sich mit mir eine Zeitlang

lang beschäfftigt hat, so bin ich dankbar, und beschäfftige mich desto länger mit ihm. Die Jünglinge würden auch alle so gesinnt seyn, wenn die Väter die Kunst zu gefallen verstünden, und nicht ihre Söhne schon in ihrer Kindheit mit ihrem männlichen Stolze ansteckten. Doch ich will davon aufhören, denn sonst möchten die Männer meynen, als wenn ich sie lehren wollte; und das lasse ich mir nicht einfallen! Sie würden mirs schlecht danken.

Ich widerspreche nicht leicht iemanden. Es gefällt den Menschen gar zu gut, wenn man das glaubt, was sie glauben. Sie wissen es einem schon Dank, wenn man nur ihrer Meynung zu seyn scheint, und sie lassen uns dafür gern die Freyheit, ihnen in Gedanken zuwider zu seyn. Man hat den Vortheil davon, daß sie unsrer Meynung wieder sind. Ich weiß nicht, was ich von vielen Leuten denken soll, die zum Widersprechen gebohren zu seyn scheinen. Ihre eignen Gedanken gefallen ihnen auf andrer Leute Lippen nicht. Sie sind niemals länger mit sich selbst einig, als andre mit ihnen uneins sind. Dieser Gattung von Menschen widerspreche ich herzlich gern; denn ich kann ihnen nicht besser gefallen. Ich verstehe mich immer mit ihnen, und wir denken im Grunde gemeiniglich einerley. Sie sind im Grunde immer meiner Meynung, und ich kann sie zu allem, wozu ich nur immer will, bereden, weil ich ihnen widerspreche, und solche Gedanken äußre, welche meinen wahren Meynungen gerade entgegen sind, und welche sie sogleich annehmen, weil sie die Meinigen nicht zu seyn scheinen. Die ehrlichen Widersprecher! Wie sie doch betrogen werden!

Diesen Grundsätzen folge ich in meiner Aufführung; aber freylich nicht ohne Absichten; denn ich möchte sehr gern den Ruhm erlangen, daß ich ein rechtschaffenes Herz besässe, und ein Jüngling wäre, der zu leben wüßte.

Druckfehler:

In dem ersten Stück liest p. 3. Ontologien für Onologien.

Leipzig, bey Johann Wendler.

Der Jüngling.

Drittes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 18 Jenner, 1747.

Heute bin ich recht frölich, und die Vorrechte der Jugend vor den andern menschlichen Altern, kommen mir deſto gröſſer vor, da ich vom schönen Geſchlechte reden will. Meine Seele beſchäfftigt itzt mehr, als ſonſt, der angenehme Gedanke, daß ich noch kein Mann bin. Wenn ich eitel wäre, ſo würde ich ſagen, daß man die Kenntniß von dem wahren Werthe der Dinge immer mehr und mehr verlieren muß, ie älter man wird. Was das Frauenzimmer für eine herrliche Erfindung der Natur iſt! Sie hat ſo viele Kunſt an demſelben verſchwendet, daß man ſchwören ſollte, wenn man ein ſchönes oder artiges Frauenzimmer ſieht: Man könnte niemals müde werden, ſeine Freude an demſelben zu haben. Männer und Greiſe aber empfinden in Geſellſchaft von Frauenzimmern ſo wenig Vergnügen darüber, als über den ſchon gewohnten Anblick des Himmels, oder grüner und blühender Felder, und ſie denken, wenn ſie bey ihnen ſind, ſo wenig daran, als an die Sonne, wenn ſie in die Höhe ſehen. Ich genieſſe alſo eine Freude mehr, als ſie, da meine Augen ſchärfer ſind, als die ihrigen, und ich wollte, daß mein Geſicht immer ſo gut bleiben möchte, weil es mir ſo viel Vergnügen ſchafft. Ich rede itzt von den meiſten Männern und Greiſen; denn diejenigen, welchen das Frauenzimmer niemals zu einer gleichgültigen Sache wird, haben etwas von dem groſſen Geiſte an ſich, den diejenigen beſitzen, welche den Geſchmack an den ſchönen Wiſſenſchaften nicht verlieren, wenn ſie gleich die Algebra gelernt haben; beide Gattungen aber ſind gleich ſelten.

Ich weis wohl, daß man uns jungen Leuten den Vorwurf macht, das Frauenzimmer mache uns darum ſo viel

Vergnügen, weil der Anblick desſelben uns etwas Neues und Ungewöhnliches ſey. Dieſer Vorwurf kömmt mir ſo unrichtig vor, als er mir diejenigen lächerlich macht, welche ihn vorbringen. Denn er läßt mich ſchließen, daß ihnen das Frauenzimmer in ihrer Jugend nicht darum gefallen hat, weil es wirklich Reizungen und Schönheiten beſitzt, ſondern weil es ihnen etwas Neues und Ungewöhnliches geweſen iſt, ein Frauenzimmer zu ſehen. Die armen Leute! Sie müſſen wohl als Knaben keine artigen kleinen Mädchen, und ſonſt vielleicht kein Frauenzimmer, als eine alte runzelnvolle Mama geſehen haben. In dem Falle iſt es kein Wunder, wenn ihnen ein Frauenzimmer eben ſo etwas Neues, als dem Sohne des Bruder Philipps geweſen iſt, als er daſſelbe nach einem zwanzigjährigen Aufenthalte in Wäldern zum erſtenmale ſah. Mir iſt das Frauenzimmer itzt nichts neues, und ſein Anblick macht mich immer noch auſſerordentlich vergnügt. Ich erinnere mich wohl, wie ich als ein kleiner Knabe frölich und ſtolz war, wenn ich von meinem Glücke ganz eingenommen, mit dem Hute unter dem Arme ein Mädchen von meinem Alter führte, oder neben einem erwachſenen Frauenzimmer den Hals in die Höhe hob, und mich länger zu machen ſuchte, um demſelben recht ins Geſichte ſehen zu können.

Nach dem, was ich geſagt habe, darf man nicht tiefſinnig ſeyn, um herauszubringen, daß mir das Frauenzimmer ſehr gefällt. Dieſes leugne ich nicht, ob ich gleich weis, daß die Moraliſten, und andre ſolche geſetzte Männer, wenn ich anders einige zu Leſern habe, mein Blatt ſchon weggeworfen haben werden, weil ich vom Frauenzimmern rede. Wenn ein andrer, als ich, den Jüngling ſchriebe, ſo würde ich es ihm gar nicht vergeben können, daß er nicht ſchon im erſten und andern Blatte ganz allein vom ſchönen Geſchlechte geredet hätte; denn ich vergebe mirs ſelbſt kaum. Das Frauenzimmer iſt eine ſo reiche Materie,

als die Natur, die immer unerschöpflicher wird, ie mehr man sie kennen lernt. Es gefällt mir dasselbe sowohl, daß es mir immer sehr leicht und geläufig ist, von den Dingen, wovon ich spreche, Vergleichungen mit dem Frauenzimmer anzustellen, und es geht mir, wie den Dichtern, welche vordem, wenn sie ihren Gebieterinnen eine Schmeicheley sagen wollten, sie beständig mit Sonnen und Sternen verglichen.

Ich denke nun, die meisten werden, wenn sie bis hieher gelesen haben, sich fest einbilden, daß ich sterblich in ein Frauenzimmer verliebt seyn müsse, weil ich noch nichts Böses von demselben gesprochen habe. Denn das ist in der Meynung der meisten schon eine ausgemachte Sache, daß man dem schönen Geschlechte nichts Gutes nachsagen kann, ohne zu lieben. Ich könnte mir diese Uebereilung der Welt gefallen lassen; manchen Schönen könnte ich dadurch einen Gefallen erzeigen, indem sie sich die angenehme Vorstellung machen könnten, daß sie vielleicht in mir einen Anbeter mehr hätten. Allein ich will ich ihnen keine falsche Freude machen, und es ihnen frey gestehen, daß ich zur Zeit mein Herz nicht länger, als einige Stunden missen kann, und keine Lust habe, die Gewalt, mit demselben anzufangen, was ich will, aus den Händen zu lassen.

Die Liebe, die ich weiter nicht, als aus den Beschreibungen kenne, sieht mir zu gefährlich aus, als daß ich glauben könnte, wir würden wohl noch einmal gute Freunde werden. Man redet so viel von Unruhen, Seufzern, Klagen, Schmerzen, und Martern, welche die Liebe begleiten sollen, daß einem Jünglinge, der die Freude liebt, wohl Angst vor derselben werden muß. Ich danke für Schmerzen und Martern; ich weis meine Zeit vergnügter zuzubringen. Ich habe wohl noch keine Liebhaber gesehen, die die Liebe umgebracht hätte; ich habe so gar Verliebte gekannt, die mitten unter ihren Seufzern und Unruhen fett

geworden sind. Allein ich kenne nicht alle Liebhaber, und ich weis auch nicht, ob ich eine so gute und dauerhafte Natur habe, als andre. Ueberdieß kenne ich einige, die sich zwar kein Leid zufügten, dennoch aber niemals recht munter waren, wenn sie sich nicht bey ihren Geliebten befanden, und welche oft unter der größten Freude die aufgeräumtesten Gesellschaften verließen, weil sie liebten; und ich für meine Person bin nicht willens, die Lust einer Gesellschaft zu unterbrechen. Es ist wahr, ich habe bey manchem Frauenzimmer geseufzet, und mich bedauert, wenn es allzuviel unbarmherzige Minen gemacht hat, wo ich gnädige Augen erwartet habe; allein die Wahrheit zu sagen, es ist lauter Verstellung gewesen, und ich habe mich im Herzen so wenig betrübt, so wenig ihr Herz vielleicht Lust an der Unbarmherzigkeit hatte.

Die Zurüstungen und Anstalten, die ein Mensch macht, welcher anfängt, verliebt zu werden, kommen mir fast so gefährlich vor, als die Liebe selbst. Der Anfang der Liebe soll, wie man sagt, die Blödigkeit, und die Furchtsamkeit seyn. Man erzählet so gar von Helden, welche sich vor allen ihren Feinden nicht gescheuet, daß sie oft gezittert haben, wenn sie ihren Gebieterinnen unter die Augen gehen sollen. Ich weis nicht, was ich von diesen Zufällen denken soll, so viel weis ich aber, daß sich die Liebe dadurch bey mir in kein grosses Ansehen setzt. Ich weis es, was es mir für Mühe gekostet hat, meine natürliche Furchtsamkeit zu überwinden. Es ist so gar lange nicht her, daß man mir den Vorwurf gemacht hat, ich wäre zu blöde. Ich bin nunmehr dreister und verwegner, und ich sollte, um zu seufzen, und Martern ausstehen zu können, wieder anfangen, blöde zu werden? Man giebt zwar vor, daß diese Furchtsamkeit ein Mittel sey, dem schönen Geschlechte zu gefallen; allein ich besinne mich nicht, daß zur Zeit einem Frauenzimmer meine Munterkeit misfallen habe.

Ich

Ich empfinde in mir eine ſtarke Neigung zur Billigkeit, und ich glaube in der Liebe eine groſſe Ungerechtigkeit wahrgenommen zu haben. Wenn iemand der Anbeter einer Schönen wird, und die Liebeserklärung einmal vorbey iſt, ſo ſoll auch alles übrige Frauenzimmer das Recht, ihm zu gefallen, verlohren haben. Die Schönen verlangen es zum wenigſten, und die Gewohnheit und das Bezeigen der meiſten Liebhaber beſtätigen ſolches. Der Liebhaber ſoll für ſeine Gebieterinn allein Augen haben, und eine iede andre Schöne ſoll ihm, wo nicht gar häßlich, zum mindeſten doch nicht liebenswürdig vorkommen; mit einem Worte, er ſoll ihre Schönheit nicht ſehen. Ich weis, daß es ein kleiner Fehler der meiſten Frauenzimmer iſt, daß man einem ieden unter ihnen allein zu gefallen ſuchen ſoll; allein ob gleich dieſer Fehler durch viele andre Tugenden erſetzt wird, und eben daher rührt, daß die meiſten mehr liebenswürdiges zu beſitzen glauben, als andre, ſo bleibt doch ſolches immer ein Fehler, der mich nicht verführen ſoll, ungerecht zu werden. Ich kann mich in dieſe Unbilligkeit nicht finden, und ich begreife' nicht, warum mir ein blondes Mädchen miſsfallen ſoll, weil mir ein braunes gefallen hat. Dieſes Frauenzimmer hat die ſchönſten Haare von der Welt; es gefällt mir; eine andre Schöne kann auf dieſe Schönheit nicht ſtolz ſeyn; allein ſie hat zwey allerliebſte Grübchen in ihren Wangen; ſie gefällt mir auch. Bin ich nicht billig? Wenn ſie mir nicht gefallen ſollte, ſo käme mir ein ſolches Verlangen nicht gerechter vor, als wenn man mir zumuthete, daß ich keinen Rheinwein trinken ſollte, weil mir der Burgunder ſchmeckt. Ich will alſo immer gerecht bleiben.

Ich hoffe, mit ſolchen Betrachtungen werde ich mich mit aller Sicherheit unter alle Schönen wagen, und Herr über mein Herz bleiben können. Man ſage mir nicht, die Liebe habe wohl eher diejenigen, welche ſtolz genug ge-

weſen, ihr zu widerſtehen, ſo weit gebracht, daß ſie ihren Trotz bereuen müſſen. Dieſes hat ſeine Richtigkeit, und ich kenne die Gedichte, worinnen ſolches bewieſen worden iſt. Allein die meiſten von ihnen haben es auch ſo angefangen, daß es der Liebe leicht geworden iſt, ihren Trotz zu demüthigen. Sie haben etwan ihre Zuflucht zur Philoſophie genommen, und da haben ſie ſich gleich an eine Göttinn gewandt, die immer im Streite mit der Liebe den Kürzern ziehen müſſen. Andre haben die Flucht vor dem Frauenzimmer ergriffen, und die guten Leute haben nicht eher überlegt, daß ein fliehender Feind ſchon überwunden iſt, bis ſie in aller Eil wieder umgekehrt ſind. Andre haben gewiß geglaubt, vollkommen ſicher zu ſeyn, wenn ſie ſich die Reizungen des ſchönen Geſchlechtes, als vergängliche Kleinigkeiten vorſtellten, und ſich unter den Schutz der Anatomie begäben. Sie möchten ſicher geweſen ſeyn, wenn etwas, deſſen Schönheit man in Gedanken zu zernichten ſuchte, darum nicht ſchön bliebe. Ich meines Orts bin für der oben beſchriebenen Liebe ſicher, weil mir alles, was ſchön iſt, gefällt.

Ich bitte das ſchöne Geſchlecht, aus dem, was ich geſagt habe, die Folge nicht zu ziehen, daß ich ſehr ſtolz ſeyn müßte, weil ich auf mein Herz ſo viel hielte, und immer die freye Gewalt über daſſelbe behaupten wollte. So eitel bin ich nicht. Ich bin ſogleich willig, mein Herz wegzugeben, wenn ich bey Frauenzimmern bin; allein weil ich keinen ſo groſſen Werth auf daſſelbe lege, daß ich ihnen mit dieſem Geſchenke eine groſſe Wohlthat zu erzeigen glaubte, ſo nehme ich daſſelbe wieder zurück, wenn ich von ihnen weggehe. Was ſollten ſie in meiner Abweſenheit mit demſelben anfangen? Ich ſehe daſſelbe, als eine Kleinigkeit an, die ich ihnen verehre, und die nicht ſo viel werth iſt, daß ſie ſich über ihren Verluſt kränken dürften. In dieſem Verfahren bilde ich mir ein, meine groſſe Liebe

be zur Gerechtigkeit deutlich zu beweisen, und ich glaube, daß es nichts anders heißt, wenn man es übersetzt, als alles, was schön ist, erkenne ich für schön. Bin ich bey einem Frauenzimmer in Gesellschaft, so ist es meine vornehmste Sorge, ihm zu beweisen, daß es in einem oder dem andern Stücke schön ist. Wenn ich bey Selinden bin, so rede ich mit ihr von Selinden, wenn ich Doris besuche, so spreche ich nicht von Chloen, und befinde ich mich bey Chloen, so vergesse ich es bey ihr, daß mir Phyllis gefallen hat. Wenn ich ein schwarzes feuriges Auge sehe, das die Gütigkeit für mich hat, und mich ansieht, so lasse ich ihm meine Minen antworten: mein liebes schwarzes Auge, du bezauberst mich, und zum dem blauen schmachtenden Auge sage ich: du rührst mich. Das schwarze und blaue Auge wird mir zugestehen, daß ich beidemal Recht habe.

Damit ich mich dem schönen Geschlechte destomehr empfehlen möge, so will ich ihm hier die Erklärung thun, daß ich vielen meinen Mitbrüdern, andern Jünglingen, ganz ähnlich bin, welche die Gesellschaft des Frauenzimmers suchen, und sich Mühe geben, ihnen zu gefallen, nicht darum, weil sie der Schönheit Gerechtigkeit wiederfahren lassen wollen, sondern weil sie eitel sind, und sich auf ihre kleine Person viel zu Gute thun. Wenn sie nicht wüßten, daß sie sich dadurch unter unserm Geschlechte bey vielen in ein grosses Ansehen setzten, wenn sie sich rühmen könnten, daß sie einem Frauenzimmer gefallen hätten, so bin ich gewiß, daß sie keinem einzigen Frauenzimmer ihre Westen zeigen, oder einige Schmeicheleyen vorsagen würden. Ihr Hochmuth ist es, warum sie gern Eroberer seyn wollen. Sie gleichen den meisten andern Helden vollkommen. Wie diese die Absicht nicht haben, die Länder, die sie angreifen, glücklich

zu

zu machen, sondern zufrieden sind, und wer weis, was für Wunder gethan zu haben glauben, wenn sie Ueberwinder genannt werden, so bekümmern sich die galanten Eroberer eben so wenig darum, ob sie einem Frauenzimmer durch die Lobsprüche ihrer Schönheit ein Vergnügen gemacht haben, oder nicht, wenn sie sich nur rühmen können, daß sie demselben nicht misfallen. Ihre Eitelkeit ist auch leicht befriedigt, indem sie sich schon für glücklich halten, wenn ihnen nur ein Frauenzimmer die Thüre nicht weisen läßt. Von diesen Jünglingen bin ich weit unterschieden, und ich habe von einem galanten Helden einen eben so schlechten Begriff, als von einem solchen politischen Eroberer, dessen Absicht es nicht ist, die besiegten Länder glückselig zu machen.

Das schöne Geschlecht wird durch die Liebeserklärungen, die ich allen artigen Frauenzimmern thue, ein wenig wider den Jüngling aufgebracht werden. Wie viele Jünglinge werden unter diesem Zorne leiden müssen, weil die Schönen nothwendig gegen uns alle werden mistrauisch und erzürnt werden, indem sie nicht wissen, welcher Jüngling diese Blätter schreibt. Diese kleine Schadenfreude soll mir alles Vergnügen, das ich etwa bey dem Mangel einer ernstlichen Liebe verliere, ersetzen. Damit die Schönen mit ihrem Zorne desto gewisser gehen mögen, so will ich ihnen sagen, daß ich unter den Jünglingen bin, welche sehr eilfertig mit dem Lobe ihrer Reizungen sind. In der That, Mesdames, ihre Ungewißheit, welchen Jüngling ihr artiger Zorn treffen soll, wird mir viel Vergnügen machen.

Leipzig, bey Johann Wendler.

Der Jüngling.

Viertes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 25 Jenner, 1747.

Ich glaube, daß man von einem Vergnügen, welches unſere Seele mit vielen angenehmen Empfindungen erfüllet hat, nicht lange genug reden, und das Andenken deſſelben nicht ſorfältig genug erhalten kann. Ich habe ein ſo groſſes Verlangen, alle Menſchen glücklich zu ſehen, daß auch nur ein einziger vergnügter Menſch für meine Menſchenliebe der anmuthigſte Anblick iſt; man kann ſich alſo leicht vorſtellen, wie groß meine Freude geweſen ſeyn müſſe, als ich in den verfloßnen Wochen eine ganze volkreiche Stadt frölich geſehen habe.

Die Vermählung einer groſſen Sächſiſchen Prinzeſſinn mit einem Prinzen, unter deſſen Herrſchaft dereinſt ſo mächtige Länder und Königreiche ſtehen ſollen, und der Durchzug derſelben durch unſere Stadt haben dieſe allgemeine Freude des Volks verurſachet. Die nähere Verbindung ſo groſſer Häuſer, welche in den Augen aller vernünftigen Patrioten die wichtigſte Veränderung iſt, und in das Glück beyder Staaten keinen geringen Einfluß haben muß, beſchäfftigen noch itzt die Aufmerkſamkeit unſerer Stadt. Ich habe die letzten Tage daher weniger, als ſonſt, in Geſellſchaften geredet, um die verſchiednen Ausbrüche der allgemeinen Freude zu bemerken, und alle meine Geſpräche haben in Fragen beſtanden, was denen, die ich in der Welt kenne, bey dieſer groſſen Begebenheit und bey dem Durchzuge der Prinzeſſinn merkwürdig vorgekommen iſt. Ich glaube, daß ich meinen Leſern dadurch, daß ich ihnen die Anmerkungen und Empfindungen mittheile, welche bey dieſer Gelegenheit in mir veranlaſſet worden

 ſind,

sind, einen eben so grossen Gefallen erzeige, als wenn ich ihnen die sinnreichsten und munterſten Einfälle über eine andre Materie sagte. Ich glaube, daß es einem wöchentlichen Schriftsteller eben so sehr zu verdenken ist, wenn er bey einer solchen Begebenheit ganz davon stille schweigt, als es denen übel zu nehmen ist, welche dabey entweder gar keine, oder eine sehr geringe Aufmerksamkeit bezeigt haben.

Ich bin mit denen sehr unzufrieden, welche bey diesem merkwürdigen Vorfall auf ihren Studierzimmern ihre angefangenen Sorites fortgesetzet haben, oder sich in ihren Gewölbern in ihren Rechnungen nicht stören lassen, oder bey ihrem Glase Wein in Ruhe geblieben sind, ohne ihre Aufmerksamkeit auf einen wichtigern Gegenstand, als auf sich allein, zu richten. Ein Philosoph, der die Beschäfftigung mit einer philosophischen Kleinigkeit dem Eifer vorzieht, sich mit andern gesellschaftlich zu freuen; ein Wucherer, der so sehr an seinen Rechnungen gefesselt ist, daß ihn eine solche Begebenheit nicht einmal davon abbringen kann, und ein Mensch, der einer persönlichen Ergötzlichkeit, welche er auch den Tag darauf noch geniessen kann, die gemeinschaftliche Empfindung eines allgemeinen Vergnügens aufopfert, machen in meinen Augen eine sehr lächerliche Figur. Ich halte es für eines von den wichtigsten Geschäfften, die man in den vergangenen Tagen hat vornehmen können, und so gar für eine Art von Pflicht rechtschaffener Unterthanen, die allgemeine Freude der Stadt zu bemerken und seine Freude mit der ihrigen zu vereinigen.

Die Liebe der Unterthanen gegen ihre Beherrscher äussert sich niemals augenscheinlicher, als bey solchen ausserordentlichen Begebenheiten. Sie zeigt sich zwar auch in einer ordentlichen und genauen Erfüllung der bürgerlichen Pflichten; allein dieses verursachet doch keinen geringen

gen

gen Unterſchied in den Beweiſen dieſer Liebe, daß ihnen die bürgerlichen Pflichten anbefohlen werden, da ſich hingegen ihre Herzen die Pflichten, ſich über das Glück ihrer Beherrſcher zu freuen, ſelbſt vorſchreiben. Aus der Beobachtung des bürgerlichen Gehorſams kann man nicht allezeit die Folge ziehen, daß die Unterthanen ihre Fürſten lieben. Das Herz kann weit davon entfernet ſeyn und unter der Erfüllung deſſelben ſeufzen; allein die Freudenbezeigungen, zu welchen ſie nicht durch den weltlichen Arm gezwungen werden, ſind gewiß zugleich als Beweiſe der Ehrfurcht, und zugleich als Zeugniſſe von der Liebe der Unterthanen gegen ihre Monarchen anzuſehen. Wie viele Urſachen hat ein Fürſt mit ſeiner Regierung zufrieden zu ſeyn, wenn ſeine Unterthanen ihm auch ihre freywillige Freude als eine Pflicht ſchuldig zu ſeyn glauben! Einer ſolchen Freude wird alles an ſeiner Perſon koſtbar und wichtig, und eine ſolche Freude glaube ich an den Unterthanen unſers Königes, bey dem Durchzuge ſeiner groſſen Tochter durch unſere Stadt, bemerkt zu haben.

Ehe noch der Tag erſchien, an welchem die Dauphine kommen ſollte, war dieſelbe ſchon der Gegenſtand aller Geſellſchaften, und der Inhalt aller Unterredungen. Die Freude ward aber an dem Tage ihrer Ankunft noch vollkommner. Sie breitete ſich durch alle Stände aus, und die Vornehmen und die Niedrigen ſuchten ſie durch ihr Bezeigen kenntlich zu machen. Die Anſtalten zu dem Empfange der Dauphine können Zeugen davon ſeyn. Ich habe bemerkt, daß verſchiedne Bürger mit einem beſondern Eifer ihr Vergnügen über dieſe Vermählung auch in ihrem äuſſerlichen Aufzuge von andern zu unterſcheiden ſuchten. Die Hauptleute, welche die Bürger anführten, und die Marſchälle, welche vor der Muſik hergiengen, nahmen ſich auſſer denen, welche die Prinzeſſinn perſönlich empfangen müſſen, mit ihren neuen und prächtigen Kleidungen vor allen übrigen aus.

Die Aufmerksamkeit war allgemein. Selbst die Zerstreuten, welche sonst entweder auf nichts, oder auf sich allein denken, haben ihrer Seele die Gewalt angeth[illegible], aufmerksam zu seyn, und auch diejenigen, welche so Leute bestellen, die sich um dasjenige, was ausser ihnen in der Welt vorgeht, an ihrer Statt bekümmern müssen, haben sich die Mühe genommen aus ihrem Schlafe zu erwachen, und sich umzusehen. Die Menge des Volks, das sich von allen Orten her nach dem Wege zudrängte, auf welchem die Dauphine kommen mußte, und die Zuschauer, welche in der Strasse, durch welche sie fuhr, alle Fenster über einander erfüllten, waren ein sehr angenehmer Anblick für mich. Die zärtlichsten Frauenzimmer, welche sich sonst noch so sehr vor der Kälte fürchteten, trotzten sie itzt auf ihren Altänen. Ich muß gestehen, daß die ehrerbietige Neubegierde des Volkes, welches immer einander bald heimlich und bald laut fragte, wenn es von ferne eine Kutsche hörte, ob nunmehr die Dauphine käme, einen vortheilhaften Eindruck von seiner Liebe gegen den Hof in mich machte, und mein eignes Vergnügen immer mehr und mehr vergrösserte.

Es ist dem menschlichen Herzen sehr natürlich, daß es diejenigen, welche es verehren muß, zum wenigsten zu sehen wünscht, wenn es keine nähere Kenntnis von ihnen erhalten kann. Man hat aus der Geschichte angemerkt, daß in allen Reichen, wo sich die Monarchen als Götter verborgen gehalten, und sich dem Volke oft ihre ganze Regierung hindurch nicht gezeigt haben, eine solche majestätische Unsichtbarkeit der Liebe ihrer Unterthanen gegen sie immer sehr nachtheilig gewesen sey, und die Ehrfurcht und Unterwürfigkeit darum nicht immer vergrössert habe. Die Gnade der Dauphine, wegen der Freude der Unterthanen ihres grossen Vaters, hat auch in diesem Stücke das Vergnügen der Stadt noch mehr erhoben. So bald ihr Wagen vor die Stadt kam, so fuhr er langsam, und die Fenster

ſter waren auf beyden Seiten niedergelaſſen, damit den Zuſchauern die Bemühungen ſie zu ſehen erleichtert würden. Sie bezeigte aus ihrem Wagen gegen alle Anweſende ihr gnädiges Wohlgefallen über die Ehrfurcht, die man ihr erwies, und ſetzte die Kennzeichen ihrer Gnade den ganzen Tag fort. Als auf dem Abend der Fürſtinn zu Ehren auf dem öffentlichen Markte eine Muſik aufgeführet wurde, ſo verließ ſie ihr Fenſter ſo lange nicht, als die Muſik dauerte, und äuſſerte auch durch ihre Geſpräche ihr Wohlwollen über dieſe Freudenbezeigung der Stadt.

Das Freudengeſchrey, in welches diejenigen ausbrachen, die von dem Vergnügen ihre Prinzeſſinn zu ſehen, ganz eingenommen waren, war derſelben nicht unangenehm. Ich kann mich mit den ſtrengen und verdrießlichen Sittenrichtern nicht vertragen, welche ſich wegen der kleinen Ausſchweifungen, die dabey vorgefallen ſind, ſehr ungehalten bezeigen. Ich billige dieſelben nicht; allein die Freude iſt eine Leidenſchaft, die nicht allezeit den Geſetzen einer kaltſinnigen Vorſichtigkeit folgt, und die nicht immer ſo ſehr beherrſcht werden kann, daß ſie nicht zuweilen gleich über ihre Grenzen gienge, wo ſie nur heftig ſeyn ſollte.

Sobald die Dauphine vor den verſammleten Zuſchauern vorbey war, ſo ſahe man, wie ſich die Anweſenden überall ihre Anmerkungen über dasjenige mittheilten, was ſie bey dem Einzuge derſelben wahrgenommen hatten. Ich hatte eine beſondere Freude über einen alten ehrlichen Bürger, von welchem ich nicht weit entfernet ſtund, der über das leutſelige Bezeigen der Dauphine für Entzücken ganz auſſer ſich war, und mit einem frölichen Unwillen zu ſeinem Nachbar ſagte, warum doch der Dauphin nicht lieber nach Sachſen kommen könnte, damit man eine ſo gnädige Prinzeſſinn nicht verlieren dürfte!

Als den Morgen darauf die Prinzeſſinn die Reiſe wieder antrat, ſo habe ich wahrgenommen, daß ſelbſt diejenigen,

welche ſonſt eben ſo grauſam gegen ſich nicht verfahren, daß ſie ſobald vom Schlafe erwachen ſollten, ſehr früh fortgeeilet ſind, und ſich die Wachen ſo gar nicht abhalten laſſen, die Dauphine vor ihrer Abreiſe noch zu ſehen, ob ſie dieſelbe gleich ſchon einmal geſehen hatten, um ſich ihr Bild in ihrem Gedächtniſſe noch lebhafter und beſtändiger zu machen. Dieſen Eifer, ſeine Ehrfurcht und ſeine Liebe gegen ſeine Beherrſcher auszudrücken, billige ich ſo ſehr, als die ſchwachen und niedrigen Thöne eines Dichters, der, ſo unvermögend ſeine Muſe auch iſt, doch ein ſo gutes Herz hat, daß er ſeine Freude nicht verſchweigen will, wenn er dieſelbe auch nicht ſchön ſagen kann.

Die Dauphine verweilte ſich für das Verlangen der Stadt ſie zu ſehen und ihre Perſon zu bewundern, eine allzu kurze Zeit, als daß man ſobald hätte aufhören können, ſich in Geſellſchaften von ihr und ihrem Durchzuge zu unterhalten. Aus dieſen Unterredungen habe ich immer mehr und mehr Beweis von der Liebe der Sachſen gegen ihre Beherrſcher, die allen Ländern bekannt iſt, ziehen können. Man hat zeither in Geſellſchaften denen am liebſten zugehöret, welche am meiſten von der Vermählung und von dem Durchzuge der Dauphine zu ſagen gewußt haben. Dieſe Zeit iſt für manchen ein ſehr glücklicher Zeitpunkt geweſen, der es vor dem mit aller ſeiner Mühe nicht dahin bringen können, daß er unter andern bemerkt worden wäre, itzt aber zu ſeinen Geſprächen von dieſer Begebenheit alle Anweſende zu aufmerkſamen Zuhörern bekommen hat. Selbſt denen, welche bey Zuſammenkünften ſobald unerträglich werden, als ſie die Lippen zu bewegen anfangen, haben durch Nachrichten von der Prinzeſſinn ihrem verfallenen Anſehen wieder aufhelfen können. Die Fremden, welche bey den feierlichen Begebenheiten in Dresden Zuſchauer abgegeben haben, ſind vollkommne Geſellſchafter geweſen. Man hätte ſich umſonſt Mühe geben ſollen, durch die geiſtreichſten Scherze die Aufmerk-

merkſamkeit der Geſellſchaften zu der Zeit auf ſich zu ziehen, wenn ein Fremder von der Pracht und Freygebigkeit des Franzöſiſchen Abgeſandten geſprochen, der nicht allein die prächtige Bekleidung ſeines Baldachins, ſondern auch alle Koſtbarkeiten ſeines Tafelzimmers dem freudigen Volke Preis gegeben hat.

Ich habe in den Unterredungen der Geſellſchaften von dieſer Materie einen wichtigen Unterſchied bemerket. Einige Geſpräche hielten ſich bey den äuſſerlichen Ceremonien und andern ſolchen Merkwürdigkeiten mit einem Eifer auf, der ſie munter und angenehm machte. Die kleinſten Umſtände, welche man bey andern Begebenheiten überſehen würde, weil das Herz keinen Antheil daran nimt, wurden durch die Liebe gegen den Hof zu ſo wichtigen Gegenſtänden, an welchen oft ſelbſt wieder etwas neues bemerkt wurde. Man hat ſo genau auf alles gemerkt, daß ich glaube, man könnte von dem Wagen der Dauphine, von den Pferden, und andern ſolchen Umſtänden eine eben ſo ausführliche Beſchreibung machen, als Homer von den Zeptern, von den Wagen und Pferden ſeiner Helden macht, und ſie würde unter uns eben ſo ſehr gefallen, als die Homeriſchen Beſchreibungen zu ſeiner Zeit gefallen haben. Ein guter Freund hat mir den Streit von zwey Frauenzimmern erzählt, der mich ungemein vergnügt haben ſollte, wenn ich ihn ſelbſt angehört hätte. Sie haben mit einiger Hitze gegen einander geſtritten, von welcher Farbe das Pelzwerk an dem Umhange der Prinzeſſinn geweſen ſey? Eine Schöne hat ſich für die graue Farbe, und die andre für die weiſſe Farbe erklärt. Der Hiſtoricus ſetzte in einem ſcherzhaften Tone hinzu, der Streit ſey ſo hitzig geworden, daß man unter beyden Familien Spaltungen zu befürchten habe. Die eine Parthey überwiege die andre, weil ein Liebhaber der einen Dame, welchem ſie darum auch den Vorzug vor ihren andern Anbetern gegeben, den glücklichen Einfall gehabt, zu behaupten, daß die Farbe

grau gewesen. Wenn man aber über die Hitze, mit welcher in Gesellschaften oft über kleine Umstände gestritten worden ist, nicht scherzen, sondern, ohne finster zu werden, über ihre Ursachen vernünftig nachdenken will, so gereichet den Zuschauern diese Hitze selbst zur Ehre. Sie suchen sich dadurch von dem Verdachte zu retten, daß sie bey einer solchen Begebenheit nicht Aufmerksamkeit genug bezeiget hätten, und die Aufmerksamkeit auf die kleinsten Umstände bleibt folglich allemal ein Kennzeichen der Hochachtung und Ehrfurcht, die sie gegen die Dauphine äussern wollen.

Eine andre Gesellschaft, welche ich nach der Abreise der Prinzessinn besuchte, ließ sich durch die Gespräche von den Feyerlichkeiten dieser Vermählung und des Durchzuges auf Unterredungen führen, die das Grosse dieser Begebenheiten näher angiengen. Man unterredete sich darinn von den Folgen, welche diese Vermählung haben könnte, von ihrem Einfluß in das gemeinschaftliche Glück beyder Staaten, von den Vortheilen, die vielleicht der Handlung bevorstünden, von der Freundschaft zwey verschiedner Völker, die gemeiniglich grösser und vertraulicher wird, wenn sich die Familien ihrer Beherrscher näher mit einander verbinden, und endlich von den Vortheilen, welche vielleicht für den größten Theil von Europa daraus erwachsen könnten. Man unterhielt sich von diesen Materien mit der vernünftigen und anständigen Bescheidenheit solcher Personen, welche bereit sind, die Fürsten immer noch für weiser, als sich, zu halten, wenn sich dieselben in ihren Unternehmungen auch nicht nach den Entwürfen richten sollten, die in den Gesellschaften gemacht werden. Aus dieser bescheidnen Vorsichtigkeit nahm vermuthlich die Antwort eines Mannes ihren Ursprung, die er mir auf meine Frage, was bey diesen politischen Gesprächen seine Meynung wäre, mit einem lächelnden Gesichte ertheilet: Mein Herr, die Kutsche, worinn die Prinzessinn fuhr, war stark vergoldet.

Leipzig, bey Johann Wendler.

Der Jüngling.

Fünftes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 1 Febr. 1747.

Die Sorge iſt beynahe der einzige Fehler, den uns die Alten nicht vorrücken. Sie haben aus dieſem Fehler ſo gar eine Tugend gemacht, und verweiſen es uns, daß wir uns dieſe Tugend nicht zu erwerben ſuchen. Ich habe dieſe Vorwürfe immer ſehr gelaſſen angehört. Vielleicht ſind ſie mir ſo gar lieber, als der Ruhm, den ich von den Alten zu hoffen hätte, wenn ich mich ihnen gleich ſtellen wollte. Er würde mich einen groſſen Theil meiner Zufriedenheit koſten.

Seitdem ich ein Schriftſteller geworden bin, bin ich noch eben ſo geſinnt, als vorher; obgleich einer meiner guten Freunde, dem man Schuld giebt, daß er auſſerordentlich beqvem iſt, mir das Gegentheil prophezeyt hat. Wenn Sie ein Autor werden wollen, ſagte er, ſo entſchlieſſen Sie ſich nur, ihrer Ruhe und ihrer Zufriedenheit zu entſagen. Sie werden bald aufhören, der muntre und fröhliche Jüngling zu ſeyn, deſſen Beſchäfftigung nur das Vergnügen iſt. Sie werden mit der ungewiſſen Ehre eines Schriftſtellers alle ſeine Autorſorgen übernehmen; und ich glaube nicht, daß die Autorſorgen die angenehmſten ſind. Ich begriff es in der That nicht, was er unter den Autorſorgen eigentlich verſtand. Ich weis es auch noch nicht; und ich habe doch nun ſchon vier Blätter geſchrieben. Meine Freunde haben es noch nicht an mir gemerkt, daß ich etwas auf dem Herzen hätte. Ich habe in dieſen vier Wochen noch keine einzige Geſellſchaft ausgeſchlagen, und ich bin noch eben ſo erfindſam in neuen Vergnügungen, als vorher. Ich mag alſo wohl noch kein rechter Schriftſteller ſeyn. Die einzige kleine Unruhe, die ich habe, iſt die Begierde, zu wiſſen, was die Leute von mir ſagen. Ich bringe deswegen manche halbe

Stunde in dem Laden meines Verlegers zu; und wer mich sehen will, kann mich daselbst nach Tische von zwey bis drey Uhr antreffen. Wir wollen eben nicht zu genau untersuchen, ob ich nicht vielleicht hauptsächlich deswegen dahin gehe, weil ich etwas gutes von mir hören will. Ich habe mir eingebildet, daß ich mir alle Urtheile zu Nutze machen würde, und daß ich nicht begieriger wäre, mich loben zu hören, als zu erfahren, worinn meine Leser mit mir unzufrieden sind.

Wenn ich nur Lobsprüche einerndten wollte; so würde ich vielleicht noch sehr lange umsonst warten müssen. Ich habe wohl Käufer gesehen, die den Kopf schüttelten, als der Verleger für einen halben Bogen acht Pfennige forderte. Ich habe wohl gehört, daß einer, den ich damals in meinem Leben zum erstenmal sah, die Ehre haben wollte, den Verfasser des Jünglings genau zu kennen, und daß ein anderer das Frauenzimmer ganz richtig errathen hätte, um dessen Beyfall der Jüngling sich so viel Mühe gäbe, welches, wie ich in meinem ersten Blatte gesagt, die Komödien besuchte, und bey dem Anfange der gewöhnlichen Nachspiele herausgienge. Ich habe einen andern gesehen, welcher sich für seinen halben Batzen sehr sorgfältig erkundigte, wer die Verfasser wären, wie lange sie es fortsetzen wollten, und ob das Werkchen noch gienge. Dieser schien mir ein Autor zu seyn, und, wenn er nicht so ernsthaft ausgesehen hätte, so hätte ich geglaubt, er wartete darauf, daß meine Wochenschrift aufhören sollte, um selbst eine andre anzufangen. Aber mit Lobsprüchen bin ich bisher noch verschont worden.

Als ich neulich bey meinem Verleger stand, trat ein Mann zu uns herein, der nicht mehr jung, aber zur Ersetzung dessen sehr gelehrt aussah, und ihn fragte, ob er nicht der Verleger des Jünglings wäre. Hierauf zog er ihn in einen Winkel, sagte ihm einige Worte ins Ohr, und schielte mich dabey sehr mistrauisch an, als wenn er befürchtete, daß ich ihnen zuhorchte. Nachdem er ihm ganz heimlich etwas in die Hand gesteckt hatte, bückte er sich, und gieng weg. Ich hatte mir nicht eingebildet, daß dieser ansehnliche Mann sich um

mich

mich bekümmern könnte. Ich wunderte mich also nicht we-nig, als mein Verleger mir einen Brief gab, welchen er von diesem gelehrten Mann für mich bekommen hatte. Aber, wie lächerlich war es mir nicht, daß dieser Herr Jacob Stein-bruch, denn so hatte er sich unterschrieben, sich für meinen ehe-maligen Hofmeister ausgeben wollte. Dieses war die erste Wichtigkeit, welche er mir zu entdecken hatte, und der Ein-gang zu allen den hofmeisterlichen Vorstellungen, die er mir in der Fortsetzung seines Briefes zu thun willens war. Er hätte sich, sagte er, an der Beschreibung, die ich in meinem zwey-ten Stücke von ihm gemacht, sehr bald erkannt. Der alte verschlagne Fuchs könnte kein andrer seyn, als er. Der un-besonnene Jüngling, der sich selbst so offenherzig und unvor-sichtig beschrieben hätte, wäre kein andrer, als sein ehmaliger Untergebner. Er wüßte wohl, daß ich mit meinem früh-reifen Witze über diesen Namen und über seine Vorsicht, wo-durch er ihn verdient hätte, nur hätte spotten wollen. Aber ich möchte nur spotten, wenn ich so grosse Lust dazu hätte. Er hätte schon mehr dergleichen junge Unbesonnene gekannt, die endlich doch mit ihrem Schaden klug geworden wären. Er wollte eben nicht sagen, daß schon alle Hoffnung an mir verlohren wäre: Aber ich müßte noch ganz anders werden, und nicht vor der Zeit klug seyn wollen. Sonst würde nicht aus mir werden. Ich sollte nicht glauben, daß seine Vorwürfe aus einigem Hasse gegen mich herrührten. Er hätte alle Menschen so lieb, daß er wohl sein Leben für sie lassen wollte. Er wäre schon oft entschlossen gewesen, mich mir selber zu überlassen, und mir kein Wort zu sagen; allein, ich hätte es zu arg gemacht, und sein Gewissen drünge ihn, mir noch zum letztenmal einige Vorstellungen zu thun. Er würde sie mündlich gethan haben, wenn er nicht befürchtet hätte, daß er sich dabey ärgern möchte. Er hätte mir also lieber schreiben wollen.

Nach diesen Vorerinnerungen vermuthen meine Leser wohl nicht, daß alle diese Anstalten nur deswegen gemacht sind, um sei-nem gottlosen Untergebnen zu sagen, daß er es sich nicht hätte ein-

fallen lassen sollen, schon so jung einen Schriftsteller abzugeben. „Das habe ich Ihnen ja wohl prophezeyt, spricht er, daß aus Ihnen „einmal nichts anders werden würde, als ein sogenannter witziger „Kopf, ein Scribent, der mit seinem abgeschmackten Gewäsche sich „und andern die Zeit verderbt. So sind denn alle meine liebreichen „Ermahnungen so gut, als ob ich sie in den Wind geredet hätte? „Ich habe einen gelehrten braven Mann aus Ihnen machen wol„len, von dem ich einmal Ehre hätte, und der dem Vaterlande und „den Wissenschaften nützlich wäre. Aber, das ist alles umsonst. „Wenn es iemand hört, daß ich Ihr Hofmeister gewesen bin, so „wird er denken, daß ich mein Geld bey Ihnen mit Sünden ver„dient habe. Die Natur hat Ihnen vortreffliche Gaben gegeben; „das will ich Ihnen nicht streitig machen. Aber bilden Sie sich „nichts darauf ein, wenn Sie sie so schändlich anwenden wollen. „Sie hatten schon einen guten Anfang gemacht, und nach Ihrer „Fähigkeit in einem halben Jahre mehr gelernt, als andre in zwey „Jahren nicht lernen. Aber Sie dürfen sichs nicht einfallen lassen, „daß Sie schon ein Scribent werden können. Dazu sind Sie noch „viel zu jung; das glauben Sie nur einem so alten Manne, als ich „bin. Wenn Sie nur noch wenigstens so lange gewartet hätten, bis „ich mit meinem gelehrten Werke fertig gewesen wäre. Ich ehrli„cher Mann arbeite nun schon über zwölf Jahre daran, ich lasse es „mir blutsauer werden, alle Fragmente zu meinem Autor zu samm„len, und mache mir noch keine Hoffnung in drey Jahren damit „zu Stande zu kommen. Und unterdessen trit ein Mensch auf, der „noch nicht fünf und zwanzig Jahre alt ist, und den ich noch un„gebohren denken kann, und bildet sich ein, daß er sich eher drucken „lassen darf, als sein alter Hofmeister. Wenn Sie auch noch so „viel Geschicklichkeit besässen, so müssen Sie doch wissen, daß ein „junger Mensch gar nichts gutes schreiben kann, eben darum, „weil er jung ist. Denn wie viel gute Bücher wird er in seinem „paar dutzend Jahren wohl gelesen haben, daraus er sich einen „nützlichen Vorrath hätte sammlen können? Man sieht es ihren „Blättern auch wohl an, daß ihr Verfasser nur ein junger Mensch „ist. Ich habe mich recht geärget, wie mir von ungefehr das zwey„te Stücke in die Hände fiele. Denn Sie wissen wohl, ich lese sonst „dergleichen Werkchen nicht, und habe auch alles, was in meinem „Vermögen gewesen ist, angewandt, Sie davon abhalten. Es „steht doch in dem ganzen halben Bogen kein vernünftiges Wort. „Ich möchte sehen, wie dieses Gewäsche aussehen würde, wenn Sie „ihm allen den jungen Wind wegnehmen, und es in Logikalische Sä„ze auflösen sollten. Das dritte und vierte ist nichts besser. Denn

„ich

„ich habe auch dieſe geleſen, und mir von meinen wichtigen Geſchäff-
„ten eine Viertelſtunde abgebrochen, damit Sie nicht ſagen könn-
„ten, daß mir ihr zweytes Blatt nur darum miſsfallen habe, weil
„Sie meiner darinnen eben nicht zu vortheilhaft gedenken. Sagen
„Sie mir nur auf ihr Gewiſſen, ob Sie es ſelbſt wohl wiſſen, was
„Sie mit ihrem langweiligen Geſchwätze von der Liebe und dem
„Frauenzimmer haben wollen? Ein Menſch, der nicht älter iſt, als
„Sie, ſollte ſich gar nicht unterſtehen, davon zu urtheilen. Sie
„haben noch was wichtigers zu thun, als an das Frauenzimmer zu
„denken. Aber ich fürchte, ich fürchte, Sie werden, ſeitdem ich nicht
„mehr bey Ihnen bin, in Geſellſchaften und bey Frauenzimmern,
„die eben ſo jung ſind, als Sie, wohl mehr Zeit, als auf ihrer Stu-
„dierſtube zubringen. Dann iſt es auch kein Wunder, daß Sie al-
„les wieder vergeſſen, was Sie gelernt haben. Wie viel Gelehrtes
„und Nützliches hätten Sie nicht von den Ausſchweifungen und
„Schickſalen der Griechiſchen und Römiſchen Liebhaber ſagen kön-
„nen, wenn Sie auch nur das hätten abſchreiben wollen, was ich
„Ihnen ehemals davon ſo ſorgfältig in die Feder dictirt habe? Aber
„ich denke, das wird wohl alles vergeſſen und verlohren, und alle
„meine Arbeit umſonſt gethan ſeyn.„

Ich will meinen Leſern nicht alle die Schmeicheleyen wiederho-
len, die er mir in eben dieſem Tone noch weiter vorſagt. Nachdem
er ſich lange genug über mich geärgert hat, fällt es ihm endlich ein,
daß ich ſein lieber ehemaliger Untergebner bin, den er allezeit ſo lieb
gehabt, und von dem er ſich noch immer ſo viel Hoffnung gemacht
hätte. Er macht mir nun nicht mehr Vorwürfe; er bedauert mich
nur. „Wenn Sie doch einmal ſich auf das Gründliche legen woll-
„ten, ſagt er, o! wie viel Gutes könnte nicht noch durch Sie geſtiftet
„werden! Er meynt, es könnte noch alles gut werden, wenn ich
nur nicht mehr ſo unbeſonnen ſeyn würde. Aber, das wäre eben
mein gröſter Fehler, von deſſen ſchlimmen Folgen er mir immer ſo
viel vorgepredigt hätte. Ob es nicht die gröſte Unvorſichtigkeit
von der Welt wäre, daß ich mich ſelbſt in meinen erſten Blättern ſo
genau und mit einer ſolchen Zuverſicht abgeſchildert hätte, als wenn
alle meine Fehler Tugenden wären? Ob ich denn die Leute für ſo
einfältig hielte, daß ſie mich nicht errathen würden? Ich hätte es
ganz anders anfangen, und nicht einmal in der Perſon des Jüng-
lings auftreten müſſen, wenn ich mich hätte verſtecken wollen. Die
Leute ſagten ſich ſchon meinen Namen in den Weinhäuſern einander
ins Ohr, und man würde ſich ihn ſo lange ins Ohr ſagen, bis mein
Geheimniß auch endlich in meiner Vaterſtadt bekannt würde. Man
würde gewiß nicht ſo gut ſeyn, und es mir verzeihen, daß ich mich

unterſtünde ſo albernes Zeug in die Welt hineinzuſchreiben. Da ſähe ich nun, was die Unbeſonnenheit für Schaden anrichten könnte. Denn er wollte noch nicht glauben, daß ich mir garnichts daraus machte, wenn ich entdeckt würde. Ich ſollte doch endlich die Augen aufthun, und mir rathen laſſen. Wenn ich ihm folgen wollte, ſo ſollte ich meinem Verleger gute Worte geben, daß er die Schrift aufhören, oder von einem andern fortſetzen lieſſe. Dann wollte er es mir zu Liebe verſchweigen, daß ich Anfangs daran gearbeitet hätte, und es allen ſeinen Bekannten auszureden ſuchen. Wenn dieſes nicht angienge, ſo ſollte ich wenigſtens ins künftige ſo ſchreiben, daß rechtſchaffene Leute es mit gutem Gewiſſen leſen könnten. Da ich einmal die Perſon eines Jünglings angenommen hätte, ſo ſollte ich meinen Commilitonibus nützlich zu werden ſuchen. Es brauchte niemand einen treuen Rathgeber ſo ſehr, als ein junger Menſch. Ich ſollte alſo den andern Jünglingen gute Ermahnungen geben; ihnen ſagen, was für Collegia ſie hören, und was für Bücher ſie leſen ſollten; wie ſie gegen alte Leute ſich ehrerbietig und gehorſam aufzuführen hätten; wie ſie ſich vor den Fallſtricken der Liebe, und des Frauenzimmers hüten, und in allem, als Jünglinge von guter Hoffnung, aufführen ſollten. Hiebey ſollte ich immer ernſthaft ſeyn, damit ſie ſähen, daß ich es aufrichtig mit ihnen meynte, und um des Himmels willen gar nicht ſatyriſch. Er wollte nicht unterſuchen, wie viel bravè Leute ich wohl ſchon in meinen erſtern Blättern hätte lächerlich machen wollen. Ich ſollte mich nur ins künftige davor in Acht nehmen. Er für ſeine Perſon wollte mir auf dieſe Bedingungen treulich helfen. Wenn ich in einer Sache zweifelhaft wäre, ſo ſollte ich ihn nur um Rath fragen. Seine ganze Bibliothek ſollte mir zu Dienſten ſtehen; er wollte mir einige Bücher vorſchlagen, die mir bey meiner Arbeit nützlich ſeyn könnten, und mir auch dann und wann eine Abhandlung von ſeiner Feder einſchicken.

Ich habe einigemal den Einfall gehabt, an dieſen Brief nicht weiter zu denken, und alle Vorwürfe, die man mir darinnen macht, anzuſehen, als ob ſie mir gar nicht gemacht wären. Sie gründen ſich auf einem Irrthum, der für mich keine Folgen haben kann, und meine Leſer hätten nichts eingebüßt, wenn ich ihnen dieſen erbaulichen Brief auch nicht mitgetheilt hätte. Allein Herr Steinbruch iſt nicht der einzige, dem die Aufnahme der wahren Gelehrſamkeit ſo ſehr am Herzen liegt. Ich kenne noch mehr Leute, die ihm in dem Eifer wider alles, welches nach ihrem Begriffe nicht gründlich, folglich abgeſchmackt iſt, nichts nachgeben. Dieß ſind die Männer, die man in Vorreden, in Syſtematiſchen Büchern, in ihren Hörſälen

und

und in allen Kaffeegeſellſchaften über den Mangel der Gründlichkeit in den Wiſſenſchaften, und über den Verfall der Gelehrſamkeit ſo ſehr ſeufzen hört; bey denen ein Buch, das deutſch geſchrieben iſt, ſo viel, als ſeicht, eine Schrift, die nicht auf allen Blättern die Alterthümer der Römer und Griechen zur Schau trägt, ſo viel, als ungelehrt, und ein Schriftſteller, der nicht einſchläfert, ein verworrener Kopf heißt. Wenn ſie alt ſind; denn ſie ſind es nicht allemal; ſo kennen ſie, mit dem Huetius, dem einige Schuld geben, daß er auch in ſeinem Alter allein groß ſeyn wollte, faſt keinen, den man wahrhaftig gelehrt nennen könnte. Und wenn ſie nicht die Wiſſenſchaften wieder herſtellen, ſo können ſie zum wenigſten ſagen, daß ſie dieſelben überlebt haben.

Ich weis wohl, daß dieſe groſſen Leute von meiner Schrift nichts, als den Titel, wiſſen; denn darauf kann ich mir Rechnung machen, daß ſie ſich den nicht entwiſchen laſſen. Aber es giebt noch andre, die erſt mit der Zeit zu ſolcher Gröſſe gelangen werden, die es zwar itzt nicht Wort haben wollen, daß ſie meine Blätter leſen, aber ſich dem ungeachtet zuweilen ſo tief herunter laſſen, damit ſie mir die Ehre thun können, mich zu verachten. Dieſe werden ſich ohne Zweifel freuen, wenn ſie ſehen, daß Herr Steinbruch ihrer Meynung iſt, und ihnen zu Gefallen habe ich aus dem ganzen Briefe einen Auszug gemacht. Der andre Theil meiner Leſer, der entweder noch jünger, oder doch noch nicht ſo ernſthaft iſt, mag mit mir darüber lachen.

Wenn ich den Herrn Steinbruch aus ſeinem Schreiben beurtheilen darf, ſo halte ich ihn für einen beleſnen Mann, dem es vielleicht weder an Gelehrſamkeit, noch an Neigung zu den Wiſſenſchaften fehlt. Er wird es mir nicht übelnehmen, wenn ich ihn zu gleicher Zeit für einen Mann anſehe, der mehr unter ſeinen Büchern, als unter den Menſchen geweſen iſt; der mehr mit Schriften umgeht, die den Geiſt finſter und verdrießlich machen, als mit ſolchen, die ihn aufheitern, und der die Geſchicklichkeit hat, auch die heilſamſten Lehren durch den rauhen Ton, mit dem er ſie ausſpricht, zu verderben. Vielleicht irre ich mich nicht, wenn ich ihm ein ſehr gutes Vertrauen zu ſeiner Einſicht, und folglich einen gewiſſen gelehrten Eigenſinn zuſchreibe, der ſich ſo lange in Liebe, Beſcheidenheit, und Aufrichtigkeit verſtellt, als man ſeiner Meynung iſt. Leute von dieſer Gemüthsbeſchaffenheit meynen es gemeiniglich ſehr gut, wie ſie ſagen, ſo lange man ſie nicht aufbringt. Aber, es iſt nur ſchlimm, daß man dieſes Unglück ſehr leicht haben kann. Sie ſind, wie gewiſſe Thiere, die keinen anfallen, wenn ſie nicht gereizt werden, und denen man doch aus dem Wege gehen muß. Ich muß alſo dem

Herrn

Herrn Steinbruch ſagen, daß er ſeinen Untergebnen nicht länger im Verdacht haben darf, als ob er ſo gottlos wäre, und ein Wochenblatt ſchriebe. Es wäre gefährlich, ihn länger bey dieſer Meynung zu laſſen. Mein Hofmeiſter, den ich hier nennen könnte, wenn ich unvorſichtig ſeyn wollte, war ein Mann, der mir gewiß auf eine andre Art Vorwürfe gemacht haben würde, als Herr Steinbruch, wenn er dieſes für nöthig gehalten hätte. Er beſaß alle Tugenden eines Hofmeiſters, und hatte keinen Fehler, als eine gar zu groſſe Behutſamkeit, die oft von der Furcht und dem Mißtrauen nicht viel unterſchieden war. Sie machte ihn bey Leuten, die nicht ſo vorſichtig waren, vielleicht zuweilen lächerlich; mir aber war ſie ſehr oft ungemein nützlich. Ich verſpare es zu einem andern Blatte, meine Leſer mit ihm etwas genauer bekannt zu machen, und zwiſchen ihm und dem Herrn Steinbruch eine Vergleichung anzuſtellen.

Die Verweiſe dieſes ernſthaften Mannes haben nicht ſo viel Eindruck bey mir gemacht, als er ſich vielleicht verſprochen hat. Ich habe es, die Wahrheit zu ſagen, vorher geſehen, daß ſie mir gemacht werden könnten; und ich traue ihm die Fähigkeit zu, mir noch hundert andre zu machen, die eben ſo wichtig ſind. Er wird es alſo einem ſo jungen Menſchen, wie ich bin, zu gute halten, wenn ich ihm mit meiner gewöhnlichen Offenherzigkeit die Verſicherung gebe, daß dieſelben mich nicht von einer Beſchäfftigung abhalten werden, von der ich ſo viel Vergnügen erwarte. Ich gebe ihm zu gleicher Zeit die Erlaubniß, mich zu verachten, wenn es ihn gut dünkt. Er darf nicht fürchten, daß ich ihn um den Ruhm zu bringen gedenke, den er ſich nach drey Jahren mit ſeinem gelehrten Werke vermuthlich erwerben wird. Aufrichtig zu reden, habe ich keine Luſt, mich in die groſſen Bibliotheken durch einen Haufen von Lexicis bis zu den tiefſinnigen Scholiaſten, Philoſophen, und Philologen durchzuſchlagen. Könnte ich bey den verachteten Werken einiger Franzoſen, die ich vielleicht aus Unwiſſenheit ſehr hoch halte, oder an der Seite des Fremden einen Platz verdienen, ſo würde ich mit dieſer Ehrenſtelle zufrieden ſeyn.

Ich hätte es ſchon in meinem erſten Blatte ſagen ſollen, daß es mir lieb wäre, wenn mir fremde Federn etwas einſchicken wollten. Wenn alſo Herr Steinbruch nicht gar zu böſe auf mich iſt, und mir zuweilen von ſeiner Arbeit etwas mittheilen will; ſo werde ich mir dieſelbe allemal zu Nutze machen. Man muß aus allen Dingen ſeinen Vortheil ziehen; und ich werde auch aus denen Aufſätzen, die ich meinen Leſern nicht mittheilen kann, vielleicht etwas lernen können.

L.

Leipzig, bey Johann Wendler.

Der Jüngling.

Sechstes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 8 Febr. 1747.

Terenz redet in einem seiner Lustspiele von den Beschäfftigungen der Athenienſischen Jünglinge, und sagt von ihnen, daß sich einige darauf befliſſen, Pferde zu halten; andre, gute Jagdhunde zu haben, und noch andre, Schüler und Zuhörer der Philoſophen abzugeben. Da die Veränderung der Zeiten in die Sitten und Gewohnheiten keinen geringen Einfluß hat, so darf man sich nicht wundern, daß dieſe Beſchäfftigungen in einigen Stücken verändert, und durch andre vermehrt worden sind.

Die Beſchäfftigungen mit den Pferden gehören unter diejenigen, welche von unſern itzigen Jünglingen, als sehr wichtige und nothwendige Handlungen angeſehen werden. Sie können darinnen recht haben, nachdem die Endzwecke und Abſichten dieſer Beſchäfftigungen eingerichtet sind. Die Griechiſchen Republiken hatten jährlich verſchiedene Spiele angeordnet, bey welchen mit Pferden und mit Wagen nach vorgeſteckten Zielen Wettrennen angeſtellt wurden. Die Ueberwinder in dieſen Spielen erhielten die größten Bewunderungen, und hatten die Hoffnung, dereinſt zu den anſehnlichſten Aemtern gezogen zu werden, ſo, daß die Väter ihre Söhne von der zarteſten Kindheit an auf dieſe Bewunderungen verwieſen, und ein Verlangen nach dieſer Ehre in ihnen zu erwecken ſuchten. Mit der Neigung nach dieſer Ehre wurde ihnen zugleich die Liebe zu den Pferden eingeflößt; denn dieſe Ehre konnte ohne Pferde nicht erlangt werden. Die ehrbegierigen Jünglinge wurden an dieſer Liebe erkannt, und wer einen ſolchen Sohn hatte, konnte ſich ſchon im voraus auf die Pindaren freuen, deren Lieder auf die Siege deſſelben warteten, um ſein Geſchlechtsregiſter vom Jupiter oder einem an-

dern Gotte herzuleiten. Die Republiken hätten ihre guten Urſachen, ſolche Jünglinge belohnen und krönen zu laſſen, weil dieſelben dadurch zu Unternehmungen im Kriege vorbereitet wurden, deren Glück ſehr oft auf die Geſchicklichkeit, die Pferde zu regieren, oder die Wagen zu lenken, beruhte.

Dieſe Nachrichten ſind für einen Jüngling ſehr gelehrt! Ich habe meine Urſachen, einmal gelehrt zu thun, wie man aus dem Folgenden ſehen wird.

Die Liebe, welche die Griechiſchen Jünglinge zu den Pferden bezeigten, war alſo gewiſſermaſſen, eine Liebe zu ihrem Vaterlande, und aus dieſem Grunde des Ruhmes werth, den ſie dafür erhielten. Die Jünglinge, welche zu unſern Zeiten aus ähnlichen Abſichten oder aus einem gemäßigten Triebe, ſich zu vergnügen, die Pferde ohne eine allzugroße Liebe zu ihnen zu dem Endzwecke gebrauchen, zu welchem ſie ohne Zweifel beſtimmt ſind, verdienen gewiß auch alle Lobſprüche, welche den Griechiſchen Jünglingen ertheilt worden ſind. Allein bey vielen andern Jünglingen haben ſich zu unſern Zeiten die Bewegungsgründe zu der Liebe gegen die Pferde geändert. Ihre Liebe zu den Pferden iſt eine Leidenſchaft, die ihre ganze Seele einnimmt. Ich wette, daß wenige von dieſen des Vaterlandes wegen auf ein Pferd kommen werden, und da die meiſten von ihnen reich ſind, ſo iſt die Begierde, beſungen zu werden, dasjenige auch nicht, was ihnen Sorgen verurſachen könnte. Die Wettrennen ſind abgekommen, und wenn ſie gleich noch Mode wären, ſo machen unſre jungen Reuter eine ſo ruhige Mine auf ihren Pferden, daß niemand den Ehrgeiz, als Ueberwinder in dergleichen Spielen bekannt zu werden, bey ihnen ſuchen würde. Man könnte vielleicht argwöhnen, daß ihre Liebe zu den Pferden aus einer grauſamen Neigung zum Kriege ihren Urſprung nehmen könnte; allein dieſer Argwohn wäre eine Ungerechtigkeit. Denn diejenigen, die ich kenne, ſind ſehr friedfertige Geſchöpfe, und man kann Bürge für ſie werden, daß ſie keinen General um ſeinen Ruhm bringen wollen.

Ein

Ein guter Freund, mit dem ich mich letzthin von der Urſache ihrer Neigung zu den Pferden unterredete, gab dieſe an, daß unter allen Thieren eine gewiſſe Sympathie wäre, aus welcher ihre Liebe gegen einander erzeugt würde. Da dieſe angegebne Urſache nur für diejenigen zureichend iſt, die mit einer kurzen Antwort zufrieden ſind, ſo muß ich mich um eine andre bekümmern.

Ich habe angemerkt, daß die Jünglinge, von denen die Rede iſt, in Geſellſchaften ſo lange die ſtummen Perſonen ſind, ſo lange nicht von Pferden geſprochen wird. Sie machen alsdann keine beſſre Figur, als ihre Pferde, wenn ſie nicht aufgezäumt ſind. So bald aber die Unterredung auf dieſen Gegenſtand gebracht wird, ſo bald äußert es ſich, daß ſie auch eine Seele haben, woran man wahrſcheinlicher Weiſe zweifeln konnte, und dieſe ſtummen Geſchöpfe werden auf einmal beredt. Die Pferde ſind eine unerſchöpfliche Materie für ſie; ſie können von denen reden, die ſie geſehen haben, und von denen, die ſie nicht geſehen haben. Sie ermüden ſich durch dieſe Geſpräche nicht, und man hat keine Hoffnung, daß ſie damit aufhören werden, wenn man auch ihre Pferde vom Kopfe bis auf den Schweif, von den Vorderfüſſen, bis auf die Hinterfüſſe kennt. Sie reden heute von Pferden, und morgen von Pferden, und alle andern Tage, die man in ihrer Geſellſchaft zubringen muß, wieder von Pferden. Sie mögen bey Kaufleuten oder Gelehrten, bey Mannsperſonen, oder bey Frauenzimmern ſeyn; ſie reden von Pferden. Sie reden länger von Pferden, als ich ſchon davon geredet habe, und länger, als ich davon reden werde. Man ſollte meynen, ſie hätten eher keinen Verſtand, als bis der Pferde erwähnt würde, und wenn man in ihre Geſellſchaft käme, und ſie nicht kennte, ſo ſollte man viel verwetten, daß ſie Roßtäuſcher wären. Wer unpartheyiſch ſeyn will, muß zufrieden ſeyn, daß ſie von ihren Pferden, und nicht von ſich ſelbſt ſprechen, weil ſich doch von ihren Pferden mehr ſprechen läßt, als von ihnen.

Ich habe aus dieser Anmerkung die Folge gezogen, daß ihre Liebe zu diesen Geschöpfen daher rühre, daß sie gern reden wollen, und doch von der Welt weiter nichts, als die Pferde, kennen.

Wer mich mit Einwürfen qvälen, und mit dieser Ursache sich nicht befriedigen, sondern behaupten will, daß sie darum so gern von Pferden sprechen, weil sie dieselben lieben, dem weiß ich nicht zu rathen, wenn er sich nicht mit der Antwort meines Freundes begnügen lassen kann. Ich bin nicht dazu gebohren, daß ich Einwürfe auflösen soll. So viel weiß ich gewiß, daß diese Jünglinge in Gesellschaften unerträglich sind.

Ich bin auch ein grosser Freund von Pferden; allein aus ganz andern Ursachen. Ich bemühe mich, eine Kenntniß von guten und schlechten Pferden zu erlangen, damit ich, wenn ich iemanden reiten, oder in einer Caroſſe fahren sehe, im Stande seyn möge, ein richtiges Urtheil zu fällen, wer mehr Vorzüge besitze, die Menschen, denen die Pferde dienen, oder die Pferde, die oft von ihren Besitzern bedient werden sollten.

Die Neigung zu den Hunden, welche bey Griechischen Jünglingen so heftig gewesen ist, hat sich zu unsern Zeiten nicht verlohren, sondern nur aus der Stadt unter die jungen Landedelleute begeben, welche so gern und so lange von ihren Hunden sprechen, als andre von Pferden reden. Ich nehme etwa ein Dutzend Stadtjünglinge aus, welche einen Bollenbeisser oder einen Pudel zu ihrem Vertrauten machen, und ihn, als ihren guten Freund, in alle Gesellschaften mitbringen.

Allein wie es mit den Thorheiten geht, daß selten eine ihren Aufenthalt verändert, der nicht gleich durch eine andre ersetzt würde, so geht es ebenfalls auch mit den Neigungen der Jugend. An statt der Neigung zu den Hunden ist die Neigung zum Putze unter den Stadtjünglin-

gen

gen mehr in Aufnehmen gekommen. Diese Neigung, welche bey denen, die sich ihr überlassen, fast alle ihre Stunden erfüllt, verdient in meinen Augen viele Bewunderungen. Ich erkläre mich also wider die verlegnen Spöttereyen der sauertöpfischen Moralisten, welche einen Jüngling, der weiter nichts als gekleidet ist, auch für weiter nichts, als für eine schöne Puppe halten, und aus der alten Wahrheit, daß der Mensch aus Leib und Seele bestehe, die Folge ziehen wollen, daß eine allzugrosse Neigung zum Putze ungereimt sey. Ich behaupte vielmehr, daß bey vielen Jünglingen die Neigung zum Putze nie grosß genug seyn könne. Die Kleider sind von undenklichen Zeiten her nicht allein für unterscheidende Kennzeichen der Stände und des Ranges unter den Menschen gehalten worden, sondern man hat sie auch für untrügliche Merkmale der Verdienste angesehen, wie solches die Erfahrung genug bestätigt. Ein Bussi Rabutin, welcher in Frankreich bey einer Feyerlichkeit in einem einfachen unanschnlichen Kleide mehr Aufsehen, als alle reichen Kleider, gemacht hat, ist eben so selten, als ein guter Poet, der von Königen bewundert und belohnt, und neben Königen begraben wird. Nicht alle Menschen besitzen Verstand und grosse Eigenschaften des Herzens; die Natur geht mit ihren Gaben wirthschaftlich um, und verschwendet nicht alle an einen einzigen; einigen giebt sie die schön gedachten Vorzüge, andern Ahnen und Wappen, und andern Güter und Reichthümer. Ohne Zweifel ist es die Absicht der Natur gewesen, daß auch einige nur für verständige und grosse Geister; andre nur für adliche und reiche Leute gehalten werden sollen. Wie manche Jünglinge unter den Grafen, Baronen, Edelleuten, und Reichen würden nach dieser Absicht der Natur in Ansehung der Hochachtung zu kurz gekommen seyn, wenn man nicht das Geheimniß erfunden hätte, den Ruhm des Verstandes und andrer solcher Vorzüge trotz der liebleosen Natur durch Kleider zu

erhalten! Der Verstand ist itzt von einem reichen Kleide nicht weit entfernt, und ein frisirter Kopf ist so gut, als ein witziger Kopf. Man erräth aus den Kleidern und dem Putze eines jungen Grafen, Barons und Junkers nicht allein, daß er ein Graf, ein Baron, und ein Junker, sondern auch, daß sie verständige, gesittete und rechtschaffne Jünglinge sind. Für ihre eigne Zufriedenheit ist es einerley, ob sie es in der That sind, oder nicht; denn ein Mensch, der keinen Verstand besitzt, bildet sich schon ein, verständig, und weise zu seyn, wenn er dafür gehalten wird. Ob ich mir gleich immer Mühe gegeben habe, verständig zu seyn, so habe ich doch niemals so viel Verstand gehabt, als itzt, da ich ein reiches Kleid trage, und ich darf itzt nur die Lippen bewegen, so sieht alle Welt auf mich, und hofft, einen witzigen Einfall von mir zu hören, da vordem, als ich noch in einem einfachen Kleide gieng, die muntersten Scherze, die ich vielleicht sagte, nicht einmal gehört wurden. Und gesetzt, daß man auch diesen Vortheil entbehren müßte, so könnte man sich doch leicht zufrieden geben; denn in Gesellschaften wird immer länger von ausgehackten Manschetten, als von Sachen geredet, die den Verstand angehen; es müßte denn die Electricität seyn.

Ich muß aber aufrichtig gestehen, daß mir meine Kleider nicht so gute Dienste thun, als andern Jünglingen, welche ihre Vortheile besser kennen. Es geht mir eben so unglücklich, als denen Leuten, welche viel Verstand besitzen, die Kunst aber nicht verstehen, ihn in aller seiner Grösse zu zeigen. Der Fehler liegt an mir, weil ich den festen Vorsatz noch nicht gefaßt habe, durch meine Kleider zu gefallen, und weil ich nur darum auf gute Kleider halte, weil sie Mode sind. Meine Liebe zu den kleinen Hunden ist in der That auch grösser, als die Liebe zu Kleidern. Diese Thiere sind recht artige Geschöpfe. Wenn ich bey einer Dame bin, welche die Kunst zu schweigen

gen besitzt, so kann ich mich doch mit dem witzigen Hündchen unterhalten, das bey ihr ist. Diese Liebe wird sehr wohl aufgenommen. Eine iede Schmeicheley, die ich einer Belline mache, sieht eine solche Dame für ein Lob an, das ich ihr gebe.

Die Neigung zur Philosophie ist unter den Jünglingen heut zu Tage nicht mehr so stark als vordem. Sie hat zumal unter den Vornehmen sehr wenig Anbeter; denn die Beschäfftigungen mit der Wahrheit sind schon zu bürgerlich geworden. Ein vornehmer Jüngling kann sich durch den Umgang mit Philosophen nicht mehr von den gemeinen Jünglingen unterscheiden. In Griechenland mochte es noch eine Ehre seyn, mit Philosophen umzugehen; denn die Philosophie war dazumal noch standtmäßiger, als itzt, und die meisten, die sich mit ihr beschäfftigten, stammten aus uralten Familien, oder waren von einem vornehmen Stande. Doch ich will dieses nicht von allen vornehmen Jünglingen sagen. Es giebt hier und da noch einige Anbeter der Philosophie unter ihnen, die dieselbe mehr lieben, als zwanzig andre nicht thun könnten. Diese legen sich der armen verlassenen Philosophie zum Troste so sehr auf die Untersuchung der Wahrheit, daß sie alles in der Welt bis auf die Theetassen und Messer definiren lernen.

Ich bin ein Freund der Philosophie, ohne mich weit darin zu vertiefen. Ich weiß die Lobsprüche, die ihr von ihren Verehrern gegeben werden. Man soll alles in ihrer Schule lernen können. Es kann seyn; ich aber empfinde nicht die gröste Lust, immer zu ihr in die Schule zu gehen. Denn ich kenne viele Philosophen, die vieler Wahrheiten mächtig sind, diese einzige ausgenommen, daß sie nichts wissen; welche die Lehre von der Bescheidenheit unwidersprechlich demonstriren können, ohne bescheiden zu seyn: und die ganze Moral inne haben, ohne zu leben zu wissen. Ich beschäfftige mich mit allen denen Dingen, auf welche

Jüngling

Jünglinge ihre Neigung richten, und hüte mich, in keinem auszuschweifen, weil ich mit dem altklugen Sosia im Terenz dafür halte, daß es sehr vortheilhaft sey, in keinem Stücke zu viel zu thun.

Es ist natürlich, daß bey einem wöchentlichen Schriftsteller Briefe einlaufen. Hier ist einer.

Mein Herr Jüngling,

Es geht in der halben Stadt die Rede, daß sie der erste nicht sind, wie sie vorgegeben haben, der darum schreibt, weil es Winter ist. Man sagt auch einander ganz heimlich ins Ohr, daß sie nur zur Ergetzung und zum Zeitvertreibe der Welt schrieben. Ich überlasse ihnen ihre Rechtfertigung, und bin

Von Hause
Aus der Petersstrasse.

Ihr beständiger Bewundrer
A. T.

Ich bin ungemein über den Vorwurf erschrocken, daß ich nicht der erste bin, den der Winter auf den Einfall geholfen hat, ein Autor zu werden. Ich hätte geglaubt, daß ich zum wenigsten in Deutschland der erste wäre. Weil ich aber gern einem ieden Gerechtigkeit widerfahren lasse, so ersuche ich das Publicum, mir ein Verzeichniß von den Nahmen derer, die diesen Einfall vor mir gehabt, einzusenden. Was den andern Vorwurf betrifft, so ist er mehr eine Beleidigung der Leser, als eine Kränkung meiner Person. Man macht ihnen dadurch stillschweigend den Vorwurf, daß sie zu ungeschickt wären, sich zu unterrichten, wenn sie den Verstand ergetzten. Ich kann weiter nichts thun, als daß ich diejenigen, welche gern verdrießlich gemacht seyn wollen, öffentlich ersuche, ihre Nahmen meinem Verleger versiegelt zuzustellen, da ich denn nicht ermangeln werde, ihnen Bücher vorzuschlagen, die ihr Verlangen befriedigen können.

J.

Druckfehler:

Im vierten Stück S. 32 lies an statt Zierlichkeiten Feyerlichkeiten.

Leipzig, bey Johann Wendler.

Der Jüngling.

Siebendes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 15 Febr. 1747.

Wenn ich aufrichtig mit der Welt umgehen will, so muß ich gestehen, daß ich ihr meine meisten bisherigen Arbeiten zu danken habe. Ich schreibe wenig, wozu sie mich nicht veranlaßt hat. Wenn mir die Welt zu vielen angenehmen Gedanken Gelegenheit giebt, so kann ich viel schreiben, das zu ihrem Vergnügen gereichen muß. Allein da ich hiermit ein öffentliches Bekenntniß ablege, daß ich ihr meine Gedanken schuldig bin, über die sie ihr Wohlgefallen etwa bezeugt, so schmeichle ich mir, daß sie sich es auch zuschreiben wird, wenn ich einmal wider meinen Willen das Unglück haben sollte, daß sie nicht mit mir zufrieden wäre. Die Welt ist mein Lehrer, und ich habe mich für ihren Schüler erkannt. Wenn ein Schüler lehrbegierig und aufmerksam genug ist, alles zu fassen, was ihm vorgetragen wird, so hat der Lehrer keine Ursache, sich über ihn zu beklagen, und die Schuld muß auf den Lehrer fallen, wenn der lehrbegierige Jüngling seine Hoffnung nicht erfüllt, die er sich von ihm gemacht hatte. Ich mache mir die Aufmerksamkeit zu einem Gesetze, das ich heilig beobachten werde, und ich schmeichle mir, daß mir die Welt meine Aufmerksamkeit, so gut als einem Schüler die Lehrbegierde, für ein Verdienst anrechnen wird, zumal da die Anzahl derer, die sich um dieses Verdienst Mühe geben, nicht gar groß ist.

Ordentlicher Weise ist die Aufmerksamkeit der Menschen in einen sehr engen Bezirk eingeschlossen. Die meisten sind, wie man sagt, für sich. Bey einigen macht es die große Menge ihrer Geschäffte, die ihnen nach dem Lobe, das sie ihrer Geschäfftigkeit beylegen, die Zeit nicht lassen, daß

sie sich um alles bekümmern können. Bey andern ist die Schlafsucht schuld daran, in welcher ihre Seele liegt, die aufmerksam genug zu seyn glaubt, wenn sie alle Tage einigemal aufwacht, sich langsam in Bewegung setzt, die Augen eröffnet, und sich dreymal oder viermal umsieht.

Ich will dieses nicht so verstanden haben, als ob es an Gelegenheiten fehlte, aufmerksam zu seyn. Es gehört freylich die meiste Zeit etwas Außerordentliches dazu, wenn die Aufmerksamkeit der Menschen erweckt werden soll. Man muß auch einräumen, daß deren wenig sind, welche die Welt durch große und sonderbare Thaten in Erstaunen zu bringen wissen, und aus diesem Grunde könnte man den Mangel der Aufmerksamkeit bey den Menschen rechtfertigen. Wenn es aber an großen und außerordentlichen Handlungen fehlt, die uns Bewunderungen abzwingen, so fehlt es ja nicht an Thorheiten, über die man lachen kann. Es ist zwar wahr, es giebt vielleicht eben so wenig sonderbare Thorheiten, als außerordentliche Verdienste. Es ist vielleicht nur einer in unsrer Stadt, der, wie er sich rühmt, die Rechtsgelehrsamkeit nur zum Scherze erlernt, damit er wissen könne, wen er auf seinen Rittergütern hängen und köpfen lassen darf, und der doch nicht über einen Häusler oder Gärtner befehlen kann; der sich rühmt, daß er dieser und jener hiesigen Schönen Pension gebe, und der vielleicht das Kleid noch nicht bezahlt hat, in welchem er einen solchen Lerm macht. Allein ausserdem daß die Menschen geneigter sind, die Fehler an andern zu erkennen, als die Verdienste, so werden viele Verdienste dadurch erst außerordentlich, daß sie sich verborgen zu halten suchen, da hingegen sich die Narren gern bekannt machen, und sich alle Mühe geben, die Welt durch ihre ungereimten Handlungen zur Aufmerksamkeit zu nöthigen. Wie soll man die Menschen entschuldigen, daß sie dem ohngeachtet nicht aufmerksamer sind. Man ist gewungen zu sagen, es gebe der

Unge-

Ungereimtheiten so viele, daß sie den Zuschauern gewöhnlich und gleichgültig werden, und durch ihre Menge die Kraft verlieren, einen Eindruck zu machen.

Ich will aber doch gerecht seyn, und zum Lobe unsrer Stadt, vornämlich zum Ruhme mancher Heiligen von Profession, und zum Preise vieler Schönen, sagen, welche entweder zu wenig Zeit haben, oder zu beqvem sind, aufmerksam zu seyn, daß sie Leute in Sold nehmen, die in diesem Stücke ihre Agenten seyn müssen. Die guten Leute lassen sich solches oft viel kosten und bezahlen den Mangel ihrer Aufmerksamkeit theuer, und dieses ist fast so gut, als ob sie selbst aufmerksam wären. Man findet auch deren eine ziemliche Menge, welche sich zu der Bedienung gebrauchen lassen, und von diesem Amte ihr Leben bey guter Gesundheit erhalten. Dieses sind diejenigen, welche aus allen Häusern die Neuigkeiten so genau wissen, als ob sie ein Buch darüber hielten; welche man so gut, als Taufverzeichnisse oder Todtenregister, gebrauchen kann; diejenigen, welche alle Menschen kennen, und wenigen bekannt sind; diejenigen lebendigen Chroniken unsrer Stadt, welche man als eine richtige Fortsetzung der vogelischen Jahrbücher ansehen kann.

Allein so sorgfältig auch diese sind, ihrer Wachsamkeit nichts entgehen zu lassen; so fleißig sie in den Kirchen und Häusern umherschleichen; so erfindsam sie sind, Zusätze zu ihren Beobachtungen zu machen, damit ja an ihnen nichts fehle, was die Aufmerksamkeit der Menschen erwecken kann: So können sie doch den Mangel derselben nicht völlig ersetzen. Dieser Mangel breitet sich sehr weit aus, und unsre Komödien, und unsre Gesellschaften können sichre Zeugen davon seyn. Man besucht unsre Schaubühne, und versäumt so gar die guten Stücke nicht; aber man bezeigt in denselben so wenig Aufmerksamkeit und Empfindung, daß man denken sollte, wenn man von dem Gegen-

theile nicht gute und zuverläſſige Nachrichten hätte: die Deutſchen wären des Guten ſchon ganz gewohnt. Wenn die Zuſchauer noch aus ihrem Schlafe, und aus ihrer Unempfindlichkeit geriſſen werden ſollen, ſo muß ſolches durch Wortſpiele und Zweydeutigkeiten geſchehen, und es iſt allzuwahr, daß dieſe noch den ſtärkſten und lebhafteſten Eindruck bey ihnen machen.

Mit den Geſellſchaften geht es nicht viel beſſer. Der Eintritt in dieſelben wird noch von einiger Aufmerkſamkeit begleitet; allein dieſelbe gehört zum andern Ceremoniell, das bald bey Seite geſetzt wird. Wie viele kennt man nicht, die nichts mehr thun, wenn ſie Geſellſchaften beſuchen, als daß ſie ſich zu Hauſe ankleiden, in die Zuſammenkünfte kommen, ſich niederſetzen, die Anweſenden einſchläfern oder beleidigen, aufſtehen, und ſich zu Hauſe wieder auskleiden. Sie beſitzen ſo wenig Aufmerkſamkeit, daß ſie ſich nie in das Geheimniß finden können, ſich andern mitzutheilen. Vernünftige Geſellſchafter geben ſo zu ſagen das Recht des Eigenthumes über ſich ſo lange auf, als ſie bey andern ſind, um unterdeſſen der ganzen Geſellſchaft zuzugehören: Jene aber gehören, wo ſie auch ſind, immer nur ſich allein zu. Bey ihnen kann in Geſellſchaften gehen weiter nichts heiſſen, als bey einer gewiſſen Anzahl Menſchen für ſich ſeyn.

Man kann von der Unaufmerkſamkeit der Menſchen in Geſellſchaften ſo verſchiedne Urſachen angeben, als verſchieden die Charaktere derjenige.. ſind, welche durch dieſen Fehler misfallen. Ich will itzt von einigen reden, die ich angemerkt habe.

Es giebt Menſchen, die ſich von ihren Arbeiten niemals losreißen können, und ihre wichtigen Geſchäffte überall mit ſich herumtragen. Dieſer Fehler iſt immer den Gelehrten ſehr gewöhnlich geweſen, und an ihrer Unaufmerkſamkeit in Geſellſchaften Urſache. Ich kenne einige, die zuweilen ihren Büchern entfliehen, und in die Zuſammenkünfte kommen,

kommen, wo man ſich vornimmt, die Zeit auf eine angenehme Art hinzubringen, welches meinem Bedünken nach auch ſchon eine wichtige Beſchäfftigung iſt. Sie haben vielleicht die Abſicht, ſich von ihren Arbeiten zu erholen, und den Pflichten der Geſellſchaft genug zu thun. Man denkt, daß ſie uns andern, die wir unſre Frölichkeit vereinigen, daß ſie deſto ſtärker ſeyn ſoll, gleich werden wollen; aber nein, dieſe Gelehrten bleiben immer gelehrt. Sie ſind kaum in die Geſellſchaft gekommen, ſo vergeſſen ſie ſchon, daß ſie bey uns ſind, und kehren von uns mit ihren Gedanken auf ihre Studierſtuben zurück, um die Ausmeſſung einer krummen Linie zu Stande zu bringen, oder den Monaden auf einmal ein Ende zu machen. Die Unaufmerkſamkeit, welche daraus entſteht, veranlaßt die Menſchen zu ſehr nachtheiligen Begriffen von ihrem Charakter, weil die Welt eben nicht geneigt iſt, von dem, was ſie beleidigt, die beſten Urſachen aufzuſuchen. Wenn ſie gleich nichtsweniger, als hochmüthig ſind, ſo kommen ſie doch darüber in den Ruf des Stolzes und der Einbildung. Die Eigenliebe legt ihnen ihre Zerſtreuung als eine Verachtung aus, und weil ſie glaubt, ſie werde von dieſen großen Geiſtern nicht ſo werth geachtet, daß ſie ihr einige Stunden ſchenken ſollten, ſo ſucht ſie ſich dadurch an ihnen zu rächen, daß ſie einen Fehler zu einem Verbrechen macht. Es ſind nicht alle Menſchen ſo liebreich, als ich. Ich lege ihnen alles zum Beſten aus, und pflege zu meinen Freunden, welche zuweilen ungeduldig über ſie werden wollen, zu ſagen: Man muß mit den Gelehrten zufrieden ſeyn, wenn man ſie nur ſieht. Welch ein Unglück wäre es für eine Geſellſchaft, wenn ſie ganz und gar auf ihren Studierzimmern blieben! Die Menſchen werden nicht dazu gebohren, daß ſie überall groß ſeyn ſollen. Einige ſind für die Philoſophie, für die Alterthümer, für die Algebra, und zum Umgange mit den Todten geſchaffen, und uns hat das Loos getroffen, daß wir mit den Lebendigen umgehen ſollen. Man laſſe ſie in Geſellſchaften immer fortſtudieren, ſo verdunkeln ſie uns doch zum wenigſten an ei-

nem Orte nicht. Auf den Studierstuben müssen wir ihnen weichen, und in Gesellschaften haben wir den Rang, die wir aufmerksamer sind, als sie. So viele Wissenschaften sie auch inne haben, so fehlt ihnen doch eine wichtige Kunst, die Kunst auf eine vernünftige und vergnügte Weise müßig zu gehen. Sie suchen in der Gelehrsamkeit groß zu werden; wir wollen suchen, es in der Kunst zu leben hoch zu bringen: und so wird unsre Eigenliebe von ihrer Größe niemals so tief gedemüthigt werden, daß uns nicht ein Ruhm übrig bliebe, auf den wir uns etwas einbilden können. Diejenigen, von denen ich itzt rede, kommen mir wie die Menschen vor, deren Augen in den weitesten Entfernungen alles wahrnehmen, und von ganz nahen Gegenständen wenig oder nichts erkennen können: wenn unser Gesicht nicht so weit reicht, so kann das zu unsrer Beruhigung dienen, daß es in der Nähe besser sieht, als das ihrige.

Allein es giebt auch Menschen, die in der Nähe sowohl als in der Ferne wenig sehen können, und nicht viel gebessert sind, wenn sie ihrem schwachen Gesichte mit Brillen und Ferngläsern zu Hülfe kommen wollen. Dieses sind diejenigen, welche einen solchen kleinen und eingeschränkten Geist haben, der kaum drey Schritte vor sich weg sehen kann, und aus dieser Ursache in Gesellschaften unaufmerksam ist. Sie geben sich vielleicht große Mühe, aufmerksam zu seyn, und wollen überall Augen und Ohren haben. Allein ehe sie sichs vermuthen, ist alle ihre Aufmerksamkeit verlohren; sie verwirren und verlieren sich in der Menge von Dingen, die um sie sind, wenn sie für andre gleich noch so klein seyn sollte. Sie thun sich alle Gewalt an, die Reden des einen in Gesellschaften zu fassen, und vergessen darüber die Gespräche eines andern, die sie auch behalten wollten, und das ist eben so viel, als ob sie Ferngläser brauchten, und doch nicht viel mehr, als mit bloßen Augen, sähen. Mit diesen unaufmerksamen Gesellschaftern muß man Mitleiden haben, weil sie es gut meynen. Wenn man über sie spotten wollte, so wäre

solches

ſolches eben ſo unbarmherzig, als wenn man einen Menſchen mit blöden Augen auslachte.

Ich kenne Leute, die in Geſellſchaften darum nicht aufmerkſam ſind, weil ſie eine allzugroße Einbildung von ihrer reichen oder vornehmen Perſon haben. Weil ſie glauben, daß ſie in Geſellſchaften diejenigen ſind, welche allein Aufmerkſamkeit verdienen, ſo nehmen ſie ſich die Mühe nicht, uns der ihrigen zu würdigen. Sie können ſich mit andern nicht beſchäfftigen; denn es kömmt ihnen nichts ſo wichtig und anſehnlich vor, als ihre kleine Perſon. Allein, wenn man ſich durch dieſe unaufmerkſamen Geſellſchafter nicht auferingen, und ſie dadurch nicht merken läßt, daß man von ihrer eingebildeten Größe etwas weiß, ſo ſind ſie die beſten Leute, mit denen man die größte Freude von der Welt haben kann. Sie glauben, daß wir ihre Aufmerkſamkeit nicht verdienen; man muß ſich nur ſo gegen ſie bezeigen, als ob wir glaubten, daß ſie der unſrigen auch nicht werth wären. Das iſt die größte Demüthigung, die ihnen wiederfahren kann. Uns kann kein gröſſer Unglück begegnen, als daß ſie unſre Geſellſchaft entweder verlaſſen, oder in derſelben verziehen, und warten, bis uns die Augen über ihre Perſon aufgehen. Allein man muß die Augen immer nur feſt verſchlieſſen. Verlaſſen ſie unſre Geſellſchaft, ſo können wir uns leicht beruhigen, denn wir verlieren nicht viel. Bleiben ſie aber bey uns, ſo werden ſie ſo aufmerkſam werden, als wenn ſie weder reich noch vornehm wären. Ihre Augen werden bittend zu uns ſagen: Wir wollen es wiſſen und zu verſtehen geben, daß ſie zugegen ſind; aber wir bitten ſie, ſehen ſie doch nur auch einige Augenblicke auf uns. Sehen ſie doch, daß wir reich und vornehm ſind; wollen ſie denn ſolches für ſo gar etwas geringes halten? Wir haben ja unſern Irrthum gebüßt, und ſie bemerket; bemerken ſie uns doch wieder. Wenn uns ihre Augen und Minen dieſe Abbitte thun, und aufmerkſam auf uns werden, ſo müſſen wir aufhören, gerecht zu ſeyn, und die Strenge der Gnade weichen laſſen, und es

ihnen

ihnen nunmehr durch unsre Aufmerksamkeit auf sie zu verstehen geben, daß wir wohl wissen, wie reich und vornehm sie sind.

Allein ich weiß nicht, was man mit denen anfangen soll, die darum in Gesellschaften nicht aufmerksam sind, weil sie eine allzubrennende Begierde haben, sich bemerken zu lassen. Diejenigen, welche ich nur erst abgebildet habe, sind so stolz, daß sie in Unthätigkeit bleiben, und genug zu thun glauben, wenn sie sich nur zeigen; diese aber sind zum Unglücke mistrauischer gegen sich selbst, und doch eben so begierig, die Aufmerksamkeit der Gesellschaften auf sich zu ziehen, und aus dieser Ursache immer in Bewegung. Wenn man gleich mit ihnen, wie mit denen, die ich vorher beschrieben habe, umgehen will, so lassen sie sich dadurch nicht irren, und ie weniger man sie bemerken will, desto mehr Mühe geben sie sich, uns aus unsrer Gleichgültigkeit gegen sie zu reissen. Man kann bey ihnen nicht ausdauern. Sie wollen uns zwingen, auf sie zu sehen, sie mögen reden oder schweigen. Man mag auf ein Mittel sinnen, auf welches man will, so wird man nicht sicher vor ihnen seyn; denn wenn man auch die Flucht ergreifen wollte, so verfolgen sie uns. Ich bin zwar ein Jüngling; allein ich kann denen, die in meinem Alter sind, nichts vergeben, was sie unleidlich macht. Der allzugroße Eifer, andre auf sich aufmerksam zu machen, ist ein Fehler, der den Jünglingen gewöhnlicher ist, als gesetzten Männern, oder ernsthaften Greisen, und man kann ihnen denselben weniger, als Männern oder Greisen, vergeben. Sie sind die Tyrannen der Gesellschaften: allein wenn man sie nicht von ihrer angemaßten Herrschaft stürzen kann, so mögen sie wissen, daß man sie, wie die Tyrannen, von ganzem Herzen verachtet und haßt. Was wird Herr Jacob Steinbruch für eine Freude haben, daß ich denen, die meines gleichen sind, die Wahrheit so offenherzig sage?

Leipzig, bey Johann Wendler.

Der Jüngling.

Achtes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 22 Febr. 1747.

Meine vorhergehenden Blätter haben der Welt genug gesagt, daß die Gesellschaften, der Wein, und der Umgang mit dem schönen Geschlechte meine Ergetzlichkeiten sind. Allein ich habe sie noch lange nicht alle genannt; denn ich wüßte wenig Dinge in der Welt, die mir nicht zu einigem Vergnügen Anlaß geben sollten. Ich habe nur meine vornehmsten Ergetzlichkeiten nennen wollen, und ich weis nicht, wie es gekommen ist, daß ich eine von den vornehmsten vergessen habe. Ich meyne die Musik. Mir scheinen alle Vergnügungen, derer ich gedacht habe, recht dazu geschaffen zu seyn, daß sie zusammen vereinigt werden sollen. Ich sehe es gern, wenn ich wegen einer Freude, die ich fast täglich genießen möchte, eine ganze Welt auf meiner Seite habe. Die Musik ist dasjenige Vergnügen, das von den Königen an bis auf die Kinder auf den Gassen seine Liebhaber hat. Ich habe immer eine sonderbare Freude empfunden, wenn ich Arien von Hassen, die in den Opern einen großen Eindruck gemacht, auf den Straßen habe singen hören, so sehr sie auch verstellt worden sind. Denn solches ist ein untrüglicher Beweis von der Macht der Musik.

Ich will dieses Blatt einigen Betrachtungen widmen, zu welchen mich die Musik veranlaßt hat. Man wird mir so viel Bequemlichkeit zutrauen und glauben, daß ich nicht vorhabe, meine Leser mit einer genealogischen Abhandlung von dem Ursprunge und Wachsthume der Musik zu unterhalten, oder meine Belesenheit dadurch zu erweisen, daß ich ihnen alle Instrumentenmacher vom Thubalkain bis auf unsern Hofmann, und die Meister vom Amphion bis auf Bachen nenne. Eine solche Gelehrsamkeit ist für einen Jüngling

zu mühsam, und ich überlasse sie Männern, deren Geduld zu solchen Untersuchungen abgehärteter ist. Wer sich ja nicht eher beruhigen will, bis er alles dieses weis, der mag seine Zuflucht in das Universallexicon zum Buchstaben M nehmen; ich habe schon Namen genug hergenannt.

So viel ich Muth besitze, dasjenige frey heraus zu sagen, was mir misfällt, eine eben so grosse Begierde habe ich, mein Vergnügen über das, was mir gefällt, zu erkennen zu geben. Ich weis nicht, wie viele Lobsprüche ich der hiesigen Musikgesellschaft ertheilen möchte, so viel Vergnügen verursacht sie mir, wenn ich es nicht für das gröste Lob hielte, welches man ihr geben kann, daß man nur von ihren Absichten, und von ihrer Einrichtung unpartheyisch redet. Es ist schon eine gute Zeit verflossen, daß sich einige Familien unsrer Stadt mit einigen andern vereinigt, und unter einander beschlossen haben, einen Theil ihrer Einkünfte auf eine Freude, die so mittheilbar, als edel ist, auf die Musik, zu wenden. Es ist gleich rühmlich, zu gewinnen, und einen Theil des Gewonnenen zu seinem Vergnügen und zum Vergnügen andrer Menschen zu gebrauchen. Diese Gesellschaft versammelt sich im Winter wöchentlich, und im Sommer alle vierzehn Tage einmal. In den Verzierungen des Saales, welcher zu diesen Zusammenkünften bestimmt ist, hat man so viel Geschmack geäußert, daß sich die Augen dabey beruhigen können, ohne zerstreut zu werden, und eine eben so grosse Sorge hat man für die Bequemlichkeit derer getragen, welche an diesem Vergnügen Theil nehmen. Sowohl die Wahl derjenigen, welche die Lust der Gesellschaft durch ihre Stärke in der Musik unterhalten, als auch die Wahl der Stücke, welche aufgeführt werden, und die berühmtesten und größten Componisten zu Urhebern haben, machen nach dem Urtheile der Kenner dem Geschmacke der Gesellschaft Ehre. Wenn es die Einrichtung derselben nicht gestattet, die ganze Stadt zu ihrem Vergnügen zuzulassen, so bleibt doch den Sitten und der Artigkeit der Zutritt offen, und die Art, wo-

mit

mit man sie Theil daran nehmen läßt, ist so uneigennützig, als galant.

Wenn man die Ergetzlichkeiten, welche die Menschen genießen können, an sich allein betrachtet, so leidet ihre Natur und Einrichtung keine lange Dauer. Ein Vergnügen mag noch so viele angenehme Empfindungen in uns hervorbringen; so verschwindet es gemeiniglich mit dem Genusse, und läßt uns nichts, als die Erinnerung, und die Hoffnung zurück, dasselbe wieder zu genießen. Es würde uns schon viel an unserm Vergnügen abgehen, wofern uns dieses Andenken, und die Hoffnung auf den künftigen Genuß desselben mangeln sollte. Allein endlich vergißt man alles, und ein oft wiederholtes Vergnügen fängt mit der Zeit an, kein Vergnügen mehr zu seyn. Man muß noch mehr Mittel wissen, seine Freude gröſſer zu machen, als sie ihrer Natur nach ist, und sie so zu sagen in ihrer Flucht zu fesseln. Man muß mit seinen Ergetzlichkeiten wuchern können. Man kan mit einem Vergnügen wie mit einem Capitale umgehen. Eine Ergetzlichkeit, die man für sich allein genießt, ist ein Capital, das keine Zinsen trägt. Ein Mensch, der an seiner Freude niemanden theil nehmen läßt, gleicht einem Geizigen, der seinen Reichthum mit Schlössern verwahrt, und sich an dem Anblicke desselben belustigt, ohne ihn auszuleihen und dadurch zu vergröſſern. Ein Mensch, der seine Freude für sich behält, empfindet sie zur Zeit seines Genusses nur einmal; ein andrer, der seine Freude andern mittheilt, vermehrt seine Empfindungen derselben tausend, mal, wenn tausend Personen sein Vergnügen mit ihm theilen dürfen. Die Mittheilung des Vergnügens vervielfältigt dasselbe, und die groſsmüthige Art, womit man solches allgemein macht, vergröſsert es. Ein Mensch, der an andrer Freude Ursache ist, kann auf diese Weise mit fremden Augen sehen, und mit fremden Ohren hören. Eine iede Vorstellung, daß ein andrer das Vergnügen genießt, auf welches ihm das Recht des Eigenthümers zukömmt,

ist für ihn ein neuer Genuß desselben, der desto lebhafter ist, ie grösser seine Uneigennützigkeit ist. So viel gewinnt allezeit die Großmuth. Die Gesellschaft, von der ich rede, besitzt die glückliche Kunst, eine einzige Ergötzlichkeit zu vervielfältigen.

Ich habe hier eine bequeme Gelegenheit, unsre Stadt wider einen Vorwurf zu vertheidigen, welcher ihr von einigen Auswärtigen gemacht wird, die unsre Akademie besuchen. Man beklagt sich, daß es hier für junge Leute von Stande allzutraurig sey, daß es zu wenig allgemeine Ergetzlichkeiten gebe, an welchen sie ohnbeschadet ihres Standes Antheil nehmen können, und daß die Vergnügungen, welche ihnen anständig sind, in den Familien eingeschlossen blieben. Ich räume ein, daß Leipzig kein London, kein Paris, und keine Hofstatt ist. Ich räume auch ein, daß es Mühe kostet, zu den Gesellschaften in den Familien, und zu den Vergnügen derselben zugelassen zu werden. Man muß aber, dünkt mich, gerecht seyn, und nicht verlangen, daß Geburt, oder Stand, oder Reichthum, so gut als königliche Pässe seyn sollen, die man nur vorzeigen darf, um überall frey hinkommen zu können. Das Vergnügen der Gesellschaften würde gewaltig darunter leiden, wenn ein ieder, welcher vornehm oder reich wäre, dadurch berechtigt würde, überall zu seyn. Es dringen oder schleichen sich ohnedem mit diesen äußerlichen Vorzügen in die Gesellschaften der Familien viele ein, die das Geheimniß wissen, ihnen bald zur Last zu werden, ohne daß man sie offenbar wieder daraus verweisen kann. Geburt und Stand haben überall einen freyen Zutritt, wenn die Sitten denselben gemäß sind. Wenn also nicht alle in die Gesellschaften kommen, so sind sie selbst gemeiniglich die Ursachen davon. Die hiesigen Familien theilen ihr Vergnügen mit andern gern, und die Gesellschaft allein, von der ich rede, ist eine förmliche Widerlegung des Vorwurfes, der die meiste Zeit diejenigen, wi-

der

der die er vorgebracht wird, weniger trifft, als diejenigen, welche ihn machen.

Die Aufmerksamkeit, welche in der Gesellschaft herrscht, so lange die Musik dauert, verdient, daß ich sie nicht mit Stillschweigen übergehe. Alle Künste, die durch die Schönheiten der Harmonie gefallen, und mit der Erregung der verschiednen Leidenschaften des Herzens zu thun haben, erfodern vornämlich die Aufmerksamkeit, wofern ihre Wirkungen nicht gestört werden sollen, und die Stille ist vielleicht die einzige Belohnung, welche die Ehrbegierde derjenigen, die sich darinnen hervorthun, befriedigen kann. Einem Kenner, dessen musikalisches Ohr sich nicht den geringsten Violinenstrich eines Gerlachs entgehen lassen will, ist ein jedes Geräusch, so klein es auch seyn mag, unerleidlich. In einem Meisterstücke wird nicht ein Ton oder Laut seyn, der nicht wichtig wäre, und ein einziger Tackt, den man verhören muß, kann uns einen großen Theil des Vergnügens rauben, das uns der Componist zubereitet hatte. Ich werde durch alle Fragen, die man alsdann, wann ich zuhören will, an mich thut, so sehr beleidigt, als wenn es Spöttereyen über mich wären, und ich spreche demjenigen, welcher unter der Musik unaufmerksam seyn kann, ohne Barmherzigkeit Empfindung und Geschmack ab. Ich kann meinen Verdruß, den ich ohnlängst über meinen Beysitzer empfinden müssen, nicht bergen, und ich bin noch nicht besänftigt worden, ob er gleich seitdem, ohne mich zu kennen, in meiner Gesellschaft meine Blätter sehr entscheidend erhoben hat. Er hat mir alles Vertrauen auf seine Lobsprüche durch seine fremden Gedanken bey der Musik genommen. Ich sitze in der Stellung eines Menschen, der seine ganze Seele in eine solche Ordnung gebracht hat, daß das Vergnügen einen ganz offnen Weg zu derselben finden, und sich in alle ihre Gegenden durchschleichen soll. Ein Solo, das Herr

Landvogt auf der Flöte spielt, macht mich ganz zärtlich, und ich habe mich völlig darauf eingerichtet, von der Musik trunken zu werden, und mich, so zu sagen, ganz in Freude aufzulösen, als sich ein unbescheidner Beysitzer plötzlich bewegt, sich meinem Ohre nähert, die sanften und schmeicheleriſchen Töne erschreckt und in die Flucht treibt, und mit einer staatsklugen Mine zu mir sagt: Haben sie wohl gehört, daß Bochetta wieder eingenommen ist, und die Türken sich in den Europäischen Provinzen zusammenziehen sollen? Ich ward aufgebracht, daß er mein stilles Vergnügen unterbrach, und meine Antwort wird ihm nicht das beste Vertrauen zu meiner Staatswissenschaft gemacht haben; denn ich sagte so eilfertig, als möglich war: Nein.

Ich habe zuweilen einige gesehen, die nicht allein selbst zu wenig Gefühl des Schönen hatten, als daß sie hätten aufmerksam seyn sollen, sondern auch durch ihr Geräusch andre in ihrem Vergnügen zu hindern, und die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf sich zu ziehen suchten, gerade als ob ihre Person etwas so wichtiges wäre, daß man die Musik aus der Acht lassen, und auf sie sehen müßte. Ich bin vergnügt, daß ich nur wenig solche Unbescheidne, und bisanher auch nicht gar offt wahrgenommen habe. Es ist etwas wunderbares, daß diejenigen, welche diesen Fehler begehen, in der schmeichelhaften Einbildung stehen, daß sie zu leben wissen, da doch dem Wohlstande und den guten Sitten nichts mehr zuwider ist, als ganze Versammlungen misvergnügt zu machen, um das kleine Vergnügen zu haben, bemerkt zu werden. Wenn sich diese Unbescheidene nur lehren liessen, daß es für ihre Ehre sehr zuträglich seyn würde, wenn sie es in allen Gesellschaften so weit bringen könnten, daß man gar nicht wüßte, ob sie zugegen wären. Denn eigentlich scheinen ihre ganze Personen nur darum da zu seyn, daß sie die Nullen in den

Ge-

Gesellschaften abgeben, die Zahl grösser machen, aber an sich selbst nichts gelten sollen.

Der Stillstand, welcher zuweilen zwischen der Musik gemacht wird, trägt zur Vergrösserung des allgemeinen Vergnügens dieser Gesellschaft nicht wenig bey. Eine solche Ruhe, die man dem Gehöre gönnt, verursacht, daß die Musik, so bald sie wieder anfängt, einen neuen und desto empfindlichern Eindruck machen kann. Die Gesellschafter und andre Anwesende treten zwischen einem solchen Stillstande zusammen, und unterhalten einer den andern. Es ist mir allezeit eine Freude, anzusehen, was die Musik für verschiedne Wirkungen fast auf allen Gesichtern hervorbringt. Sie giebt allen Anwesenden ein vertrauliches und gesellschaftliches Ansehen. Ein angenehmes Gesicht macht sie noch angenehmer; der Schönheit giebt sie einen grössern Glanz; ein zärtliches blaues Auge macht sie schmachtender, und ein schwarzes noch feuriger und sieghafter. Man muß Geschmack besitzen, das Vergnügen sich vorzustellen, welches man empfindet, wenn man auf einem frölichen Gesichte so zu sagen noch alle Töne, die man nicht mehr hört, doch noch sehen kann. Ich habe neulich einen Menschen darinnen gesehen, dessen Gesicht und Anstand zu allen Zeiten unerträglich ist, den aber die Musik so sehr verändert hatte, daß man ihn ansehen, und mit seinen Augen einige Minuten bey ihm verweilen konnte. Man sagt einander artige Schmeicheleyen: man urtheilt von der Musik, und von ihren Schönheiten; man sagt den gegenwärtigen Schönen einige sinnreiche Galanterien vor; man scherzt, mit einem Worte, alles ist Freude. Zuweilen trifft es freylich zu, daß man Reden hört, die in ein lachendes Gesicht wieder einige Falten bringen können. Die Wirkung brachte einer bey mir hervor, der mir während der Musik außerordentlich aufmerksam zu

seyn

seyn geschienen hatte, und doch hernach von keiner wichtigern Sache, als vom Kronenleuchter, zusprechen wußte. Ich beruhigte mich aber sogleich wieder, und hätte meine Freude über ihn. Eben so vergnügt machte mich eine kleine kostbare Person, welche sich mit der Artigkeit eines Menschen, der andre gern überzeugen will, daß er zugegen ist, durch die Anwesenden hindurch drehte. Allein niemand wußte, daß der ehrliche Mann da war. Was sollte er anfangen? Er nahm seine Repetiruhr heraus, und ließ sie zweymal oder dreymal schlagen. Man hörte die Repetiruhr und sah ihn nicht.

Ich ersuche die Gesellschaft, mir das Amt eines Aufsehers über diejenigen aufzutragen, welche die Pflichten nicht genug wissen möchten, das Vergnügen einer ganzen Versammlung dem Vergnügen ihrer Eitelkeit vorzuziehen. Die löblichen Beyspiele einer ganzen Gesellschaft haben zuweilen nicht Kraft genug, sie von der Nothwendigkeit dieser Pflicht so zu überführen, daß sie dieselbe ausüben sollten. Die Mitglieder derselben sind, wie ich weis, so geneigt, andre zu ihrem Vergnügen zuzulassen, und so galant, daß sich manchmal wohl einige Unbescheidne einschleichen können. Ich will nicht wünschen, daß ich einige darinnen entdecken möge; allein wofern es geschehen sollte, so werde ich sie in meinen Blättern so genau nach dem Leben abzeichnen, daß sie von allen, die meine Aufsätze lesen, gekannt werden sollen. Damit sich keiner von ihnen mit der Unwissenheit entschuldigen möge, daß ich da sey, so mache ich hiemit kund, daß ich inskünftige unter dem Bilde des Königes meinen Sitz haben werde, damit ich alle Anwesenden übersehen könne. Man soll von meiner Achtsamkeit noch ein Sprüchwort machen, und von einem aufmerksamen Menschen sagen: Er giebt Achtung, wie der Jüngling.

A.

Leipzig, bey Johann Wendler.

Der Jüngling.

Neuntes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 1 Merz 1747.

Die meiſten Geſellſchaften beſtehen aus zweyerley Leuten: aus einigen, die ſo ſchläfrig, oder ſo höflich ſind, daß ſie gar nicht reden, und aus andern, die ſo munter, oder ſo unbeſcheiden ſind, daß ſie immer allein reden wollen.

Wie verdrießlich ſind nicht die erſten! Ich erſuche ſie hiermit, doch mit aller Ehrerbietung, die man Leuten von ihrer Ernſthaftigkeit ſchuldig iſt, mich mit ihrer Perſon zu verſchonen. Ihr Stillſchweigen iſt ſo zweydeutig, daß man nicht leicht wiſſen kann, wie man mit ihnen daran iſt. Was ſoll man mit ihnen anfangen? Soll man ſich entſchließen, ſich ihnen gleich zu ſtellen, und ſo ſtumm zu werden, wie ſie? Das würde eine vergnügte Zuſammenkunft abgeben! Man würde einander ſehen, bewillkommen, ſich niederſetzen, und wenn man wüßte, daß der andre ſich wohl befände, wieder auseinander gehen, nachdem man ſich ein paar Stunden angeſehen hätte. Eine herrliche Geſellſchaft, die unerträglicher wäre, als die lange Weile, die Einſamkeit und alles, was verdrießliches erdacht werden kann! Man wird ſich alſo entſchließen müſſen, bey dieſen ſtummen Geſellſchaftern ein Schwätzer zu werden. Was für eine ſchwere Rolle! Leute zu unterhalten, die uns ungewiß laſſen, ob ſie unſere Reden bemerken, oder ob ſie uns verachten; das würde vielleicht den beredteſten Plauderer ermüden!

Ich habe in einem von meinen Blättern von der wenigen Achtſamkeit geredet, welche einige auf dasjenige wenden, was in Geſellſchaften vorgehet. Es iſt gewiß, daß eben dieſe Unachtſamkeit die Urſache iſt, warum viele Leute ſo ſchwer

im Gespräch zu unterhalten sind; sie mögen sich nun mit ihren Gedanken in ihre Hausangelegenheiten zerstreuen, oder so stolz seyn, daß ihnen alles, was nicht ihre eigne Person ist, nicht werth scheint, daß sie Acht darauf geben sollten. Was haben sie für Beruf, ihre Studierstuben, oder Waarenlager zu verlassen? Ich verlange nicht, daß man auf nichts aufmerksam seyn soll, als auf mich; aber es beleidigt mich, wenn einer sich in meiner Gesellschaft so gar wenig um mich bekümmert, als ob er allein wäre.

Doch es giebt Leute, deren Stillschweigen von einer so traurigen Ursache herrühret, daß man Mitleiden mit ihnen haben muß; Leute, die das Unglück haben, daß ihnen die Zeit lang wird, und die also die Gesellschaften freylich nicht deswegen besuchen, weil sie sie andern vertreiben wollen. Wenn sie allein sind, so sehen sie aus dem Fenster, oder rauchen Tabak, und gähnen im Lehnstuhl. Einige Stunden kann sich ein Geist, der mit einer kleinen Freude vorliebnimmt, vielleicht hiermit beschäfftigen, ohne es zu merken, daß ihm etwas fehlt. Aber wir sind aller Wahrscheinlichkeit nach wohl nicht deswegen auf der Welt, daß wir im Fenster liegen, oder Tabak rauchen, und im Lehnstuhl gähnen sollen. Es ist also kein Wunder, wenn diese Leute endlich misvergnügt werden. Sie fühlen, daß ihnen etwas fehlt, welches sie sich selbst nicht geben können. Das gröste Glück für sie wäre dieses, wenn sie in einen sanften Schlaf fielen. Ihre Natur erweist sich auch in diesem Stücke ziemlich mitleidig gegen sie; allein immer kann es ihnen doch so gut nicht werden. Sie gehen also zu einem guten Freunde, und machen sich, wie sie zu sagen pflegen, eine Veränderung. Denn das ist eben ihr Unglück, daß alles so einerley ist, und daß alle Abwechselung, die sie haben, einen Tag nicht anders ist, wie den andern.

Ein guter Freund ist bey ihnen ein Mensch, der ihnen die Zeit vertreibt. Wenn sie ihn besuchen, so muß er mit

der Gegenwart ihrer Person zufrieden seyn; er kann aber auch Rechnung darauf machen, daß sie mit derselben ganz bey ihm gegenwärtig sind. Die Flüchtigkeit ist gar nicht der Fehler dieser Leute. Wenn sie einen Gegenstand antreffen, bey dem sie sich einige Augenblicke aufhalten können, so werden sie ihn gewiß so bald nicht wieder verlassen. Sie betrachten denjenigen, bey dem sie sind, mit einer Aufmerksamkeit, die ihres gleichen nicht hat; und sie lassen sich gewiß kein einziges Wort entwischen, wenn wir so gütig sind, und sie unterhalten wollen. Wir dürfen uns nicht fürchten, daß sie uns in die Rede fallen, und uns nicht wieder zu Worte kommen lassen. Sie nehmen es nicht übel, wenn sie nur Zuhörer abgeben müssen; und, wenn sie uns antworten, so geschieht es nicht anders, als mit Bedacht und einsylbig. Wenn man sie in grossen Gesellschaften sieht, so sollte man denken, daß sie nur hinter dem Berge hielten. Denn sie hören alle unsre Reden mit einem so aufmerksamen Gesichte an, als ob sie unsre Geheimnisse auskundschaften und verrathen wollten. Aber man thut ihnen zu viel, wenn man ihnen diese Bosheit zutraut. Diese Leute können schweigen. Es würde auch zu mühsam für sie seyn, wenn sie alles behalten sollten, was sie hören. Sie würden sich also schlecht dazu schicken, einen Kundschafter abzugeben.

Man sollte einen Schwätzer nicht allein für den munterſten Kopf, sondern auch für den gefälligſten Gesellschafter halten, wenn man ihn reden hört; so viele Mühe giebt er sich, die unthätige Stille aus allen Zusammenkünften, wo er hinkömmt, zu vertreiben. Er hält seine Geschäffte gewiß nicht für so wichtig, daß es ihm Mühe kosten sollte, sie einem ieden aufzuopfern, der nur Lust hat, die seinigen zu verlassen, um ihm zuzuhören; und keine Gesellschaft ist in seinen Augen so geringe, daß er ihre Bewunderungen verachten sollte. Man sollte glauben, daß seine Zuhörer es ihm einstimmig aufgetragen hätten, sie zu unterhalten,

terhalten, und daß er sich von ihnen das Stillschweigen eidlich hätte versprechen lassen. Er redet allein, und die andern müssen ihn um Verzeihung bitten, wenn sie ihn aus Versehen einmal unterbrechen. Was für eine ansehnliche Person spielt er nicht! Er ist die Seele und das Leben der Zusammenkünfte, und, wo eine Gesellschaft ist, da ist er unentbehrlich. Es ist zwar wahr, daß diejenigen, bey denen er ist, vielleicht zuweilen lieber selbst redeten, oder einen andern reden hörten. Allein, er muß doch am besten wissen, wie viel Geschicklichkeit er hat, eine Gesellschaft aufzumuntern, und sie sollte es ihm also danken, wenn er aus Liebe zu ihr seine Lunge nicht eher schont, bis er alle die schlechtern Redner übertäubt hat, die ihr nur verdrießlich fallen würden. Er mag ihr nun von Dingen erzählen, die er gesehen hat, oder gesehen haben will; er mag wider die Bibel, oder wider die Zeitungen streiten; er mag grosse Dinge klein, oder Kleinigkeiten wichtig machen: alles bekömmt in seinem Munde eine gewisse Annehmlichkeit, mit der er seine Zuhörer Stundenlang unterhalten kann.

Ich mag keinen Menschen in seinem Vergnügen stören. Meinentwegen mögen also die Schwätzer immer in dem Besitze der Ehren bleiben, die sie aus allen Gesellschaften zu Hause zu bringen glauben. Ich vertrage mich sehr gut mit denjenigen, die ich von ihnen kenne. Wenn sie mir begegnen, so weiche ich ihnen ganz höflich aus, wenn ich kann. Wenn ich aber kein Mittel weis, mich von ihnen los zu machen, so ist es mir allemal eine Ehre, sie zu sehen. Ich höre ihnen auch zu, und wenn ich ihnen lange genug zugehört habe, so gebe ich ihnen zu verstehen, daß ich schon alles das weis, was sie mir noch erzählen wollen; und zuweilen bin ich so glücklich, daß sie darüber böse werden, mich verlassen, und sich einen andern aus der Gesellschaft aussuchen, der ihre Verdienste besser zu schätzen weis.

Die

Die Schwätzer mögen sich also damit schmeicheln, daß sie mit allem, was sie sagen, der Gesellschaft eine Wohlthat erweisen; ich will sie daran nicht hindern. Allein zu gleicher Zeit kann ich ihnen nicht verheelen, daß es mir vorkömmt, als ob auch sie selbst ohne eine Gesellschaft vielleicht eine ziemlich traurige Person vorstellten.

Ein Schwätzer ist nach meiner Meynung ein Mensch, der gern laut redet. Ich habe von einem jungen Edelmann, der als ein grosser Plauderer bekannt ist, gewisse Nachricht, daß er in Ermanglung andrer Gesellschaft mit seinem Diener, oder wenn es nicht anders seyn kann, mit sich selber so laut reden soll, als wenn er vor einer Menge von Zuschauern eine Mode anzugreifen oder zu vertheidigen hätte. Ich kenne einen gelehrten Schwätzer, der in allen Gesellschaften Collegia liest, und dem man Schuld giebt, daß er nur deswegen ein Professorat suchet, damit es ihm nicht an Gelegenheit fehle, laut zu reden. Ich habe mir hieraus die Anmerkung gemacht, daß einem Schwätzer die Einsamkeit nothwendig zur Last werden muß. Denn er kann doch nicht immer mit sich selbst reden. Er besitzet in der That nicht so viel Lebhaftigkeit, als er sich einbildet; wenn er nicht reden kan, so weis er nicht, womit er sich beschäfftigen soll; und er kann also andrer Leute eben so wenig entbehren, als diejenigen, denen die Zeit lang wird. Er geht in Gesellschaften, um Reden zu halten, oder, wenn er ein Gelehrter ist, wenigstens vorzulesen. Wie vergnügt würde er hierbey seyn, wenn er nicht alle Augenblicke befürchten müßte, unterbrochen zu werden!

Die Schwätzer sind recht vortreffliche Leute; allein es sind nicht alle Menschen so beschaffen, daß sie zu ihrem Umgange geschickt wären. Ich rathe also allen denen, die hierzu keinen Beruf haben, die Schwätzer zu fliehen. Wenn sie sich aber ihrer Beredsamkeit wider die Schlaflosigkeit bedienen wollen; so bin ich doch der Meynung, daß

sie ein so gewaltsames Mittel nicht eher versuchen sollen, als bis ihr Uebel fast unheilbar ist.

Ich kenne eine Gesellschaft, in welcher diese beiden verschiednen Arten von Leuten, die Schwätzer und diejenigen, welche nichts reden, auf eine merkwürdige Weise vermischt sind. Sie versammlet sich fast täglich bey einem alten bemittelten Bürger, der nichts zu thun hat, und der also, wie er sagt, alles nur für die lange Weile thut. Ich habe mehr, als einmal, von ihm gehört, daß er sich in seiner Jugend ein so hohes Alter nicht gewünscht haben würde, wenn er gewußt hätte, daß ihm die Zeit einmal so lang werden sollte. Als seine Frau noch lebte, durfte er sich hierüber nicht beklagen. Sie war ihm, nach dem zärtlichen Ausdrucke eines Dichters, in seiner Einsamkeit eine ganze Gesellschaft. Sie schwatzte vom Morgen bis an den Abend, und hatte des Abends doch noch immer mehr zu sagen vergessen, als sie nachholen konnte, wenn sie gleich ihren Mann einigemal aus dem Schlafe weckte. Allein, diese glückliche Zeit ist nicht mehr! Die gute Frau ist gestorben, und, aller meiner Einwendungen ungeachtet, glaubt er nicht, daß es möglich sey, noch eine solche beredte Frau zu finden. Er würde verzweifeln, wenn ihm auch seine beiden Hunde sterben sollten, welche des Vormittags seine Gesellschaft sind. Man sollte nicht denken, was er sich für einen Zeitvertreib mit ihnen ausgesonnen hat. Er legt sich mit ihnen ins Fenster, läßt einen nach dem andern auf die Gasse springen, und zieht sie bey den Füssen wieder herein. Auf diese Weise bringt er den Vormittag zu. Nach Tische aber versammlet sich bey ihm eine Gesellschaft, die zwar klein, aber desto auserlesner ist. Ich muß es bis zu einem andern Blatte versparen, meinen Lesern eine Beschreibung davon zu machen. Heute muß ich ihnen noch einen Brief mittheilen, den ich eben erhalte.

N.

Mein

Mein Herr,

Ich will das Verdienſt auf mich nehmen, und ihre Blätter ihrem Vaterlande nützlich machen. Ich komme gleich von dem Kaffeehauſe. Wir haben à la Guerre geſpielt, und ohne einen verfluchten Contrecoup hätte ich den Pot gewonnen. Hören Sie einmal, mein Herr, mein Unglück, und ſagen Sie mir hernach, ob ich nicht mit allem Rechte wider ihr Vaterland loszichen könnte, wenn ich nicht zu beſcheiden wäre. Alle meine Mitſpieler waren bis auf einen tod. Wir ſtehen ſept à ſept, und ich habe die allerleichteſte Priſe von der Welt. Indem ich zuſtoſſen will, kömmt ein junger Menſch zur Thüre hinein. **Kommen Sie, kommen Sie**, ſchreyt ihm der Caffetier zu; **Sie können gleich mit** *à la Kehr* **ſpielen.** Den Augenblick läuft mir von der verdammten Prononciation ein kalter Schauer über alle Glieder; Es wird mir ſchwarz vor den Augen; Ich ſtoſſe aber doch zu, und mache einen Kicks, und ein Non-paſſé. Der Pot war verlohren, und ich, mein Herr, war ganz verdrießlich, und bin es auch noch. Nicht etwan, als ob mir der Pot ſo nahe gienge, ob gleich 16 gl. darinnen waren. Ganz und gar nicht; denn ſo viel kann ich mir allenfalls mit einer Ode verdienen, wozu ich nicht mehr Zeit, als zu einer Partie à la Guerre, brauche. Ich ärgere mich nur, daß ich in einem Lande leben muß, wo ein honette-homme, wegen der jämmerlichen Ausſprache der Caffetiers und Marqueurs, auf ſept à ſept den Pot verliehren kann. Denken Sie nur, mein Herr, à la Kehr, ob das nicht unerträglich iſt. Das hört man auf einem Kaffeehauſe mitten in Leipzig! Wenn es noch vor dem Thore wäre: So wollte ich mich zufrieden geben. Ich muß überhaupt mein Herz vor Ihnen ausſchütten. Es iſt beynahe kein einziger Marqueur in der Stadt, der bis auf zwölfe zählen kann, ohne mir den Krampf zu verurſachen. Das ſind doch gewiß keine Kleinigkeiten, mein Herr. Da die Deutſchen kein Spiel

ohne

ohne unsere Universalsprache spielen können: So sollten sie doch auch sorgen, daß wir Ausländer ohne Aergerniß mit spielen könnten. Wissen Sie was, mein Herr! Ich habe mir vorgenommen, die Marqueurs zu informiren. Es darf ja nur für iede Partie ein Pfennig mehr bezahlet werden: So darf ich diese Mühe nicht umsonst über mich nehmen, und ganz Deutschland wird nach und nach einen großen Nutzen davon haben. Sagen Sie nicht, daß ich mich dabey zu sehr erniedrige. Es könnte wohl seyn. Ich habe freylich bisher nur Gelehrten Lection gegeben: aber ich mag nichts mehr mit ihnen zu thun haben, und will lieber die Marqueurs klüger machen. Alle meine gelehrten Schüler haben mit mir disputirt, ob Deutschland oder Frankreich gelehrter ist. Diantre! Was habe ich für Zeug hören müssen! Kommen Sie, meine Herren Marqueurs. Ich hoffe eher mit Ihnen auszukommen. Ich werde doch nicht so viel Mühe haben, Ihnen die Aussprache von ein paar dutzent Wörtern beyzubringen, als wenn ich die Herren Gelehrten auf die Schönheiten eines Mariveaux oder eines Crebillons mit der Nase stossen soll. Lassen Sie meinen Brief drucken, Herr Jüngling! Es kann mir, ihrem Vaterlande, und Ihnen besonders nützlich seyn. Denn Sie sehen doch wohl, daß ich auch deutsch kann. Wenn ich also meinen Endzweck erreiche: So könnte es wohl kommen, daß ich ihr Blatt übersetzte. Der Titel wird alsdann heissen: Le Chapeau. Ich bin

Mein Herr

Ihr

dienstwilliger Freund,

Sieur de Pontac,

Maitre de Langue.

Bey dem Verleger dieser Blätter ist folgende Schrift zu haben: Von den Trostgründen wider ein sieches Leben, von C. F. Gellert, 8. 1747. à 2 gl.

Der Jüngling.

Zehntes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 8 Merz 1747.

Wenn es eine Vollkommenheit giebt, die allen menſchlichen Altern weſentlich und nothwendig ſeyn ſoll, ſo iſt ſolches die Religion. Sie muß der Schmuck aller Alter ſeyn, und kann allein der menſchlichen Natur die Würde geben, welcher ihr Weſen fähig iſt. Niemand kann ſolches in Zweifel ziehen, der irgend noch eine Empfindung der ſo bekannten als edeln Wahrheit hat, daß die Tugend allein glücklich und unſterblich machen, und uns zu dem Genuſſe der Freude, zu dem uns die ganze Natur einladet, würdig zubereiten kann; alle Tugend aber, welche nicht unſern großen Urheber zum letzten Endzwecke macht, keine wahre Tugend, ſondern nur eine ſchwache und unvollkommne Copie derſelben iſt. Dieſe Gedanken, welche ich für die größten und anſtändigſten halte, die ich haben kann, werden bey mir durch die Vorſtellung erweckt, daß die Jugend unter die flüchtigen und vergänglichen Geſchenke der Natur gehört. Ich bin noch itzt munter und frölich; meine wichtigſten Geſchäffte beſtehen darinnen, daß ich mich meines Frühlings erfreue, und mich unterrichte. Allein die Grenzen der Jugend und des männlichen Alters verlieren ſich in einander, in welchem einſt mein Blut langſamer wallen, die flüchtige Lebhaftigkeit meines Geiſtes vermindert, mein Gemüth nachdenkender und tiefſinniger, meine Zeit der Republik gewidmet werden, und die Freude nicht mehr meine vornehmſte Beſchäfftigung ſeyn wird. Die Vortheile, die ein Gemüth genießt, welches durch die Wahrheiten der Religion in Ordnung gebracht worden iſt, äußern ſich in keinem Alter ſichtbarer,

als in den Jahren eines Mannes und Greises. Wie weit ist nicht der Umfang der Pflichten, die ein Mann erfüllen soll: er mag ein Amt im gemeinen Wesen bekleiden, welches er will! Und was kann er für grössere Bewegungsgründe haben, die ihn zu einer strengen Beobachtung seiner Schuldigkeit anfeuern, und seinen Muth bey so vielen glücklichen und unglücklichen Zufällen, denen er ausgesetzt seyn wird, stärken, und aufrecht erhalten können, als die Religion? Die Ehre und andre Belohnungen des Glücks können Triebfedern löblicher Unternehmungen seyn; ich will ihre Kraft nicht leugnen. Allein ich habe gelernt, so jung ich auch noch bin, daß nicht nur die Verdienste nicht immer dasjenige sind, was von der Welt am meisten geehrt und belohnt wird, sondern daß auch die größten Handlungen, welche oft nur in der Stille, und im Verborgnen weit von den Augen der Menschen ausgeführt werden können, unterbleiben müßten, wenn wir die Religion nicht hätten, die uns zu denselben aufmuntert. Wenn ich die traurigen Zeiten überdenke, wo die Sinnen eines Greises zu den Vergnügungen, die ich und ein Mann noch genießen kann, erstorben, und seine Kräfte zu edeln und großen Thaten zu schwach sind; wo alle Empfindungen immer mehr verlöschen; wo ihm vielleicht kein Vergnügen mehr übrig seyn wird, als die Erinnerung an sein voriges tugendhaftes Leben, wenn anders Verdienste dasselbe geschmückt haben; wo ihn Grab und Tod schrecken, und auch dieses Vergnügen vermindern muß: Was kann alsdann sein Gemüth in einem ruhigen und zufriednen Zustande erhalten, als die Wissenschaft, daß er in der nahen Ewigkeit, in welcher sich seine Augen schon verlieren, zur vollkommensten Freude wieder verjüngt werden soll, wofern er sich dieses Glückes durch die Religion würdig gemacht hat? Allein selten wird ein Mensch in seinen männlichen Jahren, oder in seinem Alter Religion haben, der in seiner Jugend entweder in seinen Meynungen, oder in seiner Aufführung, oder in

beyden

beyden zugleich ein Feind der Religion gewesen ist. Denn gemeiniglich tritt an die Stelle der Freygeisterey oder des Lasters die Heucheley.

Die gegenwärtige Woche, welche in hiesigen Landen vor andern Zeiten zu einer strengen Untersuchung seines Lebens, einer der vornehmsten Pflichten, die uns die Offenbarung gebietet, bestimmt ist, veranlasset mich, die Gesinnung meines Gemüthes in dieser Sache zu äußern. Der englische Zuschauer hat sich mit seinen ernsthaften Betrachtungen nach den Umständen der Zeit gerichtet, und ich denke dem Beyspiele dieses großen Mannes zu folgen, und zu zeigen, daß ich meine Freude auch in dem, was ernsthaft und groß ist, suche. Ich weiß wohl, daß nicht alle von meinem Alter so denken, als ich; allein ich fühle auch einen Eifer, der allezeit zu meiner Beruhigung und Zufriedenheit gedient hat, wenn ich ihm gefolgt bin, mich von andern Jünglingen zu unterscheiden.

Es ist nicht zu leugnen, daß es schwer ist, die flüchtige Jugend an die Religion zu gewöhnen. Man kann von dieser Schwierigkeit verschiedne Ursachen angeben. Das Vorurtheil, welches unter den Reichen und Vornehmen nicht ungewöhnlich ist, daß wir jungen Leute nur galant, und nach der Welt gebildet werden sollen, daß sie Hofleute und keine Prediger aus uns erziehen wollen; die schwermüthige Gestalt, in welcher uns zuweilen die Religion gezeigt wird, und der eben so finstre, als verdrießliche Unterricht einiger von denen, die uns darinnen unterweisen, haben keinen geringen Einfluß in die Abneigung der Jugend gegen dieselbe. Allein die vornehmste Ursache davon ist wohl in ihrer allzugroßen Sinnlichkeit zu suchen. Die Seele eines Jünglinges ist ihres Körpers noch zu ungewohnt; sie hat sich noch nicht lange in der Welt umgesehen, und doch schon überall tausend Reizungen und Schönheiten wahrgenommen, in welchen sie sich verirrt. Die Vergnügungen, welche die gütige Hand der Natur überall

ausgebreitet hat, sind ihr noch zu schön und neu, als daß sie sich bey ihnen nicht allein verweilen sollte. Sie sieht, und hört, und empfindet noch zu viel, und kann der Freuden, die sich von allen Orten her in sie drängen, noch nicht satt werden, und keine Zeit gewinnen, sich selbst zu überdenken, was sie ist, und nach ihrem Urheber und Wohlthäter zu fragen. Sie ist von ihnen berauscht und trunken. Die hohen Wahrheiten der Religion sind allzuweit von den Sinnen abgelegen; es ist mühsam, sich in eine andre Sphäre zu erheben, wohin die Seele fast nur allein kommen, und ihren geliebten Körper nicht mit sich nehmen kann. Wenn sie sich auch erhebt, so sieht sie doch in ihrem Fluge immer nach der Erde herab, und es darf ihr nur eine Freude winken, so stürzt sie sich so schnell aus der Höhe wieder herunter, so schwer und langsam sie sich vorher erhoben hatte.

Die allzugroße Sinnlichkeit der Jugend ist Ursache, daß man unter den Jünglingen die meisten findet, die darum Freygeister sind, damit sie ungebunden leben, und allen ihren Trieben und Leidenschaften folgen können, wohin sie von ihnen fortgerissen werden. Ich weiß es, daß es Männer gegeben, welchen die Größe ihres Verstandes zu ihrem Falle gereicht hat; welche darum an der Religion zu zweifeln angefangen, weil der Gesichtskreis ihrer Erkenntniß weiter gewesen, als die Augen andrer Menschen reichen, und dennoch ihre Augen sich in den Tiefen der geoffenbahrten Geheimnisse verlohren haben, wo sie eben so deutlich sehen wollen, als sie in andern Dingen sehen können. Ich weiß es, daß sich andre durch die scheinbaren Schriften derselben verleiten lassen, die Religion nicht für so göttlich und liebenswürdig zu halten, als sie ist, ohne daß sie dabey aufgehört, sich als rechtschaffne Bürger im gemeinen Wesen aufzuführen. Ich habe gelernt, wie schwach der Verstand des Menschen ist, und wie leicht er sich auf Abwege verirren kann. Ich bedaure diese Menschen mit allen

Empfin-

Empfindungen eines wahren Mitleidens, und ich bin ihrem Verstande das Zutrauen schuldig, daß sie ihren Irrthum leicht fahren lassen würden, wenn sie die Widerlegungen der Schriften lesen wollten, die an ihrem Irrthume schuld sind. Ich liebe die Menschen allzusehr, als daß ich ihnen allen das Vergnügen nicht gönnen und wünschen sollte, das uns die Religion geben kann.

Allein die blöden Nachahmer derer, von denen ich geredet habe, welche mehr als Irrende sind, und der Religion entsagen, um lasterhaft zu seyn, würde vielleicht eine schwere und anhaltende Krankheit zu vernünftigen Gedanken bringen, und glücklicher machen. Niemand rühmt sich mehr, als diese, daß sie sich vom gemeinen Haufen unterscheiden wollen, und niemand nähert sich dem Pöbel mehr als sie. Ich sage zu wenig; sie übertreffen ihn weit. Der Pöbel lebt ohne Nachdenken; was er glaubt, das glaubt er, ohne sich in tiefsinnige Untersuchungen einzulassen, und daran begeht er kein Verbrechen. Diese Freygeister denken eben so wenig nach, als der Pöbel; sie kennen die Religion nicht, und mögen sie nicht untersuchen; sie nehmen es für bekannt an, daß man darüber lachen müsse, und daran begehen sie ein Verbrechen. Der Pöbel weis seinen Katechismus, vielleicht nicht allezeit, aber doch oft, ohne daß er ihn vertheidigen kann. Sein Vater glaubte, was er glaubt, und sein Großvater auch. Darinnen ist ein solcher Freygeist, wie ich ihn itzt bezeichnet habe, dem Pöbel vollkommen gleich; er glaubt keine Religion, weil er irgendwo gehört hat, daß ein Colin, Chubb und Morgan auch keine geglaubt haben. Ich mag alle Aehnlichkeiten nicht aufsuchen. Sie sind diejenigen, welche Verbrechen begehen, und welche ich unter denen, mit welchen ich umgehen will, ausgenommen habe.

Gegen die Heuchler, und Tartüffen habe ich einen natürlichen Widerwillen. Ich kann sie um mich dulden; allein ich bin ein so grosser Feind aller Verstellung, daß ich mich,

so viel mir möglich ist, vor ihnen hüte. Sie thun der Religion am meisten Abbruch; weil sie die Larve derselben annehmen, um ungestraft hinter ihr boßhaft seyn zu können. Fast getraue ich mich zu behaupten, daß sie den Haß der Menschen mehr verdienen, als selbst offenbare Freygeister, die solches aus Liebe zum Laster sind. Offenbaren Feinden der Tugend und des menschlichen Geschlechtes kan leicht begegnet werden; allein es ist schwerer und gefährlicher, die heimlichen und verborgnen auszukundschaften, und ihnen Widerstand zu thun.

Ich freue mich, daß mir in meinen frühsten Jahren die Größe und Hoheit der Religion bekannt gemacht, und ich zum Nachdenken über ihre Lehren angewöhnet worden bin. Man hat mir nicht verhelt, als mein Verstand zu einiger Reife gekommen war, daß es Verwegne gäbe, welche die Wahrheiten der Offenbarung leugnen und bestreiten wollten. Weil man mir die Vorzüge eines tugendhaften Lebens vor einem lasterhaften, und die wahre Größe des Verstandes gezeigt hatte, so setzte man kein Mistrauen in den meinigen, und befürchtete nicht, daß ich durch die Zweifel und Scheingründe der Freydenker irrig und ungewiß werden könnte. Und in der That wird kein Verstand so leicht durch sie beunruhiget werden, wenn ihnen ihre betrüglichen Schimmer entzogen worden sind, und das Herz nicht schon gewonnen ist, ehe der Verstand diese Einwürfe untersucht hat. Ich freute mich, daß noch kein Scheingrund wider die Religion vorgetragen worden, der nicht die größten Männer zu glücklichen und sieghaften Bestreitern gehabt hätte. Ich lernte einsehen, daß die meisten Waffen der Freygeister Schilfröhre sind, womit sie Eichen umstürzen wollen. Ich habe gefunden, daß die Betrachtungen über die geoffenbahrten Geheimnisse die menschliche Seele zu einer Hoheit erheben, die ihr von keinem Dinge, so groß und herrlich man es denken will, gegeben werden kann. Die ganze Natur kann ihren Urheber nicht so groß vorstellen, als ihn die Offen-

Offenbarung verherrlicht. Wenn ich ihren Wahrheiten in einer einsamen zufriednen Stille nachdenke, so nimmt mich Verwundrung, Erstaunen, und Freude ein; so würdig sind sie meiner Seele. Aus dieser Ursache freue ich mich, daß die Offenbarung unter die ersten und vornehmsten Schriften gehört, die meinen Geschmack an der Hoheit, der Schönheit, und dem Adel der Gedanken und der Schreibart gebildet haben. Gewiß, ich rede aus dem Herzen; wenn eine Sprache der Größe und Majestät Gottes anständig ist, so ist die Sprache der Offenbarung, Gottes Sprache. Man nehme, was die größten Geister unter den Alten und Neuen Prächtiges und Erhabnes gesagt haben, zusammen, so wird doch alles mit der Pracht und Hoheit der Schrift keine Gleichheit haben.

Die Religion erfüllt die Herzen derer, die ihren Werth einsehen, und ehren, mit einer Zufriedenheit und Ruhe, welche aller stürmischen Freude unendlich vorzuziehen ist. Sie fordert nicht von uns, daß wir unsre Neigungen und Begierden ganz ausrotten sollen; denn Gott schafft nicht etwas, um es wieder zu vernichten. Sie verlangt nur, daß wir unsre Neigungen ihren Gesetzen unterwerfen, in Ordnung bringen und verbessern lassen sollen. Sie ist keine Feindinn der Freude, und will nicht, daß die Schwermuth unsre Herzen traurig machen und unsre Häupter zur Erde beugen soll. Sie ermuntert selbst den Jüngling, sich seiner Jugend zu freuen; allein ihre Forderung ist auch billig, daß er von seinem Vergnügen soll Rechenschaft geben können. Man untersuche nur, ob derjenige, der seine Jugend allen seinen ungestümen Leidenschaften aufgeopfert, und sich durch den Genuß dessen, was sich seine betrogne und erhitzte Einbildungskraft, als ein Glück, vorstellte, eine lange Reue erkauft hat, in der That vergnügt und frölich gewesen sey? Was er Freude nennt, verdient den Nahmen der Freude nicht, sondern den Nahmen einer Wut und Raserey seiner Seele. Keine Freude verdient diesen Nahmen eher, als bis sie von der

Tugend

Tugend gebilligt wird; diejenigen, welche eine immerwährende Trunkenheit in den Ergetzlichkeiten für die einzige Glückseligkeit der Menschen ausrufen, scheinen mir, wie Cicero sagt, nicht die Sprache eines Menschen, sondern die Sprache der Thiere zu reden. Die Religion macht unsre Freude unschuldig und tugendhaft, weil sie uns unsre Vergnügungen so einrichten lehrt, daß wir uns darüber keine Vorwürfe machen und bey ihrer Erinnerung nicht erröthen dürfen. Sie macht unsre Freude nicht allein rechtmäßig, sondern giebt ihr auch einen Werth, den sie ohne sie nicht haben kann. Je grösser derjenige ist, dessen Geschenke und Wohlthaten ich geniesse, desto lebhafter muß die Freude seyn, die mir daraus entsteht, wenn ich so edel und dankbar bin, daß ich an ihn denke. Die Religion schmückt also, wie ich im Anfange gesagt habe, alle Alter; sie und die Tugend erwerben dem Manne und Greise Ehrfurcht und Bewunderung, und den Jüngling machen sie liebenswürdig.

Ich werde allezeit außer mir entzückt, so oft ich in den Büchern unsers Glaubens lese, daß die jugendliche Gestalt in den Augen der höhern und vollkommnern Geister eine solche Würde hat, daß sie dieselbe bey den gröſten Werken, die sie ausführen müssen, angenommen haben. Sie haben solches vornämlich alsdann gethan, wann sie den Menschen freudige Nachrichten verkündigen, und sie in ihrer Furcht und Traurigkeit aufmuntern und erheitern müssen. Ich würde sehr traurig seyn, wenn allein die Gestalt eines Mannes oder Greises dieser Ehre gewürdigt worden wäre. Dieser Gedanke erhebt meine Seele, und giebt in meinen Augen der Jugend eine Gröſe, die uns frölich machen muß. Ich hoffe, dieser Gedanke wird bey allen, die ein Gefühl der wahren Ehre haben, einen solchen Eindruck machen, daß sie sich bestreben, ihre Jugend mit Religion und Tugend, als mit einem Schmucke, den keine Zeit verderben kann, liebenswürdig zu machen.

A.

Bey dem Verleger dieser Blätter ist folgendes zu haben:
Leben der Schwedischen Gräfinn von G*** 8. Leipzig 1747. à 3 gl.
Unzers (Joh. August) Abhandlung vom Seufzen, 8. 1747. à 3 gl.

Der Jüngling.

Eilftes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 15 Merz 1747.

Ich habe angemerkt, daß diejenigen, welche so gezwungen sind, daß sie uns alle Augenblicke mit einem verbindlichen Lächeln und mit Reverenzen überfallen, in Gesellschaften fast so wenig gern gesehen werden, als die, welche durch den Mangel einer anständigen Lebensart unerträglich sind, und uns alle Minuten eine Beleidigung besorgen lassen. Sowohl die einen, als die andern, wissen die Kunst zu leben nicht; mit dem Unterscheide, daß jene sich einbilden, Meister in dieser Kunst zu seyn, diese hingegen gar keine Ansprüche darauf zu machen scheinen. Die letzte Gattung Menschen nennt man, mit dem gelindesten Nahmen, Unhöfliche; die erste will ich, um sie von den Höflichen zu unterscheiden, die süßen Herren nennen. Ich halte es für unnöthig, diese Benennung ausführlich zu rechtfertigen, wenn ich meinen Lesern nur sage, daß die Leute, von denen ich reden will, viel Aehnlichkeit mit den Speisen haben, die uns einen Eckel verursachen, weil sie allzusüß sind.

Ich weiß wohl, daß die Anzahl derer, welche allzuhöflich sind, nicht so gar groß ist, und daß in Ansehung der Lebensart in unsern Gesellschaften eher zu wenig, als zu viel, geschieht. Allein die Höflichkeit ist eine so schätzbare und liebenswürdige Sache, daß sie verdient, von allen Fehlern, sie mögen nun selten oder häufig wider sie begangen werden, sorgfältig unterschieden, und gegen alles, was ihren Werth verringern kann, vertheidigt zu werden. Ich will also einen Versuch machen, ob ich den süßen Herren die angenehme Einbildung, womit sie sich schmeicheln, be-

nehmen kann, daß sie zu leben wissen. Damit sie aber wissen mögen, daß sie dieses Blatt angehe, so will ich sie, so genau, als möglich ist, nach dem Leben abzeichnen.

Ein süßer Herr ist ein Geschöpf, das so gut Augen, Ohren, Lippen, Hände und Füße hat, als ein andrer Mensch; das aber Augen, Ohren, Lippen, Hände und Füße so gewöhnt, daß sie immer Complimente und Reverenze machen müssen. Das Ceremoniell beleidigt er niemals; es würde für andre besser seyn, wenn er solches zu manchen Zeiten aus den Augen setzte. Wenn er in eine Gesellschaft kömmt, so giebt er einem ieden Anwesenden durch besondre Geberden und Beugungen seine unendliche Hochachtung gegen ihn zu erkennen. Er macht in einer halben Stunde so viele Beugungen, mit denen einer, der höflich ist, eine ganze Woche hindurch auskommen kann. Bey allem, was man spricht, ist er unser unterthäniger Diener. Alles rechnet er sich zum Glücke und zur Ehre an. Seine Augen sind immer klein, und er würde sich für ungezogen halten, wenn er sie einmal so weit eröffnete, daß man den ganzen Augapfel übersehen könnte. Er hat alle seine Gesichtszüge in ein immerwährendes Lächeln verzogen, weil er beständig eine verbindliche Mine haben will, so daß er bey dem witzigsten Scherze nicht heitrer aussehen kann, als bey dem alltäglichsten Complimente. Alles, was er sagt, sagt er mit einem überzuckerten und gehorsamen Tone. Seine Complimente sind kleine Schulreden, und wenn er gleich in einem sehr langen Perioden unsre Gesundheit getrunken hat, so befürchtet er doch immer, daß er zu wenig gesagt, und unhöflich gewesen seyn möge. Man mag gleich einmal den Einfall nicht haben, etwas zu sagen, was die Aufmerksamkeit verdienen soll, so erstaunt er doch über alles, als über Orakelsprüche; so sehr als ein Philosoph über eine gemeine Wahrheit, die ihm neu und erhaben vorkömmt, weil er sie hinter einer Menge finstrer

Worte,

Worte, in die ſie eingehüllt iſt, mit Mühe noch erkennen kann. Er bewundert alles, was man ſpricht, ſo, daß man gezwungen iſt, ſich entweder für klüger und ſinnreicher, als man iſt, oder ihn für einen unbequemen Spötter, wo nicht, für einen Einfältigen zu halten. Wenn er redet, ſo bittet er ſo demüthig um Vergebung, als ob er ein Verbrechen begienge. Seine Grobheiten und Beleidigungen ſind in freundliche und liebliche Worte eingekleidet, ob er gleich die meiſte Zeit ein ſolches geruhiges Gemüth hat, daß man ihn nicht leicht zu hitzigen Leidenſchaften verleiten kann. Wenn man ihn aber in einen ſo heftigen Affect bringen könnte, daß er Luſt bekäme, uns zu ſchimpfen, ſo würde er gewiß erſt um Erlaubniß bitten, und zu einem ieden Schmähworte einen tiefen Reverenz machen. Zu der Süßigkeit ſeiner Perſon kömmt noch die Koſtbarkeit derſelben hinzu. Denn aus einer ieden Bewegung ſeines Körpers ſoll ich weiß nicht was für Artigkeit hervorfeuchten, die aber unnatürlich wird, weil ſie allzutacktmäßig iſt. Mit einem Worte, ein ſüßer Herr iſt in ſeiner ganzen Perſon ein zuſammengeſetztes Compliment.

Ein Süßer iſt den meiſten, welche noch einen Geſchmack an dem haben, was natürlich iſt, eine widerliche Geſellſchaft, wenn er nahe um ſie iſt; in einer gewiſſen Weite, wo ſie keine Reverenze auszuſtehen haben, kann er ihnen vielleicht angenehm werden, weil er ihnen zum Lachen Anlaß giebt. Ein Süßer iſt der Biſam der Geſellſchaften; in der Nähe duftet er einen allzuempfindlichen Geruch aus, als daß er anmuthig ſeyn könnte; wenn aber ſeine Theilchen einen weiten Weg durchziehen müſſen, ehe ſie zu uns kommen, ſo können ſie angenehme Empfindungen erwecken. Wenn man fliehen muß, ſo iſt es beynahe kein großer Unterſchied, ob man vor einer Zibethkatze, oder vor einem gewiſſen nordiſchen Thiere flieht, das ſeine Verfolger mit ſeinem Geſtanke verjagt.

Ein Mensch, der die Höflichkeit allzuweit treibt, und bey den kleinsten Gelegenheiten ein gewisses Ceremoniell beobachten will, das nothwendig ins Kleinstädtische fallen muß, kann durch eine rühmliche Ursache, durch die Begierde, zu gefallen, verleitet werden, solches zu thun. Allein darum gefällt nicht alles, was aus einer löblichen Begierde entspringt; dieses verhindert nur, daß man einen solchen Menschen eines lächerlichen Fehlers wegen nicht hassen kann. Die erste Sprache, welche die Menschen geredet haben, ist die Sprache der Nothdurft gewesen; sie sagten dasjenige, was sie von andern brauchten, ohne Umschweife, und ohne Zierde, und bekümmerten sich darum nicht, ob es gefiel oder nicht, weil der andre in eben dieser Sprache mit ihnen redete. Nicht allzulange darauf erfand man die Sprache der Höflichkeit und des Wohlstandes. Diese Sprache besteht sowohl aus willkührlichen Zeichen und Tönen, als aus verschiednen Bewegungen, Beugungen, und Geberden, welche ihrer Natur nach gewisse Ausdrücke der Gefälligkeit und der Hochachtung des Herzens sind. Man unterschied sich dadurch von dem Pöbel, welcher bey der ersten Sprache blieb, und zählte die Fertigkeit in dieser andern Sprache unter die Künste, und nannte sie die Kunst zu leben. Sie hat, wie andre Sprachen, grosse Veränderungen gelitten, welche sich nach den Charakteren derjenigen gerichtet, die sie gesprochen haben. Es hat Zeiten gegeben, wo sie bald zu schwülstig und orientalisch, bald zu zierlich und gekünstelt, und bald einer völligen Barbarey nahe gewesen. Man hat ihre Verbesserung vornämlich den Höfen zu danken, und sie verdienen mit Recht Akademien dieser Sprache genennt zu werden.

Man richtet sich gemeiniglich im ganzen Lande nach dem Hofe, und sowohl die Vornehmen als Niedrigen, welche von demselben entfernt sind, bestreben sich, seine höflichen Sitten und Cerimonien nachzuahmen. Allein

sie

ſie haben die Kunſt, den Hof glücklich zu copiren, ſelten in ihrer Gewalt; ſie übertreiben ihre Nachahmung, und werden gezwungen, da ſie artig werden wollen. Je weiter diejenigen, welche die Höflichkeit des Hofes nachzuahmen ſuchen, von demſelben entfernt ſind, deſto ſüßer werden ſie, wie die Ströme immer ſüßer werden, ie weiter ſie vom Meere abliegen; mit dem Unterſchiede, daß die zunehmende Süßigkeit der Ströme den Geſchmack beluſtigt, ein Menſch aber ſich deſto unleidlicher macht, ie ſüßer er wird. Gemeiniglich iſt niemand ſüßer, als auf dem Lande etliche Junker, welche ſich über ihre Reinſteine nicht weit verirrt haben, und doch auf die Höflichkeit darum Anſpruch machen, weil ſie Edelleute ſind, und in den Städten diejenigen ſchwache Köpfe, welche artig und galant ſeyn wollen, weil ſie reich und vornehm ſind. Ich kann mich itzt nicht eigentlich beſinnen, ob ich in meinem Herzen zuweilen mehr lachen müſſen, oder verdrießlicher geweſen bin, wenn ich bey dieſem oder jenem Kaufmanne in einer Geſellſchaft allzuhöflicher Herren oder Damen geſpeiſt habe, wo man die ſchon aufgetragnen Gerichte wieder aufwärmen müſſen, weil die Anweſenden vor allzugroßer Artigkeit lange Zeit nicht einig werden können, wer ſich zuerſt niederſetzen ſollte.

Ich gebe denen, welche allzuhöflich ſind, zu überlegen, daß ſie eben dadurch misfallen, wodurch ſie zu gefallen ſuchen. Nur dasjenige gefällt, was ſich der Natur, die in allen ihren Verrichtungen und Werken ungezwungen iſt, und eine gewiſſe edle Einfalt zeigt, in unſern Handlungen nähert, und ſich ſo weit als möglich iſt, von der Kunſt, und dem Zwange entfernt. Eine übertriebne Höflichkeit iſt keine Höflichkeit mehr, wie alle Speiſen, welche allzuſehr gewürzt ſind, eine Zeitlang auf der Zunge einen angenehmen Kitzel, aber auch bald einen Eckel und Ueberdruß verurſachen. Ihnen ſelbſt würden die-

jenigen, welche ihnen in ihren häufigen Höflichkeiten sich gleich stellen wollten, bald zur Last werden. Man stelle sich eine Gesellschaft vor, wo alle Anwesenden so viele Complimente, Verbeugungen, und freundliche Geberdungen machen wollten, als ein einziger süßer Herr macht, und erwäge, wie lächerlich eine solche Gesellschaft seyn würde. Es können sich nicht alle Menschen so glücklich, wie sie, in den Zwang finden, und sich selbst unnöthige Fessel anlegen. Man muß, wenn man mit solchen Menschen umgeht, immer in der Furcht leben, von ihnen für ungesittet gehalten zu werden, wenn man sich gleich nach allen Gesetzen einer vernünftigen Höflichkeit aufführt, weil man das nirgends mehr als hier überflüßige Recht der Wiedervergeltung nicht beobachtet, und nicht einem ieden unterthänigen Diener wieder einen unterthänigen Diener entgegen setzt. Ich beleidige keinen Menschen vorsetzlich; allein, wenn die allzuhöflichen Leute verlangen, daß man gleiches mit gleichem vergelten, und die Höflichkeit so sehr übertreiben soll, als sie thun, so habe ich gewiß alle diejenigen unter ihnen wider mich, mit welchen ich umgegangen bin. Sie sind unnachahmliche Leute; denn ich kann keine solchen kleinen Augen, noch so viele Reverenze machen, noch meine Ohren bey einem ieden Worte, das ein andrer sagt, so sehr spitzen, wie sie. Ich lobe mir die Freyheit, und Ungezwungenheit; ich will in meinem äußerlichen Betragen lieber französisch, als spanisch oder italienisch seyn, und wenn ich nicht so künstlich bin, als die süßen Herren, so bin ich zufrieden, wenn ich natürlicher bin, als sie.

Diese moralische Süßigkeit ist, mit Erlaubniß des schönen Geschlechtes, keinem Menschen weniger nöthig, als dem Frauenzimmer. Die Schönen haben so viele Reizungen, mit welchen sie gefallen müssen, daß es bey ihnen nicht vieler Verbeugungen und Complimente braucht,

braucht, über die Herzen unsers Geschlechtes zu siegen. Sie thun mit einer übertrieben Höflichkeit und Artigkeit ihrer Schönheit Schaden, und da wir ihrem Geschlechte so viel Gefälligkeit schuldig sind, daß wir auf alles ihr Bezeigen sorgfältig Achtung geben müssen, so verlieren wir die Zeit, die wir auf die Bewundrung ihrer Reizungen wenden können, wenn wir ihre freundlichen Complimente und Verbeugungen bemerken müssen. Wenn sie auch die Absicht hätten, ihre Schönheiten dadurch sichtbarer zu machen, so erreichen sie doch ihre Absicht durch nichts weniger, als dadurch. Eine Schönheit, die man sieht, ohne daß sie sich selbst zu zeigen sucht, sieht man mehr, als eine andre, die durchaus gesehen seyn will, weil uns entweder ihre Eigenliebe oder ihr Mistrauen gegen sich selbst, welches sie dadurch verräth, entweder an ihrer Bewundrung hindert, oder uns auch mistrauisch macht. Ich thue gegenwärtig allen süßen Damen die Erklärung, daß ich ihre übertriebnen Höflichkeiten gegen mich als Zeichen annehmen will, daß sie mich für ihren Liebhaber erklären, und ich werde mich sodann aller Rechte bedienen, die einem Liebhaber zukommen.

Die Süßigkeit im Umgange ist ein Fehler, welcher alle wesentliche Charaktere der menschlichen Alter aufhebt. Nichts ist der Jugend anständiger, als das munire Wesen, die Lebhaftigkeit, und die Flüchtigkeit im Umgange, wofern sie nur nicht in einen ungesitteten Leichtsinn, und in eine Ungezogenheit, die noch tadelhafter, als die Süßigkeit ist, ausartet. Uns Jünglingen kömmt es zu, daß wir nicht auf alle Kleinigkeiten so gar ängstlich sehen, und obgleich die Höflichkeit kein Alter mehr schmückt, als die Jugend, doch nicht in einer ieden Mine ein Compliment machen. Wir haben, wenn es nicht zu stolz gesprochen ist, ein eigenthümliches Recht auf den

Scherz

Scherz und die Lustigkeit. Ja, das würde ein lustiger und scherzhafter Jüngling seyn, der bey einem ieden muntern Einfalle, den er hätte, sich erst tief bücken, und eine Gesellschaft um Erlaubniß bitten wollte, daß er ihn sagen dürfte! Was gefällt an uns mehr, als ein gewisser lebhafter Ungestüm, wenn nur eine gute Art dabey ist? Zum Exempel, wenn ich ein Frauenzimmer wäre, das ein allzuhöflicher Herr führte, oder bey der Hand hielte, der eine Menge tiefer Reverenze vor mir machte, und funfzigmal um Vergebung bäte, wenn er meine Hand küssen wollte; wie geschwind wollte ich sie zurück ziehen! Wenn aber ein andrer dieselbe erst küßte, und sodann ohne lange Cerimonien um Vergebung bäte; gewiß, ich wollte ihm meine Hand nicht gewaltsam entreißen.

Die Süßigkeit ist einem Manne und Greise so wenig anständig, als einem Jünglinge. Einen Mann kleidet es wohl, wenn er gesetzt ist, und sich ein gewisses Ansehen über uns junge Leute heraus nimmt, wenn es nur nicht stolz und tyrannisch aussieht; denn sonst lachen wir darüber. Wir nehmen es einem Manne nicht übel, wenn er nicht viel Umstände mit uns macht; denn wir sehen darauf nicht. Ein Greis muß ernsthaft seyn, und in seinem Bezeigen Ehrerbietung von uns fordern; sobald er aber süß wird, sobald setzt er seinen Charakter aus den Augen, und so groß meine Ehrfurcht gegen das Alter ist, so wird mir doch die Höflichkeit gegen einen Greis, der gegen mich allzuviele Complimente macht, beschwerlich.

E.

Bey dem Verleger dieser Blätter ist zu haben: Der Fremde, eine Wochenschrift, 8. Coppenhagen, à 1 Rthlr. 2 gl.

Die Abbildung eines Großmüthigen, oder die Begebenheiten des Grafen von *** 8. à 14 gl.

Der Jüngling.

Zwölftes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 22 Merz 1747.

Es ist nunmehr eine ziemliche Zeit verflossen, daß ich in meinen Blättern mit den Schönen unsrer Stadt nicht gesprochen habe. Ich gestehe es, mein Stillschweigen würde strafbar seyn, und ich verdiente nicht, daß sie meine Blätter vor ihre Nachttische bringen ließen, oder meiner in Gesellschaften bey dem Kaffee zuweilen erwähnten, wenn sie nicht selbst die Ursachen meines Stillschweigens wären. Ich rufe alle ihre Verehrer zu Zeugen, wie schwer es ist, sich mit dem schönen Geschlechte zu unterreden. Wenn man die Aufmerksamkeit der Schönen, so wie sie es verdienen, beschäftigen will, so gehört dazu mehr, als ein philosophischer oder satyrischer Geist. Man muß ihnen etwas artiges und geistreiches sagen, das sie selbst am meisten angeht; das ist das Recht, das die Schönheit eigenthümlich hat. Als ich mich das erstemal mit ihnen unterhielt, sagte ich ihnen, meine Neigung zu ihnen wäre so groß, daß sie alle über mein Herz triumphirten. Dieses Geständniß war artig; ich würde meine Einfälle niemals preisen, aber dieser Einfall macht mir Ehre, weil dieses Geständniß ein Lob ihrer Reizungen enthielt. Allein zweymal und öftrer war solches nicht schön, weil ich mich nicht für so wichtig halte, daß ich von ihrem Siege über mich zweymal und öftrer reden könnte. Ich würde eben den Fehler begehen, den ein Dichter begienge, welcher, so oft er einen Eroberer priese, nicht mehr, als einen einzigen Sieg desselben erhübe. Ich weiß zwar genug von den Schönen zu sagen; so arm bin ich nicht, daß ich mich nicht getrauen sollte, ein ganzes Werk von ihnen zu schreiben. Allein, wenn bey

andern Schriftstellern ihre Armuth schuld ist, daß sie wider ihren Willen schweigen müssen; so thut bey mir mein Reichthum diese Wirkung. Ich hatte mich entschlossen, Abbildungen von denen Schönen zu machen, mit welchen ich umgehe. Mit diesen Abbildungen konnte ich viele Blätter erfüllen, und zugleich des Beyfalles der artigen Welt versichert seyn, wenn gleich die Originale selbst allezeit mehr gefallen, als Copien; denn die Originale kann man doch nicht so oft, als die Abbildungen von ihnen, sehen und bewundern. Ich nahm mir auch vor, wenn ich mit den Beschreibungen derer, mit welchen ich umgehe, zu Stande gekommen seyn würde, diejenigen abzubilden, die ich nur dem Ansehen und dem Rufe nach kenne. Ich versprach mir von der Ausführung meines Entschlusses ungemein viel Vergnügen, und was sollte ich nicht thun, um ein Vergnügen zu genießen? Allein bey der Ausführung meines Entschlusses äußerten sich verschiedne Schwierigkeiten.

Welche Schönheit sollte ich wohl zuerst abbilden? Wenn ich mir das Bildniß des Frauenzimmers mit den blauen Augen, vorstellte, und ihre sanften und einschmeichelnden Reizungen eine nach der andern betrachten wollte, so erschien in meinem Geiste das Bild der Schönen mit den schwarzen Augen, welches, als ein kleiner Tyrann, mir die Ungnade seines Originales drohte, wofern ich dasselbe nicht vor allen zuerst abbilden würde. Entschloß ich mich seinen sieghaften Drohungen zu folgen, so erschienen mir die Bildnisse von Selinden, von Chloen, von Phyllis, und von Doris, und schienen einen kleinen Zank mit mir anzufangen, daß sie mir nicht zuerst eingefallen wären. Was sollte ich thun? Konnte ich wohl eine von diesen Schönheiten abzeichnen, da ich so viele auf einmal sah, welche mir die Wahl schwer machten? Ich war so unschlüssig, als ein galanter Mann, in einer Gesellschaft vieler Schönen seyn muß:

Wo aller Augen ihn bewachen,
Hier Schönen zärtlich sind, dort Schönen geistreich lachen,
Und alle sich den Vorzug streitig machen:
Wo hier ein Busen sich mit schöner List erhebt,
Errathen werden will, und eifersüchtig bebt,
Zwo tapfre Grübchen zu bestreiten,
Die längst sich rüsteten, Bewundrung zu erbeuten,
Und, ihres Werths gewiß, sich ihres Siegs schon freuten:
Wo Lippen, seinen Blick allein auf sich zu ziehn,
Und ihn auf seinem Weg nach andrer Schönen Wangen,
Die seinen Beyfall auch verlangen,
Gewaltsam aufzufangen,
Stolz auf ihr heitres Roth, ihm kühn entgegen blühn.

In meiner Unschlüßigkeit, was für ein Bild von den Schönen, die ich kannte, ich zuerst entwerfen sollte, nahm ich mir nach einer langen Ueberlegung endlich vor, die erste, die ich besuchen würde, so aufmerksam zu betrachten, und so genau in die Augen zu fassen, daß ich ihr Bild mit keinem andern Bildnisse einer Schönen vermengen könnte, ohne einer vor der andern einen Vorzug zu geben. Dieses Vornehmen habe ich ausgeführt, und der Zufall hat es gefügt, daß ich das Frauenzimmer mit den schwarzen Augen, und die Schöne mit den blauen Augen zuerst besuchen müssen. Ich werde sie immer vor andern Schönen mit diesen Nahmen bezeichnen, weil ich ihrer schon einmal unter demselben gedacht habe. Hier sind ihre Abbildungen. Ich lasse meinen Lesern die Freyheit, sich diese Schönen noch reizender und vollkommner zu denken, und die Schönheiten, die meine Beschreibung nicht ausdrücken kann, entweder durch ihre Einbildungskraft, oder wenn sie diese Frauenzimmer kennen, durch ihre Augen zu ersetzen.

Das Frauenzimmer mit den schwarzen Augen besitzt eine Schönheit, die alle Blicke mit einer angenehmen

Gewalt zum Erſtaunen zwingt, ſie mag ſich ihnen in einer gewiſſen Entfernung oder Nähe zeigen. Wenn ihre Geſtalt durch die Länge nicht majeſtätiſch iſt, ſo iſt ſie doch bezaubernd. Die Natur hat ein heitres Roth, und eine weiſſe Farbe in ihrem Geſichte ſo glücklich gemiſcht, daß es blendend und durch die lebhafte Jugend noch mehr erhoben wird. Es iſt ſchwer, ihre Minen und Geberden abzubilden, weil ſich dieſelben nach den verſchiednen Geſtalten richten, die ihr Geiſt anninmt. Wenn ich alſo den Charakter ihrer Seele auch nur unvollkommen ausdrücken kann, ſo wird man ſich von den Schönheiten ihres Körpers, die ihm ihr Geiſt giebt, eine Vorſtellung machen können. Ihr Geiſt hat ſo viele Vollkommenheiten, als ihre Geſtalt Reizungen hat. Allein, weil ſie es in ihrer Kindheit ſchon entweder von ihrem Spiegel oder von ihren Aeltern erfahren hat, daß ſie ſchön iſt, ſo beſitzt ſowohl ihr Geiſt, als ihre Geſtalt, einen gewiſſen Stolz, der uns ſchön verkömmt, weil ſie ſelbſt ſchön iſt. Man iſt deſſen ſo gewohnt worden, daß man glaubt, ſie ſey berechtigt, es zu wiſſen, daß ſie ſo viele Reizungen beſitze. Man hält alſo ihr herrſcheriſches Anſehen, das ſie die meiſte Zeit hat, für eine ihrer Schönheiten. Wenn ſie ſich auch ſelbſt nicht ſichtbar machte, ſo würde es ihr doch nicht an Anbetern fehlen. Ihre Reizungen ſind ſo groß, daß bey ihr diejenigen, deren Beſitch ſie anninmt, nach einem kurzen Umgange nicht gleichgültig bleiben können. Allein ihr Verſtand iſt durchdringend, und überſieht alle Abſichten ihrer Liebhaber in ihrem erſten Urſprunge, und zugleich alle verſchiednen Wege, auf welchen ſie dazu gelangen wollen. Weil ſie der Herrſchaft über ſich ſo gewiß verſichert iſt, als ihrer Reizungen, ſo läßt ſie ihre Verehrer alle ihre Abſichten nach ihrem Gefallen einrichten, und alle Anſtalten treffen, von denen ſie ſich einen glücklichen Erfolg verſprechen. Sie läßt ſie dieſelben ſo weit treiben, daß ſie ſchon zu glauben anfangen, ſie würden ſie bald erreicht haben. Alsdann

aber

aber macht sie alle ihre Unternehmungen auf einmal rückgängig, und nöthigt sie, ihre Absichten anders einzurichten, oder von neuem wieder anzufangen. Gleichwohl können ihre Anbeter nicht zornig auf sie werden, daß ihnen ihre Hoffnungen so sehr fehlschlagen. Sie bringt sie wohl so weit, daß sie auf den verwegnen Einfall kommen wollen, dieser schönen Tyrannin zu entfliehen. Kaum aber haben sie Anstalt dazu gemacht, als sie nur einen einzigen Blick gegen sie braucht, der ihren Zorn besänftigt; dieser Blick mag nun einen schönen Stolz verrathen, oder, obgleich selten, eine Schmeicheley seyn. Sie macht, daß in ihren Liebhabern die zärtlichsten Wünsche erwachen, und herrscht doch so sehr über sie, daß sie dieselben zu sagen sich niemals getrauen. Oft hat sie einen ihrer Anbeter so muthig werden lassen, daß er ihr eine Liebeserklärung thun will; doch in eben dem Augenblicke, da sie über seine Lippen gehen soll, verwandelt eine einzige Mine von ihr dieselbe in ein ehrerbietiges und halb unverständliches Compliment. Oft schweigt sie in einer Gesellschaft, wo iemand ist, der sie zum erstenmale sieht, und nimmt ihren Augen und Geberden, so gut sie kann, alles Feuer, alle Munterkeit und alles Leben. Sie schlägt die Augen auf eine solche Art nieder, daß der Fremde sie für eine todte Schönheit hält, die nicht denken kann. Aber alsdann ist sie am gefährlichsten. Sie bricht bey der ersten Gelegenheit, die sich ihr anbietet, mit einem Einfalle los, der bis zum Erstaunen schön ist, nimmt auf einmal alles Feuer, alle Munterkeit und alles Leben wieder zusammen, und indem der Fremde, der noch voll Verwundrung ist, sie aufmerksam betrachten will, läßt sie Feuer, Munterkeit und Leben wieder verschwinden, und nimmt noch einmal die vorige Gestalt wieder an, in der sie nicht zu leben schien. Der Fremde wird dadurch in ihrem Charakter irre, und da er die Erscheinung, die er gehabt, nicht erklären kann, fängt er schon an zu glauben, daß sie ihren glücklichen Scherz nicht ihrem Geiste, son-

dern einer unvermutheten Hitze zu danken habe. Alsdann aber bringt sie ihn ganz aus seinem Irrthume. Dann ströhmen Einfälle über Einfälle, Scherze über Scherze von ihren Lippen. Oft redet sie, wie einige andre Frauenzimmer, von allen nur erdenklichen Kleinigkeiten, von Moden, von Bändern, und andern so wichtigen Dingen, daß man meynen sollte, sie könnte nichts anders, als dieses, denken, und in dem Augenblicke wird sie sich in die ernsthaftesten Gespräche finden, daß man sie sodann, wenn man nicht wüßte, wie galant sie wäre, für eine Philosophinn halten sollte. Kurz, sie gehört unter die zauberischen Schönheiten, welche, wenn sie wollen, neue Gestalten annehmen, und alle Meynungen und Urtheile der Menschen von ihnen nach Gefallen verändern können. Ich wüßte nicht, wie die Liebe sie überwinden sollte, wenn ich nicht glaubte, daß sie unter den Schönen zwar eine mächtige Zauberinn wäre, aber doch unter der Gewalt eines noch mächtigern Zauberers, den sie noch nicht kennt, künftig stehen würde.

Die Schöne mit den blauen Augen ist von diesem Frauenzimmer ganz unterschieden, und scheint von einer ganz andern Natur gebildet zu seyn. Ihre Gestalt erhebt sich über die mittlern Gestalten, ohne die außerordentliche Länge zu haben, die man an einer Person unsers Geschlechtes eine riesenmäßige, an einem Frauenzimmer aber, wenn man ihm schmeicheln will, eine göttliche Gestalt nennen würde. Die Reizungen ihres Gesichtes machen eben kein Geräusch, sondern gleichen einem stillen Morgen des Frühlinges. Sie gehört unter die Schönheiten, die in der Ferne bloß den Eindruck machen, daß man sie gern in der Nähe sehen will. Man kann nach dem ersten Anblicke nichts mehr sagen, als daß sie schön ist, weil sich in ihrem Gesichte die verschiednen Reizungen so in einander verlieren, daß man Zeit nöthig hat, sie auseinander zu

ſetzen. Man lobt ihre Schönheit eben nicht mit Heftigkeit und Erſtaunen, aber auch nicht mit Gleichgültigkeit, und man empfindet wohl, daß die ſtille Freude, mit welcher ſie betrachtet wird, den Entzückungen, in welchen man blendendere Schönheiten bewundert, wo nicht vorzuziehen, doch gleichzuſchätzen ſey. Wenn von jener der Eindruck lebhafter iſt, ſo iſt der Eindruck von dieſer anhaltender. Eine bezaubernde Schönheit wirkt in ihrer Abweſenheit nicht ſo ſtark, als eine rührende. Man will zu dieſer Schönen, wenn man ſie ſchon oft geſehen hat, immer zurück, weil uns in ihrem Geſichte, und in allen ihren Gebärden allezeit etwas übrig bleibt, das man noch nicht verſteht, und gern verſtehen will. Kurz man mag ſo oft bey ihr geweſen ſeyn, als man will, ſo hat man ſie noch nicht ganz geſehen. So fein ihre Schönheit iſt, ſo fein iſt auch ihr Geiſt in allen ſeinen Verrichtungen. Sie genießt zwar eine iede Freude ganz; allein nicht mit der Heftigkeit, wie andre, weil ſie ihr Vergnügen zu theilen, und ein iedes Theilchen ihrer Freude für ſich zu empfinden weis. Daher kömmt es, daß ſie immer heiter iſt, ohne luſtig zu ſeyn, ſelten lacht, und deſto öfterer lächelt. Sie iſt in ihren Geſprächen ſo ſittſam, als in ihren Minen. Sie will niemals, wie andre, ſchimmern. Oft ſagt ſie etwas gemeines und bekanntes, ob ſie gleich niemals etwas ſchlechtes ſagt; allein es gefällt daſſelbe an ihr mehr, als an vielen etwas außerordentliches, weil man aus ihrer Ausſprache, aus ihrer Mine, und aus ihrem ganzen Bezeigen ſieht, daß ſie nichts mehr, als etwas bekanntes ſagen will, da andre immer eine Mine haben, die ſo oft ſie etwas ſagen wollen, etwas Schönes und Außerordentliches ankündigen ſoll. Was ſie aber Sinnreiches ſagt, verdient alle Aufmerkſamkeit, weil es demjenigen, der es hört, immer ein ganzes Feld von ſchönen Gedanken zeigt. Man weiß zuweilen nicht, warum ich in

ihrer Gesellschaft tiefsinnig und zerstreut werde; ihre schönen Gedanken sind die Ursachen meiner Tiefsinnigkeit; denn so oft sie etwas Geistreiches sagt, will ich dasselbe gern in seinem ganzen Umfange überdenken. Was sie sagt, ist um so viel schöner, da unsre Eigenliebe Gelegenheit bekömmt, sich selbst zu schmeicheln, weil uns diese Schöne so viel Witziges errathen läßt, das sie selbst hätte sagen können. Sie sucht zu gefallen; dieses ist der vornehmste Endzweck ihrer Aufführung; andre zeigen es allzu öffentlich, und fordern gleichsam schon für ihre gute Absicht unsre Erkenntlichkeit; sie verbirgt sie aber, führt sie unvermerkt aus, und gefällt destomehr. Ihre Familie ist so vornehm und galant, daß sie denen, welche sich durch persönliche Verdienste erheben, einen freyen Zutritt verstattet. Diese Schöne muß also Anbeter haben. Diese Verehrer ihrer Person leben in der schönsten Einigkeit unter einander. Sie führt sich gegen alle so leutselig auf, daß sich keiner glücklicher dünkt, als der andre, und doch ieder vergnügt ist. Ihre Bescheidenheit hat sie vor übertriebnen oder schlechten Schmeicheleyen und Lobsprüchen in Sicherheit gebracht; was sie aber an Lobeserhebungen verliert, wird durch die ehrerbietige Aufführung ihrer Anbeter ersetzt. Wie glücklich wird der seyn, den sie lieben wird!

Meine Leser werden denken, daß der Jüngling in der Gesellschaft zwo solcher Schönen in der größten Gefahr sey. Er ist auch darinnen, und, was ihnen noch gefährlicher zu seyn scheinen wird, mit Vergnügen. Gleichwohl bin ich vor diesen Schönen sicher; denn es schützt mich immer eine Schönheit vor der andern. Meine Freyheit liegt gleichsam in einer Wage, die bald auf diese Seite, bald auf jene niedersinkt, und niemals, weder auf dieser, noch auf jener stehen bleibt.

Leipzig, bey Johann Wendler.

Der Jüngling.

Dreyzehendes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 29 Merz 1747.

Ich kann mein Vergnügen nicht verschweigen, welches ich neulich empfand, als ich erfuhr, daß meine Leser mit meinen Betrachtungen über die Religion sich zufrieden bezeigt hatten. So groß und empfindlich auch die Freude ist, wenn man etwas verrichtet hat, dessen man sich vor sich selbst nicht schämen darf, so wird doch gewiß unsere Zufriedenheit vergrössert, wenn unsere Handlungen durch das Urtheil der Welt gebilliget und gerechtfertiget werden. Dieses Urtheil macht unser Vergnügen gewiß, weil wir von uns befürchten müssen, daß wir uns schmeicheln und hintergehen, von der Welt aber nicht hoffen können, daß sie ungerecht seyn, und etwas an uns loben werde, was ihren Tadel verdient. Ihr Urtheil muntert mich so sehr auf, daß ich mich immer mehr bemühen werde, ihres Vertrauens, und Beyfalles werth zu seyn.

Die gegenwärtige Zeit erinnert uns an die grossen Begebenheiten, auf welche sich unsere heilige Religion gründet. Sie erhält ihre ganze Stärke und Festigkeit von dem Leiden und Tode unsers göttlichen Mittlers. Ich halte es für meine Pflicht, meinen Lesern eine solche Liebe zur Tugend zuzutrauen, daß sie sich gern in den itzigen Tagen mit diesen Wahrheiten, und demjenigen, was sie daran erinnern kann, beschäftigen werden. Ich schmeichele mir aus der Ursache, ihnen gefällig zu seyn, wenn ich ihnen die Uebersetzung eines Psalmes mittheile, worinnen diese grossen Begebenheiten viele Jahrhunderte vorher geweissagt worden

ſind. Ich habe mir die Freyheit genommen, einige Stellen dieſes Pſalmes auszubilden. Die Sprache, worinnen er geſchrieben iſt, hat einen ſo groſſen Nachdruck, daß man ihn in gleich viel Worten nicht faſſen kann.

Das Leiden Chriſti.

Nach dem 22 Pſalme.

Warum bin ich von dir verlaſſen,
Mein Gott, mein Vater, und mein Freund?
Willſt du mich mit den Menſchen haſſen,
Als wärſt du mein Tyrann und Feind?
Ich heule; doch der Hülfe Morgen
Geht mir nicht auf, und bleibt verborgen,
Und ohne Troſt erwart ich ſie.
Des Tags ruf ich bey deinem Grimme;
Doch du biſt grauſam; deine Stimme
Antwortet meinen Klagen nie.

Dann, wann die Nacht kömmt, und den Müden
Beruhigung und Troſt verſpricht,
Fühl ich allein noch keinen Frieden,
Und ich allein, ich ſchweige nicht.
Wann kömmt, du Vater wahrer Freuden,
Die Stunde, wo du meine Leiden
Mit deiner Hülfe mir belohnſt?
Doch endlich, endlich wird ſie kommen.
Denn du biſt heilig, Gott der Frommen,
Gott, der du Jacobs Lob bewohnſt?

Wer iſt wie Gott? Die Väter bauten
Ihr ganzes Glück auf dich allein;
Da unſre Väter dir vertrauten,
Brach deine Hülfe ſchnell herein.
Sie ſchrien und wurden nicht zu Schanden,
Und die Errettung war vorhanden,
Sie hofften, und du halfſt, o Gott.
Ich aber bin ein Wurm, verachtet,
Kein Menſch, und Sündern gleichgeachtet,
Und ſelbſt der Miſſethäter Spott.

Es ſpotten meiner, die mich ſehen;
Denn ich bin Gottes ſelbſt beraubt.
Mich läſtern, die vorübergehen,
Und ſchütteln über mich ihr Haupt.
Mit weitem ausgeſperrten Rachen
Verſpotten ſie mich ſtolz, und lachen,
Und ſagen: Da das ſehn wir gern!
Sein Gott, ſein Gott mag ihn erretten,
Auf den wir nicht gehoffet hätten.
Er hofft auf ihn; er klags dem Herrn.

Wo aber iſt nun ſein Erretter?
Wer iſt der Herr, der ihn erhält?
Iſt er ſein Gott, der Gott der Götter,
So helf er, wenn er ihm gefällt!
Doch du, durch den ich ſtandhaft bleibe,
Warſt der, der mich aus Mutterleibe
Mit väterlicher Liebe zog.
Unmöglich kannſt du itzt mich haſſen.
Du warſts, auf den ich mich verlaſſen,
Als ich an ihren Brüſten ſog.

Ich fiel auf dich und dein Erbarmen,
Als meine Mutter mich gebahr.
Ich lag in deinen Vaterarmen,
Als ich ein ſchwaches Kind noch war.
Du warſt mein Gott. Dir will ich trauen.
Du wirſt mein Elend überſchauen.
Sey du auch itzt nicht fern von mir.
Gott nahe dich, und ſieh mich beben;
Denn mich hat Angſt und Quaal umgeben.
Hier iſt kein Helfer auſſer dir.

Wie lang, o Herr, ſoll ich noch harren?
Wie freuen meine Feinde ſich!
Gott mich umgeben groſſe Farren,
Und fette Stier umringen mich.
Sie ſperrten, da ſie mich umringen,
Den Rachen auf, mich zu verſchlingen,
Erhitzt von Grauſamkeit und Wut:
Wie Löwen, die im Walde brüllen,
Und ihren Schlund mit Raub erfüllen,
Begehrt ihr Rachen auch mein Blut.

Ich bin, wie Waſſer, ausgeſchüttet,
Und die Gebeine ſind zertrennt.
O Herr, dein Grimm hat ſie zerrüttet,
Der für die Menſchen mich verbannt.
Mein Herz in meinen Eingeweiden
Zerſchmilzt vor meinen groſſen Leiden,
Wie vor der Sonne Wachs zerfließt.
Um mich ergrimmet das Verderben,
Und wütet, daß, gleich einer Scherben,
Schon meine Kraft vertrocknet iſt.

Kaum

Kaum kann ich noch die Zung erheben.
Ich bin der schwersten Martern Raub.
Ich seufze zwischen Tod und Leben.
Du legst mich in des Todes Staub.
Mein Leib ist eiternd und voll Wunden.
Ein Schwarm von mörderischen Hunden
Belagert mich in meiner Quaal.
Der Missethäter wilde Rotte
Verfolget mich mit ihrem Spotte,
Und jauchzt: Nun liegt er doch einmal!

Der ist es, rufen sie und schmähen,
Den man dem Herrn vertrauen sah?
Sie lästern alle, die mich sehen,
Schreyn grausam über mich: Da, da!
Die aufgebrachten Frevler haben
Die Händ und Füsse mir durchgraben;
Und, Gott, sie zittern nicht vor dir!
Ich möchte die Gebeine zählen.
Sie aber schauen mich zu quälen
Und sehen ihre Lust an mir.

Was hab ich nicht erdulten müssen?
Wie wüten sie nicht gegen mich!
Die Kleider, die sie mir entrissen
Vertheilen sie itzt unter sich.
Ihr Schwarm umgiebt zum grössern Leide
Mit Schande mich, gleich einem Kleide,
Und wirft das Loos um mein Gewand.
Doch du, mein Gott, kennst ihre Werke.
Sey mir nicht fern, du, meine Stärke,
Und hilf; denn ich bin dir bekannt.

Gieb mich dem Schwerdte nicht zur Beute,
Laß mich der Hunde Raub nicht seyn.
Mein Geist, der deiner nur sich freute,
Ist einsam, und wünscht dich allein.
Reiß mich aus meiner Löwen Rachen,
Daß sie nicht ewig meiner lachen.
Steh auf, umgürte dich mit Zorn.
Gott überschütte sie mit Schande;
Zerbrich mit Allmacht meine Bande,
Und meiner Widersacher Horn.

Durch mich, durch mich sey meinen Brüdern
Der HErr ein ewiger Gesang!
Ich preise dich mit neuen Liedern,
Daß mich mein Feind nicht ganz bezwang.
Dein Lob soll die Gemeine hören.
Frohlockt ihr Frommen, ihm zu Ehren.
Es rühm' ihn Jacobs Saamt gern.
Ihr Enkel Israels lobsinget,
Frohlocket unserm Gott, und bringet,
Und bringet Ruhm und Furcht dem Herrn.

Denn unser Gott ist voll Erbarmen,
Ein Gott des Rechtes und der Huld.
Verachtet nicht die Noth der Armen,
Und krönt, und seegnet die Geduld.
Der Frevler denkt: Gott soll nicht kommen.
Allein er fragt nach seinen Frommen,
Merkt ihre Noth und denkt an sie.
Er zählt genau des Armen Sorgen.
Sein Antlitz blieb ihm nicht verborgen;
Er hörte, da er zu ihm schrie.

Sey mir gepriesen, mein Errettet!
In der Gemeine rühm ich dich.
Es trafen mich des Elends Wetter;
Du aber, Gott, beschirmtest mich.
Du hast noch nie den Bund gebrochen.
Ich halte, was ich dir versprochen.
Im Tode stundst du neben mir.
Vor deinen Frommen, die dich scheuen,
Und deiner Huld, wie ich, sich freuen,
Bezahl ich die Gelübde dir,

Gott kann des Menschen nicht vergessen,
Der seiner Macht vertrauet hat.
Die armen Frommen sollen essen.
Sie essen, Herr, und werden satt.
Es werden, Gott, die nach dir fragen,
Von deinen grossen Wundern sagen,
Und ihre Hoffnung nicht bereun.
O heiligt euch, ihn zu erheben!
Denn euer Herz soll ewig leben,
Und ewig eure Freude seyn!

Ein Land wird es das andre lehren,
Was Gottes Arm an mir gethan,
Die Völker, welche sich bekehren,
Knien vor ihm hin, und beten an.
Vom Saamen bis zum andern Saamen
Verherrlichen sie Gottes Nahmen.
Sie beten an. Gott hat ein Reich!
Der Herr in Jacob, dem sie dienen,
Gott herrscht gewaltig unter ihnen.
Wer ist ihm, unserm König, gleich?

Herr, du bist herrlich unter allen,
Herr, der du Zions Scepter führst.
Die Fetten werden niederfallen,
Und jauchzen, Gott, daß du regierst.
Vor dir erniedrigen sich Thronen.
Es beugen, die in Hütten wohnen,
Des Staubs Bewohner, dir ihr Knie.
Sie werden alle dich beflügen,
Und deinem Nahmen Opfer bringen;
Denn deine Furcht kömmt über sie.

Dann wird ihr Saame von Verächtern
Gereinigt und dir heilig seyn.
Und von Geschlechtern zu Geschlechtern
Dir, ihrem Könige, sich weihn.
Dann werden die Gerechten eilen,
Dein Recht dem Volke mitzutheilen,
Das noch gebohren werden soll!
Du hast dich allen groß bewiesen.
Sey uns, o unser Gott, gepriesen!
Die Erd ist deines Ruhmes voll!

Der Jüngling.

Vierzehendes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 5 April 1747.

Ich bin meinen Lesern noch den Charakter meines ehmaligen Hofmeisters schüldig. Wie gerne mache ich mich heute von dieser Verbindlichkeit los! Ich kann mich der angenehmen Jahre, die ich in seiner Gesellschaft zugebracht habe, nicht oft genug erinnern. Ich gieng mit ihm um, als sein Freund, und lernte so viel von ihm, daß ich den Umgang mit ihm im Scherz nur meine Akademie nannte.

Seine erste Jugend war nicht so glücklich, daß er unter den Wissenschaften nach seiner Neigung wählen konnte. Dieser Nothwendigkeit, seinen Glücksumständen zu folgen, hat die Welt ihre meisten Polyhistors und vielleicht auch die meisten unnützen Gelehrten zu danken. Mein Hofmeister pries sich also deswegen sehr oft glücklich, daß er in diesen Umständen keiner von beiden geworden war. Sie hatten ihm nicht erlaubt, in einer einzigen Wissenschaft ein Fremdling zu seyn; aber die Natur hatte ihm zu viel Verstand gegeben, als daß er sich die Fähigkeit zugetraut hätte, sich in allen hervorzuthun. Die Philosophie und die schönen Wissenschaften waren seine liebsten Beschäftigungen. Er glaubte, daß die letzten nicht unwürdig wären, mit der ersten verbunden zu werden, und er hielt die Philosophie für viel brauchbarer, wenn sie mit den schönen Wissenschaften vereinigt wäre. Mit beiden verknüpfte er sehr zeitig eine unermüdete Bemühung, die Welt kennen zu lernen, und die Betrach-

tung des Menschen machte den gröſsten Theil seiner Weltweisheit aus. Ein nützlicher Gelehrter, ein rechtschaffner, dienstfertiger Mann, und ein angenehmer, kluger Freund, das waren die Namen, wodurch er sich unterscheiden wollte.

Er kannte die Welt; aber er hatte mehr Gelegenheit gehabt, ihre schlimme, als ihre gute Seite kennen zu lernen. Das war die Ursache, warum er gegen alle, die er noch nicht oft genug auf die Probe gesetzt hatte, mistrauischer war, als er vielleicht hätte seyn sollen. Ein ehrlicher Mann, sagte er zuweilen, hält alle Leute für seines gleichen, wenn er ihnen dienen soll; und ein kluger Mann vertraut sich keinem an, wenn er nicht weis, ob er darf. Wenn Sie nur klug sind, so werden Sie gemeiniglich so lange überlegen, wem Sie dienen wollen, daſs Sie zuletzt nur sich selbst dienen; und wenn Sie nichts weiter, als ehrlich, sind, so werden Sie sehr oft weder sich noch andern dienen. Sie müssen also beides seyn.

Ich glaube nicht, daſs iemand diese beiden Charaktere zugleich so hoch getrieben hat, als er. Sein Mistrauen war allgemein, empfindlich, und feindselig. Man stelle sich einen Mann vor, der in seiner Jugend gezwungen wird, bey der Groſsmuth und Dienstfertigkeit seiner Freunde eine Hülfe zu suchen, die ihm das Glück versagt, und an deren Statt nur Versprechungen erhält, die ihn wirklich noch unglücklicher machen, weil er so ehrlich ist, und sich darauf verläſst; der endlich selbst einen Weg findet, in beſsre Umstände zu kommen, und der von seinen Freunden auch auf diesem Wege hundertmal aufgehalten, hundertmal von demselben durch neue Verheissungen abgelockt, oder durch unvermuthete Hindernisse zurückgejagt wird; der auch sein

kleines

kleines schwer erworbenes Glück endlich verliert, und zwar durch keine andern, als durch diejenigen, die er für seine aufrichtigsten Freunde hält; den endlich ein unerwartetes Schicksal in einen Stand setzet, in welchem er die Aufrichtigkeit der Welt nicht mehr mit seinem Schaden auf die Probe stellen darf. Dieß ist, ist so zu sagen, der Grundriß von dem Leben meines Hofmeisters. Was für eine Aufführung kann man von einem solchen Manne erwarten? Die Menschen sind ihm verhaßt; er hält sie seines Vertrauens nicht mehr für würdig; er will nicht mehr von ihnen betrogen werden. Die Kunst der Weltklugen, die Kunst, andre selbst zu betrügen, damit man nicht von ihnen betrogen wird, ist ihm zu klein, als daß er seine Zuflucht zu ihr nehmen sollte. Allein, er entzieht sich den Menschen; er verwahrt sich wider sie; und die Geheimnisse seines Herzens sind ihm viel zu wichtig, als daß er sie der Gefahr aussetzen sollte, iemals wieder gemißbraucht zu werden. Wenn er einen Menschen sieht, so denkt er: das kann auch ein Betrüger seyn! und eine lange und sorgfältige Untersuchung ist allererst im Stande, ihm diesen Argwohn zu benehmen. Ich will von der Billigkeit dieses Verfahrens nicht urtheilen. Die Großmuth ist eine Tugend, die man vielleicht nicht zu hoch treiben kann; und derjenige wird gemeiniglich am meisten hintergangen, der am meisten Mistrauen von sich blicken läßt. Allein, nach der wenigen Kenntniß, die ich mir von dem menschlichen Herzen habe erwerben können, ist dieser Fehler denen, die oft unglücklich geworden sind, vielleicht so natürlich, daß er allein unser Mitleiden verdienet.

Mein Hofmeister geht in der That in seinem Mistrauen sehr oft so weit, daß uns der ehrliche großmüthige Mann fast aus dem Gesichte zu verschwinden anfängt. Er führt denjenigen, der ihm einer solchen Probe würdig zu seyn

scheint, durch so viel lange und unabzusehende Umwege zu seinem Herzen, daß er sich schon oft entschliessen will, ihn zu verlassen. Allein da, wo die Grenzen der Klugheit und der Redlichkeit zusammenstossen, steht er still. Nun ist er nicht mehr der strenge Menschenfeind, der uns zuweilen ungewiß ließ, ob er uns fürchtete, oder ob er uns hintergehen wollte. Er legt seine Maske ab, und freut sich, daß er sich uns so zeigen darf, wie er ist. Man besitzt nunmehr sein ganzes Vertrauen, und man hat zugleich den Ruhm, daß man es verdient habe, und die Gewißheit, daß man es nicht wieder verlieren wird. Man findet in ihm die größte Verschwiegenheit und die größte Aufrichtigkeit. Er ist kein dienstfertiger Unbesonnener, dessen Eifer uns nicht so viel Nutzen schafft, als uns seine Unvorsichtigkeit schadet. Er weis die Kunst, seinem Freunde immer zu rechter Zeit zu dienen; er ist gegen ihn so gefällig, als wenn er am Hofe erzogen worden wäre, und zu gleicher Zeit so offenherzig, als wenn er die grosse Welt niemals gesehen hätte.

Ich war ungefehr sechzehn Jahre alt, als mich mein Vater seiner Aufsicht anvertraute. Ob er gleich dem Umgange mit der Welt schon fast entsagt hatte; so war er doch großmüthig genug, seine Ruhe der Freundschaft zu meinem Vater aufzuopfern. Er verließ den Hafen, und trug kein Bedenken, einen Freund auf ein Meer zu begleiten, wo er schon einigemal Schiffbruch gelitten hatte. Dieß war, wie er mir nach der Zeit oft gesagt hat, der letzte Versuch, den er anstellen wollte, ob er der Welt noch nützlich werden könnte.

Mein bisheriger Lehrmeister hatte sich alle Mühe gegeben, mir sehr zeitig die vortheilhaften Meinungen, die ich von der Fähigkeit des Witzes schon damals hatte, zu benehmen.

nehmen. Das war vielleicht sein gröſstes Verdienst um mich. Ich sahe also damals ein, daß man leicht Witz haben könnte, und daß der Witz der wahren Gelehrsamkeit mehr hinderlich, als nützlich, wäre. Allein so wenig ich mir auf ihn zu Gute that, so viel traute ich meinem Verstande und meinem Fleisse zu. Ich hatte schon so viel Wahrheiten auswendig gelernet, daß ich diejenigen, die nicht so viel Wahrheiten auswendig wußten, verachten durfte.

Mein neuer Hofmeister führte mich auf die Akademie. Dieß ist der Ort, sagte er, wo die schlechten Köpfe den Verstand zu finden glauben, indem sie ihn verlieren, und wo auch die guten Köpfe sehr selten dasjenige werden, was sie werden könnten; wofern sie nicht anders schon im Stande sind, sich selbst auszubilden. Ich weis nicht, was ich geworden seyn würde, wenn ich nicht zu einem Manne gekommen wäre, der so viel Geschmack besaß.

Er sahe sehr bald, auf welchen Abweg ich gerathen war; und fieng sogleich an, mich auf einen bessern Weg zu führen. Er unterrichtete mich in der Geschichte, und ließ mich die wichtigsten Begebenheiten des Alterthums aus den Schriften der grossen Geister unter den Alten lesen. Denn aus ihnen, sagte er, könnte ich noch mehr lernen, als bloß die Geschichte. So viel meine Fähigkeit es zuließ, öffnete er mir alle Schätze der Römer und Griechen, die in allen Jahrhunderten nach ihnen die beständige Bewunderung der Kenner gewesen sind, und die schätzbarsten Denkmale des neuern Witzes, dessen Werth er allein nach dem Grade bestimmte, mit welchem er sich den Alten genähert hatte. Er ließ mich aber nichts lesen, wobey er nicht sehr oft still stand, und mich auf das, was schön gedacht oder gesagt war, aufmerksam machte, neue

Betrachtungen hinzuthat, oder auch mir Anlaß gab, die Gedanken, die er mir erklärt hatte, selbst fortzusetzen. Auf die Weise entriß er mich den traurigen Wüsten einer ungewissen Philosophie, und einer unfruchtbaren Gelehrsamkeit. Er lehrte mich Wahrheiten, wodurch man allen Menschen nützlich werden kann; er lehrte mich den Menschen von allen Seiten und in allen seinen Schicksalen kennen; und damit es mir niemals an Vergnügen fehlte, führte er mich dem Geschmacke zu. So oft ich mich ietzo an seinen Schönheiten vergnüge, so oft erinnere ich mich mit der lebhaftesten Dankbarkeit an denjenigen, der meine Empfindung auf dieselben aufmerksam gemacht hat. Alle diese Schönheiten, denke ich zuweilen, sind für einen grossen Theil Menschen nichts, als todte Reizungen. Wie unglücklich würde ich seyn, wenn sie es auch für mich wären! Ich erinnere mich sodann an eine Zeit, wo ich dasjenige sehr gleichgültig ansah, was ich itzt bewundre, und wo ich es für Verstand hielt, wenn man keinen Witz hatte. Ich lache über mich selbst, und verehre die Sorgfalt meines Freundes, der meine Seele aus diesem Todtenschlafe gleichsam erweckt hat.

Obgleich mein Hofmeister den Umgang mit der Welt für sehr gefährlich, und vielleicht für gefährlicher hielt, als er wirklich ist, so hielt er es doch für sehr nöthig, mich zeitig dazu zu gewöhnen. **Wir sind dazu gemacht**, sagte er, **daß wir den meisten Theil unsers Lebens unter den Menschen zubringen sollen. Sie müssen also dieß ihre vornehmste Wissenschaft seyn lassen, daß sie es ohne Schaden und mit Ehren thun können.** Er entriß mich also den Büchern, so oft er merkte, daß ich mich ihnen zu sehr überlassen wollte, und führte mich in Gesellschaften. Er gab mir nicht mehr, als eine Regel, welche auch gewiß die vornehmste

ist,

ist, die man von der Kunst zu leben geben kann. Sie bestand darinnen: daß ich sowohl auf mich selbst, als auf diejenigen, in deren Gesellschaft ich wäre, sorgfältig Acht geben sollte; auf die letztern, damit ich ihren Gemüthscharakter kennen lernte, und auf mich selbst, damit ich mir nichts entwischen liesse, wodurch ich dieselben beleidigen könnte. Ich gab mir so viel Mühe, diesem Rathe nachzukommen, daß mein Hofmeister mit mir zufrieden war. Allein desto unzufriedner war er mit der wenigen Vorsicht, mit welcher ich über mein Herz wachte. Er warf mir immer vor, daß ich zu leichtgläubig wäre, und daß ich den Werth eines Freundes vielleicht nicht für so sehr wichtig schätzen müßte, weil ich so bereitwillig wäre, iemanden zu meinem Freunde anzunehmen. Es ist gewiß, so angenehm mir auch der Gedanke ist, daß alle Leute so ehrlich sind, als ich zu seyn suche; so oft habe ich doch, ungeachtet meiner Jugend, schon das Gegentheil erfahren. Ich bilde mir indessen ein, daß es eine grössere Ehre für mich ist, zuweilen hintergangen zu werden, als Leute, die es nicht verdienen, in dem Verdacht zu haben, daß sie mich hintergehen wollen. Auf der andern Seite hingegen bin ich den Unglücksfällen meines Hofmeisters so viel Ehrfurcht schuldig, daß ich ihm alle die Vorwürfe, die er mir meiner Offenherzigkeit wegen gemacht hat, schon lange verziehen habe.

Von den Gesellschaften, in die mein Hofmeister mich führte, schloß er den Umgang mit gesitteten Frauenzimmer so wenig aus, daß er vielmehr sagte, ich könnte meine Zeit nicht besser, als in ihrer Gesellschaft, zubringen, wenn ich Gelegenheit dazu hätte. Er selbst war bey dem vernünftigsten und artigsten Frauenzimmer so gelitten, daß ich auch hierinn an ihm ein Muster hatte, dem ich ohne Gefahr nachahmen konnte.

Die

Die wenigen Züge, die ich zu dem Gemählde meines Hofmeisters gezeichnet habe, werden meinen Lesern, wie ich hoffe, schon zureichend seyn, ihn von dem gelehrten und ernsthaften Herrn Jacob Steinbruch zu unterscheiden. Ich bin dem Geschmacke des erstern mehr Vertrauen schuldig, als daß er die Fähigkeiten des Geistes nach der Anzahl der Jahre ausrechnen, oder eine Schrift, die nicht alles, was sie sagt, in der Form beweist, für ein Verderbniß der wahren Gelehrsamkeit ansehen sollte. Wenn ich so glücklich bin, daß ich ihm gefalle, so werde ich so stolz seyn, und das Urtheil derer, die vielleicht nicht berechtigt sind, sich zu meinen Richtern aufzuwerfen, ziemlich gleichgültig anhören.

D.

Bey dem Verleger dieser Blätter ist folgendes zu haben:

Seltsame doch wahrhafte Geschichte des Mylord L*** nebst der Merkwürdigen Lebensbeschreibung seines Secretarii, M. B. Z. 8, 1747 à 5 Gr.

Weg zur wahren Ehre und Tugend in den wunderbaren Begebenheiten des Spanischen Einsiedlers Don Varasque von Figueroas, 2 Theile, 8, 1747 à 12 Gr.

Grigri, eine wahrhafte Geschichte, 2 Theile, 8, 1747 à 4 Gr.

Quistorps Predigten über verschiedene Texte der heiligen Schrift, 8, 1747 à 6 Gr.

Merkwürdige Lebensgeschichte des reisenden Floridors, Grafen von Prebeaux, 2 Theile, 8, 1747 à 10 Gr.

Wunderbare Begebenheiten des Petrillo del Campo und der Donna Lorenza, ein Comischer Roman, 8, 1748 à 5 Gr.

Untzers Gedanken vom Einfluß der Seele in ihren Körper, 8 à 5 Gr.

Der Jüngling.

Funfzehendes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 12 April 1747.

Ob ich gleich der Meynung nicht bin, daß man einen Menschen hochachten müsse, der vor uns keinen andern Vorzug, als sein Alter aufzuweisen hat, so glaube ich doch, daß uns ein hohes Alter für einen Mann, von dem wir weiter nichts wissen, als daß er alt ist, ein günstiges und billiges Vorurtheil erwecken müsse. Es ist wahrscheinlich, daß einer, der oft und lange genug Gelegenheit gehabt hat, Hochachtung zu verdienen, besser sey, als derjenige, der nur erst anfängt, sich in der Welt umzusehen, und gemeiniglich alle seine Zeit seiner Lust allein widmet. Man würde einen eiteln Stolz verrathen, wenn man den Alten nicht so viel zugestehen wollte. Ich bin mit denen sehr unzufrieden, welche sich aus einer lächerlichen Einbildung für sehr witzig halten, wenn sie mit grauen Haaren ihren Spott treiben können. Es ist einem ieden Alter anständig, das andre in Ehren zu halten. Ich weis wohl, womit man dergleichen Spöttereyen zu entschuldigen pflegt. Man glaubt, daß uns die Fehler der Alten genug berechtigen, über sie zu lachen. Das Alter hat seine Fehler; das ist richtig: Die Jugend hat ihre Fehler: Fehler gegen Fehler gehen auf. Ich will damit nicht sagen, daß man verjährte Thorheiten ehren, und niemals über sie lachen müsse; ich behaupte nur, daß niemand das Recht habe, solches zu thun, als derjenige, welcher seinem Alter Ehre macht; es mag ein Jüngling oder ein Greis seyn.

Die gemeinsten Fehler der Alten sind ihre allzugroße Zärtlichkeit gegen sich selbst, und ihr verdrießliches und mürrisches Wesen. Sie gefallen sich selbst allein am meisten und lieben diejenigen wenig, welche jünger sind, als sie, und verrathen ihren Verdruß über sie bald dadurch, daß sie ihnen

alle Ergetzlichkeiten zu Verbrechen machen, und bald dadurch, daß sie die vorigen Zeiten weit über die itzigen erheben. Diese Fehler beleidigen unsre Eigenliebe; allein wir können es denjenigen viele Schuld haben. Es ist natürlich, daß sich die Alten selbst hochachten und ehren, wenn sie nicht von uns hochgeachtet und geehret werden. Ich ehre die Greise, wenn sie meine Ehrfurcht verdienen, und will in diesem Stücke lieber der Lacädemonischen Jugend, als der Athenienſischen ähnlich seyn.

Die Abbildungen, welche Terenz in einem seiner Lustspiele in den Brüdern von zween Alten macht, verdienen, bewundert zu werden. Es sind zween Brüder, von denen einer das Widerspiel von dem andern ist. Man kann aus beyden Gemälden die Eigenschaften eines Alten kennen lernen, der von der Jugend sowohl Liebe, als Ehrfurcht, verlangen kann.

Micio ist das, was man einen guten ehrlichen Alten nennt, der sich alles gefallen läßt. Er ist alt geworden, ohne daß er sich iemals über etwas Sorge gemacht hat. Die Zeiten sind ihm immer gut. Er klagt niemals über etwas, und läßt sich durch nichts zum Zorne bewegen. Er liebt Ruhe und Bequemlichkeit. Wenn er das Vergnügen nicht genießen kann, zu dessen Genusse man nur in der Jugend geschickt ist, so sieht ers doch nicht ungern, wenn es die genießen, die jünger sind, als er. Wenn junge Leute fehlen, so denkt er: Fehlen ist menschlich, und giebt sich ohne Anstand zufrieden. Er ist die Sanftmuth und Freundlichkeit selbst. Er hat den Sohn seines Bruders zum Sohne angenommen, weil er selbst keine Kinder hat. Diesem seinen Pflegsohne läßt er allen Willen; er hat ihn nur dazu gewöhnt, daß er ihm nichts von dem verbergen soll, was andere thun daß es die Väter nicht wissen sollen. Ich denke so, spricht er, wenn man einen Sohn zwingt, daß er sich gut aufführen soll, so nimmt er sich nur so lange in acht, als er denkt, daß es der Vater wieder erfahren möchte, wenn er seiner Schuldigkeit nicht nachkäme: Läßt man ihn aber gehen, so wird er sich von freyen Stücken gut aufführen, und dafür dankbar

bar seyn, daß man so väterlich mit ihm umgeht. **Micio** läßt also seinen Pflegesohn locker leben, lustig seyn, und schmausen, wie er will; er giebt ihm so gar die nöthigen Kosten dazu. Sein Bruder kömmt zu ihm, zankt mit ihm, und schreyt: Was machst du? Warum verderbst du mir den jungen Menschen so? Warum liebt er? Warum trinkt er? . . Warum giebst du ihm Geld dazu? Ich unglücklicher Vater! Nun hat er wieder bey einem Wirthe die Thüre aufgebrochen, und ihm ein Mädchen entführt! Was ists denn mehr, mein lieber Bruder, antwortet Micio ganz sanftmüthig, sey stille, laß es gut seyn. Das ist ja eben ein so großes Verbrechen nicht, wenn ein junger Mensch verliebt ist, und schmaust, und trinkt, und die Thüren aufbricht. Wenn ich und du es nicht gethan haben, so hat uns die Armuth daran verhindert. Das rechnest du dir zur Ehre, was du aus Armuth gethan hast! Das ist unrecht; wir thätens wohl auch, wenn wir könnten. Und höre nur, mein Bruder, du hast mir deinen Sohn einmal übergeben. Er ist nunmehr mein Sohn; wenn er etwas versieht, so versieht ers mir. Wenn er schmaust und trinkt, so geht es auf meine Rechnung. Es reuet mich nun Geld. Er liebt ein Mädchen? Gut, ich gebe ihm Geld dazu, wenn ich kann; wo nicht, so weisen ihm vielleicht die Mädchen die Thüre. Er hat die Thüren aufgebrochen? Sie sollen gemacht werden. Dem Wirthe ists Kleid zerrissen worden? Der Schneider soll es ausbessern. Dem Himmel sey Dank, ich habe noch so viel, daß ich das alles bestreiten kan. Das wird mir noch nicht zur Last!

Das wäre ein guter Vater für viele junge Leute auf unsrer Akademie! Den würden sie lieben!

Damit man den Charakter dieses Alten völlig übersehen könne, so will ich eine ganze Scene übersetzen, wo sich **Aeschinus** mit seinem Pflegvater, dem **Micio**, unterredet. Ich glaube sowohl denen, die die Brüder des Terenz gelesen haben, als denen, die sie noch nicht kennen, ein Vergnügen zu machen: jenen, daß ich sie daran erinnere; diesen, daß sie so viele neue Schönheiten kennen lernen. Aeschinus hat ein Athenienfisches Mädchen so sehr geliebt, daß sie mit ihr gekommen ist. **Micio** kömmt aus ihrem Hause heraus, an welches sein Pflegesohn angeklopfet hat.

Micio. Wer hat an die Thüre gepocht?

Aeſchinus. (Für ſich.) Ach Himmel! Das iſt mein Vater; ich bin des Todes.

Micio. Aeſchinus!

Aeſchinus (Für ſich.) Was muß der hier zu thun haben?

Micio. Haſt du an dieſe Thüre gepocht? (Für ſich.) Er ſchweigt. Warum mache ich mir nicht eine kleine Freude mit ihm? Ja, ja, ich will ihm ein wenig angſt machen. Hat er mir doch dieſes Geheimniß nicht vertrauen wollen. (Zum Aeſchinus.) Antwortest du mir nicht?

Aeſchinus. Ich weis nicht, daß ich eben an dieſe Thüre hier angepocht haben ſollte.

Micio. So! Ich wunderte mich auch, was du hier zu thun hätteſt. (Für ſich.) Er iſt roth geworden: Das iſt ein gutes Zeichen.

Aeſchinus. Aber ſagen ſie mir doch, Papa, was ſie hier zu thun haben. Ich bitte ſie.

Micio. Was ich hier zu thun habe? Eben nichts. Es nahm mich ein guter Freund zu ſeinem Beyſtande vom Markte mit hieher.

Aeſchinus. Weswegen?

Micio. Ich will dirs ſagen. Es wohnen hier ein paar arme Frauenzimmer. Ich glaube nicht, daß du ſie kennſt. Ja, ja, du kennſt ſie nicht; denn es iſt nicht gar lange, daß ſie hieher gezogen ſind.

Aeſchinus. Und?

Micio. Es ſind Mutter und Tochter.

Aeſchinus. Nun, Papa?

Micio. Dieſe Tochter hat keinen Vater mehr; mein guter Freund iſt ihr nächſter Anverwandter, und ſie muß ihn nach den Geſetzen heyrathen.

Aeſchinus. (Für ſich.) Ich bin des Todes!

Micio. Was iſts?

Aeſchinus. Nichts: es iſt gut; fahren ſie nur fort.

Micio. Dieſer gute Freund iſt von Milet hieher gekommen, und will ſie abholen.

Aeſchinus. Was? Er will ſie abholen?

Micio. Ja.

Aeſchinus. Nach Milet will er ſie mit nehmen?

Micio. Ja.

Aeſchinus. (Für ſich.) Das iſt ein Unglück! (Zum Micio.) Was ſagen aber die Frauenzimmer dazu?

Micio. Was ſie dazu ſagen? Nichts. Die Mutter giebt vor, ihre Tochter hätte ſchon von einem andern, ich weis nicht,

von

von wem, ein Kind. Sie nennt ihn nicht, und meynt, dieser müßte dem Anverwandten vorgehen.

Aeschinus. Und ist ihnen das nicht billig vorgekommen?

Micio. Billig? Nein.

Aeschinus. Nicht billig? Wird sie denn der Anverwandte mit sich nehmen?

Micio. Warum sollte er sie nicht mit sich nehmen?

Aeschinus. Das ist sehr hart, sehr unbarmherzig, und wenn ichs recht offenherzig sagen soll, ihrer Ehre nicht sehr anständig gehandelt.

Micio. Weswegen?

Aeschinus. Fragen Sie mich noch? Wie wird dem zu Muthe seyn, der sie zuerst geliebt hat? Denken sie doch. Vielleicht ist der Unglückliche noch sterblich in sie verliebt. Was wird er denken, wenn er sieht, daß sie ihn so vor den Augen weggenommen wird? Das ist wahrhaftig unrecht, Papa!

Micio. Unrecht? Wie so? Wer hat sie ihm versprochen? Wer hat sie ihm zur Ehe gegeben? Mit was für einer Person hat er sich eingelassen? Wann ist die Heyrath vor sich gegangen? Wer hat es ihm geheissen? Warum hat er eine Fremde genommen?

Aeschinus. Aber hat denn ein erwachsnes Frauenzimmer zu Hause sitzen, und so lange warten sollen, bis irgendwo ein Anverwandter zu ihr käme, und sie nähme? Das hätten sie sagen sollen, Papa; das hätten sie vertheidigen müssen.

Micio. Das ist lustig. Sollte ich denn dem zuwider gewesen seyn, der mich zu seinem Beystande mit genommen hatte? Doch was geht uns die Sache an? Was liegt uns an ihnen? Wir wollen gehn. Was ists? Warum weinst du?

Aeschinus. Ich bitte Sie, Papa, hören sie ⁊ ⁊

Micio. Ich habe alles gehört, mein lieber Sohn. Ich weis alles; denn ich liebe dich, und darum bekümmre ich mich um alles sorgfältig, was dich angeht.

Aeschinus. Ich wünsche auch ihre Liebe, Papa, so lange zu verdienen, als sie leben, und ich wünsche solches so sehr, als mich mein Vergehen reut, so sehr, als ich mich in ihrer Gegenwart schäme.

Micio. Ich glaube solches gern; denn ich kenne dein gutes Gemüthe; aber, aber ich befürchte nur, daß du gar zu nachläßig seyn mögest. Was dachtest du denn, in was für einer Stadt du lebtest? Du hast ein Mädchen um ihre Ehre gebracht, mit der du dich nach den Rechten nicht hättest bekannt machen sollen. Das ist nun schon ein groſses Versehen, ein groſses Versehen; aber es ist doch etwas menschliches. Es haben es andre oft

gethan, auch wohl brave Leute. Nachdem es aber einmal geschehen iſt, ſo ſage mir, haſt du wohl einige Anſtalten gemacht? Haſt du dich vorgeſehen? Haſt du die Folgen überdacht? Haſt du überlegt, wie der Sache zu helfen wäre? Wenn du dich geſchämt haſt, mir es ſelbſt zu ſagen, ſo hätteſt du mirs ſollen durch andre wiſſen laſſen. Indem du ſo unſchlüßig biſt, ſind zehn Monate vergangen. Du haſt dich, das arme Mädchen, und das unſchuldige Kind ins Unglück gebracht, zum wenigſten ſo viel an dir gelegen hat. Dachteſt du denn, die Götter würden alles das für dich beſorgen, wenn du ſchliefeſt, und man würde das Mädchen dir ins Haus bringen, ohne daß du dir Mühe darum gäbſt? Ich wollte nicht, daß du in andern Fällen auch ſo ſorglos ſeyn möchteſt. Unterdeſſen ſey gutes Muthes; du ſollſt ſie zur Frau haben.

Aeſchinus. Ach!

Micio. Sey gutes Muths, ſage ich.

Aeſchinus. Papa, ich bitte ſie, ſagen ſie, ob ſie mich zum Beſten haben, oder nicht?

Micio. Ich ſollte dich zum Beſten haben? Weswegen?

Aeſchinus. Ich weis es nicht, außer daß ich mich ein wenig fürchte, weil ichs entſetzlich gern haben möchte, daß es ihr Ernſt wäre, was ſie ſagen.

Micio. Geh, und thue dein Gebet zu den Göttern, daß ſie Glück zu deiner Heyrath geben.

Aeſchinus. Jtzt? Jtzt ſoll ich heyrathen?

Micio. Jtzt.

Aeſchinus. Gleich itzt?

Micio. Ja doch, gleich itzt, ſo geſchwind du kannſt.

Aeſchinus. Die Götter ſollen mich ſtrafen, wenn ich meinen Papa nicht mehr, als meine Seele liebe.

Micio. Mehr als dein Mädchen?

Aeſchinus. Eben ſo ſehr.

Micio. Das iſt ſehr gutig.

Aeſchinus. Aber wo iſt der Meiſter?

Micio. Er iſt fort; Er hat keine Hoffnung mehr gehabt; er hat ſich wieder aufs Schiff begeben. Aber was zauderſt du?

Aeſchinus. Gehen ſie lieber, Papa, beten ſie; denn ich weis, daß ſie um ſo viel eher von den Göttern erhört werden, je beſſer ſie ſind, als ich.

Micio. Ich gehe ins Haus, die nöthigen Anſtalten zu machen. Thu du, was ich geſagt habe, wenn du klug biſt.

Aeſchinus. Was das für einnehmende Manieren ſind! Sollte man wohl meynen, daß er mein Vater, und ich ſein Sohn ſey? Wenn er mein Bruder oder mein beſter Freund wäre, könnte er mir

mehr

mehr zu gefallen seyn? Sollte ich den nicht lieben? Sollte ich den nicht auf den Händen tragen? Ja so sehr besorgt hat mich seine Gelindigkeit gemacht, daß ich gewiß nicht thöricht seyn, und etwas wider seinen Willen thun will. Mit Wissen und Willen gewiß nicht.

Ich habe immer die Kunst des Poeten in dieser Stelle bewundert. Er bildet den **Micio** nicht so ab, daß er ganz gleichgültig bey der Ausschweifung seines Pflegesohnes wäre; er läßt ihn aber doch nicht ungehalten darüber werden, sondern der Alte ist so gutherzig, daß er sich mit dem **Aeschinus** nur eine Freude und ihm ein wenig Angst machen will. Er setzt an ihm nur seine allzugroße Nachläßigkeit und Sorgloſigkeit bey seiner Ausschweifung aus. Ein andrer Alter würde ihm nach einem heftigen Verweiſe in dem Tone eines Lehrers oder Herrn eine eben so heftige Vermahnung für die künftigen Zeiten Zeiten gegeben haben; **aber Micio will nur nicht, daß sein Sohn in andern Fällen eben so sorglos seyn soll.** Der Eindruck, den seine Gelindigkeit bey dem Aeschinus macht, ist mit einer eben so großen Kunst ausgeführt, und seine beängstigte Zärtlichkeit gegen seine Geliebte ungemein lebhaft abgebildet worden.

Demea ist der andre Alte, den **Terenz** abbildet, und gerade das Gegentheil vom **Micio**. Er hat die gewöhnlichen Fehler des Alters und zugleich die Tugenden desselben, die ihm Ehrerbietung erwerben würden, wenn er die Fehler nicht hätte. Die itzigen Zeiten gefallen ihm nicht; er lobt sich nur die Zeiten seiner Vorfahren. Er gönnt der Jugend keine Freude, weil er sie entweder nicht genossen hat, oder nicht genießen kann. Seine Minen sind immer finster, und er ist so mürrisch, als er häuslich und geizig ist. Er hält mit einer großen Strenge über sein Ansehen und verliert es eben darum, weil er allzusehr darauf hält. **Terenz** läßt den **Demea** seinen eignen Charakter machen, da er die glücklichen Folgen der Gelindigkeit seines Bruders einsehen lernt. *Mein Bruder, sagt er, ist freundlich und leutseelig; er beleidigt niemanden; er lächelt alle Menschen an; er hat sich sein Leben zu Nutze gemacht; er hat aufgehen lassen; alle Leute reden das Beste von ihm; alle lieben ihn. Ich habe immer*

auf

auf dem Lande gelebt; ich bin hart, traurig, sparsam, finster, und halte auf einen Dreyer. Ich habe eine Frau genommen; Was habe ich da nicht für Elend erlebt! Ich kriege Kinder; eine neue Sorge! Ach! aber da ich darauf denke, wie ich ihnen recht viel nachlassen will, so bringe ich meine ganze Lebenszeit mit Zusammenscharren zu. Nunmehr trage ich in meinem Alter zum Lohne meiner Arbeit ihren Haß davon. Mein Bruder hat nicht so gearbeitet, und genießt sein väterliches Vermögen in Ruhe; meine Kinder lieben ihn; mich fliehen sie. Ihm vertrauen sie alle ihre Anschläge an; sie lieben ihn; sie sind beyde bey ihm, und ich bin ganz verlassen; jenem wünschen sie ein langes Leben, und um meinen Tod beten sie vielleicht sehr eifrig. = = Wohlan, ich will auch sehen, ob ich freundlich reden kann; ich will auch von den meinigen geliebt und hochgeachtet werden.

Wenn ein Greis die Tugenden beyder Charaktere vereinigt, so kenne ich niemanden, den ich mehr lieben und hochachten wollte, als ihn. Ein solcher Greis lobt sich seine vorigen Zeiten, ohne die itzigen zu schmähen, und vielleicht erhebt er diese auch, wenn sie es verdienen. Er misbilligt die Ausschweifungen der Jugend, ohne ein Lobredner seiner Jugend zu seyn; er wünscht vielleicht, daß er die Ergetzlichkeiten noch genießen könnte, die ihm sein Alter versagt, ohne sie der Jugend zu misgönnen. Er ist ernsthaft, ohne finster und verdrießlich zu seyn, und hält über sein Ansehn, ohne sich verhaßt zu machen.

Ich bestimme das Alter, dem ich Ehrfurcht schuldig zu seyn glaube, nicht sowohl nach der Länge der Zeit, als nach den Verdiensten. Bey mir ist der Greis, den ich lieben und ehren will, nicht ein Mann mit einem eingefallenen Gesichte, mit trüben Runzeln, und mit grauen Haaren, sondern derjenige, welcher lange Zeit ein weiser und rechtschaffener Mann gewesen ist. Mir ist kein Greis lächerlich, als derjenige, der die Schwachheiten eines hohen Alters besitzt, und so gelebt hat, daß ihn die Welt sein ganzes Leben hindurch hätte entbehren können, ohne daß man seinen Verlust sonderlich gemerket haben würde. Andern Greisen vergebe ich ihre Schwachheiten, damit sie mir die meinigen vergeben mögen. Ich achte die verdienstvollen Alten darum nicht weniger hoch, daß sie der Welt nicht mehr so nützlich seyn können. Vielleicht können wir einige sowohl in den Wissenschaften, als durch unsre Handlungen übertreffen. Ich bin aber so billig, und glaube, wenn wir klüger und edler, als einige Greise von Verdiensten, werden können, daß solches nicht so leicht möglich seyn würde, wenn sie nicht vor uns klug und edel gewesen wären.

E.

Der Jüngling.

Sechzehendes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 19 April 1747.

Man rühmt der Liebe nach, daß sie den Geschmack ihrer Unterthanen empfindlich und zärtlich mache, und ihm die Fähigkeit gebe, alles, was schön ist, und alle Ergetzlichkeiten stärker, und lebhafter zu empfinden, als ein gleichgültiger Mensch, der von ihrer Herrschaft frey ist. Die ganze Natur soll sich nach der Aussage der Dichter den Verliebten verschönern, oder, philosophischer zu reden, ihre Augen sollen in der ganzen Natur mehr Reizungen und Annehmlichkeiten entdecken, als Unempfindliche. Aus diesem Grunde antwortet ein anakreontischer Dichter seinem Freunde, der ihn fragt: Was er sich itzt im Frühlinge wünsche?

Wer wird nicht dies errathen?
Ein Kuß macht unsre Sinne
Zur Wollust fein und zärtlich.
Den Frühling recht zu fühlen,
Will ich Dorinden küssen.

Doch wenn die heitern Rosen
Dein schwarzes Haar umkränzen,
Und mit den frischen Düften
Die heissen Lüfte füllen?

Die schmeichlerischen Düfte
Der Rosen recht zu riechen,
Will ich Dorinden küssen.

Doch wenn die Kunſt der Flöten
Durch zauberiſche Töne
Sich deiner Bruſt bemeiſtert?

Die zauberiſchen Töne
Der Flöte recht zu hören
Will ich Dorinden küſſen.

Doch wenn des Lenzes Jugend
Des Winters Froſt vertrieben,
Und neugebohrne Blumen
Dein lüſtern Auge reizen?

Durch ihre friſchen Farben
Mein Auge mehr zu reizen,
Will ich Dorinden küſſen.

Ob ich gleich in der Liebe eben keine Erfahrung habe, ſo bemerke ich doch zuweilen eine Empfindung in mir, die mir ein Beweis dieſer anakreontiſchen Lehren zu ſeyn ſcheint. Wenn ich bey einem Frauenzimmer geweſen bin, das mir gefallen hat, und ich trinke nach einem ſo angenehmen Beſuche Wein, ſo fühle ich, daß alsdann mein Geſchmack durch einen ieden Tropfen mehr gereizt wird, als zu andern Zeiten. Ein mittelmäßiger Wein wird alsdann in meinem Geſchmack in einen guten, und ein guter Wein in den beſten Wein verwandelt. Wenn nun das Vergnügen, das man in der Geſellſchaft eines artigen Frauenzimmers genießt, den Geſchmack eines halbphiloſophiſchen Menſchen verbeſſert, der noch nicht verliebt iſt, und beynahe mit der Zärtlichkeit ſeinen Scherz treibt, was muß daſſelbe nicht bey einem Menſchen thun, deſſen ganze Seele faſt nichts, als Liebe, iſt?

Ich unterrede mich immer mit einem guten Freunde davon. Er iſt derjenige, dem man Schuld giebt, daß

daß er außerordentlich bequem sey, und der mir zuerst mit den Autorsorgen hat bange machen wollen. Sein Geschmack ist fein und zärtlich, und er verdankt allezeit die Zärtlichkeit desselben der Liebe gegen seine Henriette. Nur gestern noch unterhielt ich mich von der Macht der Liebe mit ihm. Er kömmt mit dem frölichsten und heitersten Gesichte von der Welt zu mir; er eilt auf mich zu, und spricht zu mir ganz entzückt: Wie sehr liebe ich sie; lassen sie mich sie umarmen. Seine Augen schwimmen, so zu sagen, in Zärtlichkeit. Ich stelle mich an, als ob ich ganz kaltsinnig wäre, und sage zu ihm: Diese Liebkosungen betreffen mich doch nicht; sie kommen gewiß von ihrer Henriette? Ja, versetzte er, ich komme von Henrietten; das allerliebste Mädchen! Ich soll ihnen ein Compliment machen. Warum sind sie so kaltsinnig? Küssen sie mich doch. Es ist gut, es ist gut, sagte ich mit einem frostigen Gesichte; lassen sie uns von etwas Ernsthaften reden. Heute habe ich ein rechtes Original von einem Abgeschmackten kennen lernen. Ich habe mir die Mühe genommen, seine Abbildung zu machen; ich will sie ihnen lesen, hören sie. Lassen sie sie drucken, lassen sie sie drucken, antwortete er ein wenig ungestüm; ich mag sie nicht hören. Was gehn mich die Narren an? Lassen sie uns von der Liebe und von der Freundschaft reden. Ich mag nicht von der Liebe reden, antwortete ich mit einem verstellten Zorne; ich bin sehr ungehalten auf die Liebe. Sobald sie ein Liebhaber geworden sind, haben sie aufgehört, mein Freund zu seyn. Sie umarmen mich, sie küssen mich, sie schmeicheln mir, und ich soll vielleicht denken, daß ihre Umarmungen und Schmeicheleyen Kennzeichen einer zärtlichen Freundschaft sind. Sie irren sich. Ich weis es, daß sie mich hintergehen. Es ist alles Liebe, und folglich Falschheit. Sie umarmen nicht mich, sondern ihre Gebieterinn in mir. Ich bin sehr eifersüchtig auf ihre Henriette. Sie entzieht mir viel. Die Liebe hat ih-

nen allen Geschmack an der Freundschaft genommen. Die Liebhaber sind bey ihren Freunden sehr zerstreut. Die Liebe hätte mir den Geschmack an der Freundschaft genommen, sagen sie? versetzte mein Freund ganz zärtlich; sie hat ihn vielmehr weit feiner und zärtlicher gemacht. Sie wissen nicht, wie geschickt man zur Freundschaft ist, wenn man liebt. Sie sagen, daß ich sie für mein Mädchen ansehe, wenn ich sie küsse. Schmeichelt denn ihnen dieses nicht? Sind sie darüber nicht froh, wenn ich sie so sehr liebe, daß ich meine Henriette in ihnen zu umarmen glaube? Ihr Geschmack an der Freundschaft ist noch nicht so zärtlich, als sie sich rühmen. Ich will ihnen dieses beweisen. Wissen sie wohl von der Erkenntlichkeit etwas, die ich dafür gegen sie habe, daß sie eifersüchtig auf Henrietten sind? Misfällt ihnen diese Erkenntlichkeit, oder sehen sie dieselbe vielmehr für ein neues Vergnügen an, das ihnen die Freundschaft giebt? Sie geben mir eine Zerstreuung bey meinen Freunden schuld. Es kann seyn; aber, mein lieber Jüngling, die Schriftsteller sind auch zerstreut, und ihre Zerstreuung ist nicht sehr angenehm. Wollten sie mir nicht vorhin das Original von einem Abgeschmackten vorlesen? Ich sage zu ihnen: Henriette ist ein allerliebstes Mädchen; und sie sprechen: Ich habe ein rechtes Original von einem Narren kennen lernen. Was das für ein Unterschied ist! Wäre es nicht angenehmer gewesen, wenn sie vom Frauenzimmer mit den blauen Augen geredet hätten? Vom Frauenzimmer mit den blauen Augen? versetzte ich. Sie haben recht, es ist ein außerordentliches Frauenzimmer. Ich schätze sie ungemein hoch. Ich bin sehr gern in ihrer Gesellschaft; ungemein gern. Aber sie wissen, daß ich die freye Gewalt über mein Herz behalten will. Sie ist schön; sie besitzt viel Verstand; es ist wahr: Aber ich will frey bleiben. Was hilft ihnen ihre Freyheit, antwortete er mit einer verführerischen Sprache? Folgen sie meinem

Rathe,

Rathe, flattern sie nicht so herum, verlieben sie sich. Lassen sie andre Schriftsteller seyn; sie haben für einen Jüngling genug geschrieben. Verlieben sie sich; die Liebe wird sie tausend Annehmlichkeiten empfinden lassen, die sie itzt entbehren müssen. Sie sind zwar itzt ganz vergnügt, aber lange noch nicht so sehr, als sie werden können, wenn sie lieben. Sie werden weit mehr Vortheile von der Freundschaft haben, als itzt. Ueberlegen sie nur, wie frölich wir seyn würden, wenn wir zusammen kämen, und sie mir etwas von ihrer Gebieterinn erzählten, und ich ihnen etwas von meiner Henriette sagte. Die Anmuth der Freundschaft ist so lange noch nicht groß genug, als man einander keine Geheimnisse anzuvertrauen hat. Was haben sie denn itzt für Geheimnisse? Geheimnisse, die sie aller Welt in ihren Blättern sagen können. Folgen sie, verlieben sie sich. Nein, nein, sie bereden mich nicht, versetzte ich lachend. Die Liebe mag die Menschen sehr glücklich machen; aber ich glaube, daß sie auch an manchem Verdrusse schuld ist. Ich will einräumen, daß sie sehr zufrieden seyn werden, wenn sie bey ihrer Geliebten einmal allein sind; aber ich will auch viel verwetten, daß sie verdrießlich, eifersüchtig und stumm werden sollen, wenn etwa noch ein Gesellschafter kömmt, der eine so gute Einbildung von seinen Verdiensten hat, daß er in einem vertraulichen Tone mit ihrer Henriette spricht. Sie werden ihr Unglück nicht übersehen können, und ihr Vergnügen wird sterben. Zudem ist das zärtliche und feine Gefühl, das sie vor andern voraus haben, nicht ihr Werk, sondern beruht bloß auf der Gnade oder Ungnade ihrer Gebieterinn. Wenn ein Verliebter besser und lebhafter empfinden soll, so muß er entweder von der Gegenliebe seiner Schöne gewiß seyn, oder zum wenigsten sich mit der Hoffnung schmeicheln können, von ihr geliebt zu werden. Sie sind alle Augenblicke in

Gefahr, ihr zärteres Gefühl wieder zu verlieren; ein widerwärtiger Blick von ihrer Henriette kann sie nicht allein zu andern Menschen wieder herunterſetzen, sondern auch auf einige Zeit ihre ganze Empfindung tödten. Sie sollte nur einmal grausam gegen sie seyn! Wie sie traurig seyn würden! Wenn ihnen vielleicht in den frölichen Stunden ihrer Liebe der Wein von Naumburg schmecken könnte, so würden sie itzt an dem Champagner keinen Geschmack finden. Nein, ich will mich lieber einer solchen Gefahr nicht aussetzen. Ich will ihnen alles zugeben, erwiederte mein verliebter Freund; sie sollen recht haben, und ich gebe ihnen noch immer den Rath, daß sie sich verlieben sollen. Wo sind sie von allem Verdrusse frey? Bilden sie sich vielleicht ein, ich traute ihnen eine so stoische Unempfindlichkeit zu, daß sie ganz gleichgültig bleiben sollten, wenn iemand mit einem entscheidenden Tone von ihren Arbeiten urtheilt, dessen Einsicht nicht einmal zu einem richtigen Urtheile über die Historie vom gehörnten Siegfried zureicht? Wir Verliebten sind zuweilen traurig; aber unsre Traurigkeit gefällt uns besser, als irgend eine andre Traurigkeit in der Welt. Es ist uns nicht lieb, und es ist uns lieb, (es geht beydes an) wenn unsre Schönen einmal unwillig sind. Auf den Zorn folgt immer die Gnade. Lieben sie also immer. Nein, ich lasse mich nicht bereden, antwortete ich; ich will noch nicht lieben. Sie wollen noch nicht lieben? versetzte er; als wenn das auf ihren Willen ankäme! Wer weis, was das Frauenzimmer mit den blauen Augen vermag. Sie sagen in ihrer Abbildung, daß sie zuweilen ganz tiefsinnig sind, weil sie gern das Schöne, was sie sagt, in seinem ganzen Umfange überdenken wollen. Der Himmel aber weis, wo diese Tiefsinnigkeit herrührt! Reden sie schon wieder von diesem Frauenzimmer, versetzte ich; sie wissen, daß ich diese Schöne unendlich hochachte;

achte; sie ist schön: aber lieben will ich sie nicht. Wissen sie meine Meynung nun? Kommen sie, wir wollen ausgehen, und sie itzt besuchen. Ich pflege diesen Besuch nicht gern zu versäumen. Mit diesen Worten endigte sich unser Gespräch, und wir giengen fort.

Ich philosophire sehr gern über dergleichen Erscheinungen in dem Menschen; es versteht sich, daß ich nicht systematisch philosophire. Ich habe nachgedacht, woher es komme, daß die Verliebten lebhafter und mehr empfinden, als andre. Ich glaube, daß ich der Ursache davon auf die Spur gekommen bin. Ueberall, wo ein Liebhaber ist, begleitet ihn das Bild seiner Geliebten; das ist ein unstreitiger Satz: Ueberall, wo ein Liebhaber ist, redet er mit seiner Geliebten; das ist eine Wahrheit, die einigen Beweis braucht. Allein an seine Geliebte denken, und mit seiner Geliebten reden, das ist bey mir einerley; denn es fehlet dem ersten nichts, als der Schall in der Luft, und dieses, daß seine Schöne seine Reden nicht hört, die auch wohl nicht immer Achtung darauf giebt, wenn er wirklich mit ihr spricht. Man sieht wohl, daß dieses einen geringen Unterschied verursacht, der wie das Unendlichkleine in der Mathematik nicht zu achten ist. Nunmehr muß man untersuchen, was der Liebhaber mit seiner Geliebten zu sprechen hat, wenn er nicht in ihrer Gesellschaft ist. Er redet das, was er immer sagt, wenn er bey ihr ist, daß sie schön ist, daß er ihr zu gefallen wünscht, daß er sie sterblich liebt. Das ist freylich immer einerley; allein ein Liebhaber ist sinnreich, und sagt seine Schmeicheleyen nicht beständig auf eben dieselbe Art so gerade zu, als es seyn würde, wenn er sagte: Madame, sie sind auch recht schön. Seine Gebieterinn würde ihn wegen so offenbarer und logikalischer Lobsprüche verachten. Er ist listiger, und hält ihr Spiegel vor, in welchen sie ihre Schönheit selbst sehen kann; ein

ein artiges Frauenzimmer aber kann darüber nicht ungehalten werden, daß man ihr einen Spiegel vorhält. Dieſes thut aber ein Liebhaber, wenn er ſeine Gebieterinn aus ſeinen Unterredungen mit ihr errathen läßt, daß ſie mit allem, was in der Natur ſchön iſt, einige Aehnlichkeit habe. Eben dieſes thut er auch, wenn er von ihr abweſend iſt. Die Begierde etwas artiges von ihr zu denken, wenn ihn die Abweſenheit verhindert, ihr etwas artiges zu ſagen, iſt Urſache, daß er in allem, was ſeinen Sinnen angenehm iſt, entweder das Bild ſeiner Schönen im kleinen, oder doch eine Aehnlichkeit mit irgend einer von ihren Reizungen wahrzunehmen ſucht. Die Liebe macht alſo auf eine gewiſſe Art aufmerkſam, und die Aufmerkſamkeit ſchärft die Empfindung und den Geſchmack.

Wenn ich überlege, daß ich vielleicht vergnügter werden könnte, wenn ich mich verliebte: So hätte ich Luſt, dem Rathe meines Freundes zu folgen; denn ich halte überaus viel auf das Vergnügen. Allein ich habe wider eine ernſtliche Liebe noch manchen Zweifel. Ich ſchicke mich zu dem Glücke meines Freundes noch nicht. Ich mag vielleicht viele unbekannte Vergnügungen entbehren. Doch der Gedanke, daß ich ein Schriftſteller bin, hält mich dafür ein wenig ſchadlos. Er begleitet mich, wie den Liebhaber das Bild ſeiner Geliebten, faſt überall, und macht mich auf alles aufmerkſam, was um mich iſt. Meine Augen ſind in dem itzigen Jahre weit heller, als in dem vorigen, und mein Gehör iſt ſo fein geworden, daß ich bald im Stande ſeyn werde, die Geheimniſſe zu erfahren, die man ſich hier und da in Geſellſchaften zumurmelt. Zudem hat mir noch niemand den Vorwurf gemacht, daß ich ein Autor bin; ſo wenig ſieht man mir denſelben an. Wenn alſo gleich mein Freund nicht Urſache hat, mich zu beneiden, ſo ſchmeichle ich mir doch, daß er mich eben nicht ſehr bedauern darf.

J.

Leipzig, bey Johann Wendler.

Der Jüngling.

Siebzehendes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 26 April 1747.

Ich bin so glücklich mit meinen Blättern, daß sie Lesern in die Hände kommen, welche eine so durchdringende Einsicht und Scharfsinnigkeit besitzen, daß sie sogleich die Originale zu den abgebildeten Charakteren wissen. Diese Scharfsinnigkeit macht sowohl denen, welche sie anwenden, als mir, viel Vergnügen. Ich sehe daraus, daß die Welt dergleichen Charaktere als Aufgaben ansieht, deren Auflösung in ihrer Gewalt ist. Ich habe vor andern Schriftstellern meiner Art den Vorzug, daß die Welt keinen Schlüssel zu meinen Arbeiten haben will. Was die lächerlichen Charaktere anbelangt, die ich abgebildet habe, so ist es mir gleichgültig, ob die Leser die Originale dazu kennen, oder nicht, wenn ich sie nur nicht kenne. Ich denke, daß sich allezeit ein Original zu dem Abgeschmackten finden wird, den man beschreibt; es fehlt ja in der Welt an solchen Leuten nicht. Man mag sich also immerhin in die Ohren sagen: Ja, ja, das ist das Frauenzimmer; es ist nach dem Leben getroffen; es ist, als wenn ich diesen Edelmann oder Bürger mit Augen vor mir sähe; wenn man Recht hat, so erfreut es mich, daß ich die Natur so glücklich treffe, und ich bedaure den, der das Original zu meiner Copie wird. Was die löblichen Charaktere betrifft, so versichre ich aufrichtig, daß ich alle diejenigen meyne, welche die abgebildeten guten Eigenschaften besitzen. Ich bedaure

weiter nichts, als daß sich meine Leser zuweilen nicht eher, als andre, nennen. Unterdessen will ich der Welt dieses Vergnügen gönnen, und ihnen daher heute einige Charaktere vorlegen, von denen ich gewiß bekräftigen kann, daß ich sie nicht erdichtet habe. Die abgebildeten Personen sind nach dem Leben gezeichnet. Ich will mich auch mit denen in einen vertrauten Briefwechsel einlassen, welche diese Personen kennen, damit sie zu einer ganz unstreitigen Gewißheit in ihren Auflösungen gelangen können.

Ja** ist schön; das wissen wir alle. Sie ist noch ein unschuldiges Frauenzimmer; Ja, ja, sie ist reich; das leugnet niemand. Allein die gute Ja** lobt aus großer Begierde, gelobt zu werden, sich selbst allzusehr. Der Schade, den sie davon hat, ist sehr groß. Nunmehr will es niemand mehr glauben, daß sie schön, daß sie reich, daß sie ein unschuldiges Frauenzimmer ist.

Ich bedaure den armen Dichter: Alle Welt vermeidet seine Gegenwart; wo er hinkömmt, läuft man vor ihm. Er kann das nicht begreifen? Ich will es ihm sagen: Er ist gar zu poetisch. Ein großer Fehler! Man flieht ihn, wie die Pest. Es ist auch in der That keinem ehrlichen Manne zuzumuthen, daß er so viel ausstehen soll, als man bey dem Herrn C*** auszustehen hat. Wenn ich stehe, so liest er mir seine Gedichte vor; setze ich mich nieder, so liest er mir sie auch vor. Ich fange an zu laufen; er läuft nach, und liest mir immer hinten drein; bis auf den Abtritt verfolgt er mich mit seinen geistreichen Werken. Vielleicht bin ich in der Allee vor ihm sicher? Es hilft nichts; er liest immer vor. Ich eile auf die Reitbahn.

bahn. Umsonst, er läßt mich nicht einmal auf das Pferd. Mich hungert; ich muß zu Tische; er hält mich immer noch auf. Ich reisse mich los, und setze mich nieder; auch vom Tische jagt er mich weg. Ich werfe mich aufs Bette, und schlafe ein. Er weckt mich auf, und liest mir seine Verse vor. Ist wohl etwas unerträglichers zu denken? Er ist ein billiger, rechtschaffner, und braver Mann; ich gebe es zu; allein es hilft ihm alles nichts. Es scheut sich alle Welt vor seinen Versen.

Cliton hat in seinem ganzen Leben nicht mehr als zwo Verrichtungen gehabt, zu Mittage und zu Abend zu essen. Es scheint, daß er nur zur Verdauung gebohren worden sey. Er spricht auch nur von Dingen, die dahin gehören. Er erzählt, wie viele Gerichte bey dem letzten Schmause aufgetragen, was für Essen, wie viel Essen, was für Braten und Beygerichte aufgesetzt worden sind. Er besinnt sich ganz genau darauf, was man für Gerichte bey dem ersten Aufsatze gebracht hat, und eben so gewiß besinnt er sich auf die Früchte, auf die Teller und Servietten. Er nennt alle Weine und gebrannte Wasser her, von denen er getrunken hat. Er versteht die Sprache der Küche vollkommen, und er macht mir Appetit, an einem guten Tische zu speisen, wo er nicht ist. Es ist ein außerordentlicher Mann in seiner Art, der die Kunst, sich gut zu mästen, zur größten Vollkommenheit gebracht hat. Er ist auch der Kenner guter Bissen; es wird kein Mensch wieder gebohren werden, der so viel, und so gut ißt. Man darf auch selten dasjenige loben, was ihm mißfällt. Er hat sich bis auf seinen letzten Hauch zu Tische tragen lassen; er gab eben an dem Tage, da er starb, einen Schmaus. Er mag seyn, wo er will, so

wird er eſſen, und wenn er in die Welt zurückkehrt, ſo kömmt er zum Eſſen wieder.

Ra** befindet ſich wohl auf, und ſieht doch blaß. Er trinkt nicht viel, und ſieht doch blaß. Er verdaut gut, und ſieht doch blaß. Er hat eine junge artige Haushälterinn, und ſieht doch blaß. Wo muß das herkommen?

Gorg** an iſt ungemein freygebig gegen abgelebte Greiſe und verſchwendet ſeine Geſchenke an alte reiche Wittwen. Verlangt Gorg*,* an vielleicht, daß ich glauben ſoll, er thue ſolches aus Großmuth? Der Niederträchtige! Seine Geſchenke ſind Netze und Fallſtricke, die er ihren Erbſchaften legt. Will er ſeine Großmuth bezeigen; will er ohne Eigennutz ſchenken, ſo beſchenke er mich; denn ich bin jung und munter, und ſterbe ohne Teſtament.

Unſer Wuchrer F** iſt ein ſchlauer Kopf! Er hat eine Frau, die ſo reizend ausſieht, daß ihn niemand zum Hahnrey gemacht haben würde, wenn er auch Geld dazu gegeben hätte. Der Zutritt war allen unverwehrt, und dennoch fand ſich kein Menſch, welcher ſich ſelbſt ſo ſehr verleugnen können, daß er auf dieſem Einfall gekommen wäre. Was hat F** zu thun? Er wird eiferſüchtig; er bewacht ſie, und läßt ſie von andern bewachen. Welcher Lerm! Es wimmelt unter ſeinen Fenſtern von jungen Stutzern, die ſich faſt zu Krüpeln ſeufzen, und den halben Wechſel daran wenden, wenn ſie nur eine einzige Nacht Herr F** ſeyn können. Herr F** hat ſeine Sachen vortrefflich gemacht.

Die

Die Madame *** ist vorzeiten verbuhlt und fast ein wenig allzugalant gewesen. Man hat von ihr gesprochen, und dieses hat sie bewogen, sich den allzulernenden Ergetzlichkeiten der Welt zu entziehen. Sie ist eben noch so empfindlich, aber vorsichtiger. Sie hat eingesehen, daß Frauenzimmer ihre Ehre nicht so wohl durch ihre Schwachheiten, als durch ihre geringe Mäßigung in denselben beleidigen, und daß die Entzückungen der Liebhaber immer sehr wirklich und angenehm sind, wenn sie gleich verschwiegen werden. Sie ist schön, aber ihre Schönheit ist majestätisch, die sich leicht Ehrerbietung zuwege bringen würde, wenn sie gleich kein ernsthaftes Wesen annähme. Sie kleidet sich nicht verbuhlt, aber doch nicht ohne Schmuck. Wenn sie sagt, daß sie nicht zu gefallen suche, so setzt sie sich allezeit in den Stand zu rühren, und ersetzt dadurch die Reizungen sorgfältig, die ihr ihre vierzig Jahre genommen haben. Sie hat wenig Reizungen verlohren, und wenn man die frische Farbe ausnimmt, die mit der ersten Jugend verschwindet, und welche die Frauenzimmer oft noch vor der Zeit verderben, indem sie dieselbe blendend zu machen suchen, so darf die Madame *** nichts bedauern, weil sie nichts verlohren hat. Sie ist groß und wohl gebildet; sie hat eine angenommene Nachläßigkeit; ihre Gesichtsbildung und ihre Augen sind gezwungen ernsthaft. Wenn sie aber nicht darauf denkt, Achtung auf sich zu geben, so verrathen die Augen ein lustiges Wesen und Zärtlichkeit. Ihr Verstand ist lebhaft, ohne unbesonnen zu seyn, vorsichtig, und ein wenig zur Verstellung geneigt. Ob sie gleich ein sprödes Ansehen hat, so ist sie doch angenehm in Gesellschaften. Ihre Grundsätze verlangen nicht, daß ein Frauenzimmer keine Schwachheiten begehen müsse;

sie verlangt nur, daß allein der Geschmack die Schwachheiten der Vergebung werth machen soll.

Herr G** hat sich einen ganz neuen Weg zu seinem Glücke gebähnt. Es giebt eine gewisse Art von Leuten, welche gern die Vornehmsten vor andern seyn wollen und nicht sind; diesen hängt er an. Er läßt sich zwar von ihnen nicht zum Narren gebrauchen; aber er lacht sie selbst freywillig an, und bewundert ihre großen Geister. Was sie sagen, lobt er; wenn sie es wieder leugnen, so lobt er dieses auch. Verneinen sie etwas, so verneint ers mit. Bejahen sie etwas, so sagt er auch Ja. Kurz, er hat sich das Gebot auferlegt, allen zu schmeicheln; denn das ist itzt das einträglichste Gewerbe. Er macht aus Narren Unsinnige. Wo er hinkömmt, läuft ihm alles entgegen, Köche, Weinschenken, Gastwirthe, und Zuckerbecker. Sie grüßen ihn; sie stellen ihm zu Ehren eine Gastereyan, und wünschen ihm zu seiner Ankunft Glück. Man sehe, was der Müßiggang und fremdes Brodt thun kann. Hat Herr G** nicht einen ganz neuen Weg zu seinem Glücke gefunden?

Die Mademoiselle *** zieht einen Handschuh ab, uns eine schöne Hand zu zeigen, und sie vergißt es nicht, einen ganz kleinen Schuh zu entdecken, der einen kleinen Fuß voraussetzt. Sie lacht über lustige oder ernsthafte Dinge, um schöne Zähne zu verrathen; wenn sie ihr Ohr sehen läßt, so bedeutet solches das, daß es schön ist, und wenn sie niemals tanzt, so kömmt es daher, daß sie mit ihrer Gestalt wegen ihrer Dicke unzufrieden zu seyn, Ursache hat. Sie kennt alle ihre Vortheile, einen einzigen ausgenommen; Die Mademoiselle *** redet beständig und hat keinen Verstand.

Was?

Was? Der Madame *** sollte ein einziger Mann genug seyn? Gewiß; Nur ein Mann ist für die Madame *** zu wenig. Man wird sie eher dazu nöthigen, daß sie sich an einem Auge begnügen lasse.

Der Herr Professor mag sprechen, oder Reden halten, oder schreiben, so will er citiren. Er läßt vom Fürsten der Philosophen sagen, daß der Wein trunken macht, und vom größten Redner der Römer, daß das Wasser denselben mildre. Wenn er sich in die Moral einläßt, so ists nicht er, sondern der göttliche Plato, welcher versichert, daß die Tugend liebenswürdig ist, und das Laster gehaßt zu werden verdient, oder daß aus dem einem sowohl als aus dem andern Fertigkeiten entstehen. Die gemeinsten und alltäglichsten Gedanken, und so gar diejenigen, die er selbst noch denken kann, will er den Alten, den Lateinern und Griechen schuldig seyn, nicht etwan, um dem, was er gesagt hat, mehr Gewicht zu geben, oder vielleicht mit seiner Wissenschaft sich ein Ansehen zu machen. Nein, er will citiren.

Sie bewundern allein die Alten, mein Herr *** und loben nur die verstorbenen Poeten; allein ich bitte sie, vergeben sie mirs, mein Herr; Es ist der Mühe nicht werth, daß man stirbt, um ihren Beyfall zu erhalten.

Der Herr Doctor liebt die Insecten; er sammlet ihrer alle Tage mehr. In Europa hat niemand so schöne Schmetterlinge von allerley Gestalten und Farben. Ach zu was für einer Zeit besuchen sie ihn itzt? Er ist in einen tödlichen Kummer versenkt; er ist mür-

riſch und finſter; ſeine ganze Familie leidet darunter. Er hat auch einen unerſetzlichen Verluſt erlitten. Kommen ſie nur näher, und ſehen ſie das an, was er ihnen auf ſeinem Finger zeigt. Es hat kein Leben mehr, es iſt ihm den Augenblick geſtorben? Was iſt es denn? Es iſt eine Raupe. Was das für eine Raupe war!

Alter Narre! Merkeſt du nicht, warum dich P*** mit Geſchenken überhäuft? Du biſt reich, du gehſt auf der Grube! Stirb! Verſtehſt du kein Deutſch?

Der Jüngling

Achtzehntes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 3 May 1747.

Ich habe bey den deutschen Schriftstellern, welche die Welt wöchentlich unterhalten, einen gewissen Zwang wahrgenommen, der im geringsten nicht nach meinem Geschmacke ist. Die Größe und Anzahl ihrer Blätter richten sich nicht nach der Menge ihrer Gedanken, sondern ihre Gedanken bequemen sich nach dem Formate, und der Anzahl der Blätter, die sie im Anfange zu ihren Arbeiten bestimmt hatten. Es müssen gerade vier oder acht Blätter seyn, sie mögen dazu Gedanken genug haben, oder nicht, und sie sind so gewissenhaft darinnen, daß sie ihre Leser zu übervortheilen glaubten, wenn sie von ihrem ersten Maasse einmahl abwichen. Für diejenigen Leser, welche die Güte eines Werkes nach den Alphabeten schätzen, ist es freylich ein großer Schade, wenn sie einige gedruckte Bogen Papier bey einem Werke weniger bekommen. Aber für dergleichen Leser sollten nur solche Leute schreiben, die an einem Universallexico arbeiten. Dieser Zwang, den sich die Schriftsteller anthun, hat einige unangenehme Folgen. Man findet in verschiednen deutschen Wochenblättern, die doch in einen ziemlichen Ruf gekommen sind, eine Schläfrigkeit und Weitschweifigkeit, die uns die besten Gedanken ekelhaft macht, welche schön seyn und gefallen würden, wenn sie kürzer und nachdrücklicher gesagt worden wären. Die Materien, in welche sich ein Schriftsteller einlassen kann, sind so verschieden, daß man bey einigen eine reiche Erndte halten, bey andern aber nur hier und da Blumen abpflücken darf. Eben dieser Zwang verursacht einen unangenehmen Mangel der Abwechselung und Veränderung. Der Zuschauer, der in allen Stücken ein Muster einer guten Schrift seyn kann, gefällt mir auch darinnen, daß er sich an kein bestimmtes Maaß seiner Blätter bindet, und sie nach seinem Gefallen kürzer oder länger macht. Ich, als ein Jüngling, der großen Beyspielen nachzuahmen suchen soll, bin dieses willens, und ich werde mich bestreben, es auf so eine Art zu thun, daß die Welt nichts dabey verliere.

Was ich itzt gesagt habe, ist eine kleine Anmerkung, die zwar nicht allzuwichtig, aber doch wahr, und schon werth ist gelesen zu werden, wenn sie kurz gesagt wird. Ich sollte aber ein ganzes

Blatt daraus arbeiten! das würde ein herrliches Blatt werden! Wie würden meine Leſer einſchlafen! Aber zu einem Eingange für einen Brief, den ich an einen guten Freund geſchrieben habe, und itzt meinen Leſern mittheile, geht eine ſolche Anmerkung noch an. Sie werden mich entſchuldigen, daß ich ſie itzt nur mit einem Brief unterhalte. Ich bin nicht lange damit fertig, und in der Meſſe hat man ſo viel zu ſehen, daß man nicht viel für Druckereyen ſchreiben kann. Mein Freund nimmt mirs nicht übel, ich nehme mirs nicht übel, und hoffentlich wird mirs die Welt auch nicht übel nehmen, weil ſich mein Brief doch viel leichter durchleſen laſſen wird, als viele theologiſche, juriſtiſche, moraliſche, und ſogenannte witzige Schriften, die bey hunderten gegenwärtige Meſſe zum Vorſcheine gekommen ſind.

Mein liebſter Freund,

Seitdem ſie abweſend ſind, fehlt mir ſehr viel, und ich weiß es nun aus der Erfahrung, die ich gern entbehrte, daß der Genuß der Freundſchaft das größte Vergnügen iſt. Meine Munterkeit hat ſehr viel gelitten, und es geht nicht anders an, man kann nicht mehr ſo munter ſeyn, wenn man Sie hat kennen lernen, und vermiſſen muß.

Das wirſt du mir nicht glauben wollen,
Daß der, der immer frölich iſt,
Auf eine Luſt noch eine Luſt genießt,
Und, daß es Sorgen giebt, durch ſeinen Wein vergißt,
Und hätt er Sorgen, ſie verküßt,
Daß der vor Kummer weinen ſollen:
Doch, wenn du weiſt, daß der, der dich ſo ſehr vermißt
Ein Jüngling zwar, doch zärtlich iſt,
Und wenn er Freunde hat, die Freunde nie vergißt,
Zumal ſo einen Freund, wie du, mein Damon, biſt,
So wirſt du mirs leicht glauben wollen.

Ich verſichre Sie, mein liebſter Freund, daß ich fleißig an ſie denke. Ich will kein Schmeichler ſeyn, und ſagen, daß ich immer an Sie dächte, da ich an verſchiedne Frauenzimmer fleißig denke. Ich habe von Jenen mit den blauen Augen, die Sie kennen, und gegen welche ich ſo viel Hochachtung habe, zuweilen einige Verweiſe anhören müſſen, daß ich ſeit einiger Zeit nicht mehr ſo munter, als ſonſt, wäre.

Wie kann ich jung und munter ſeyn,
Da mir mein Freund, den ich gewählet,
Dem ich noch nie etwas verhehlet,
Ob unſre Freundſchaft gleich nicht viele Jahre zählet,
Da mir mein Damon fehlet,
Wie kann ich jung und munter ſeyn?

Eben

Eben dieſe Antwort gab ich Irenen, als Sie mich wegen der Urſache meiner Tiefſinnigkeit fragte. Wie vergnügt wurde ich nicht, als ſie mir dagegen erwiederte, daß Sie meinen Freund für glückſeelig hielt, der alle meine Aufmerkſamkeit auf ſich zöge; allein damit wäre ſie unzufrieden, daß ich in ihrer Geſellſchaft entweder beſtändig, oder zu oft an ihn dächte. Nicht wahr, liebſter Freund, es war meine Schuldigkeit, auf einmal frölich zu werden? Denn dieſes ſagte ein Frauenzimmer, das ihres Geiſtes und ihrer Schönheit wegen unſere Bewunderung iſt, kurz das Frauenzimmer mit den blauen Augen, das ich eben nicht lieben will, ob ich gleich ſehr wünſche, in einigem Anſehen bey ihr zu ſeyn. Seitdem habe ich alle Vergnügungen, die ich erdenken können, zuſammen genommen, der Tiefſinnigkeit und Schwermuth entgegen zu gehn; es würde mir aber doch ſchwer geworden ſeyn, ihnen zu widerſtehen, wenn ich mich nicht an ihre Verſicherungen, daß ich Sie nicht allzulange entbehren ſollte, oft errinnert hätte.

Der Gram iſt ſo nicht meine Sache!
Ich überlaß ihn dem, der keine Luſt ſich gönnt,
Und ſeufzt, und ſchimpft, und nicht die Welt mehr kennt,
Vergnügungen Verbrechen nennt,
Und, weil wir frölich ſind, von frommer Glut entbrennt.
Ich bin vergnügter, wenn ich lache.

Nunmehr wollen Sie vielleicht einige Neuigkeiten von mir erfahren, und wiſſen, wie ich die Meſſe über meine Zeit zugebracht habe. Sehr vergnügt. Um zehn Uhr bin ich ausgegangen, und habe mich auf den Gaſſen von den Geſchäfftigen hin und her drängen laſſen. Denn ich halte es auch für ein Vergnügen, wenn man nichts zu thun hat, von Leuten, die viel zu thun haben, bald auf dieſe Seite bald auf jene Seite geſtoſſen zu werden, wenn es mit einer guten Art geſchieht. Endlich bin ich nach vieler Mühe in den Auerbachiſchen Hof durchgedrungen, und mich hat meine Mühe ſelten gereut.

Du weiſt es, Freund, der ganze Hof iſt ſchön.
Was hab ich da für Schönen nicht geſehn,
Hier Schönen, die der Reiz der erſten Jugend ſchmücket,
Dort Schönen, die man gern noch ſieht,
Obgleich ihr Reiz ſchon halb verblüht,
Weil ihr Betragen uns entzücket;
Hier eine, deren Aug aus ſeiner Finſterniß
Gewiſſe Blitze ſchoß, und Herzen zu ſich riß:

Dort eine, der ihr Sieg mit Scherz und Lächeln glücket;
Hier eine Schmachtende, die nach und nach gefällt;
Kurz eine ganze schöne Welt;
Betschwestern hab ich nie erblicket.

Nach Tische bin ich so lange spatzieren gegangen, bis die Zeit zur Oper, oder Komoedie gekommen. Ich habe die Oper mit vielen Vergnügen besucht, ob ich gleich die Rosa Costa, und die zärtliche Stella vermißt habe. Ich gestehe, daß ich verdrießlich geworden bin, wenn ich zuweilen nicht über vierzig Personen gezählet habe. Die Valentini, und ein Castrat haben sich vor andern ausgenommen. Aus der Komoedie kann ich ihnen nichts neues melden. Unser Parterre hat noch keinen bessern Geschmack, und es hat nicht Noth, daß es sich für ein oder das andere Stück, wie das Parisische, in Partheyen theilen wird; denn ihm und dem meisten Logen gefällt alles gleich gut. Von den Pantins, die wir hier ganz neu aus Paris haben, könnte ich ihnen viel erzählen. Es sind Kartenmännerchen, die allerhand lustige Bewegungen und Stellungen machen, wenn man sie an ihrem Faden zieht. Mir scheinen sie stumme Satiren zu seyn. Der junge Herr hat das Bild des Pedanten an einem Faden, und der Pedant läßt das Bild von einem Stutzer tanzen und hüpfen. Die Pantins der jungen Frauenzimmer sind die Bildnisse veralteter Betschwestern; ich bin noch ungewiß, was mein Pantin vorstellen wird. Ein Freund, der vor kurzen erst aus Paris gekommen, hat mir versprochen, die Geschichte des ersten Pantins zu erzehlen, sobald er mich wieder sprechen wird. Alsdann sollen Sie dieselbe in meinen Blättern lesen.

In den Buchläden habe ich noch nichts mehr für mich, und Sie, als Bodmers Gedichte, und des Herrn von Hagedorn neue und vermehrte Ausgabe seiner Oden und Lieder gefunden. Das ist ein allerliebster Mann! Er ist trotz seiner Jahre gewiß jünger, als ich und Sie, und alle unsre Freunde, die wir das Vergnügen lieben; so jugendlich sind seine Lieder. Ich kann Ihnen nicht soviel davon sagen, als Sie selbst denken werden, wenn sie dieselben lesen. Seine Lieder sind itzt mein Taschenbuch.

Schreiben Sie, liebster Freund, ja bald, wie es Ihnen in ihrem neuen Aufenthalte gefällt, und glauben Sie, daß ich fleißig von Ihnen rede. Ich bin,

Mein liebster Freund

Ihr aufrichtigster Freund,
der Jüngling.

Leipzig
den 3. May.

Bey dem Verleger dieser Blätter wird künftigen Freytag noch ein solches Blatt ausgegeben.

Der Jüngling

Neunzehntes Stück.

Leipzig, Freytags den 5 May 1747.

Man macht ſich itzt nicht viel mehr aus den Geſpenſtern, und glaubt nicht an ſie, ſie mögen ſich in einer weiſen oder ſchwarzen Hülle ſehen laſſen. Man hält ſie für Einbildungen und Träume, und ſie richten bey den Ungläubigen nichts aus, ſie mögen nun zu einer ungewöhnlichen Zeit heulen, oder mit Ketten raſſeln. Die Philoſophen haben die Geſpenſter dieſer Art um alles ihr Anſehen gebracht, und ſie haben nur hier und da unter dem Volke, und unter alten und ſeufzenden Frauenzimmer einige Verehrer. Wem ihre Geſchichte ein wenig bekannt iſt, der bedauert ſie auch nicht. Sie führten ſich allzuungeberdig auf, und ſetzten manchen ehrlichen Mann, der ſie doch gar nicht beleidigte, und ſie in ihren Würden ließ, in Furcht und Schrecken. Sie waren ſo unverſchämt, daß ſie zuweilen gar Schläge austheilten, und man konnte des Nachts auf der Straße gar nicht ſicher vor ihnen ſeyn. Man hat vor einiger Zeit von einem Geſpenſte **mit der Laute** allerley erzählt, das ſich in unſrer Stadt im **Brühle** aufhalten ſoll. Ich habe von dieſem Gerüchte nichts glauben wollen; allein die Sache wird ernſtlich, und ein Schreiben, das ich von dieſem Geſpenſte erhalten habe, überzeugt mich, daß an dieſem Gerüchte etwas iſt. Mir kömmt es vor, als ob die Geſpenſter galanter und manierlicher werden, und ſich dadurch bey der Welt einſchmeicheln wollen. Einige Freunde haben mir gerathen dieſes Schreiben zu unterdrücken, weil ihnen dieſes Geſpenſt das liſtigſte unter allen, die noch erſchienen ſind, zu ſeyn ſcheint, daß nur erſt in Anſehen zu kommen ſuche, und hernach vielleicht ſo grimmig werden

könne, als andre. Allein ein Gespenst mit der Laute scheint mir so gar fürchterlich nicht zu seyn, und mich dünkt, das man die Gespenster nicht allzuweit treiben, noch sie zum Zorne reizen müsse, weil sie wieder zur Gewalt greifen möchten, wenn wir uns nicht in der Güte mit ihnen vertragen. Dieses Gespenst scheint mir ein guter Geist zu seyn, der sich sehr artig aufführen wird. Hier ist sein Schreiben.

Mein Herr Jüngling,

Ich bin ein armes unglückliches Gespenst, das zu ihnen seine Zuflucht nimmt. Ich habe den Winter hindurch mir alle Mühe gegeben, die Aufmerksamkeit der Stadt auf mich zu ziehen, allein es hat mir nicht glücken wollen. Es geht mir, wie es Leuten, die einige Verdienste besitzen, immer ergeht; ich spiele eine ganz hübsche Laute, und man hört mich nicht. Im Anfange nahm ich mit Vergnügen wahr, daß man mir aus diesem und jenem Fenster zuhörte. Man sprach auch in einigen Gesellschaften von mir; allein ich habe schon fast einige Monate alle Zuhörer verloren, und die Gespräche von mir haben auch aufgehört. Thomasius hat meine Brüder allzusehr gemishandelt. Ich weis wohl, das sie sich ziemlich ungezogen aufgeführt haben; allein man hätte doch noch mehr Gelindigkeit gebrauchen sollen. Es giebt noch Gespenste genug, und sie erscheinen den Leuten, die sie nicht glauben wollen, oft am meisten, den Juristen bey ihren Pandecten, den Naturkündigern bey ihren Experimenten, den Philosophen bey ihren tiefsinnigen Betrachtungen, den Meskünstlern bey ihren Linien und Zahlen, den Aerzten bey ihren Zergliederungen, und vielen andern mehr. Wenn ich die Ehre habe mit ihnen bekannt zu werden, so will ich sie von diesen meinen Brüdern weitläuftiger unterhalten. Ich wende mich an sie; denn sie sind noch

jung

jung, und bilden ſich auf Weisheit nicht ſoviel ein, als Männer die auf ihre reife Vernunft troßen. Ich erſuche ſie, mein Herr Jüngling, nehmen ſie mich auf ihre Stube. Ich verſichere ſie als, ein ehrliches Geſpenſt, das ſein Wort beſſer, als viele Menſchen, zu halten weis, das ich mich ganz ruhig und ſtille verhalten, und nicht eher auf der Laute ſpielen will, bis ſie es ausdrücklich verlangen. Ich habe nicht eher als in der Meſſe an ſie ſchreiben wollen, damit ich durch ihre Hülfe vielleicht auch einigen Auswärtigen bekannt werden möchte. Wenn ſie mir meine Bitte verwilligen, ſo will ich ihnen alsdann meine Geſchichte umſtändlich entweder erzählen, oder beſchreiben. Ich bin mit einem kleinen Platze zufrieden, und will mich bemühen, ihnen andere gute Dienſte zu leiſten. Ich bin mit aller Ergebenheit,

Mein Herr Jüngling,

Aus dem Brühl
den 29. April
1747.

das Geſpenſt mit der Laute

Ich kann dieſem höflichen Geſpenſte ſeine Bitte nicht verſagen, und gebe ihm alſo die Erlaubnis, auf mein Zimmer zu kommen, ſobald es will. Ich räume ihm einen Platz für ſeine Laute, und ein Pult ein. Es muß vordem einmahl ſtudirt haben, und vielleicht kann ich es zu meinem Mitarbeiter brauchen, da ich ohnedieß den Sommer und Frühling hindurch nicht immer zum Schreiben Zeit haben möchte. Vielleicht kann ich es auch als einen Kundſchafter brauchen, und durch ſeine Hülfe hinter viele Geheimniſſe kommen. Ich erwarte alſo ſeinen baldigen Zuſpruch. Wenn etwa iemand Luſt bekommen ſollte, dieſes Geſpenſt um zwölf Uhr in der Nacht ſpielen zu hören, der beliebe ſich bey meinem Verleger zu melden, welcher ihm meine Wohnung ſagen wird.

Ich habe ein Schreiben von einem Kaufmanne erhalten, der nur in der vorigen Woche von Paris angekommen ist, und mit **Pantins** handelt. Er bittet mich seine Wahren der Welt bestens zu empfehlen. Ich will ihn selbst reden lassen.

Mein Herr Jüngling,

Weil ich sehe, daß sie von den **Pantins**, dieser so neuen und zeitvertreiberischen Mode schon einige Kenntniß haben, so wende ich mich an sie, sie zu ersuchen, daß sie mich der Welt empfehlen mögen. Ich habe sie von unterschiedlicher Größe, und gebe sie um einen billigen Preis. Ich habe **Pantins**, die man bequem in der Tasche bey sich tragen kann, **Pantins** in die Besuchstuben, **Pantins** über den Nachttisch aufzuhängen, **Pantins** in die Kutschen, **Pantins** in Bibliothecken, **Pantins** auf den Katheder, und **Pantins** in die Kapellen. Ich sehe aus ihrem letzten Blatte, daß sie noch nicht einig sind, was sie für einen **Pantin** tragen wollen. Wenn sie mir meine Bitte erfüllen, so will ich Ihnen den besten ohne Entgeld schenken. Ich bin,

Mein Herr

Leipzig
den 4. May
1747.

ihr ergebenster
Pierre Tombac

So viel ich von einigen Fremden gehört habe, soll sich dieser Herr Pierre Tombac im Richterischen Garten täglich einstellen, und derjenige seyn, der am lautesten trällert.

Leipzig, bey Johann Wendlern.

Der Jüngling

Zwanzigstes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 10 May 1747.

Nunmehr will ich auch vom Wetter reden. Es schickt sich itzt am besten, da wir in den besten Tagen des Jahres leben, wo die ganze Natur verjüngt wird. Wir haben zwar schon vor der gegenwärtigen Zeit sehr angenehme Tage erlebt; allein die abwechselnde und rauhe Witterung, die zuweilen eingefallen, hat die Freude des Frühlinges so gestört, daß es uns vorkommen müssen, als ob wir aus dem Frühlinge wieder in dem Winter versetzt würden. Die Dichter der alten und neuern Zeiten haben dem Lenz allzuschöne Lobsprüche gegeben, als daß ich in unsern Gegenden, wo der Winter so lange herrscht, mit den Kalendern den Anfang desselben in den unfreundlichen Merz setzen sollte. In dem Kalender eines Jünglinges fängt er den ersten May an:

Der erste Tag im Monat May
Ist mir der glücklichste von allen.

Hagedorn.

Dieses ist die Ursache gewesen, warum ich folgenden Brief nicht eher, als itzt, mittheile.

Mein Herr Jüngling,

Weil ich aus der Erfahrung weis, wie gern die Schriftsteller vergeßliche Leute sind, so nehme ich mir die Freyheit, sie daran zu errinnern, daß sie, wie sie die

Welt bey dem Anfange ihrer Blätter beredet haben, nur des Winters wegen schreiben. Der Frühling hat sich angefangen, und die Ursache, warum sie ein Schriftsteller sind, ist nunmehr weggefallen. Vermuthlich werden sie aufhören, und ich ersuche sie im Nahmen einer ganzen Gesellschaft von Frauenzimmern darum. Das Wetter wird schön, und wir befürchten, wenn sie fortfahren, ein Autor zu seyn, daß wir sie den ganzen Frühling und Sommer hindurch in keinem Garten sehen werden.

Leipzig
den 23. Merz

Phyllis

Meine Leser hoffen vielleicht, **Phyllis** werde sehr unwillig auf mich seyn, daß ich ihren verbindlichen Brief nicht längst schon beantwortet habe. Sie irren sich. **Phyllis** hat sich immer meine Entschuldigung gefallen lassen, daß es bis auf die itzigen Tage zuweilen noch Winter gewesen wäre. Allein nun gilt meine Entschuldigung nicht mehr, und ich muß auf eine Rechtfertigung denken, daß ich meine Blätter fortsetzen werde.

Ich kann nicht leugnen, daß dieser Brief einige Zweifel in mir erweckt hat, ob ich an dem Vergnügen des Frühlinges würde soviel Antheil nehmen können, als ich wünsche, wenn ich diese Beschäftigung nicht bis auf den Winter aussetzte. Mein Gewissen hat sich keine Vorwürfe zu machen, daß ich iemals mein Vergnügen gehindert hätte, und es ist darinnen noch so zärtlich, als vordem; der May hat es vielleicht noch zärtlicher gemacht.

macht. Eh ich noch einen gewissen Entschluß gefaßt, habe ich alle meine Zweifel reiflich erwogen.

In dieser Zeit, wo alles frölich ist,
Der Wald erjauchzt, der Zephyr küßt,
Der offne Strom sich freudiger ergießt,
Und alle Fluren sich, die Menschen zu entzücken,
Mit neuen Feyerkleidern schmücken:
In dieser Zeit, wo die Natur erwacht,
Und jungen Schönen gleicht, die erst die Liebe hassen,
Erst grausam sind, und doch sich bald bewegen lassen,
Dann lächeln, und sodann nicht mehr die Liebe hassen;
Wo die Natur in königlicher Pracht
Dem Erdkreis froh entgegen lacht,
Und durch den Lenz ihm selbst den Liebesantrag macht:
In dieser Zeit, wo in den frischen Wäldern
Die Nachtigall so froh die schnellen Stunden braucht;
Der kühle West im Duft von blumenvollen Feldern
Einladungen zur Lust die sanft entgegen haucht;
Wo an den Hügeln neue Rosen
Sich aufthun, um dir liebzukosen,
Und aus der heitern stillen Luft
Dich alles zum Vergnügen rufft:
In dieser Zeit, wo aufgeblühte Schönen
Nach dem, wozu sie wohl die Mütter nicht gewöhnen,
Nach Küssen sich im Herzen sehnen;
Wo muthig durch den May
Nach seiner bäurischen doch frölichen Schallmey
Der Landmann, Weisen gleich, auf sein Vergnügen denket,
Der braunen Galathee erst Blumenbüsche schenket:

Dann mit ihr tanzt, und sie frisch durch die Reihen
schwenket:
In dieser Zeit ein Autor seyn,
Tiefsinnig eingeschlossen bleiben,
Und wöchentlich ein Blatt für Druckereyen schreiben,
Heißt das sich seines Lebens freun,
Heißt das ein Jüngling seyn?

Dieses waren wichtige Zweifel, und ich fing schon an, darauf zu denken, wie ich meine Blätter voritzt schliessen wollte, als meine Eigenliebe, die mit der Ehre sehr wohl zufrieden ist, daß meine Arbeiten einigen schönen Augen gefallen, mir diese Zweifel zu heben suchte. Ich lasse die Ehre in ihren Würden, die man als Schriftsteller etwa bey denen erlangen kann, die mit allen alten Marmorsteinen, Triumphbögen, und Ehrenpforten bekannt sind, oder die die Tugend den Menschen zwar vordemonstriren, aber nicht immer beybringen können; ich bin aber so gar hitzig nicht darauf, wenn die Frage ist, ob ich diese Ehre verdienen, oder lieber ein Vergnügen genießen will. Allein der Gedanke, daß man Frauenzimmer gefällt, das ist ein Gedanke, der sehr mächtig und verführerisch ist! Es ist auch nicht unangenehm, wenn man, ohne seiner Frölichkeit Abbruch zu thun, hier und da den Beyfall eines Kenners und Freundes vom Geschmacke erhalten kann. Diese kleine Eitelkeit war Ursache, daß ich die Vorschläge, die mir meine Eigenliebe that, mit beyden Händen annahm.

In dieser Zeit, von finstern Sorgen frey,
Der schönen Tage sich gebrauchen,
Und dir zu Ehren, edler May,
Dich athmen, und nur Freude hauchen:
In dieser Zeit, von Scherzen angeführt,
Eh neuen Blumen noch Geruch und Pracht verschwinden,
Womit sie die Natur vergebens nicht geziert,
Sie brechen, und in Kränze winden
Und, daß man ist, empfinden:
In dieser Zeit in volle Gärten gehn,
Und da, wo unter schönen Füssen
Die Veilchen frölicher entsprieſſen,
Mehr, als die heitre Luft, genießen,
Dahin, wohin so gern die kleinen Weste sehn,
Wenn sie den leichten Schutz verwehn,
Voll Zärtlichkeit und Schalkheit sehn;
Die Schönen dann mit Blumen krönen,
Und sie zu dem, wornach sie sich itzt heimlich sehnen,
Zu Küssen, angewöhnen:
Itzt, mit dem Hagedorn und Flaccus in der Hand,
An Flüssen, die von Freude rauschen,
Auf dich, o Nachtigall, des Walds Fauſtine, lauschen,
Und allen Narren unbekannt,
Im Schatten von verliebten Bäumen
Von Chloen, die noch widerstand,
Ob sie den Frühling gleich empfand,
Von Sylvien, und tausend Schönen träumen:
Mit Phyllis in Gesellschaft seyn,
Und kurz in dieser Zeit sich dem Vergnügen weyhn,
Kein Autor seyn,

Nicht finſter eingeſchloſſen bleiben,
Und manchmal nur vom Lenz und Wein, und Schönen
ſchreiben,
Das heißt ſich ſeines Lebens freun!
Das heißt ein Jüngling ſeyn!

Ich will alſo ſchreiben; aber ſo frölich, wie der May iſt; zum wenigſten iſt es mein Wille. Die Moral will ich die Welt gewiß nicht lehren; ſie gehört ohnedieß nur auf den Catheder. Meine Blätter ſollen ſo wenig ernſthaft, als moraliſch ſeyn. Die Ernſthaftigkeit will ich auf die Tage aufheben, welche in dieſem oder in den künftigen Monaten trübe und finſter werden möchten. Diejenigen, welche mich vielleicht der Sentenzen wegen leſen, verweiſe ich auf alle neue Philoſophien, welche gegenwärtige Meſſe herausgekommen ſind. Wenn ſie dieienigen dazunehmen wollen, die man ſchon vorher gedruckt gehabt hat, ſo haben ſie deſtomehr durchzuleſen; mit meinen Blättern können ſie ſo gar zu bald durchkommen. In Quart und Folio werden ſie niemals gedruckt werden.

Ich gebe auch zu gleicher Zeit den Lächerlichen, ſo wohl denen, die ich meyne, als denen, welche glauben, daß ich ſie gemeynt habe, auf vier Monate einen Freybrief vor meine Satire. Das iſt etwas ſtolz geſprochen! Allein was ſoll ich anfangen? Die guten Leute haben mir einmal ſchuld gegeben, daß ich ſatiriſch und ſpöttiſch wäre. Ich verſichre ſie alſo, daß ich mirs den ganzen Frühling und Sommer hindurch nicht vornehmen will,

will, über sie zu lachen. Was von ungefähr geschieht, dafür kann ich nicht Bürge seyn. Wenn mir also etwas entwischen sollte, das vielleicht nach ihrer Einbildung einer Spötterey über sie ähnlich sehen sollte, so werden sie mich entschuldigen; mit Wissen und Willen lache ich nicht über sie. Ich wüßte auch nicht, was ich mich mit dergleichen Kleinigkeiten beschäfftigen, und über Fehler lachen sollte, da ich überall so viele Vollkommenheiten sehe, die die finsterste Stirn heiter machen können? Was sollten sie mich nicht mit Freude erfüllen, da meine Stirn von Natur heiter ist? Ich hoffe aber, daß eine Höflichkeit die andre nach sich ziehen werde, und die Lächerlichen mir weder in den Gärten, noch in den Wäldern allzuoft aufstossen mögen. Etlichemal will ich es leiden. Im Maymonat will alles frölich seyn:

Neque iam ſtabulis gaudet pecus.

Horaz.

Was das schöne Geschlecht anbetrifft, so wünsche ich mir ihre Aufmerksamkeit, vornämlich in dem itzigen und in den künftigen Monaten. Wenn doch der May über das Frauenzimmer mit **den blauen Augen**, einige Gewalt hätte! Doch warum wünsche ich nicht, daß er mir bey allen Frauenzimmer mit denen ich bekannt bin, einige kleine Vortheile verschaffen möchte? Ich liebe ia das Frauenzimmer mit **den blauen Augen** nicht allein; ich liebe ja auch die Schöne mit **den schwarzen Augen**, die artige **Phyllis**, die an mich geschrieben hat, **Chloen**, **Sylvien**, **Doris**, und, .. doch ich will sie nicht alle nennen; der May macht mich sonst allzufrölich.

Euch,

Euch, Schönen, bitt ich, mich zu lesen
Doch bitt ich die, die etwa schon
Vor funfzig Jahren jung gewesen,
Und erst nach funfzigen der argen Welt entflohn,
Den Jüngling nicht zu lesen.
Sie möchten mir bey dem Besuche drohn,
Mich auszuschließen suchen,
Und, wenn sie beten, mich verfluchen:
Die also, welche schon
Vor funfzig Jahren jung gewesen,
Und erst nach funfzigen der argen Welt entflohn,
Bitt ich, den Jüngling nicht zu lesen.

Bey dem Verleger dieser Blätter ist folgendes zu haben:
v. Hagedorn Oden und Lieder, 8. Hamburg 1747. à 20 gl.
Bodmers J. J. Critische Lobgedichte und Elegien, 8. Zürich 1747. 6 gl.
Leben des Mahomeds mit historischen Anmerkungen über die Mahomedanische Religion und die Gewohnheiten der Muselmänner, aus den Französischen übersetzet, 8. 1747. à 10 gl.
Herodiani Romanische Historie in acht Büchern, nebst einer Vorbereitung Herrn Ludewig von Holbergs, 8. Copenhagen 1747. à 10 gl.

Der Jüngling.

Ein u. zwanzigſtes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 17 May 1747.

Man wird ſich vielleicht der Characktere erinnern, die ich in einem meiner Blätter der Welt, als Aufgaben, vorgelegt habe, welche ſie auflöſen ſollte. Ich und mein Verleger haben verſchiedne Briefe erhalten, in welchen die Perſonen angegeben werden, die ich gemeynt haben ſoll. Ich muß eilen, und dieſe Briefe beantworten; ſonſt bin ich in Gefahr, noch mehrere zu erhalten. Ich hätte nicht geglaubt, daß es eine ſo gefährliche Sache wäre, ein Autor zu ſeyn. Alle Leute, über die gelacht werden kann, halten einen Autor für ihren Feind, und ich kann bey meinem Vergnügen ſchwören, daß mir nichts lieber, als Ruh und Friede, iſt. Wenn ich glaubte, daß mein eigner Name bekannt ſeyn könnte, ſo traute ich mich nicht auf die Gaſſe und vor die Stadt. Es iſt mein Glück, daß das Geſpenſt mit der Laute in meinen Dienſten iſt; dieſes ſoll meine Leibwache ſeyn, und mich vor meinen Feinden wornen. So werden die guten Abſichten belohnt! Ich wollte zum Vergnügen der Welt ſchreiben, und man giebt mir Schuld, daß ich einige aus der Welt lächerlich machen wollte. Ich unſchuldiger Jüngling! Doch ich will aufhören mich zu beklagen; es iſt doch mein Ernſt nicht. Hier ſind die Briefe, aus welchen ich nur die Namen der Perſonen, die ich abgebildet haben ſoll, weggelaſſen habe.

Mein Herr!

Mit ihrer Erlaubniß, daß ich ihnen die reine Wahrheit ſage; ſie ſind für einen jungen Menſchen zu boshaft. Ich habe ihr ſiebzehntes Blatt mit Erſtaunen geleſen. Im Anfange fand ich die Abbildung eines Poeten aus dem Martial, der

ſeinen Freunden mit ſeinen Gedichten zur Laſt wird a). Dieſes brachte mich auf die Gedanken, daß ſie etwa derer, welche immer die Originale zu ihren Charakteren finden wollen, ſpotten würden, indem ſie aus den Schriften der Alten lächerliche Charaktere überſetzten, ohne ſolches anzuzeigen. Ich ward in dieſer guten Meynung beſtärket, als ich gegen das Ende ihres Blattes den Gnatho aus dem Terenz fand b). Denn ich wußte ſowohl die Stelle aus dem Martial, als die Abbildung des Gnatho aus dem Terenz, noch von der Schule her auswendig. Aber ich fand mich betrogen, nachdem ich alle Regiſter von meinen Autoren nachgeſchlagen, und in keinem die übrigen Charaktere gefun-

a) Occurrit tibi nemo quod libenter,
Quod, quacunque venis, fuga eſt, & ingens
Circa te, Ligurine, ſolitudo:
Quod ſi ſcire cupis, nimis poeta es.
Hoc valde vitium periculoſum eſt.
Non tigris catulis citata raptis
Non & ipſas medio peruſto ſole,
Nec ſic ſcorpius improbus timetur.
Nam tantos rogo quis ferat labores?
Et ſtanti legis, & legis ſedenti:
Currenti legis? & legis cacanti:
In thermas fugio, fonas ad aurem:
Piſcinam peto, non licet natare:
Ad cœnam propero, tenes euntem:
Ad cœnam venio, fugas ſedentem:
Laſſus dormio, ſuſcitas jacentem.
Vis quantum facias mali videre?
Vir juſtus, probus, innocens timeris.

MART. *libr. V. epigr. 89.*

b) Hoc novum eſt aucupium: Ego hanc primus inveni viam.
Eſt genus hominum, qui eſſe primos ſe omnium rerum volunt;
Nec ſunt: hos conſector: hiſce ego non paro me, ut rideant;
Sed eis ultro arrideo, & eorum ingenia admiror ſimul.
Quicquid dicunt laudo: id rurſum ſi negant, laudo id quoque;
Negat quis, nego: ait, ajo: poſtremo imperavi egomet mihi
Omnia aſſentari. Is quæſtus nunc eſt, multo uberrimus. &c.

TERENTIUS *in Eunuch. Act. II. Sc. I.*

gefunden hatte. Sie haben es also unter diesem Kunstgriffe nur verbergen wollen, daß sie viele grosse und vornehme Männer lächerlich zu machen suchen. Das ist sehr boshaft! Wenn ich es nur wüßte, daß sie mich unter dem Professor, der immer citirt, verstanden hätten, und mich lächerlich machen wollen, daß ich eine Professur suche! Ich wollte ihrer spöttischen Zunge bald Einhalt thun. Die Universität sollte mir gewiß Recht schaffen. Doch ich will meinen Unwillen noch aufschieben. So viel sage ich ihnen, reizen sie mich nicht. Ich weis wohl mehr als sie denken.

Leipzig
den 29. Aprill. J. A. M.

Das ist der listigste unter meinen Correspondenten! Er hat es gleich gemerkt, daß ich aus dem Martial und Terenz einige Charaktere genommen habe. Er hat Recht, daß die Uebrigen in keinem Register stehen. Der Himmel weis, was ich mir in seiner Person für einen gelehrten und wichtigen Mann bey der Universität zum Feinde gemacht habe. Der Professor, den ich meyne, ist ein Franzos c). Bruyere hat ihn in seinen Charakteren abgebildet. Daß ich keinen itztlebenden Gelehrten meyne, bestätigt nachfolgendes Schreiben.

Mein Herr Jüngling,

Da ich fast alle Häuser dieser Stadt kenne, so ist es mir nicht schwer geworden, diejenigen ausfindig zu machen,

c) Herille *sait qu'il parle, qu'il harangue, ou qu'il écrive veut citer: Il fait dire au Prince des Philosophes, que le vin enyvre, & à l'Orateur Romain, que l'eau le tempere; s'il se jette dans la morale, ce n'est pas lui, c'est le divin Platon, qui assure, que la vertu est aimable, le vice odieux, ou que l'un & l'autre se tournent en habitude: les choses les plus communes, les plus triviales & qu'il est même capable de penser, il veut les devoir aux anciens aux Latins aux Grecs: ce n'est ni pour donner plus d'autorité, à ce qu'il dit, ni pour être pour se faire honneur de ce qu'il sait. Il veut citer.* p. 440.

welche sie in ihrem siebzehnten Blatte so wohl gezeichnet haben. Ich wollte ihnen wohl alle Namen schreiben; aber ich befürchte, sie möchten meinen Brief drucken lassen. Unterdessen kann ich doch nicht errathen, wer der Professor seyn soll, der immer citirt. Ich weis niemanden. Die hiesigen Gelehrten haben nicht darum studiert, daß sie citiren wollen. Sie lieben, so viel ich weis, alle die Alten wegen der Wahrheiten, die sie vortragen, wegen der Schönheiten ihres Ausdruckes, wegen ihrer Kunst, mit der sie geschrieben haben, wegen der Geschichte, die man daraus lernen kann, und wegen andrer solchen Ursachen mehr. Ich wüßte hier keinen Pedanten. Unterdessen kann es seyn, daß sie mehr Gelehrte kennen, als ich. Melden sie mir doch den Namen dessen, den sie abgebildet haben, durch einen kleinen Brief, den ich bey ihrem Verleger abfodern lassen will. Ich wüßte niemanden. Ich bin,

Mein Herr Jüngling,

den 2 May, 1747.

Ihr fleißiger Leser
A.

Herr A. weis niemanden; ich auch nicht. In Leipzig haben wir keine Pedanten. Das ist gewiß!

Mein Herr Jüngling,

Sie sind ein loser Vogel. Ich habe ihr siebzehntes Blatt mit Vergnügen gelesen. Sie sind ein Schriftsteller für mich. Da ich mit den hiesigen Frauenzimmern sehr vertraut bin, so hatte ich kaum von dem Charakter der Fa * * die erste halbe Zeile gesehen, daß sie schön wäre, so wußte ich den Augenblick, daß sie die Mademoiselle * * meynten. Es ist andem, daß sie sich sehr gern lobt. Ich darf nur anfangen, ihr etwas von der neuen Art zu sagen, auf die ich meine Haare frisiren lasse, so redet sie gleich von einer neuen Mode, die sie erfunden haben will. Man kann vor ihrem Eigenlobe nicht zum Worte kommen. Wenn ich ihr einige galante Schmeicheleyen sagen wollen, so ist sie oft so unverschämt gewesen, und hat zu mir gesagt:

ſagt! Ich hätte vollkommen recht, und ſagte nur noch zu wenig. Und ma foi ich ſagte ihr ſo viel, daß ſie hätte ſollen roth werden. Habe ich da nicht ſtumm werden müſſen? Kurz ſie haben ſie nach dem Leben gezeichnet. Die Madame ***, die vorzeiten verbuhlt, und allzu galant geweſen, iſt doch die Madame ** in der ** Straſſe? Habe ich nicht recht? Wahrhaftig ſie ſind in Charakteren ſehr glücklich. Ich bin,

Mein Herr Jüngling

den 4. May 1747. der Ihrige Jacob Flink.

Herr Flink irrt ſich; es kann ſeyn, daß ſich die Mademoiſelle ** ſelbſt lobt, weil er zu ihrem Lobe zu ungeſchickt iſt, und ſie ſeinem unbeſcheidnen Love auf einmal Einhalt thun will. Ich habe aber weder die Mademoiſelle ** noch die Madame ** abbilden wollen. Ich kenne ſie nicht. Fa ** iſt eine Römerinn d); die Madame *** aber die Madame Lurſay, eine Franzöſinn, deren Geſchichte Herr **Crebillon** der jüngere beſchrieben hat e). Allein in meinem

d) Bella es, novimus, & puella, verum eſt,
Et dives, quis enim poteſt negare?
Sed dum te nimium, Fabulla, laudas,
Nec dives, neque bella, nec puella es.

MARTIAL. *libr. I. ep. 29.*

e) *Coquette jadis, même un peu galante, une avanture d'éclat, & qui avoit terni ſa reputation l'avoit degoutée de plaiſirs bruyans du monde. Auſſi ſenſible, mais plus prudente, elle avoit compris enfin, que les femmes ſe perdent moins pas leurs foibleſſes, que par le peu de menagement, qu'elles ont pour elles-mêmes; & que pour être ignores, les tranſports d'un amant n'en ſont ni, moins réels ni moins doux. - - Elle étoit belle, mais d'une beauté majeſtueuſe, qui même, ſans le ſerieux, qu'elle affectoit, pouvoit aiſement ſe faire reſpecter. Miſe ſans coquetterie, elle ne négligoit pas l'ornement. En diſant, qu'elle ne cherchoit pas a plaire, elle ſe mettoit toujours en etat de toucher; & reparoit avec ſoin ce que près de quarante ans, qu'elle avoit, lui avoit enlevé d'agremens: elle en avoit pas même peu perdu; & ſi l'on*

en

nem ſiebzehnten Blatte iſt aus Verſehen ein Charakter weggelaſſen worden, in welchem ich Herrn Flinken meynte. Weil ich nach ſeinem Urtheile ſo glücklich in Charakteren bin, ſo will ich denſelben itzt noch nachholen.

Man ſagt, daß Herr Flink ſchön ſey; es ſagen es viele, und niemand ſagt es ſo oft, als er ſelbſt. Aber warum ſollte er wohl ſchön ſeyn? Warum er ſchön ſeyn ſoll? Sein Lakay friſirt ihm die Haare am beſten; er iſt immer wohlriechend; er iſt ſo lange auf den Tanzboden gegangen, daß er endlich glaubt, er tanze am beſten; er iſt beſtändig unter Frauenzimmern, weil ſich niemand die Mühe nehmen, und ihm die Thüre weiſen laſſen will; er iſt immer ſehr vertraulich mit ihnen, und ziſchelt ihnen beſtändig etwas ins Ohr; er ſchreibt Briefe an ſie, die er für ſehr ſinnreich und galant hält, weil ihm niemand darauf antwortet; er weis genau, was ein jedes Frauenzimmer für einen Liebhaber hat; er läuft auf alle Gaſtereyen. Warum ſollte Herr Flink nicht ſchön ſeyn? Ich will mich nicht länger bey ihm aufhalten, weil ich noch mehr Briefe mitzutheilen habe.

Leipzig,
Monſieur, den 4. May 1747.

Wenn ich viel eſſe, ſo eſſe ich für mich viel. Er iſt ein junger Menſch, was hat er ſich um mich zu bekümmern? Wir können freylich nicht alle ſo gelehrt ſprechen, als er.

Sprech

en excepte cette fraicheur, qui diſparoit avec la premiere jeuneſſe, & que ſouvent les femmes fletriſſent avant le tems, en voulant la rendre plus brillante; Madame Lurſay n'avoit rien à regretter. Elle étoit grande & bien faite; & dans ſa nonchalance affectée, peu des femmes avoit autant des graces qu'elle. Sa Phyſionomie & ſes yeux étoient ſeveres forcément, & lorſqu'elle ne ſongeoit pas à s'obſerver, on y voyoit briller l'enjouement & la tendreſſe. Elle avoit l'eſprit vif, mais ſans etourderie, prudent, même diſſimulé. Au reſte quoique prude elle étoit douce dans la ſocieté. Son Syſteme n'etoit point, qu'on ne dût pas avoir des foibleſſes, mais que le ſentiment ſeul pouvoit les rendre pardonnables. Crebillon dans ſes egaremens de l'eſprit & du cœur p. 17.

Sprech er von ſeinen Büchern; ich will von meinen Braten ſprechen. Er hat nichts darüber zu lachen. Ich muß den ganzen Tag über genug rechnen, eh ich mich zu Tiſche ſetzen kann. Er wird in ſeinem ganzen Leben doch nicht ſo viel Geld verdienen, als ich in einem Monate ausleihe. Ich bin der Stadt nützlicher, als er. Ich bekümmre mich wenig um ihn. Ich bin noch nicht todt, wie er in ſeinem Blättchen von mir ſpricht, und ich will noch lange leben. Künftig habe er vor Leuten von meinem Alter mehr Reſpect. Deswegen habe ich an ihn geſchrieben. Ich denke, wenn er mit ſeiner ſchmähſüchtigen Zunge fortfährt, daß er noch auf das Carcer geſetzt werden ſoll. Ich will mich einmal ſo nennen, wie er mich genannt hat. **Cliton.**

Mich dünkt, daß zwiſchen denen, die viel eſſen, und zwiſchen den Clitons, welche Bruyere f) beſchreibt, noch ein ziemlicher Unterſchied ſey.

Mein Herr Jüngling,

Es iſt wahr, ſie haben der Welt in ihrem ſiebzehnten Blatte ſchwere Räthſel vorgelegt. Man kennt ja den guten Herrn, der gut verdaut, und doch blaß ausſieht, eine junge Haushälterinn hat, und noch blaß ausſieht, überall.

f) *Cliton n'a jamais eû toute ſa vie, que deux affaires, qui eſt de diner le matin & de ſouper le ſoir, il ne ſemble né que pour la digeſtion; il n'a que même, qu'un entretien, il dit les entrées qui ont été ſervies au dernier repas, où il s'eſt trouvé; il dit combien il y a eu de potages: il ſe ſouvient exactement, de quels plats on a releve le prémier ſervice il n'oublie pas le fruit & les aſſiettes, il nomme tous les vins, & toutes les liqueurs, dont il a bû; il poſſede le langage de cuiſines autant, qu'il peut s'étendre, & il me fait envie de manger à une bonne table, où il ne ſoit point. C'eſt un perſonnage illuſtre dans ſon genre, & qui a porté le talent, de ſe bien nourir, jusques où il pouvoit aller. On ne reverra plus un homme, qui mange tant & qui mange ſi bien; auſſi eſt-il l'arbitre de bons morceaux & il n'eſt gueres permis d'avoir du gout, pour ce, qu'il deſapprouve. Mais il n'eſt plus, il s'eſt fait du moins porter à table jusque au dernier ſoupir: il donnoit à manger le jour, qu'il eſt mort, quelque part où il ſoit, il mange, & s'il revient au monde, c'eſt pour manger. p. 397.*

Sie hätten ihn eben dadurch nicht unkenntlich zu machen suchen dürfen, daß sie seine Haushälterinn jung und artig nennen. Es ist nunmehr schon eine geraume Zeit, daß er gut verdaut, und doch blaß ausgesehen hat. Konnten sie nicht zu gleicher Zeit seine Gebieterinn beschreiben? Sie war nicht reizend, und ward Haushälterinn; sie war schmutzig, und ward Haushälterinn; er hat nichts, und sie ist doch reich. Wo mag das herkommen? X.

Halle, den 3 May.

N. S. Ich irre doch nicht, daß sie vor etlichen Jahren hier in Halle studirt haben?

Das weis ich nicht. Die Haushälterinn von der ich geredet habe, soll durchaus jung und artig seyn; ich will es so haben. Martial hat mich zu diesem Charakter veranlaßt g).

Mein Herr Jüngling,

Ich merke, wer sie sind, sie mögen sich verbergen, wie sie wollen. Sie sind mein Landsmann, und dieses lasse ich mir nicht abstreiten, seitdem sie ihr siebzehntes Blatt geschrieben haben. Wie glücklich haben sie doch einen gewissen Heuchler getroffen, der in unsrer Stadt schon so viele Erbschaften erschlichen hat! Ich lobe sie, daß sie einen Mann dem Spotte Preis geben, den die Thränen so vieler Wittwen und Waysen noch nicht zur Reue und Erkenntniß seiner Ungerechtigkeiten gebracht haben. Der Niederträchtige! Er denkt, daß er für alle seine Ungerechtigkeiten genugthue, wenn er einige Stifftungen und Gebetbücher macht, und mit einem grossen Lerme, alle Jahre einmal Allmosen austheilt. Habe ich den Gorg * * an nicht errathen? Ich bin,

Mein Herr Jüngling,

Aschersleben, den 5 May 1747.

ihr aufmerksamer Leser Michael Gewiß.

Fol-

g) Pulcre valet Carinus & tamen pallet.
Parce bibit Carinus & tamen pallet.
Bene concoquit Carinus & tamen pallet.
Tingit cutem Carinus & tamen pallet.
Puellam amat Carinus & tamen pallet. libr. I. ep. 43.

Folgender Brief betrifft eben diesen Charakter.

Mein Herr Jüngling,

Fürchten sie sich denn vor keinem Processe? Wenn der Herr Licentiat * * keine Erbschaft von ihnen erschleichen kann, so kann er doch eine Rüge wider sie machen. Er wohnt auf der * * Straße. Ich habe mich wohl nicht geirrt: Er ist eben der, welcher einen alten reichen Narren, der kein deutsch versteht, mit Geschenken überschüttet, damit er sterben soll. Ich möchte sehr gern mit ihnen bekannt seyn, mein Herr Jüngling. Ich wollte ihnen auch die kleine kostbare Person mit der goldnen Uhr nennen, welche nur gern wissen will, ob sie von ihnen gemeynt worden ist. Ich bin

Mein Herr Jüngling

Leipzig, den 6. May 1747. Ihr fleißiger Leser T.

Nunmehr könnte ich die Welt wieder rathen lassen, welchen unter diesen beyden ich gemeynt haben soll. Bald wird keine Stadt in Deutschland seyn, wo meine Blätter gelesen werden, aus der ich nicht gebürtig bin. Es hat schon zu Martials Zeiten Leute genug gegeben, welche Erbschaften zu erschleichen gesucht haben h).

Herr Wendler, Leipzig, den 29 Aprill.

Ich will ihnen funfzig Thaler geben, wenn sie mir den Namen des Verfassers vom Jünglinge nennen. Sie können nichts dafür, daß in diesem gottlosen Blatte rechtschaff-

h) Munera quod senibus viduisque ingentia mittis:
Vis te munificum Gargiliane vocem?
Sordidius nihil est, nihil est te spurcius uno:
Qui potes insidias dona vocare tuas:
Sic avidis fallax indulget piscibus hamus,
Callida sic stultas decipit esca feras.
Quid sit largiri, quid sit donare docebo.
Si nescis, dona, Gargiliane, mihi.

libr. I. ep. 33.

Munera qui tibi dat locupleti. Gaure, senique:
Si sapis & sentis, hic tibi ait, morere. *libr. VIII, ep. 27.*

ſchaffne Leute verleumdet werden; das weis ich wohl. Daß ich Urſache habe, auf meine Frau eyerſüchtig zu werden, und daß es von Stutzern unter meinen Fenſtern wimmelt, iſt leider der ganzen Stadt bekannt. Aber daß mich ein junger Menſch einen Wuchrer nennt, das iſt eine Injurie! Die muß die Obrigkeit beſtrafen! Funfzig Thaler wende ich daran, damit ſie ſehen ſollen, daß ich kein Wucherer bin. Ich bin G **

Herr G ** muß mehr bieten, wenn der Verleger ſeinen Schriftſteller verrathen ſoll. Der Jüngling läßt ſich um einen ſo geringen Preis nicht nennen. Ich könnte zwar ſagen, daß ich den Charakter des G ** aus dem Martial i) genommen. Allein ich will noch einige Zeit mit der Erklärung verziehen, ob er es iſt. Denn er verſteht ohne Zweifel kein Latein, und kann alſo nicht wiſſen, ob ich nicht einige neue Züge hinzugeſetzt habe.

Mein Herr Jüngling,

Wenn ſie nur nicht ſo viel von einem Frauenzimmer mit blauen Augen, und von einem mit ſchwarzen Augen redeten, ſo würden ſie ein hübſcher frommer Menſch ſeyn, der es nicht zu ſehr mit der itzigen argen und verderbten Welt hielte. Dieſes habe ich daraus geſehen, daß ſie der eiteln Mademoiſelle **, die ſich auf ihre ſchönen Hände und Füſſe ſo ſchrecklich viel einbildet, und der Madame **, die mehr als einen Mann braucht, den Text ſo wohl geleſen haben. Ich habe recht meine Freude darüber. Ich ſehe alle Tage mit inniger Betrübniß meines Herzens zu, wie viel junge Menſchen bey ihnen aus und eingehen. Ich weis nicht, wie der Himmel ſo

i) Nullus in orbe fuit tota, qui tangere vellet
Uxorem gratis, Cæciliane, tuam,
Dum licuit; ſed nunc poſitis cuſtodibus ingens
Turba fututorum eſt. Ingeniоſus homo es.
libr. I. epigr. 39.

ſo lange zuſehen kann. Er iſt ſehr langmüthig. Ach wie ſchlimm wird es noch werden! Ich bin

Mein Herr Jüngling,

den 5 May. Ihre andächtige Leſerinn

N. S. Itzt gehen ſchon wieder zween Edelleute hin. Was wird noch aus der Welt werden! Flavia.

Flavia könnte freylich am erſten wiſſen, wen ich meynte, weil ſie alt iſt, und Neuigkeiten liebt, wenn ich nicht den Charakter der Mademoiſelle** aus dem Bruyere k), und die Abbildung der Madame aus dem Juvenal l) genommen hätte.

Mein Herr Jüngling,

Sie haben einen Mann beſchrieben, der allein die verſtorbnen Poeten lobt. Wollen ſie ſich in einen bekannten Streit wagen?

den 5 May. Elias Eilig.

Ich bin zu friedfertig, als daß ich Luſt hätte mich irgend in einen Streit einzulaſſen. Derjenige, den ich meyne, heißt Vacerra, und Martial hat ihn vor mir gemeynt m).

Mein Herr,

Weil ſie keine Raupen ſammeln, ſollen ſolches darum andere Leute nicht thun? Der Herr Doctor, der die Inſecten ſo ſehr liebt, iſt mein Freund; ich ſuche die Raupen mit ihm, und wenn er ſeine Familie itzt ein wenig leiden läßt, ſo wird es ihr künftig deſto beſſer gehen, wenn er ſein Raupencabinet verkauft haben wird.

den 8 May 1747. Thomas Raupe.

k) Argyre *tire ſon gant, pour montrer une belle main, & elle ne neglige pas, de decouvrir un petit ſoulier, qui ſuppoſe, qu' elle a le pied petit; elle rit de choſes plaiſantes ou ſerieuſes pour faire voir de belles dents; ſi elle montre ſon oreille, c'eſt qu'elle l'a bien faite, & ſi elle ne danſe jamais, c'eſt qu'elle eſt peu contente de ſa taille, qu'elle a epaiſſe; elle entend tous ſes interets à l'exception d'un ſeul, elle parle toujours, & n'a point d'eſprit. p. 351.*

l) Unus Iberinæ vir ſufficit? ocyus illud
Extorquebis, ut hæc oculo contenta ſit uno.
JUVENAL. *Satyr.* VI.

m) Miraris veteres, Vacerra, ſolos Nec

Ob ich gleich den Charakter dieſes Doctors aus dem Bruyere n) genommen, ſo will ich doch den Freund des Herrn Thomas Raupe ſo lange meynen, bis er ſein Raupencabinet verkauft hat, und bis es ſeiner Familie beſſer, als itzt, geht.

Man wird aus den Stellen der angeführten Scribenten ſehen, wie ſehr ſich diejenigen geirrt haben, welche die Originale zu meinen Charakteren errathen wollen. Ich habe einige gewöhnliche und faſt alltägliche Charaktere in mein ſiebzehntes Blatt eingerücket, und doch haben ſich einige gefunden, welche beſondre Perſonen angegeben, die ich in Gedanken gehabt haben ſoll. Ein Schriftſteller verſpottet die Lächerlichen, ohne darauf zu denken, ob dieſe oder jene unter die Lächerlichen gehören. Ich will mich über eine ſo bekannte Wahrheit nicht mit Anmerkungen ausbreiten, und nur ſo viel ſagen, daß ich künftig allezeit denjenigen gemeynt haben will, der ſo dreiſt iſt, daß er Originale zu meinen Charakteren angiebt. Was meine Leſer denken wollen, das laſſe ich ihnen frey; ich verlange nur, daß ſie ihre Auslegungen nicht auf meine Rechnung bringen ſollen.

Nec laudas niſi mortuos Poetas.
Ignoſcas petimus, Vacerra, tanti
Non eſt ut placeam tibi, perire.

n) *Il aime les inſectes, il en fait tous les jours de nouvelles emplettes; c'eſt ſur tout le premier homme de l'Europe pour les papillons; il en a de toutes les tailles & de toutes les couleurs. Quel tems prenez vous pour lui rendre viſite? Il eſt plongé dans une amere douleur, il a l'humeur noire, chagrine, & dont toute ſa famille ſouffre; auſſi a-t-il fait une perte irreparable; approchez regardez ce qu'il vous montre ſur ſon doigt, qui n'a plus de vie, & qui vient d'expirer, c'eſt une chenille, & quelle chenille! p. 283.*

Leipzig, bey Johann Wendler.

Der Jüngling.

Zwey und zwanzigſtes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 24 May 1747.

Ode an den Frühling.

Willkommen, göttlicher Lenz, du Jüngling unter den Zeiten,
Der du wohlthätig die Erde beſuchſt!
Komm; denn es warten auf dich die lange traurigen Fluren,
Komm; denn dich wünſchet der einſame Hain.

Du kömmſt; mit flüchtigem Fuß eilſt du, gleich tanzenden Zephyrn,
Durch die Gefilde hin, die du belebſt.
Und unterm flüchtigen Fuß entſprießen freundliche Veilchen,
Und lächeln, Vater der Blumen, dich an.

Du kömmſt; es kommen mit dir des lauten Waldes Geſänge,
Es kömmt mit dir der gefällige May,
Des Jahres fröhlichſter Sohn, der ſeine blühenden Schläfe
Mit tauſendfarbigten Blumen umkränzt.

Vom ganzen Walde bejauchzt, steigt itzt mit segnenden Tritten
Der Morgen von den Gebürgen herab,
Und grüßt das reichere Feld, und die viel höhere Saaten,
Die du der Sichel der Schnitter erziehst.

Dein Mittag schüttet auf uns noch nicht verzehrende Flammen,
Sein Strahl zerspaltet die Erde noch nicht.
Zufrieden wartet das Rind auf die erquickenden Schatten,
Und brüllt wohllüstig im blühmigten Klee.

Dich fühlet, mächtiger Lenz, die sich verjüngende Heerde,
Und tanzt muthwillig am kühlenden Bach.
Die Bäche fühlen dich auch, und rauschen schneller, und hüpfen
In deine schattigten Thäler herab.

Dich fühlt die trächtige Flur, dich fühlt der stolzen Narcissen,
Der königlichen Tulpen Geschlecht.
Sie taumeln, mächtiger Lenz, und küssen taumelnd einander,
Denn du, o Frühling, erschuffst sie verliebt.

Mit einem muthigern Flug steigt itzt die fleissige Lerche,
Und singt dem Landmann Zufriedenheit zu.
Sie singt, und fürchtet noch nicht des Menschen feindliche Tücke,
Den sie durch keine Gesänge versöhnt.

Poetisch

Poetiſch werden durch dich die Nachtigallen begeiſtert,
Und machen horchende Wälder erſtaunt.
Ihr hundertfältiges Lied ſchleicht ſich in zärtliche Herzen,
Und läßt darinnen die Liebe zurück.

Von einem ſchmeichelnden Weſt auf zarten Zweigen gewieget,
Verſchwendet ſie die entzückende Kunſt.
Sie liebt, ſie ſeufzet, ſie ſingt die ſüßen Klagen der Liebe,
Und ieder Jüngling verſteht, was ſie ſingt.

Auf Wangen, welche der Reiz mit frohem Lächeln bewaffnet,
Läßt du die Jugend gefährlicher blühn.
Das Herz der Schönen fühlt itzt der Jugend freudige Wünſche,
Und lernet buhlende Seufzer verſtehn.

Schon ſiegbegieriger fliegt ein ſchwarzes ſtreitbares Auge
Mit tödtlichſcherzenden Blicken umher.
Ein blaues ſchmachtendes Aug entzückt, und will nur gefallen,
Und mächtig ſieget ſein furchtſamer Blick.

Ich Jüngling fühle dich, Lenz! Mit ihrer ganzen Empfindung
Fühlt meine muthige Seele nur dich;
So oft ich, fern von der Stadt und ihren lärmenden Narren,
Auf deinen heiligen Fluren dich ſeh.

Ich ſeh dich, Frühling, ich ſeh die Reihen hüpfender Scherze,
Die Venus, ihren muthwilligen Sohn,
Und Nymphen, welche durchs Gras mit nackten Grazien tanzen,
Und Liebesgötter bald haſchen, bald fliehn.

Itzt will ich täglich dich ſehn, itzt will ich, unter dem Dache
Wirthbarer Linden gelagert, dich ſehn,
Bis mich vom Bache herauf ein Traum der glücklichen Liebe
Mit dem begeiſternden Fittig umfliegt.

Ihr wahren Kenner der Luſt, die ihr die Freuden der Felder
Gern mit den Freuden des Hofes erkauft!
O kommt; der flüchtige Lenz beſucht die Erde nicht lange,
Heißt ſchmeichelnd ſeine Minuten verziehn.

Und ihr, ihr Schönen, kommt auch, kommt auf die ſchattigten Auen,
Wo mancher ſeufzender Jüngling euch ſucht.
Laſſt eure Roſen die Pracht des ganzen Frühlings beſchämen,
Und macht eroberte Herzen beglückt. N.

Der Jüngling.

Drey und zwanzigstes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 31 May 1747.

Der Streit der blauen und schwarzen Augen ist schon sehr alt. Ein ieder erklärt sich für die Farbe seiner Gebieterinn, und vertheidigt sich mit denjenigen Gründen, welche er weis. Ein Kenner der Mythologie beruft sich auf die Pallas, wenn er sich der blauen Augen annehmen will, und der Herr von Besser nimmt sogar zu dem blauen Meere seine Zuflucht, weil daraus die Venus gebohren ist. Ich habe noch keinen lustigern Streit angehöret, als die Unterredung einiger Gelehrten, welche über die blauen oder schwarzen Augen der Eva so hitzig wurden, daß einer dem andern alle Wissenschaft absprach. Die Gesellschaft, welche mir folgenden Brief zugesandt hat, verlanget wohl nicht, daß ich sie aus dergleichen Gründen mit einander vergleichen soll.

Mein Herr!

Sie können itzt einen sehr wichtigen Streit beylegen, der sonst mit der Zeit leicht in offenbare Feindseligkeiten ausbrechen könnte. Es ist die Frage, ob die schwarzen oder blauen Augen den Vorzug verdienen. Für welche erklären Sie sich?

Eine Gesellschaft guter Freunde hat sich über diese beiden Farben schon seit einiger Zeit zertheilet. Die Vertheidiger der schwarzen, welche diese Frage zuerst aufgeworfen haben, berufen sich auf die Dichter, welche alle auf ihrer Seite seyn sollen. Ihre Schönen sind lauter Göttinnen, und das geringste, was ihre Augen ausrichten können, ist dieses, daß sie bezaubern. Sie reden von ihrer heiligen Nacht, von ihren Flammen, und, damit sie

ſich nicht zu menſchlich ausdrücken, von ihren Blitzen. Die Freunde der blauen Augen laſſen ſich weder durch die Dichter, noch durch ihre Sprache niederſchlagen. Sie geben zu, daß die ſchwarzen Augen gemeiniglich mehr Feuer haben; aber ſie behaupten, daß die blauen zärtlicher, verliebter und beſtändiger ſind. Sie ſetzen der ſchwarzen Nacht den Himmel entgegen, und fordern ihren Widerpart heraus, ob er in der ganzen ſchwarzen Natur etwas finden kann, daß ſo frölich wäre.

Doch, mein Herr, ich will Ihnen nicht alle Beweiſe und Gegenbeweiſe anführen. Dieſer Krieg iſt ſchon ſo lange fortgeſetzt worden, daß beide Theile den Frieden wünſchen. Wir haben uns entſchloſſen, Sie zu unſerm Schiedsmann anzunehmen. Sie haben ſich noch nicht verliebt, und wir vermuthen alſo bey Ihnen alle Unpartheylichkeit eines gerechten Richters. Mein Mädchen hat ſchwarze Augen, und ich bin ſo wohl damit zufrieden, daß ich wünſche, daß das Ihrige auch einmal ſchwarze Augen haben mag. Ich ſage Ihnen dieſes aber nur deswegen, damit Sie ſich dadurch nicht abhalten laſſen, unpartheyiſch zu ſeyn. Ich bin mit aller Hochachtung,

Mein Herr,

Von Hauſe, am 26 May 1747.

Ihr ergebenſter Diener P. T.

Ich hatte dieſen Brief kaum durchgeleſen, als mir ein anders Schreiben eingehändigt ward, das ich von dem obigen nicht trennen mag.

Herr Jüngling.

Ich hoffe, daß Sie ſo viel Verſtand beſitzen, und ſich nicht für die blauen Augen erklären. Ich habe mich dieſe Meſſe in ein paar ſchwarze verliebt. Das waren göttliche Augen, mein Herr! Haben Sie das Frauenzimmer nicht auch geſehen? Wenn ich nur gewiß wüßte, daß Sie kein blaues Auge hätten! Ich würde Sie noch

ein

einmal sogern lesen. Ich selbst bin leider so unglücklich, daß ich keine schwarzen Augen habe. Unterdessen ist doch die Natur noch nicht so grausam gegen mich gewesen, daß sie mir blaue gegeben hätte. Nein, mein Herr; Sie haben schwarze Augen, und sind meiner Meynung. Wenn Sie nur ein Zeichen ausinnen wollten, wodurch wir uns von den Freunden der blauen unterscheiden könnten. Ich habe schon alle meine Bekannten auf unsre Seite gebracht. Sie wollen sich alles gefallen lassen, was Sie anordnen, wenn das Zeichen nur schwarz ist. Ich bin

Ihr

Von Hause. guter Freund,

Martin Braunauge.

Ich bin nicht philosophisch genug, daß ich ein paar schöne Augen für eine Kleinigkeit halten sollte, sie mögen nun blau oder schwarz seyn. Es ist also natürlich, daß ich deswegen ein wenig stolz bin, daß mich zwey streitende Partheyen in einer so wichtigen Sache zu ihrem Richter annehmen. Aber, meine Herren, werden Sie auch beiderseits mit meinem Ausspruch zufrieden seyn? Ich habe nicht so viel Eitelkeit, daß ich nicht wissen sollte, in welcher Hoffnung Sie mir die richterliche Gewalt anvertrauet haben. Allein, dieses wird mich nicht abhalten, unpartheyisch zu seyn. Ich schätze die Würde, mit der Sie mich beehren, zu hoch, als daß ich ihr Ansehen nicht auf alle Weise zu behaupten suchen sollte.

Der arme Herr Martin Braunauge dauert mich. Ich könnte es ihm zwar sehr übel nehmen, daß er noch nicht weis, was meine Augen für eine Farbe haben; denn er ist der erste, der es mir ins Gesicht sagt, daß er mich noch nicht kennet. Aber wie könnte ich auf einen Menschen böse seyn, der so unglücklich ist, und keine schwarzen Augen hat? Ich bedaure ihn aufrichtig, und gebe ihm den Rath, sich künftig für die braunen Augen zu erklären. Er darf es

alsdenn der Natur nicht mehr vorwerfen, daß sie die seinigen nicht schwarz gemacht hat.

Im Ernste zu reden, gefällt mir die Hitze sehr wohl, mit welcher ein ieder die Augen zu erheben sucht, die ihm gefallen. Es ist ein Zeichen eines zärtlichen Herzens, welches sich nicht theilen mag, wenn es sich einem Sieger ergiebt. Ich betrachte sie als Liebhaber, die ihren Gebieterinnen keinen Wunsch übrig lassen, als den einzigen, daß sie bey ihrer Hitze auch getreu seyn mögen. Aber, warum sollten die blauen und schwarzen Augen nicht zugleich schön seyn können?

Ich bin noch kein Liebhaber, und habe noch die Freyheit, mir alles gefallen zu lassen, was gefallen kann. Ich schätze die schwarzen Augen zu hoch, als daß ich ihre Gewogenheit durch die Verachtung der blauen zu erschleichen suchen sollte: Und mich dünkt, ich würde die blauen beleidigen, wenn ich meine Empfindung nicht kräftiger ausdrücken könnte, als durch die Schmeicheley, daß ich sie den schwarzen vorzöge. Wenn ich bey einem Frauenzimmer mit schwarzen Augen bin; So bilde ich mir ein, daß es mir weniger gefallen würde, wenn es blaue Augen hätte: Und wenn mir ein Frauenzimmer mit blauen Augen gefällt; So wollte ich seine Augen nicht gegen die herrlichsten schwarzen weggeben. Ich schließe hieraus nichts mehr, als daß beide Augen schön sind, und daß ein Liebhaber der einen kein Feind der andern werden darf, wenn es gleich nicht mehr bey ihm steht, die andern auch anzubeten.

Dieses waren meine ersten Gedanken. Es sind eben diejenigen, die einem ieden friedliebenden Richter immer zuerst einfallen. Ich wollte beide Partheyen in der Güte mit einander vergleichen. Allein würde ich wohl so glücklich gewesen seyn, daß ich meinen Endzweck erreicht hätte?

Ich faßte also den gefährlichen Entschluß, den ich vielleicht nicht hätte fassen sollen, die Gewalt von beiden Au-

Augen auf die äuſſerſte Probe zu ſetzen, mich meinen Empfindungen zu überlaſſen, und demjenigen Auge den Preis zu ertheilen, welches mich am meiſten rühren würde. Ich habe meinen Vorſatz mit der genaueſten Sorgfalt ausgeführet. Es iſt kein Frauenzimmer, das ich kenne, welches ich nicht beſucht hätte. Wenn man den Schönen dadurch gefallen kann, daß man ihre Reizungen ein wenig neugierig, aber doch ehrerbietig beobachtet: ſo ſchmeichle ich mir, daß mich viele blaue und ſchwarze Augen künftig ſchon etwas gütiger anſehen ſollen, als bisher. Was habe ich nicht für Vergnügen genoſſen! Auch mit meiner zärtlichen Unruhe ſelbſt habe ich es noch nicht zu theuer erkauft.

Ich hatte mich ſchon wechſelsweiſe von ſehr viel ſchwarzen und blauen Augen rühren laſſen, als ich in einer Geſellſchaft zwey Frauenzimmer antraf, deren Augen mich um meine ganze Unpartheylichkeit gebracht haben würden, wenn ich eine iede von dieſen Schönen beſonders geſehen hätte. Warum ließ ich mirs doch einfallen, ſie mit einander zu vergleichen?

Ich hatte die ſchwarzen Augen des einen Frauenzimmers kaum ein wenig zu beobachten angefangen, als ſie mein ganzes Vorhaben zu merken ſchienen. Bin ich nicht ſchön? ſagte das kleine hochmüthige Auge zu mir. Seufzeſt du noch nicht? ſetzte es mit einem Lächeln hinzu, das der Antwort ſchon gewiß war. Ich bete dich an, antwortete ich; ich habe nichts ſchöners geſehen! Das ſchwarze Auge winkte mir, daß es damit zufrieden wäre. Ich wartete, daß es noch mehr ſagen ſollte, als es mich durch einen triumphirenden Seitenblick nach dem andern Frauenzimmer an ſeinen Nebenbuhler erinnerte. Ich verließ alſo das ſchwarze Auge, und begab mich zu dem blauen.

Anfänglich bildete ich mir ein, daß ich mein richterliches Anſehen bey demſelben ſehr leicht würde behaupten können. Es ſah mich ſo furchtſam an, als ob es nicht wüßte, daß es Reizungen hätte. Mein Herz verſicherte

mir indessen, daß es sehr schön war. Ich hielt es für das gefälligste und bescheidenste Auge auf der Welt. Es gefiel mir in seiner Furchtsamkeit so sehr, daß ich keine Lust hatte, es mit dem schwarzen zu vergleichen. Ich vergaß, daß ich Richter seyn wollte, und meine Augen redeten eine so demüthige Sprache, als das blaue Auge selbst. Ich fürchtete mich, daß ich ihm meine Ehrerbietung, meine Zärtlichkeit, und alle Empfindungen meines Herzens nicht lebhaft genug versichern könnte; ich fürchtete mich so gar, daß ich noch nicht so viel Ehrerbietung und Zärtlichkeit besäße, als ein so gefälliges Auge verdiente. Das schwarze machte unterdessen sehr viel Geräusch. Ich hatte aber nur so viel Zeit, es von der Seite zu bemerken, als es mir einen zornigen Blick zuwarf, wider den ich mich nicht geschwind genug bewaffnen konnte. Damals fühlte ich, wie empfindlich es ist, von einem schönen Auge verachtet zu werden. Sie irren sich, sagte es sehr spöttisch zu mir; Ich habe sie nicht gerufen. Warum haben sie ihr liebes blaues Auge so bald verlassen? Das arme schmachtende Auge! Sie sind ihm sehr ungetreu. Ich verstand sehr wohl, was es hiermit sagen wollte, und es verdroß mich. Mich mit einem todten blauen Auge zu vergleichen? fuhr es fort. So sehr bin ich noch nicht gedemüthigt worden! Das todte Auge wartet auf Sie, mein Herr. Ich will Sie nicht aufhalten. Ob es dieses gleich mit einer gewissen Ernsthaftigkeit sagte; so kam es mir doch vor, als ob ich seinem Befehl nicht so genau nachkommen dürfte. Aber ich hatte nicht das Herz, es ihm zu sagen. Es fiel mir ein, es einmal auf die Probe zu stellen. Ich that, als ob ich seinem Rathe folgen wollte, kehrte aber sogleich wieder zu ihm zurück. Dieses gefiel ihm. Ich merkte, daß es mit mir zufrieden seyn würde, wenn ich mich zuweilen von ihm zu dem blauen Auge verlöre, damit es die Ehre hätte, mich demselben ungetreu zu machen. Mich dünkt, ich hatte wider diesen Stolz etwas einzuwenden; aber ich be-

wollte

wunderte seine List. In dem einzigen Augenblicke hatte es sich ganz verändert, und ich merkte keine Spur eines Unwillens bey ihm, als denjenigen, den es mir drohte, wenn ich fähig wäre, ein blaues Auge neben ihm hochzuschätzen. Ich schmeichelte mir, daß es vielleicht meine Liebeserklärung nicht ungnädig aufnehmen würde, und ich weis nicht, wozu ich mich entschließen wollte, als mich mein Herz daran erinnerte, daß ich dem blauen Auge schon zu lange ungetreu gewesen wäre.

Ich fand das blaue Auge mit einer sittsamen Art niedergeschlagen, welche mich bezauberte. Ich erwartete, daß es mir zärtliche Verweise machen sollte, und, da es zu furchtsam dazu war, so machte ich mir selbst desto mehr. Habe ich es Ihnen nicht gesagt, fieng es endlich an, daß ich nicht Reizungen genug hätte, Sie lange zu rühren? Warum haben Sie mich bereden wollen, daß ich schön wäre? Es ist natürlich, daß mir diese angenehmen Klagen mehr schmeichelten, als die Spötterey des stolzen schwarzen Auges. Ich bat es um Verzeihung, und ich konnte nicht Ausdrücke genug finden, es von der Aufrichtigkeit meiner Empfindungen zu versichern. Nehmen Sie sich in Acht, antwortete es mir, daß Sie mir nicht mehr versprechen, als ich von Ihnen zu erhalten im Stande bin. Ich merkte hiebey, daß es heimlich mich von dem Gegentheile zu überzeugen wünschte. Meine Versicherungen schienen ihm zu gefallen, und es setzte mehr in sich selbst, als in meine Aufrichtigkeit, ein Mistrauen. Ich bildete mir ein, daß ich kein zärtlicher Auge finden könnte, ich überließ mich meinem Vergnügen, ich vergaß mich, und ich glaubte, daß ich mich in das allerliebste Auge schon verliebt hätte. Aber mein Leichtsinn ist vielleicht Ursache, daß ich mir, nach einem so gefährlichen Kampfe, auf meine Freyheit itzt mehr, als iemals zu gute thue.

In der That glaube ich auch meine Freyheit sehr wohl vertheidigt zu haben. Ich spielte bey den beiden Augen

die

die Person eines flüchtigen Liebhabers. Ich verließ das blaue Auge, um das schwarze nicht zu erzürnen, und ich verließ das schwarze wieder, um dem blauen Auge meine Hochachtung zu versichern. Das schwarze demüthigte mich, und das blaue erfüllte mich mit Hoffnung. Das schwarze ließ mich in einer kurzen Zeit sehr viel empfinden; Allein, weil mir entweder seine Reizungen zu stark waren, oder aus einer andern Ursache sehnte ich mich immer zu dem blauen wieder zurück. Das schwarze Auge schien meine Bewundrung zuweilen nur deswegen zu fordern, damit es über das blaue triumphiren könnte. Und das blaue schien die Freundschaft eines Auges zu verlangen, das ihm gefallen hatte. Ich bildete mir ein, daß das blaue mich lieben könnte; und das schwarze schien mir eine Unterwürfigkeit zu prophezeyen, welche mir doch sehr angenehm seyn würde. Wenn ich mich verlieben wollte, so halte ich es nicht für unmöglich, eine Wahl zu treffen. Aber der Gedanke, daß ich noch alle Schönen lieben kann, ist zu angenehm, als daß ich ihn aufgeben sollte.

Ich bin also noch unpartheyisch, und die beiden streitenden Partheyen müssen es mir vergeben, wenn ich kein Auge dem andern vorziehe. Wenn sie hiermit nicht zufrieden sind, so bitte ich sie, daß sie mir selbst einen Vorschlag thun, wie ich ihren Streit am besten entscheiden soll, und ich weis, daß ich nicht der erste Richter bin, dem ein solcher Wunsch einfällt.

Ich kann Ihnen nicht anders helfen, meine Herren. So bald ich mich verliebe, will ich es der Welt anzeigen, welcher Farbe ich den Vorzug gegeben habe. Unterdessen lege ich beiden Partheyen einen Waffenstillstand auf. Ich werde schon Nachricht einziehen, ob sie meinen Verordnungen nachkommen, und ich hoffe, daß sie zu bescheiden sind, als daß sie mich zwingen sollten, meine rechtmäßige Gewalt durch scharfe Mittel zu beschützen. L.

Leipzig, bey Johann Wendler.

Der Jüngling.

Vier und zwanzigstes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 7 Jun. 1747.

Meine natürliche Blödigkeit, welche mich allemal begleitet, so oft ich zuerst mit einem artigen Frauenzimmer in Gesellschaft bin, ist mir immer eine Aufgabe gewesen, welche ich auch itzt noch nicht recht auflösen kann. Ich liebe die Gesellschaften; das ist natürlich, und mich dünkt, daß ich dazu Beruf habe. Ich ziehe die Gesellschaft des Frauenzimmers dem Umgange mit den Mannspersonen vor, ich wünsche sie, ich suche sie; das ist eben so natürlich, und sowohl die Schönen als die Mannspersonen werden mir darinnen recht geben. Man kann von keiner Sache so viel sagen, als von einem artigen Frauenzimmer, und die Schönen, die dieses wissen können, müssen von unserm Geschmack und von unserm Witze nicht sehr günstig urtheilen, wenn wir ihnen wenig zu sagen haben. Ich weis dieses. Warum bin ich denn noch immer so furchtsam, wenn ich eine Schöne zuerst sehe, die ich entweder schon hochgehalten habe, oder die mich wenigstens die Hochachtung lehret, so bald ich sie sehe? Vergebens habe ich meinem ungehorsamen Herzen vorgestellt, daß es nicht alle Schönen für Ehrerbietung aufnehmen, wenn man blöde ist, und daß sie gütig genug sind, es uns zu vergeben, wenn die Bewundrung ihrer Annehmlichkeiten uns nicht immer Zeit läßt, alle Worte abzuwägen. Ich habe dadurch nichts weiter gewonnen, als daß ich mit etwas mehr Vertrauen in ihre Gesellschaft gehe, und daß ich meine Furcht ein bischen zu verbergen weis.

Nach der Zeit bin ich ein Schriftsteller geworden. Die Schriftsteller sind in dem Rufe, daß sie gemeiniglich

nicht blöde sind. Aber was hilft es mich, daß ich Herz genug habe, mit den Schönen in meinen Blättern zu reden, wo ich es weder aus ihrem Munde, noch von ihren Augen erfahren kann, ob ich ihnen gefalle? Alle schmeichelhaften Gedanken, die wir ihnen nicht sagen, belohnen uns auf keine andere Weise, als durch eine gewisse Zufriedenheit mit unserm Geschmack. Sie lassen uns in einer beständigen Unruhe, welche der Unruhe einer verschwiegenen Liebe gleich kömmt, und welche uns nicht einmal die Hoffnung zurückläßt, wodurch auch eine verschwiegene Liebe glücklich wird.

So schläfrig bin ich nicht, daß mir nicht tausend artige Dinge einfallen sollten, wenn ich bey einem Frauenzimmer bin. Wenn es die Schönen nur wüßten, wie viel Lobsprüche ich bloß deswegen unterdrücke, weil ich sie nicht für so wichtig halte, daß sie von ihnen angehört zu werden verdienten! Aber ich weis nicht, ob die langen Reden, welche meine Augen beständig an sie halten, zureichend sind, den Mangel desjenigen zu ersetzen, was meine Lippen verschweigen. Sollten wohl alle Schönen so glücklig seyn, als das Frauenzimmer mit den blauen Augen? Ihre Augen sind große Schwätzer, sagte sie einmal zu mir; aber es läßt sich ihnen gut zuhören. Ob ich gleich diesen Scherz für einen kleinen Verweis ansehe: So hat mich doch die Schmeicheley entzückt, daß dieses gefällige Frauenzimmer meine Augen verstanden hat. Ich fange allmählig an, ein klein bischen freyer zu werden, und, wenn ich einmal meine Furchtsamkeit völlig verlieren sollte, so werde ich es der Güte einer solchen Schöne zu danken haben, als Irene mit den blauen Augen ist.

Kein Mensch hat mir wegen meiner Furchtsamkeit noch so viel Vorwürfe gemacht, als mein Freund Damis. Er ist es, den ich meinen Lesern schon als einen sehr bequemen Liebhaber des Vergnügens, als einen zärtlichen Freund, und als einen noch zärtlichern Liebhaber der Henriette beschrieben habe. Er

Er hatte, wie die meisten Verliebten, den Entschluß gefaßt, seine Liebe zu verbergen. Ich weis nicht, was er für Ursachen dazu gehabt hat; allein, mein Freund versichert mich, daß ich mich auch noch verlieben, und alsdenn die Ursachen schon einsehen würde. Ich werde sie also wohl so bald noch nicht erfahren. Wenn sich doch aber die Liebhaber nur nicht Mühe gäben, eine Leidenschaft zu verbergen, die sich immer selbst verräth! Ich hatte es meinem Freunde lange abgesehen, daß Henriette mehr über sein Herz vermochte, als dieses, daß sie ihm gefiel. Er redete beständig von ihr, so oft er mich besuchte; er schien mich allein deswegen zu besuchen, damit er mit mir von ihr reden könnte; und wenn er lange genug von ihr geredet hatte, so verließ er mich plötzlich, weil er, wie er sagte, Henrietten noch sehen mußte. Ich ersuchte ihn sehr oft, mich mit zu ihr zu nehmen; er entschuldigte sich aber immer damit, daß er noch nicht so bekannt mit ihr wäre, daß er sich dieses erlauben dürfte. Ob er sich also gleich selbst verrieth, so wendete er doch hundert Kunstgriffe an, sein Geheimniß mir wieder aus den Händen zu reissen. Er suchte alle mögliche Scheingründe hervor, warum er sich nicht leicht entschließen würde, sie zu lieben, ob er gleich zugestände, daß sie sehr liebenswürdig wäre. Ich hätte noch weniger von der Liebe wissen müssen, als ich weis, wenn ich es ihm auf sein Wort hätte glauben wollen, daß es auf seine Entschließung ankäme, ob er lieben wollte oder nicht. Kurz, es schien zuweilen, als wenn er sich nur das Vergnügen wünschte, seine Liebe zu leugnen, und mir dafür die Freude gönnte, sie desto stärker zu glauben. Ich verstand mich so gut mit ihm, daß ich alles that, was er verlangte. Endlich nöthigte ihm ein Zufall das Geständniß ab, das er mir so lange misgönnt hatte. Ich würde meinen Lesern diese Begebenheit erzählen, wenn Damis mir nicht Hoffnung machte, seine Geschichte ihnen einmal selbst mitzutheilen.

Ich war also sein Vertrauter geworden, und ich fieng nunmehr an, ihn etwas ernstlicher zu ersuchen, daß er mich seiner Henriette bekannt machen sollte. Sie wissen wohl, sagte ich zu ihm, daß ich mich nicht verlieben mag; wollen Sie mir nicht das Vergnügen gönnen, daß ich ihren Geschmack rechtfertigen kann? Sie haben mir ja so viel von ihr erzählt, daß ich mich schon in sie verlieben wollte. Lassen Sie mich ihre Henriette bewundern. Werden Sie mir dieses abschlagen, da Sie sie lieben? Damis konnte sich nicht mehr damit entschuldigen, daß er noch nicht bekannt genug mit ihr wäre, und versprach mir, mich zu ihr zu führen. Doch die Verliebten geben sich sehr leicht darüber zufrieden, daß sie einem Freunde ihre Zusage brechen, wenn sie nur ihren Schönen Wort halten. So oft er mich sprach, so oft versicherte er mir, daß er seiner Henriette ungemein viel Gutes von mir gesagt hätte, daß sie mich hochschätzte, daß er mir ein Compliment von ihr brächte, daß sie an unsrer Freundschaft vielen Antheil nähme, und daß er mir bald die Erlaubniß auswirken würde, sie zu besuchen. Ich konnte meinem Freunde glauben. Ich hatte also Ursache ihm verbunden zu seyn, ob ich gleich gröſsre Lust gehabt hätte, mich über ihn zu beklagen, weil er mich mit lauter Hoffnungen abfertigte. Bald sollte ich seine Henriette bey einem Spatziergange sprechen, bald sollte ich sie auf einer Gasterey sehen, bald sollte ich sie wieder in ihrem Hause besuchen. Endlich erschien der Tag, den er so lange verzögert hatte. Er führte mich zu ihr, ich sah sie, ich fand sie schön, viel schöner und liebenswürdiger, als ein Liebhaber sie hatte beschreiben können.

Ich kannte Henrietten schon lange als ein Frauenzimmer, dem ich die feinsten und schmeichelhaftesten Scherze vorsagen durfte, ohne Furcht einen einzigen zu verlieren. Ich kam zu ihr, als ein Freund ihres Liebhabers,

der

der ihr vielleicht soviel von mir versproch[illegible] hatte, als ein Liebhaber seiner Gebieterinn von einem Freunde versprechen kann. Ich hatte mir also vorgenommen recht munter zu seyn. In der That war ich es auch, und ich hatte so viel zu sagen, daß ich von meinem Ueberflusse noch andern hätte mittheilen wollen. Aber der Anblick der Henriette machte alle meine Entschlüsse zu nichte, und setzte mich außer Stande, mich meines Ueberflusses zu bedienen:

Ich blieb, so bald ich sie gesehn,
Entzückt und schweigend vor ihr stehn.
Mein Witz vergaß bey ihren Blicken
Des Herzens Freuden auszudrücken.
Mein Herz sprach nur, und sprach es mit Entzücken:
Sie ist sehr schön!
Doch dieß ihr lebhaft zu gestehn,
Das durfte sich mein Mund nicht wagen.
Sie selbst ließ mir nicht Zeit es ihr zu sagen,
Ließ mir nur Zeit sie anzusehn.

Wenn die schöne Henriette dieses lesen sollte: So bitte ich sie, mein Herz nicht in dem Verdacht zu haben, daß es sich damals übereilen lassen. Ich habe sie nach der Zeit schon öfter gesehen, und mein Herz hat so wenig Lust sein ehmaliges Bekenntniß zu widerrufen, daß es dasselbe vielmehr hiermit förmlich wiederholet. Ich würde bey meinen Lesern nicht nur meine Lobsprüche, sondern auch meine Furchtsamkeit rechtfertigen, wenn ich ihnen die Henriette abschildern könnte. Doch das will ich ihrem Liebhaber überlassen.

Man kann aus dem, was ich gesagt habe, leicht urtheilen, daß es in unsrer Gesellschaft sehr stille zugegangen seyn wird.

Ich saß nur da, die Schöne zu betrachten,
Und sah auf meinen Freund, des Blicke sie bewachten,

Und seufzte: Wie beglückt bist du!
Mir kömmt nur zu, sie hochzuachten!
Ich sah des Freundes Augen schmachten,
Begierig hört ich ihnen zu.
Was Beider Augen sich für Schmeicheleyen sagten,
Wie sie sich oft einander zärtlich fragten,
Antworteten, und dann einander wieder fragten,
In Seufzern sich verliebt beklagten,
Viel jugendliche Wünsche wagten,
Sich ihre Wünsche heimlich sagten,
Und wieder sich verliebt beklagten,
Das hört ich mit Entzücken an.
Ich pries zum erstenmal der Liebe süße Schmerzen,
Und sprach: Wie werth ist sie der Herzen,
Wenn sie so glücklich machen kann!

Damis und seine Henriette waren auch nicht so beredt, als sie seyn mögen, wenn sie allein sind. Sie schienen eben so wenig Lust zu haben, von gleichgültigen Dingen zu reden, als ich. Endlich erinnerte uns die Zeit daran, daß wir beide Henrietten verlassen müßten, nachdem ich vielleicht unter allen der vergnügteste gewesen war.

Ich war mit meinem Freunde kaum allein, als er mich sehr hitzig fragte, wie mir Henriette gefallen hätte? Haben Sie es mir nicht angesehen, antwortete ich ihm, daß sie mich entzückt hat? Ich beneide ihr Glück, und ich bewundre ihre Wahl, ob ich mir gleich so viel Geschmack zutraue, daß ich mir nichts schlechters aussuchen würde, wenn ich mich einmal verlieben sollte. Warum sind Sie denn nicht aufgeräumter gewesen? fragte er mich weiter. Haben Sie uns ihr Vergnügen nicht mittheilen wollen? Was wird Henriette von Ihnen denken? Sie haben ihr einige Schmeicheleyen gesagt, die noch artig genug waren; aber sollte Henriette nicht auf viel mehr Anspruch machen können, wenn Sie in ihren Augen nur bey nahe so schön wäre, wie in den meinigen? Habe ich ihrer Henriette Schmeicheleyen vorgesagt? antwortete ich ihm. Das weis ich nicht. Ich versichre Ihnen, daß mir aller

Muth

Muth entfiel, mich vor ihr ſehen zu laſſen, ſo bald ich mit Ihnen in ihr Zimmer trat. Fordern Sie nicht, daß ich mein Vergnügen ſo lebhaft ausdrücke, als ich es fühle. Sie können es aus eigner Erfahrung wiſſen, daß man nicht immer wenig empfindet, wenn man wenig ſaget. Sagen Sie ihrer Henriette lieber ſelbſt, daß ich ſie hochſchätze, daß ich ſie bewundre, und was Sie ihr noch außerdem in meinem Namen zu ſagen für gut befinden. Sie können es zärtlicher ausdrücken, als ich. Ich würde durch meine Furcht alles verderben. Sie können mir glauben; wenn ich Muth genug gehabt hätte, mich in Lobeserhebungen einzulaſſen: So würde ich vielleicht ernſthafter geworden ſeyn, als Sie und Henriette gewünſcht hätten. Als Sie und Henriette gewünſcht hätten? unterbrach mich Damis. Was ſagen Sie da? Hätten Sie ihr etwa eine Liebeserklärung thun wollen? Werden Sie nur nicht eiferſüchtig, antwortete ich. Wenn ich mich auch verlieben könnte; ſo würde ich mich doch nicht unterſtehen, mich in Henrietten zu verlieben, die keinem andern, als Ihnen, zu gehören will. Aber das kann ich Ihnen nicht leugnen, mein lieber Damis, die Gedanken, welche mir ihre Henriette einflößte, waren ſehr ernſthaft. Wäre es anſtändig geweſen, wenn ich ſie ſo ernſthaft ausgedrückt hätte, als ich ſie dachte? Ich habe Sie ihr aber, verſetzte mein Freund, ſo munter beſchrieben, wie Sie ſonſt immer ſind. Ich verſprach mir einen recht frölichen Nachmittag; und ich konnte es auch von Ihnen verlangen, daß Sie ihn frölich machen hülfen, da ich Ihnen ſo viel aufopferte. Anſtatt deſſen ſitzen Sie da, und ſehen ernſthaft aus. Das iſt meine Schuld nicht, mein lieber Damis, antwortete ich wieder. Warum macht mich ihre Henriette ſo tiefſinnig? Warum haben Sie mich nicht aufgemuntert? Sie werden ohne Zweifel ſelbſt zu ernſthaft dazu geweſen ſeyn. Führen Sie mich nur bald und oft zu ihr. Vielleicht werde ich freyer, wenn ich es etwas gewohnter bin, ſo nahe bey ſolchen Rei-

zun-

zungen zu seyn. Und wenn ich Ihnen die Wahrheit gestehen soll; so sind Sie selbst Ursache, daß ich nicht freyer gewesen bin. Ich habe Ihnen durch meine Eingezogenheit einen Gefallen zu erzeigen geglaubt. Sie haben mich beleidigt, antwortete Damis, wenn Sie das gedacht haben. Ich hätte Ihnen alles erlauben wollen, was Sie sich selbst erlaubt hätten. Meine Freundschaft und ihre Klugheit würden Sie schon daran erinnert haben, wie Sie sich meine Erlaubniß zu Nutze machen sollten.

Wir setzten unsern kleinen Zank auf die Weise noch eine Zeitlang fort. Er endigte sich damit, daß ich zugestand, daß ich wirklich zu eingezogen gewesen wäre; und daß Damis mir versprach, mich öftrer zu seiner Geliebten zu führen, damit ich Gelegenheit hätte, meinen Fehler wieder gut zu machen.

So oft ich dieser kleinen Begebenheit nachgedacht habe; so oft habe ich die verliebte Vorsichtigkeit meines Freundes bewundert. Er nahm sich wohl in Acht, und gab mir die Erlaubniß, bey seiner Henriette frey zu seyn, nicht vorher, ehe er mich mit sich nahm. Aber nachdem ich schon bey Ihr gewesen war, nachdem ich ihm schon alle Proben von meiner Bescheidenheit gegeben hatte, sagte er zu mir, was ich hätte thun sollen, und erlaubte mir mehr, als ich vielleicht verlangt hätte. Dieses ist sehr großmüthig. Unterdessen ist es doch gewiß, daß es damals schon ein wenig spät war, mir einen so freundschaftlichen Rath zu geben, und ich mache mir also zuweilen den Zweifel, ob ich ihm dafür verbunden seyn darf. Dem ungeachtet will ich hiermit allen Liebhabern, die nur ein klein bischen eifersüchtig sind, anrathen, ihren bescheidnen Freunden diese Erlaubniß nur alsdann zu ertheilen, wenn sie sich dieselbe nicht mehr zu Nutze machen können. N.

Leipzig, bey Johann Wendler.

Der Jüngling.

Fünf und zwanzigstes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 14 Jun. 1747.

Ich will doch hoffen, daß meine Leſer mir zugetrauet haben, daß ich gern Wein trinke, wenn ich ihnen auch nichts davon geſagt hätte. Ich glaube, man braucht nur ein Freund der Geſellſchaften und des Vergnügens überhaupt zu ſeyn, man braucht nur Vernunft und Empfindung zu haben, kurz, man darf nur ein Menſch ſeyn, um dieſes Vertrauen zu verdienen. Da ich aber noch dazu ein Jüngling bin, da ich mich noch in dem Alter befinde, worinn die Seele mit allen ihren Kräften und Empfindungen aus ihrer Dunkelheit hervorgeht, wo ſie ſich dem Leibe erſt recht mitzutheilen ſcheint, und ſich, für die Befriedigung ihrer Triebe, mit ihm in ein vertrautes Bündniß einläßt, wo auch die Sinne noch willig und ſtark genug ſind, die vernünftigen und rechtmäßigen Forderungen der Seele anzunehmen und zu erfüllen; da ich in dieſem Alter bin, ſo dächt ich, es verſtünde ſich von ſelbſt, daß ich den Wein ſchmecke. Und mehr braucht es, meiner Meynung nach, nicht, um ihn zu lieben, und zu finden, daß er für uns erſchaffen iſt.

Wir fühlens, der Wein iſt des Lebens Erhalter;
Der Wein iſt erſchaffen, um uns zu erfreun.

N. Beytr.

Ich bin heute nur zu bequem, alle meine Blätter nachzuſehen, aber es ſollte mich doch wundern, wenn ich mich in dieſem Stücke bisher noch nicht verrathen hätte, da ich doch ſonſt mit der Welt ſo aufrichtig umgehe, und ihr ſogar jede kleine Empfindung, die ein blaues oder ein ſchwarzes Auge in mir hervorgebracht, entdeckt habe. Ein Trinker kann doch ſonſt das Vergnügen eines Abends den folgenden Tag eben ſo wenig verſchweigen, als ein Liebhaber ſeine Zufriedenheit verhelen kann, wenn er einmal von

ſeiner Geliebten einen verſtohlenen Blick ertappet hat. Ein Jüngling hat gemeiniglich Muſſe genug, oder er nimmt ſich wenigſtens Zeit, ſich dem Weine ganz zu überlaſſen, und ihn ganz zu empfinden. Er räumt alle Geſchäffte aus dem Wege, die den Wein aufhalten könnten. Er ſetzt ſich, ehe er trinkt, in völlige Freyheit, um ſich bloß von ihm überwinden zu laſſen. Die Freude, die alsdann der Wein durch ſich ſelbſt in ihm erweckt, und die andern Freuden, in deren Geſellſchaft er ihn bringt, und denen er ſein Herz öffnet, ſind ſo reizend, daß es kein Wunder iſt, wenn er ihnen getreu bleibt, und ſie gleich den andern Abend wieder aufſucht. Viele von ihnen ſind zugleich ſo fein, daß ſie den meiſten von denen, die ſich für Trinker ausgeben, ewig unſichtbar bleiben, und nur von einer ſehr aufmerkſamen und feinen Seele bemerket werden können. Wenn die Natur einen Jüngling mit einer ſolchen Seele begabet hat, und wenn der Umgang mit dem Weine ſelbſt und mit ſolchen Leuten, die, wie Horaz, Chaulieu, und Hagedorn, die ſchwere Kunſt zu trinken ausſtudiret haben, der Natur zu Hülfe gekommen, ſo bringt es ja einem Jünglinge viel Ehre, wenn er mit der Göttinn edler Herzen, wie der letzte Dichter die Freude nennt, bekannt iſt. Das Geſchlecht der Freuden iſt auch ſo zahlreich, daß der feinſte Kenner, und der zärtlichſte Liebhaber derſelben in ſeinem Leben wohl nicht alle kennen lernen kann. Er kann ieden Abend, ja bey einem ieden Glaſe neue entdecken. Die vorigen werden ihm deswegen nicht alt, ſondern er verſtärkt nur ihre Geſellſchaft durch die neuen. Weil die Freuden nicht ſehr eiferſüchtig auf einander ſind, ſo kann er ſie leicht mit einander vereinigen, und zuſammen genießen. Ja der Wein theilt ihm endlich ſeine Kraft mit, ſich ſelber neue zu ſchaffen. Wer entdeckt aber nicht ſein Vergnügen, wenn er das Glück und die Ehre hat, in eine ſo artige Bekanntſchaft zu gerathen, wozu nicht ieder roher und ungezogener Menſch kommen kann?

Ich gebe zu, daß ein Mann, der in Geſchäffte verwi-

ckelt

ckelt iſt, und ſeine Jugend nicht mit ſich genommen hat, weil er ſie nicht zu ſchätzen wußte, oder von ihr verlaſſen iſt, weil er ſie genießbraucht und beleidiget hat, daß ein ſolcher Mann einen Abend, da er, ſeiner Meynung nach, getrunken und vergnügt geweſen, gleich den folgenden Tag vergeſſen kann. Allein, wer wird ſich denn ein iedes Glas Waſſer merken, das man in ſeinem Leben hat trinken müſſen, um den Durſt zu ſtillen? Und mehr kann der Wein bey ihm nicht ausrichten. Er würde den Wein vom Waſſer nicht unterſcheiden können, wenn jener nicht Geld koſtete. Er verdient Geld, und will nicht gern für karg gehalten werden. Er trinkt alſo Ehren halber, und um der Leute willen Wein, eben ſo, wie er ſich koſtbare und reiche Kleider anſchafft, weil die Welt auf ihn ſieht, da er ſonſt mit viel ſchlechtern zufrieden ſeyn könnte. Und das heißt er noch, ſich was zu gute thun. Ja, wenn er den Wein ſo empfinden könnte, wie wir Jünglinge! Geſetzt aber, er wollte ihn auch aus einer eben ſo edeln Abſicht, nämlich zum Vergnügen, trinken, wie kann ers dem Weine zumuthen, daß er ſich die Mühe geben ſoll, durch alle die Geſchäffte, womit ſeine Seele immer umringt iſt, bis zu ihr hindurch zu dringen, und ſie, ſo zu ſagen, wieder zu beleben? Der Wein iſt zwar dafür bekannt, daß er alle Sorgen zerſtreuen kann. Allein dazu gehört doch Zeit. Und die fehlt dem armen Manne. Der Wein kann alſo gar nicht bey ihm, wie bey uns, ins Innerſte ſeiner Seele kommen. Er berührt kaum die oberſte Fläche derſelben. Er bleibt im Körper. Geſetzt auch, daß der Wein es einmal ſo weit bey ihm gebracht hat, als er es bringen kann, ſo zernichten doch die Geſchäffte des folgenden Tages die guten Wirkungen des vorigen Abends, und laſſen ihm nicht einmal das Andenken deſſelben zurück. Ein Alter iſt beynahe noch glücklicher. Wenn er klug iſt, ſo entzieht er ſich den Geſchäfften, und behält die wenigen Kräfte, welche ſie ihm gelaſſen haben, allein für ſein Vergnügen und den Wein. Und dieſer iſt oft ſo erkenntlich, daß er ſeine Kräf-

te vermehret, und ihn wieder verjüngt. Ein so vernünftiger und glücklicher Alter ist jener, welcher singt:

Mein Auge wird heller; wer höret mich keichen?
Ich suche der muthigen Jugend zu gleichen,
Und will auch im Alter bey Freunden und Wein
Kein Tadler der Freuden, kein Sonderling seyn.

Allein seine Kinder oder Enkel, die ihm einschenken, und mittrinken, sind doch unstreitig glücklicher, weil ihnen das Vergnügen noch neu ist, weil der Wein bey ihnen noch hellere Augen und einen lebhaftern Geschmack gleich findet, und weil sie sich nicht so sehr, wie der Alte, zu fürchten nöthig haben, daß sie in ihrem Vergnügen bald gestöret werden möchten. Wenn der Alte nur kein Sonderling, kein Tadler der Freuden ist, welche Jünglinge neben ihm empfinden und besingen; das ist alles, was man von ihm verlangen kann.

Ich merke, daß mich bloß das Andenken des Weins itzo so beredt gemacht hat, als er selbst uns zu machen pflegt, und dennoch ist alles dieß nur eine kurze Vorbereitung zu dem, was ich künftig davon sagen werde. Ich habe, vielleicht zu meinem Glücke, den Wein eher kennen gelernt, als die Liebe. Ich glaube, daß es den meisten Jünglingen so geht. So viel Zeit es auch kostet, wenn man zu dem erhabenen und feinen Geschmacke im Trinken gelangen will, so ist man doch gemeiniglich hierinn eher glücklich, als in der Liebe. Ein gutes Naturell bringt es hierinn auch oft in kurzer Zeit hoch, da hingegen bey der Liebe oft das zärtlichste Herz immer unglücklich bleibt. Wenn ich guten Wein, und nur einen guten Freund habe, der mit mir einen Geschmack hat; so darf ich nur trinken, um vergnügt und glücklich zu seyn. Man wird mir aber doch leicht zugeben, daß ich eher guten Wein, und einen Freund, der zugleich durstig und angenehm ist, finden kann, als ein schönes und artiges Frauenzimmer, das meine Liebe erhören will. Ich habe lange Gelegenheit gehabt, den Unterscheid der Weine kennen zu lernen, ehe ich den Unterscheid zwi-

zwiſchen einem blauen und einem ſchwarzen Auge bemerkt habe; und ich bin hinter die geheimſten Kunſtgriffe des Weins viel eher gekommen, als ich die Sprache der Augen habe verſtehen können. An einem guten Freunde hats mir auch nicht gefehlet, der die Kunſt zu trinken nicht allein verſteht, ſondern ſie auch einmal öffentlich lehren wird. Ich habe mich, die Wahrheit zu ſagen, bisher geſcheut, ihn und mich in dieſem Stücke der Welt bekannter zu machen, weil unſre meiſten Landsleute von einem rechtſchaffnen Trinker einen niedrigen, oder wenigſtens nicht ſo großen Begriff haben, als ſolche brave Leute verdienen. So ſtark auch unſer Deutſchland bisher im gemeinſten und niedrigſten Verſtande getrunken hat, ſo hätten doch unſre Nachbaren, welche uns dieſen Ruhm völlig zugeſtanden, eben ſo viel Urſache gehabt, zu zweifeln, ob wir trinken könnten, als ſie, ungeachtet der ungeheuren Menge deutſcher Reime, Urſache hätten, an unſerm Witze zu zweifeln. Sie hätten ſchon allein aus unſerm Trinken beweiſen können, daß der Witz unter uns nicht ſehr allgemein ſeyn müſſe. Ich befürchtete alſo, daß die Begriffe meines Freundes den meiſten zu hoch ſeyn würden, und daß ſich der ſo mächtige Pöbel, der auch will trinken können, und den das Trinken nur noch pöbelhafter gemacht hat, wider uns empören, und uns wohl gar den Namen eines Trinkers abſprechen könnte. Seitdem ſich aber einige außerordentliche und kühne Geiſter gewagt haben, theils durch Ueberſetzungen und Nachahmungen ausländiſcher Lieder, welche Originale zu heißen verdienen, theils durch ihre eignen dieſe Barbarey zu bekämpfen, und ſich um das Vergnügen, den wichtigſten Zweck der Geſellſchaft, und den Wein, den vornehmſten Beförderer und Erhalter deſſelben, verdient zu machen, ſo wage ich mich endlich auch hervor. Ich werde künftig nicht allein für mich und meinen Freund, ſondern auch für meine Leſer, für mein Vaterland trinken. Vielleicht bin ich ſo glücklich, daß einige von meinen Leſern, denen bisher die ſchändliche Entweihung des göttlichen Weins zu Herzen gegangen, und die ſich vor den Verfolgungen verkrie-

chen müssen, meine Reformation unter den Trinkern unterstützen. Vielleicht wird gar meine Gesellschaft dadurch verstärkt. Und das ist doch für einen Trinker kein geringer Vortheil. Je stärker die Gesellschaft ist, desto mehr Beyspiele zur Munterkeit und Freude sieht man vor sich. Ihre Freuden sind alle verschieden, oder zeigen sich wenigstens auf verschiedene Art. Ein ieder theilt die seinige dem andern mit, ohne sie zu verlieren. Eben hieraus folgt aber auch, daß die Gesellschaft nicht so groß seyn muß, daß man sie nicht übersehen, und einen ieden geniessen kann. Man wird alsdann gar zu sehr zerstreut. Ich habe auch immer gesehen, daß solche Gesellschaften gemerkt haben, woran es ihnen fehlte. Man liest sich einige Freunde, die man schon kennet, aus, oder andre, die man erst kennen gelernt, und bey denen die Freude ihre Wohnung zu finden glaubt. Und so werden aus der großen Gesellschaft viele kleinere. Die andern außer der, worinn ich mich befinde, werden mir zwar nicht gleichgültig: aber sie erwecken auch kein andres Vergnügen in mir, als dasjenige, was ich aus Menschenliebe empfinde, wenn ich weis, daß andre neben mir glücklich sind. Ich würde fast eben so vergnügt seyn, wenn ich erführe, daß andre in eben der Gasse trünken. Doch vor so starken Gesellschaften von dieser Art habe ich mich wohl fürs erste nicht zu fürchten, wenn ich bedenke, daß es noch so wenig wahre Kenner der rechten Freude giebt. Wir haben in dieser Wissenschaft noch zu wenig Kunstrichter. Die wenigsten wissen das Verdienst eines Mannes, der ieden Tropfen des Weins schmeckt, und bey sich in Scherz verwandelt, wenn er auch gleich nicht immer sein Glas rein ausleeret, weil er mit Bedacht und Ueberlegung trinken will; die wenigsten, sage ich, wissen dieses von dem Werthe eines andern zu unterscheiden, der immer Bescheid thut, und seine Seele so überhäuft, daß ihr der Wein nicht wohl zu gute kommen kann. Dieser trinkt wirklich weniger, als der erstere, weil er weniger schmeckt, und sich bald außer Stand setzt, mehr zu trinken. Er erstickt seinen Geist, anstatt

ſtatt ihn lebhaft zu erhalten, damit er alle Freuden der Geſellſchaft und des Weins deutlich empfinden könne, und ſein todter Körper bleibt allein der Geſellſchaft zur Laſt da. Nur Schade um den ſchönen Wein!

Ich werde mir künftig Mühe geben, ſo vielen Wein, der unnützer Weiſe verſchwendet wird, zu retten. Ich will von meinen vergnügten Abenden vor der Welt Rechenſchaft ablegen. Mein Alter erlaubt mir, Ergötzlichkeiten zu ſuchen, und das Amt eines wöchentlichen Schriftſtellers verbindet mich, auch andere in dieſem weſentlichen Stücke unſerer Glückſeligkeit zu unterrichten. Die meiſten unſrer Herren Philoſophen halten doch den Wein und die ſinnlichen Ergetzlichkeiten für zu niedrig, als daß ſie uns mit ihren Betrachtungen darinn zu Hülfe kommen ſollten. Mit welchem höhniſchen Gelächter würden ſie uns antworten, oder wie mitleidig würden ſie uns anſehen, wenn wir von ihnen verlangten, daß ſie einmal ein Buch von der Kunſt zu trinken, von der Kunſt, in Geſellſchaften vergnügt zu ſeyn, und andre zu vergnügen, ſchreiben ſollten. Und wenn ihnen die Freude der Menſchen ein zu geringer Bewegungsgrund wäre, ſo ſollte ſie doch der Schaden, der aus dem Misbrauche der herrlichſten Gaben des Himmels alle Tage entſtehet, auf dieſe Materie aufmerkſamer machen. Doch es iſt auch ſehr gut, daß ſie ſich nicht darum bekümmern. Es würde was ſchönes herauskommen. Wer das Vergnügen der Menſchen reinigen und erhöhen will, der muß ihnen zeigen können, daß er ſelber fähig iſt, es zu empfinden. Hiezu gehöret eine große Lebhaftigkeit des Verſtandes, eine heitere und lachende Einbildung, die ihre Bilder freywillig der Aufſicht und Führung einer ſtrengen, aber doch nicht pedantiſchen Urtheilskraft übergiebt. Es gehört auch eine große Kenntniß des Menſchen dazu. Und um dieſe kennen zu lernen, muß man frölliche Geſellſchaften beſuchen, wo der Wein und die Freude alle Charaktere entdecken, und den Menſchen, auch mitten unter Scherzen, entweder in ſeiner

tief-

tiefſten Niedrigkeit, oder in ſeiner rechten Gröſſe zeigen. Kurz, man muß zu leben wiſſen. Den Witz und die Einbildungskraft haben dieſe ehrlichen Leute bald, und ohne viele Mühe bey ſich erſtickt, weil ſie die Natur, die wohl wußte, wie wenig ihnen damit gedient wäre, nicht reichlich damit verſorgt hat. Artige und muntere Geſellſchaften müſſen ſie verachten; denn ſie dürfen ſich nicht in dieſelben wagen. Beim Weine kann man was beſſers thun, als diſputiren. Sie wollen auf ihrer Studierſtube nur ſich kennen lernen. Wenn ſie ſo glücklich wären, ſo würden ſie ſehen, wie wenig ſie noch vom Menſchen kennten, und merken, wie nöthig es wäre, daß ſie ſich noch in Geſellſchaften ziehen ließen. Man kann ſich nicht einmal recht kennen lernen, wenn man nicht andre Menſchen kennen lernt.

Dieſe Herren ſind alſo ſchon unglücklich genug. Warum wollen wir noch haben, daß ſie auch lächerlich werden ſollen? Wie viel Mühe und Zeit würde es koſten, ehe ſie ein Trinklied nur verſtehen und fühlen, ja, wenn ſie es gar in einem Chore muthiger Jünglinge freudig mitſingen ſollten. Und ein Trinklied, das unter Aufmunterungen zur Freude zugleich die feinſten und ernſthafteſten Lehren miſcht, iſt doch wohl beſſer, und bey den Menſchen brauchbarer, als die trockenen und allgemeinen Sätze eines ſolchen Philoſophen. Wir wollten alſo zufrieden ſeyn, meine Herren, wenn wir es nur ſo weit bringen könnten, daß ihr uns nicht verdammet. Allein ihr ſeyd nicht mehr Jünglinge; ihr ſeyd ſchon zu gelehrt.

Euch heißt der Wein der Unart Zunder,
Und fremder Völker Trinklied Tand.
O dafür ſey euch der Burgunder,
Lainez und Babet unbekannt.

Leipzig, bey Johann Wendler.

Der Jüngling.

Sechs und zwanzigſtes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 21 Jun. 1747.

Ich lebe itzt im Garten, und das Vergnügen, welches ich hier genieße, ſollte mich leicht verführen, auf einige Wochen von meinen Leſern Abſchied zu nehmen, wenn ich nicht mein Wort gegeben hätte, nunmehr des Frühlinges wegen zu ſchreiben. Meinem Verleger und Drucker habe ich ſchon etliche vergebliche Wege gemacht, und ſie haben mich bald in einer Nacht von Caſtanienbäumen, bald an einem kleinen Arme von der Pleiße in einem ſanften Schlummer angetroffen, wenn ſie mich am Schreibepulte vermuthet und vergebens geſucht haben. Allein ich kann mir nicht helfen; ich glaubte es nicht bey meiner Frölichkeit zu verantworten, wenn ich mir in ſo ſchönen Tagen, an welchen die Natur alle ihre Kunſt verſchwendet, zum Schreiben nicht Zeit nähme.

Herr Wendler habe gleich auf Sorgen wieder Sorgen:
Was gehen mich die Sorgen an?
Schreib ich ihm heute nicht; vielleicht ſchreib ich ihm morgen.
Ich ſchreibe nicht, wenn ich mich ſonſt vergnügen kann.
Im Winter ſchrieb ich ſonſt, die Zeit mir zu vertreiben,
Der Lenz iſt da; ich will mich freun.
Mir tanzt der Weſt; mir ſingt der Hain:
Was ſäumſt du, Jüngling, itzt? Willſt du nicht frölich ſeyn?
Ich kann mir nun die Zeit vertreiben.
Was ſoll ich täglich ſchreiben?

Ich bin, dem Himmel seys gedankt!
Ein solcher Autor nicht, der mit dem Drucker zankt,
Daß er des Tags nicht so viel Bogen,
Als er ihm schreiben kann, gesetzt und abgezogen,
Kurz, meine Leser wissens schon,
Kein Autor von Profession.

Doch es ist mir mehr um die Welt, als um die Druckerey, zu thun; ich meyne diejenige Welt, welche meine Arbeiten darum mit einigem Beyfalle ansieht, weil ich so oft vom Vergnügen rede. Diese Welt soll ihr Beyfall auch nicht gereuen; denn ich will schon wieder vom Vergnügen reden, und zwar von demjenigen, welches ich auf dem Garten an der jugendlichen und frölichen Natur genieße.

Ich will von der Nacht anfangen. Ich, als ein Jüngling, muß auch in der Nacht nicht weniger, als am Tage, vergnügt seyn. Da ich meine ganze Seele der Freude eingeräumt habe, so bin ich vergnügt, wenn ich wache, und immer noch vergnügt, wenn ich schlafe. Mein Schlaf ist eine kurze und doch lebhafte Wiederholung der Freude, die ich den Tag vorher empfunden habe. Ich träume; aber meine Träume sind nicht, wie diejenigen, welche die Mademoiselle R**k in ihrem Gedichte von der Bescheidenheit abbildet: *

Gleichwie ein süsser Traum die Geister oft vergnüget,
Wenn uns des Schlafes Gott erst freundlich eingewieget;
Das Elend, das am Tag ein Wütrich um uns war,
Flieht und ein lachend Glück stellt sich dem Geiste dar.

Doch

* S. das 16 Stücke des Schutzgeistes.

Doch fliehen vor dem Tag die leichten Phantaseyen,
So seufzen wir, wie sonst, an statt uns zu erfreuen;
Denn die gezeigte Lust, die unsern Geist erfüllt,
War nur ein eitler Traum, ein flüchtig Schattenbild.

Ich seufze nicht, wenn ich aufwache; denn ich habe am Tage und in der Nacht mit dem Elende nichts zu thun. So sehr lasse ich mich von meinen Träumen nicht hintergehen. Ich wollte es ihnen gewaltig übel nehmen, wenn sie mir in der Nacht nicht die Gestalt eines artigen Frauenzimmers zeigten, mit welchem ich entweder den Tag vorher in Gesellschaft gewesen bin, oder den folgenden Tag in Gesellschaft seyn werde. Meine Träume sind immer untrügliche Prophezeyungen von meinem künftigen Vergnügen.

Ich schlafe frölich bis zum Morgen,
Vor Furcht und Traurigkeit verborgen,
Von falschen Träumen unentdeckt,
Bis mich das Lied der Nachtigallen weckt.
Ich werde nicht von finstern Sorgen,
Die manchen Mann und manchen Greis erschreckt,
Vom Stolze nie, vom Geize nie geweckt.
Mich lehren auch des Schlafes Phantaseyen
Die schönste Pflicht, die Pflicht, mich zu erfreuen:
Denn zur Erfüllung dieser Pflicht
Ward mir mein ganzes Leben,
Ward mir der Tag, ward mir die Nacht gegeben.
Vergäß ich einmal diese Pflicht
So wär ich ja der Jüngling nicht.

Mein Schlaf währt nicht gar zu lange, und dieſes aus verſchiednen Urſachen. Ich habe am Tage keine ſo wichtigen und ſchweren Geſchäfte, welche mich ſo ſehr ermüdeten, daß ich durch den Schlaf die verlohrnen Kräfte erſetzen müßte. Ich nehme mich wohl vor einem ſolchen Verluſte in acht; denn ich denke, noch lange jung zu bleiben. Wer mit dem Vergnügen ſo bekannt iſt, als ich, kann auch für Vergnügen nicht müde werden; denn ich ſorge allezeit heute dafür, daß ich mich morgen wieder vergnügen kann. Ich genieße alſo den Schlaf eben ſo, wie ich eine Freude genieße, nicht allzulange, damit ich fein bald ein neues Vergnügen empfinden kann. Ich gehe mit den Ergetzlichkeiten, wie mit den Schönen um, ich liebe ſie alle, und behaupte doch immer meine Freyheit. Wenn ich ſpäter erwachte, ſo würde ich, wie der größte Hauſe der Menſchen, Vergnügungen entbehren müſſen, die mir angenehmer, als der ruhigſte Schlaf, ſind. Ich bin kein Hofmann, der die Sonne niemals hat aufgehen ſehen.

Sobald ich erwache, ſpatziere ich in den Garten. Um dieſe Zeit ſtreitet die Dämmerung gemeiniglich noch mit dem Lichte, das vor der Morgenröthe vorhergeht. Wie angenehm iſt mir nicht dieſe Dunkelheit, welche vor dem anbrechenden Tage zuſehends immer mehr und mehr abnimmt, und ſich nur in dem Garten, auf dem ich wohne, noch alsdann zu verweilen ſcheint, wenn ſie ſchon von der ganzen Erde entflohen iſt, weil ſie, ſo zu ſagen, von den hohen und finſtern Caſtanienbäumen in ihrer Flucht aufgehalten wird. Die Stille, die noch in allen Gegenden herrſcht, iſt nicht ſo ſchrecklich, als die Stille der Nächte, ob ſie gleich den Geiſt mehr zufrieden, als frölich macht. Zuweilen erwecket ſie einige ſtolze Gedanken in mir. Um dieſe Zeit, denke ich bey mir ſelbſt,

wachen

wachen wohl wenig Menschen, um ihre Seele durch die Betrachtung der Natur und ihrer Schönheiten aufzuheitern. Es werden wohl Menschen genug wachen, welche ihre Schätze bewahren, die sie am Tage so wenig, als in der Nacht gebrauchen wollen; Menschen genug, die durch ihre Processe aus dem Schlafe geweckt werden; Menschen genug, die in aller Eil aufwachen, allerley geträumte Projecte am Tage auszuführen: Du aber bist unter den wenigen, die ihr Vergnügen munter gemacht hat. Wenn ich dieses denke, so werde ich mir selbst so groß und so glücklich, daß ich niemanden beneide. Der Morgen ist in seinen verschiednen Auftritten eins der prächtigsten und unbekanntesten Schauspiele der Natur. Die Stille, die ich schon beschrieben habe, wird endlich durch die Gesänge der Vögel unterbrochen. Alle Gegenden scheinen nach und nach aus ihrem Schlummer zu erwachen, und der Sonne entgegen zu sehen, die sie ausschmücken soll. Ich, der ich um mich herum die Finsternis weichen sehe, warte auch auf die Sonne, so begierig, als ob eine Krone mein Preis seyn würde, wenn ich sie unter allen Menschen zuerst sähe. Die Morgenröthe verkündigt ihre Ankunft; neben mir fällt der Thau wieder, und erfrischt mich so sehr, als ob ich selbst eine Blume wäre. Ich sehe das Gras und die Blumen immer heitrer und heitrer werden, so wie das Licht auf der Erde immer mehr und mehr zunimmt. Endlich erblicke ich die Sonne von fern an den Spitzen der Thürme, die sie blendend macht; allein ich wende meine Augen mit der größten Geschwindigkeit von ihnen hinweg, damit ich die Sonne auf einmal auf die Erde treten sehen will. Frölicher kann man nicht seyn, wenn man einen König im Triumphe in seine Stadt einziehen sieht, als ich bin, wenn ich die Sonne erblicke, wie sie auf einmal den ganzen Erdkreis verherrlichet.

Sie kömmt: Das Volk furchtſamer Träume,
Die Nacht und Phantaſie gebiehrt,
Verſteckt ſich in die finſtern Bäume,
Bis irgend, von der Lieb und Zärtlichkeit geführt,
Ein Seladon zu ihnen ſich verliert,
Wo ſie ihn dann aus Linden, und aus Eichen
Freundſchaftlich überſchleichen.
Sie kömmt, und Wald und Berg und Thäler grüßen ſie,
Die Blumen öffnen ſich liebkoſend ihr entgegen,
Der frühe Landmann kömmt und ſät den künftgen Seegen.
Und preiſt ſie, daß ſie ſcheint, doch nur des Nutzens wegen,
Und ihrer Schönheit wegen nie.
Die Hirten ſingen bey den Schafen.
Selbſt der Verliebten Volk, das oft in ſeiner Nacht
Gewacht, geſchlafen, und erwacht,
Und müde wieder eingeſchlafen,
Scheint, da die Sonne kömmt, den langen Schlaf zu ſtrafen;
Ermuntert ſich aus ſeiner Ruh
Und denkt: uns ſieht die Sonne zu,
Verſuchet aufzuſtehn, und ſinket wieder nieder,
Allein man ſagt: ſie ſchliefen dann nicht wieder.

Ich gehe mit dem heiterſten Geſichte auf und nieder, und betrachte die Schönheiten, welche die Natur über den ganzen Garten und die umliegende Gegend ausgebreitet hat, und denke nur ſelten an die Kunſt der Menſchen, welche neben der Natur nicht hat müßig ſeyn wollen. Endlich werde ich ſo voll Freude, daß meine Seele die einzelnen Vergnügungen, die ich empfinde, nicht alle mehr deutlich denken, und von einander unterſcheiden kann. Ich gehe unter eine alte heilige Linde, und werfe mich in das Gras; ich überlaſſe mich einem unbeſtimmten Vergnügen, und alle meine Gedanken, die alsdann keine Worte mehr ausdrücken können, ſind nichts, als Freude. Horaz und Hagedorn, die immer bey mir ſind, unterbrechen dieſe Freude, ich leſe ſie; wie glücklich verſtehe ich in dieſen Stunden der Empfindung alles,

was

was ſie ſagen! Es iſt kein Wunder; denn ſie ſchrieben nichts, was ſie nicht empfanden.

Wenn die Hitze kömmt, ſo verberge ich mich vor ihr am Waſſer unter den Schatten der Bäume. Wie dankbar wird ein vergnügtes Herz im Mittage gegen die Natur, daß ſie Bäume gepflanzt hat! Alsdann ſehe ich eine alte Linde oder Eiche, unter welchen ganze Geſchlechter ſchon Schatten gefunden haben, und noch ganze Nachkommenſchaften Schatten ſuchen werden, mit einer Ehrfurcht an, die ich unzähligen Menſchen verſage, weil ſie der Welt nicht ſo viel nützen, als ein Baum. Vielleicht iſt ein Freund bey mir, und alsdann vergeſſe ich nicht, daß die Bäume Zeugen der Freunde und der Verliebten ſind.

Dann ſchwatzen wir von Freundſchaft und von Küſſen,
Ermahnen uns, das Leben zu genießen,
Weil wir die Kunſt, es zu gebrauchen, wiſſen.
So reden wir zwar ſtets von einerley;
Die Lehr iſt alt; uns wird ſie immer neu.
O redeten die Schwätzer der Gelehrten
Nur ſtets ein ſolches Einerley!
Ich ſchwöre bey der Luſt: Wir hörten
Alsdann noch auf ihr Einerley.
Der Tag vergeht; wir reden noch von Liebe.
Die Bäume fühlen uns und fühlen ihre Triebe,
Und kühlen uns erkenntlich ab.
Der Bäume Volk behorcht uns in den Zweigen,
Und ſinget mehr, als ſonſt, um uns zu überzeugen,
Daß die Natur ihm auch Empfindung gab.
Das Chor der Vögel ſingt in das Geſpräch von Küſſen,
Hüpft von dem Gipfel ſchnell herab,
Und lehrt uns, daß ſie auch ihr Leben zu genießen,
Und unſre Kunſt, die Kunſt, zu lieben, wiſſen.

Ich

Ich wollte noch von meinem Nachmittage und Abende reden. Allein ich ſehe von fern ſchon wieder einen Boten von meinem Verleger, der mir meine Arbeit abfordern ſoll. Hier iſt ſie; ich will aufhören. Der Abend allein verdient ſchon, daß ich mehr von ihm ſage, als der Raum faſſen kann, den allenfalls auch ein Stock ausfüllt.

Bey dem Verleger dieſer Blätter iſt folgendes zu haben:

Thereſiade ein Ehren-Gedicht, durch den Herrn Franz Chriſtoph von Scheyb in Gaubikolheim, groß 4. Wien 1747. a 4 rthl.

Menoza, ein aſiatiſcher Prinz, welcher die Welt umher gezogen Chriſten zu ſuchen, beſonders in Indien, Hiſpanien, Italien, Franckreich, Engelland, Holland, Teutſchland und Dännemark, aber des geſuchten wenig gefunden, 3 Theile, 8 Copenhagen 1747. a 1 rthl. 4 gl.

Theatraliſche Wercke, durch J. Elias Schlegel, 8 Copenhagen 1747. a 7 gl.

Natur-Lehre der Venus, 8 Copenhagen 1747. a 3 gl.

Lucii Annäi Senecä, Abhandlung von der Kürtze des Lebens und Troſtſchrift an Marcien, 8 Hannover 1747. a 4 gl.

Abbildung des Königes Carl I. in ſeinen Drangſalen und gefänglicher Verwahrung, aus den Engliſchen überſetzt, 8 Dreßden, 1747. a 12 gl.

Johann le Clercs Unterſuchung des Unglaubens, nach allen ſeinen allgemeinen Quellen und Veranlaſſungen ꝛc. 8 Halle 1747. a 9 gl.

Druckfehler:

Im 25 Stück. Auf der 188 Seite lies in der 6ten Zeile Tadkr an ſtatt Todter

Der Jüngling.

Sieben und zwanzigſtes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 28 Jun. 1747.

Ich blieb, wenn ich mich nicht irre, in meinem letzten Blatte bey dem Vergnügen ſtehen, das ich des Nachmittags auf meinem Garten genieſſe. Der Garten iſt mein, weil ich mich darinnen erfreue; denn mir gehört alles, ſo gut als ein Eigenthum zu, woran ich ein Vergnügen finde. In meiner Erzählung ſchwatzte ich mit einem Freunde von Freundſchaft und von Küſſen, und die Bäume und die Vögel hörten unſern Geſprächen zu. Dieſes geſchieht oft; zuweilen aber geſchieht es auch, daß ich allein und ohne Freund bin.

Alsdenn werd ich ein Seladon,
Und werfe mich ins Gras an kühlen finſtern Bäumen,
Und rufe den verborgnen Träumen.
Die Träume kennen mich, und meine Stimme ſchon,
Und kommen gleich aus Linden und aus Eichen,
Mich angenehm zu überſchleichen.
Ich bin der loſen Schelme Spott,
Sie meynens gut; den Spott kann ich vertragen,
Wer Sorgen träumt; der nur mag ſich beklagen.
Der eine wird ein kleiner Liebesgott,
Zeigt mir Geſtalten junger Schönen,
Die ſich dem Scheine nach nach meinen Küſſen ſehnen,
Und wenn ich küſſen will, entweichen und mich höhnen.
Er führet ſie von ihrer Flucht zurück,
Ich, frölich gnug, daß ſie die Flucht bereuen,
Sag ihnen tauſend Schmeicheleyen,
Und ſag es heilig zu, mich ihnen ganz zu weihen.

Sie ſcheinen mir gerührt: ſchon hoff ich auf mein Glück:
Was werd ich, denk ich, nicht empfinden;
Allein noch dieſen Augenblick
Läßt er, der kleine Schalk, die Schönen mir verſchwinden.
Ein andrer wird ein Bacchus, welcher trinkt,
Sein Glas oft leert, und um mich hüpft und ſingt,
Und das, was man am Weine preiſet,
Durch ſeine Frölichkeit beweiſet.
Er trinkt ſo oft, bis er mich lüſtern macht,
Er bringt das Glas; ich will es nehmen,
Mit einem Zug ihn ſelbſt, den Bacchus zu beſchämen;
Allein er nimmt ſein Glas, und trinkt, entweicht und lacht.
Alsdenn möcht ich den Träumen gern befehlen,
Mich nicht im Scherze ſo zu quälen;
Allein ſie laſſen ſich nicht allezeit befehlen.
Ein andrer kömmt, als ein Apoll,
Der Lorber zeigt ihn mir; von ſeinem Hauche voll
Fühl ich, daß ſich poetiſche Gedanken
In der begeiſterten entzückten Seele zanken,
Wen ich zuerſt von ihnen wählen ſoll.
Dann denk ich bey mir ſelbſt: Die Welt muß viel entbehren!
Wenn nur gleich Schreiber bey mir wären,
Ich dichtete den Deutſchen auch zu Ehren,
Und beſſer noch, als viele thun,
Die immer reimen, und nicht ruhn,
Und ſprächen gleich noch tauſend kluge Richter:
Das ſind elende Dichter!
Vielleicht verſchlief ich ſo den ganzen Nachmittag,
Weil ich die Träume leiden mag.
Mich kann kein Weſt; kein Vogel kann mich wecken.
Die Träume, die dieß ſehn, beſchlieſſen, mich zu ſchrecken,
Um aus dem Schlafe mich zu wecken.
Sie zeigen mir nur eines Narren Bild.
Ich werde gleich von Furcht erfüllt.

Was

Was könnt er ſelbſt nicht thun? ſo viel thut ſchon ſein Bild.
Mein Schlaf fängt an, unruhiger zu werden,
Und meine lachenden Geberden
Läßt er zu finſtern Mienen werden.
Ich wach erſchrocken auf, ſchnell, wie der Geiz erwacht,
Der wegen ſeines Golds ſich ſchlafend Sorgen macht,
Und ängſtlich denkt, daß Räuber ſchon gekommen,
Und ihm ſein Gold, ſein einzig Glück genommen.

So weis ich dasjenige wieder einzubringen, was ich mir in der Nacht von meinem Schlafe entziehe, weil ich vergnügt ſeyn will. Man darf ſich nicht wundern, daß mich die Träume im Schlafe ſo ſehr aufziehen, und meiner ſpotten. Es iſt eine kleine Strafe dafür, daß ich in meinen Blättern ſo viel von Küſſen und vom Weine ſage. Ich rede ſo viel davon, daß man glauben ſollte: ich küßte und tränke faſt alle Stunden, und es geſchieht doch, die Wahrheit zu ſagen, ſelten. Es läßt ſich auch in Schriften leichter küſſen und trinken, als in der That; die Schönen und auch der Wein ſind nicht ſo willig mit ihren Gunſtbezeugungen, als ſich vielleicht die meiſten jugendlichen Schriftſteller rühmen.

Wenn ich erwacht bin, ſpatziere ich im Garten herum, und ſuche die jüngſten Roſen, und andre Blumen, Kränze und Sträußer daraus zu winden. Denn ich weis es, daß gegen den Abend einige Frauenzimmer in den Garten kommen, die ich ſchon genannt, aber nicht beſchrieben habe, wie ſie es verdienen, und wie ich ſie nicht beſchreiben kann. Ich gehe ihnen mit Blumen entgegen, Phyllis und Sylvia kommen. Meine Seele wird nunmehr von einer ganz neuen Art der Freude eingenommen. Es iſt wahr, der Anblick einer blühenden muntern Natur iſt fähig, uns aufzuheitern; allein der Anblick blühender und munterer Frauenzimmer ſcheint doch einen ſtärkern Ein-

druck zu machen. Ohne Zweifel rührt es daher, weil ich allein empfinde, wenn ich die frölichе Natur erblicke; ich kann ihr meine Freude nicht mittheilen, und ſie iſt nicht fähig, meine Dankbarkeit zu fühlen. Das Frauenzimmer aber iſt der Empfindung meiner Erkenntlichkeit fähig, und dieſe ihre Fähigkeit vergrößert mein Vergnügen.

Zwo junge Schönen ſpät im Kühlen,
Zwo Schönen, welche ſchon die feinſten Scherze fühlen,
Die, was ſie ſind, aus unſern Blicken ſehn,
Und Seufzer halb und halb verſtehn,
Die, wenn wir uns die Mühe nehmen wollen,
Die wir uns, wie mich dünkt, bey ihnen nehmen ſollen,
Vielleicht auch mehr noch lernen wollen,
Die können nichts, als Glück, mir prophezeyn;
Ich würde, wollt ich mich bey ihnen nicht erfreun,
Euch, Jugend und Natur, entweihn!
Ließ ich die ſchöne Zeit hier ungebraucht verflieſſen,
Bemüht ich mich itzt nicht nach beyder Schönen Küſſen.
Geſetzt, ich ſollte mich umſonſt bemühen müſſen;
So würden ſie mir dann nur Unglück prophezeyn;
So wär ich werth, mich niemals mehr zu freun,
Und mehr noch, als ein Greis, ein Stoiker zu ſeyn.

Phyllis iſt eine muntre lebhafte Schöne, und in den Jahren, wo auch ein Frauenzimmer, das nicht ſchön iſt, wegen der Reizungen der Jugend gefallen kann. Die Munterkeit ihres Geiſtes iſt einer der vornehmſten Züge in ihrem Charakter. Mich dünkt, daß ich ziemlich munter bin; allein ich ſcheine, gegen ſie betrachtet, ein ernſthafter tiefſinniger Philoſoph zu ſeyn. Wenn man die Frölichkeit, die ein wenig muthwillig iſt, gemahlt haben wollte, ſo wüßte ich kein Original, nach welchem ſie ähnlicher abgebildet werden könnte, als meine Phyllis. Ihre Augen ſind der Scherz ſelbſt, und ſo bald man ſie

nur

nur angesehen hat, so sollte man schwören, daß sie entweder den Augenblick vorher einen muntern Einfall gesagt hat, oder den Augenblick darauf einen sagen werde. Gewisse Frauenzimmer lachen sehr oft blos aus der Ursache, weil sie nicht wissen, was sie ihrem Gesichte sonst für eine Mine geben sollen; ihr Gesicht bleibt die meiste Zeit lachend, weil sie immer eine Ursache zum Lachen weis. Sie sagt sehr gern Spöttereyen; allein es sind angenehme Spöttereyen, die man lieber als tausend Lobsprüche von andern hört. Sie hat so viele Einfälle, daß man mit den seinigen nicht vor den ihrigen aufkommen kann, und dennoch ist sie eine Meisterinn in der Kunst, sie auf eine solche Art vorzubringen, daß sie uns niemals beschwerlich werden. Man sieht, daß sie mehr Witz besitzt als wir, und man wird nicht verdrießlich, daß sie mehr Witz hat. Sie hat mich oft so weit gebracht, daß ich stille schweigen, und mich auf eine zärtliche Art zornig anstellen müssen: Allein mein Zorn ist sogleich durch eine einzige Mine beschämt und besänftigt worden.' Sie hat Anbeter; allein sie ist über die Ehre schon lange weg, Anbeter zu haben, und wenn sie eine Hofstadt von Liebhabern gern sieht, so geschieht es darum, weil sie eine Gelegenheit mehr haben will, munter und scherzhaft zu seyn. Ich bin, wie ich schon gesagt habe, mit ihr im Garten. Kein Ort ist zu Gesprächen von der Liebe bequemer, als ein Garten, und ich bediene mich der Gelegenheit, die mir der Ort anbietet, von der Liebe zu reden, wie es einem Jünglinge gebührt. Wollen sie mich nicht ein wenig lieben, meine Phyllis? Eine Liebeserklärung, die nicht versteckt ist! Warum nicht, mein lieber Jüngling? antwortet sie. Warum eben ein wenig? Weil sie es verlangen, will ich sie ein wenig lieben; hätten sie mehr verlangt, so wollte ich sie mehr lieben. Sie sollten dreister mit ihren Bitten seyn; denn einmal können sie gewiß seyn, daß sie erhöret werden. Kann ich gewiß seyn? Gut, ich will mehr verlangen, sage

ich; die Blumen will ich mir ausbitten, die an ihrem Busen wieder aufblühen. Verlangen sie nichts mehr als Blumen, versetzt sie? die müssen sie sich nicht ausbitten; die müssen sie sich ohne Umstände nehmen, wenn sie können. Nunmehr suche ich mich der Gewalt zu bedienen, die sie mir freywillig gegeben hat; ich will mich der Blumen bemächtigen: allein alle meine Mühe gereut mich bald. Sie flieht, ich eile ihr nach; sie läßt sich aufhalten, und verschwindet mir, wenn ich schon die Blumen zu erbeuten glaube, wieder aus den Händen. Mein armer Jüngling, sagt sie dann mit einer mitleidigen Stimme, warum nehmen sie denn die Blumen nicht; ich muß mich wohl ihrer erbarmen, und sie ihnen geben, damit sie sich nicht so bemühen dürfen. Der arme Jüngling! Ich setze mich in das Gras;

Sie setzt sich muthig zu mir hin,
Und scheut sich nicht dafür, daß ich ein Jüngling bin,
Und sie sind nichts als reizende Gefahren.
Die Bäume, welche nie was heimlichs offenbaren,
Wehn rauschend über uns. Der murmelt mir der Bach
Die schnellverstandnen Seufzer nach.
Die wache Nachtigall empfindet auch mein Ach,
Und seufzt es zärtlich nach.
Doch trotz den reizenden Gefahren,
Weis Phyllis sich mit Frölichkeit,
Mit scherzender Bescheidenheit
Vor ihnen glücklich zu bewahren.
Mein Auge seufzet schon; ihr Auge seufzt mit ihm,
Mein Auge trauet ihr, und ich bin ungestüm.
Von meiner Lust, von Liebe hingerissen,
Bemüh ich mich den schönsten Mund zu küssen.

Allein meine Bemühungen sind wieder ohne die gewünschte Wirkung. Nicht so geschwind, mein lieber Jüng-

Jüngling, sagt sie mit einer kleinen boshaften Mine zu mir; zu den Küssen ist immer noch Zeit. Sind sie nicht zufrieden, daß ich mit ihnen seufze?

Sylvia hört unserm Zanke aufmerksam zu, und scheint alles, was ich gesagt habe, zu verstehen; allein sie versteht es mit einer Unschuld, die ihrer Jugend anständig ist. Wenn sie einige Jahre jünger wäre, so würde ich sie das Lied meines Hagedorns singen lehren:

Als mich die Mama
Hänschens küssen sah,
Strafte sie mich ab.
Doch sie lachte ja,
Als ihr der Papa
Heut ein Mäulchen gab.

Ich will mich an der artigen Bosheit meiner scherzenden Phyllis rächen, und sage ihr die zärtlichsten Schmeicheleyen vor, die ich in der Unordnung denken kann, in welche mich ihre Führerinn gebracht hat. Lassen sie sich küssen, meine kleine Sylvia; sie sind jünger, als Phyllis. Geben sie doch dem Alten seine Ehre, sagt Sylvia, mit einem scherzhaften Gesichte zu mir, welches sie ihrer Begleiterinn abgelernt hat. Wenn ich älter wäre, so glaube ich, weigerte ich mich nicht. Weil mir aber meine Führerinn mit ihrem Beyspiele vorgeht, so will ich ihr folgen. Recht so, meine liebe Sylvia, sagt Phyllis mit einer triumphirenden Mine; Morgen ist wieder ein Tag; der Herr Jüngling wird so ungeduldig nicht seyn. Itzt wird es schon dunkel, und wir müssen in die Stadt zurück.

Bey dem Verleger dieſer Blätter iſt folgendes zu haben:

A. G. M. Verſuch, die Nothwendigkeit der nähern Offenbarung zu erweiſen, ohne ſich auf die Lehre von der Unſterblichkeit der Seele, oder von der Genugthuung zu gründen, 8 Halle 1747 a 5 Ggr.

Köchers, (D. Joh. Chriſt.) Anleitung zu der Erkenntniß der Vollkommenheit und Wahrheit der Chriſtl. Religion, 8 Braunſchweig 1747 a 8 Ggr.

Oederi (Ge. Lud.) Animadverſiones Sacræ, 8 Brunsv. 1747 a 16 Ggr.

Hagemanns, (Laurent.) Sammlung göttlicher Zeugniſſe, von dem Leiden Jeſu, 8 Hannover 1747 a 12 Ggr.

Der Findling, oder merkwürdige Begebenheiten des Ritters von Rexert, aus dem Franzöſiſchen überſetzt, 8 Breßlau 1747 a 12 Ggr.

Entwurf einer Staatskunſt, worinn die natürlichſten Mittel entdecket werden, ein Land mächtig, reich und glücklich zu machen, 8 Franckfurth 1747 a 5 Ggr.

Häberlin, (Fr. Dem.) gründliche hiſtoriſch-politiſche Nachricht von der Republick Genua, den Urſachen ihres itzigen Schickſals, und umſtändliche Beſchreibung des letztern noch dauernden Aufſtandes in derſelben, 8 Hannover 1747 a 8 Ggr.

Watts, (D. Iſaac) Reden über allerhand Glaubens-Lehren und Lebens-Pflichten, 8 Gotha 1747 a 10 Ggr.

Herrn Peters von Muſchenbroek Grundlehren der Naturwiſſenſchaft, aus dem Lateiniſchen überſetzt, 8 Leipzig 1747 a 1 Rthlr. 16 Ggr.

Du Halde, (Joh. Baptiſta) ausführliche Beſchreibung des Chineſiſchen Reichs, und der großen Tartarey, Erſter Theil, mit Kupfern, 4 Roſtock 1747 a 3 Rthlr.

Kellners, (David) XVI auserleſene Lauten-Stücke, beſtehend in Phanthaſien, Chaconnen, Rondeau, Giga, Paſtorel, Paſſepiet, Campanella, Sarabande, Aria & Gavotte, 4 Hamburg 1747 a 16 Ggr.

Holbergs (Herrn Ludw.) Jüdiſche Geſchichte, von Erſchaffung der Welt bis auf gegenwärtige Zeiten, aus dem Däniſchen überſetzt, 4 Altona 1747 a 3 Rthlr.

✡ ✡ ✡

Der Jüngling.

Acht und zwanzigstes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 5 Jul. 1747.

Ich kann nicht sagen, was es einem [illegible]steller für eine Freude ist, wenn ihm zuweilen zu gelegner Zeit Briefe eingesendet werden. An mich laufen ohne das nicht so viele Briefe ein, als andre wöchentliche Scribenten erhalten; denn wer wird an einen jungen Menschen, wie ich bin, Briefe schreiben? Raths erholen kann man sich bey mir nicht; denn ich bin weder gelehrt noch alt; beklagen darf man sich gegen mich nicht, weil man aus meiner Neigung zur Freude wohl schließen kann, daß ich mich mit Klagen nicht vermenge. Dieses ist für meine Leser so schlimm nicht, als für mich. Man mag sich also nur sehr große Begriffe von meiner Erkenntlichkeit gegen einen alten beleidigten Elias Grau machen, von welchem ich ein Schreiben erhalten habe. Ich würde ohne dieses Schreiben heute sehr verdrießlich gewesen seyn, wenn ich auch diesen Nachmittag für die Welt hätte denken müssen, und nicht in der Gesellschaft meiner Irenen mit den blauen Augen seyn können. Ich glaube, heute hätte ich mein Versprechen gebrochen, die Lächerlichen drey Monate lang zu schonen. Ich habe zeither einige im Enoch Richterischen Garten gesehen, die es mir wenig Dank hätten wissen sollen, daß ich sie gesehen. Man hätte einander von dem Billardzimmer bis zum obersten Kegelschube ihre Nahmen heimlich zumurmeln sollen. Denn außer diesem Garten sind sie nicht bekannt. So grausam würde ich noch nie gewesen seyn! Allein ich bin völlig wieder besänftigt. Hier ist der Brief, dem sie das Glück zu danken haben, daß ich nicht weiter an sie denken werde.

Mein Herr,

Ich habe es in meinen alten Tagen nicht zu erleben geglaubt, daß ich an meiner Tochter, die ich mit so vieler Sorgfalt erzogen habe, so viel Herzeleid sehen sollte. Ich gehe noch sehr höflich mit ihnen um, mein Herr, wenn ich sie nur einen frechen und unverschämten jungen Menschen nenne. Sie sind also mit meiner Tochter im Garten gewesen, sie haben ihren Nahmen umgetauft, sie haben ihr von Liebe und von Küssen vorgeredet, sie haben sich mit ihr ins Gras gesetzt? Das ist schön; das gefiele mir! Ich habe schon seit einiger Zeit einen Argwohn bekommen, daß meine Tochter mit jemanden ein heimliches Verständniß unterhalten müßte. Die vorige Woche bin ich zu meinem Glücke hinter dieses Verständniß gekommen. Ich bin zu einem guten Freunde mit meiner Frau zu Tische gebeten. Wir sitzen bey einander und plaudern von unsern Geschäfften, als der Diener hinein tritt, und ein Blatt von ihrer Arbeit bringt. Ich bekümmre mich nicht darum; denn was gehn mich alle gedruckten Sachen an? Die Frau meines Freundes nimmt es, liest darinnen, zeigt es ihrem Manne, und lacht. Ich gebe nicht darauf Achtung: es hätte mirs ein Geist sagen müssen, daß mich ein solches Blättchen was angehen sollte. Allein sie lachen immer mehr, sie zischeln mit einander heimlich, und lachen wieder. Endlich werde ich neugierig und frage: Warum sie so heimlich reden, und lachen? Es ist nichts, Herr Gevatter, sagt mein Freund; es ist eine Art lustiger Zeitungen, die hier herauskommen; der Verfasser will alle Frauenzimmer in Leipzig kennen. Hören sie nur, was er erzählt, es ist als wenn er ihr Lorchen und ihre kleine Muhme kennte. Den Augenblick ahndet mir etwas schlimmes. Ich lese das verdammte Blatt, und siehe die Phillis ist meine Tochter leibhaftig. Ich habe sie so sehr gehütet, und mich in Acht genommen, daß sie von keiner Mannsperson in der Welt gesehen werden soll, und dennoch muß das Schicksal einen her-

führen

führen, der mit ihr bekannt wird, und der noch dazu alle Wochen solche liederliche Blätter schreibt. Wie groß ist nicht schon die Verführung in der Welt geworden! Die Bosheit meiner Tochter ist schon so weit gekommen, daß sie die Bekanntschaft mit ihnen läugnet. Nunmehr sehe ich ein, warum sie ihre kleine Muhme so gern besucht hat. Es wird, ich irre mich nicht, der sieben und zwanzigste Junius gewesen seyn, da ich sie, ohne Zweifel aus einer geheimen Ahndung nicht ausgehen lassen wollte, und da sie mich doch so lange bat, bis ich es ihr ungern erlaubte. Was hätte das für ein Unglück werden können, wenn der Himmel nicht über sie gewacht hätte! Es soll ihr Glücke seyn, mein Herr, wenn zwischen Ihnen und meiner Tochter noch weiter nichts vorgefallen ist, als daß sie von der Liebe mit ihr gesprochen haben. Ohne Zweifel sind Sie der Mensch, der so fleißig bey meinem Hause vorüber geht, und so oft in die Höhe nach meinen Fenstern gafft. Sie können keine guten Absichten haben; denn wenn Sie meine Tochter etwa heyrathen wollten, so kämen Sie zum Vater. Dem Himmel sey Dank, daß ich meine Tochter noch aus einer so großen Gefahr errettet habe. Wenn Sie sie auch heyrathen wollten, so gäbe ich sie Ihnen doch nicht; denn ich habe noch keinen Gelehrten gekannt, der große Capitale nachgelassen hätte, und Sie mögen auch wohl noch nicht einmal ein rechter Gelehrter seyn. Ich will es dem Vater meiner kleinen Muhme schon stecken. Das unschuldige Kind! Einem Mädchen von vierzehn Jahren schon von Liebe vorzureden. Das ist weit in der Welt gekommen! Ich hasse sie von Herzen, mein Herr. Geben Sie sich künftig keine Mühe, Blumen zu suchen, um Kränze zu winden. Meine Tochter wird in keinen Garten mehr kommen. Die Obrigkeit sollte in der That ein Einsehen haben, und dem Buchhändler verbieten, solche verführerische Schriften zu drucken. Sie wären eine Gesellschaft für meine Tochter! Sie ist so lustiger und freyer, als ich wünsche, und als meine Mutter und Großmutter nicht

gewesen sind. Unterstehen Sie sich nicht, ihr Verständniß mit meiner Tochter fortzusetzen, oder ich beklage mich am gehörigen Orte. Man wird Sie doch noch zwingen können, ehrlichen Vätern keine Sorge zu machen. Ich bin

Mein Herr,

ein beleidigter Vater

Elias Grau.

Es ist mir nicht lieb, daß Herr Elias Grau unschuldiger Weise von mir beleidigt worden ist, und eine Tochter hat, welche meiner muntern Phyllis so ähnlich ist, und den Augen eines solchen Freundes des schönen Geschlechtes, als ich bin, verborgen bleiben soll. Denn ich muß zu meiner Rechtfertigung sagen, daß der Vater meiner Phyllis ein Mann ist, der ein besser Vertrauen zu der Tugend seiner Tochter hat, als daß er glauben sollte, sie würde erst alsdann sicher seyn, wenn sie bewacht würde. Ich bedaure das arme Lorchen. Ich möchte die väterlichen Verweise wissen, die er ihr gegeben hat, wenn er noch höflich mit mir umgeht, wie er sagt, da er mich einen frechen und unverschämten jungen Menschen nennt. Ich glaube, daß die Munterkeit dieses Frauenzimmers sie wider eine allzugroße Traurigkeit beschützt haben wird. Es ist ein Glück für mich, auch auf eine solche Art zu erfahren, daß zwey artige Frauenzimmer in der Welt mehr sind, die ich kennen lernen kann. Ich mache mir Hoffnung dazu; man wird solches aus dem Briefe sehen, den ich an Lorchen schreiben will.

Liebenswürdiges Lorchen,

Was denken Sie von dem Jünglinge? Er ist Ihnen nicht so bekannt gemacht worden, als er Ihnen bekannt zu werden versucht haben würde, wenn er von Ihren Reizungen nur einigermaßen unterrichtet gewesen wäre. Der Brief von Ihrem Herrn Vater hat mich traurig gemacht, und vielleicht ist es das erstemal gewesen, daß ich traurig geworden bin. So viel vermögen Sie schon über mich,

da ich sie noch nicht kenne. Ich richte mich damit auf, daß eine kleine Ueberlegung Ihnen ihr Leiden, das Ihnen meine unschuldige Abbildung der muntern Phyllis zu gezogen hat, erträglich gemacht haben wird, weil dasselbe ein sichrer Beweis ihrer Reizungen ist. Sie würden weniger bewacht werden, wenn sie weniger schön wären. Es ist nichts billigers, liebenswürdiges Lorchen, als daß ich suche, Sie kennen zu lernen, damit sie erfahren mögen, wie empfindlich mich der Zufall, an dem ich so unschuldig bin, gerührt hat. Es ist solches nöthig; denn ob ich mir gleich sehr vortheilhafte Vorstellungen von Ihnen mache, so bin ich doch stets in der Gefahr, zu wenig von Ihnen zu denken. Wenn Sie dem Jünglinge geneigt sind, so können Sie mir die Mühe erleichtern, mit Ihnen bekannt zu werden. Lassen Sie mich ihre Wohnung wissen, artiges Lorchen. Ich muß ja Ihren Herrn Vater überführen, daß Sie sich nicht ins Gras zu mir gesetzt haben. Er wird mir meinen Besuch nicht übel aufnehmen können, weil ich derjenige nicht bin, der so oft nach ihren Fenstern in die Höhe gegafft hat. Sie sind zu aufgeweckt und munter, als daß sie grausam seyn, und dem Jünglinge seine Bitte abschlagen könnten. Ich bin,

Liebenswürdiges Lorchen,

ihr unbekannter Bewunderer,

Der Jüngling.

Ich will noch einige Briefe hersetzen, die ich erhalten habe, und einige andre beantworten. Man wird es mir vergeben, daß ich die Schmeicheleyen drucken lasse, die mir ein Frauenzimmer in ihrem Briefe sagt, weil ich so aufrichtig bin, und der Welt ein andres Schreiben mittheile, in welchem mir die Nachricht gegeben wird, wie ich ausgescholten werde.

Mein Herr Jüngling,

Sie sind ein kleiner artiger Schwätzer, dem ich mit Vergnügen zuhöre, wenn er vom Frühlinge, vom Mor-

gen, vom Weine, und ſo gar von der Liebe ſpricht. Ich wünſchte mir Ihren Umgang an der Stelle eines Magiſters, den ich ſo oft um mich leiden muß, weil er meine Brüder informirt. Das iſt ein Unglück, welches eine kleine Bitte an Sie verurſacht. Sagen Sie doch in ihren Blättern etwas wider die philoſophiſchen Schwätzer in Geſellſchaften. Ich habe ſo viel Gutes von der Philoſophie gehört, daß ich wünſchte, es möchte die Philoſophie das nicht ſeyn, was dieſer Magiſter Philoſophie nennt. Ich habe ihn ſchon länger, als ein halbes Jahr vom anſchauenden und figürlichen Erkenntniſſe, von idealiſchen und wirklichen Qualitäten, vom Ganzen und von Theilen, von Mitteln und Zwecken ſprechen hören, und ich verſtehe von ſeiner Sprache noch nichts. So reden Sie, mein Herr, von den Schönheiten der Natur und vom Vergnügen nicht, und Bruyere drückt ſich anders aus, wenn er die Sitten der Menſchen abbildet. Neulich fragte ich ihn, ob er den Jüngling kennte. Ja, verſetzte er mit einem idealiſchen oder figürlichen Geſichte; denn ich ſtelle mir nunmehr unter dieſen Worten ſo etwas wunderliches vor, als ſeine Mine war. Ich habe darinnen geblättert, ſagte er; es iſt gut Deutſch, aber nicht Zweckmäſſig. Wenn ſie dergleichen Leute abſchildern, ſo will ich ihm ihr Blatt vorleſen. Erfüllen Sie meine Bitte; ich will auch dieſe Nacht von Ihnen träumen. Ich bin

Mein Herr Jüngling,

ihre fleißige Leſerinn

Emilia.

Mein Herr Jüngling,

Ich ſehe mich aus Freundſchaft gegen Sie genöthigt, Ihnen eine kleine Nachricht zu geben. Ein Mann mit einer langen Perücke, die er mit der Mine eines groſſen Geiſtes, welcher nichts denkt, fleiſſig auf die Schultern zurück wirft, hat das Urtheil von Ihnen gefällt, daß

Ihre

Ihre Blätter schlecht wären. Dieser Mann bildet sich ein, daß sein Urtheil wichtig sey, und er verdient darum schon, daß sie etwas gegen ihn sagen. Ich bin,

Mein Herr Jüngling,

ihr beständiger Freund

A. G.

Ich werde nichts gegen ihn sagen, weil Leute, die sich einbilden viel zu gelten, schon durch ihre Einbildung ihre Urtheile ungültig machen können. Ich wundre mich über sein Urtheil nicht; denn er hat mein erstes Blatt gelesen, welches ihn wider mein Verschulden hat beleidigen müssen.

Ich bin einer Henriette Menschenfreundinn schon lange auf einen Brief die Antwort schuldig. Sie ist eine alte Jungfer von sechzig Jahren, welche noch keinen Anbeter aus unserm Geschlechte gefunden hat. Sie wendet sich an mich, weil sie vielleicht glaubt, daß die Schriftsteller in ihrem Geschmacke so zärtlich nicht sind. Sie giebt sich für eine große Freundinn unsers Geschlechtes aus; es gefallen ihr alle, wie sie vorgiebt. Es ist ihr ein ausländischer Mund so angenehm, als ein inländischer, und die geschickte Hand eines Musikus gefällt ihr so wohl, als der artige Fuß eines Tänzers. Was meynen meine Leser, das sie mir anbietet? Eine Heyrath mit ihr. Zehntausend Thaler sollen sie in meinen Augen verjüngen, und sie verspricht, neben mir ein Wochenblat die Jungfer zu schreiben. Dieses ist der Inhalt ihres Briefes.

Meine Leser werden es sich gleich einbilden, daß ich über diesen Antrag von Herzen erschrocken sey. Ich sollte mich verheyrathen; ich, der ich noch viele Jahre zu leben habe, ehe ich ein Mann werde; ich, dessen Augen noch frölich und muthig genug sind, alles zu sehen, was

ver-

vergnügt; ich, ſage ich, und eine alte Jungfer; eine alte Jungfer von ſechzig Jahren, eine Jungfer, die zitternde Hände, und blöde Augen hat, und noch dazu eine Jungfer, der alle Mannsperſonen gefallen! Das wäre ein herrliches Paar geworden! Ich hätte eins der ſchönſten Lieder meines Hagedorns ſchänden müſſen, wenn ich den Vorſchlag meiner Anbeterinn eingegangen wäre. Wie würden meine Freunde erſchrocken ſeyn, wenn ich geſungen hätte:

Mein Mädchen mit dem grauen Haare,

Vollendet heute ſechzig Jahre,

Und ich nur zwanzig: welch ein Glück!

Ich wußte alſo kein andres Mittel, dieſer Gefahr zu entgehen, als das Stillſchweigen. Dennoch iſt meine Anbeterinn nicht erzürnt über mich geworden. Sie hat ſich vor kurzem in eine Caroline verwandelt, und mich erſucht, einige Streitigkeiten zwiſchen ihr und ihrer Mutter zu ſchlichten. Dieſe Verwandlung beweiſen mir die Aufſchrift und das Siegel beyder Briefe, die von einer Hand herrühren. Sie hat vielleicht geglaubt, daß ich mir Mühe geben würde, ſie kennen zu lernen, wenn ſie die Geſtalt einer jungen Tochter annähme. Allein ich habe ein ſcharfes Geſicht; ich mag Carolinen nicht kennen lernen, weil ich befürchte, die Henriette Menſchenfreundinn zu ſehen, und der Himmel möchte mir gnädig ſeyn, wenn ſie mich erſt perſönlich kennte! Ich könnte mich nicht vor ihr retten.

Leipzig, bey Johann Wendler.

Der Jüngling.

Neun und zwanzigstes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 12 Jul. 1747.

Meine Freunde wissen es, daß ich in Gesellschaften reden kann, und gegen die Gespräche, mit welchen sie mein Vergnügen unterhalten, erkenntlich bin. Ich verlerne bey ihnen meine Blödigkeit so sehr, daß ich zuweilen plauderhaft werde, wenn ich merke, daß ihnen meine Plauderhaftigkeit eine Freude machen kann. Ich rechne mir in diesem Falle die Schwatzhaftigkeit, welche sonst in meinen Augen ein lächerlicher Fehler ist, zur Ehre. Allein ich habe es sowohl meiner natürlichen Blödigkeit, als dem Unterrichte meines ehemaligen vorsichtigen und klugen Hofmeisters zu danken, daß ich auch schweigen kann. Die Gabe zu reden, ist keine nöthigere Pflicht eines guten Gesellschafters, als die Kunst zu schweigen. Wenn es nöthig wäre, daß man das Geheimniß erfände, den stummen Personen einer Gesellschaft die Zunge so zu lösen, daß sie auf eine menschliche Weise reden lernten; so würde für das Vergnügen der Menschen ein andres Geheimniß eben so zuträglich seyn, den Krähen der Gesellschaft, den Schwätzern, die Zunge entweder ganz abzulösen, oder so kurz zu machen, daß sie weniger sprechen müßten. Wenn die Fertigkeit viel zu sprechen, ohne daß man die Gespräche einer Gedankenlosigkeit beschuldigen kann, ein Zeugniß eines reifen Verstandes und eines muntern Witzes ist, so kann das Stillschweigen ein Merkmal eines Geistes seyn, der einer reifen und anständigen Ueberlegung fähig ist. Der Einfältige, sagt Bruyere, ist ein Narr, der nicht spricht, und darinnen noch erträglicher, als der Narr, welcher redet.

Ein groſser Theil des Ruhmes, daſs ein Mensch zu leben wisse, beruht auf dem Urtheile, welches die Welt von seinem ersten Auftritte in einer Gesellschaft fällt. Es ist demjenigen, der diesen Ruhm sucht, anständig, der Welt durch seine Aufführung zu zeigen, daſs er ihr das Recht zugestehe, ein entscheidendes Urtheil über ihn zu sprechen. Wenn diese Forderung ihn weder kleinmüthig machen, noch ihm ein gezwungenes Ansehen geben muſs, so bald er sich der Welt nähert: So wird ihm ein ehrerbietiges oder bescheidenes Schweigen diesen strengen und unbarmherzigen Richter geneigt machen, ohne daſs er aufhören darf, freymüthig zu seyn. Eine allzugroſse Furcht wäre einem Mistrauen ähnlich, und eine allzugroſse Dreistigkeit und Gewiſsheit, daſs man gefallen werde, würde von einem lächerlichen Stolze nicht unterschieden werden können. Die Welt kann es nicht leiden, daſs man von dem ersten Augenblicke an, da man sich ihr zeigt, vertraulich mit ihr wird. Sie sieht die Vertraulichkeit als eine Wohlthat an, die sie uns nicht eher erzeigt, bis man sich ihrer würdig gemacht hat. Es ist aber ein sehr unsichres Mittel, sie zu verdienen, wenn man in Gesellschaften allzulaut ist.

Diese Wahrheit wird von denen nicht geglaubt, die sich einbilden, daſs sie gefallen, wenn sie in Gesellschaften ein groſses Aufsehen und Getös machen. Sie wollen die Welt zu einem vortheilhaften Urtheile von ihnen nöthigen, ohne zu überlegen, daſs man so wenig über das Urtheil eines Menschen, als über sein Gewissen, herrschen kann. Wenn wir auch ein gutes Urtheil verdienen sollten, so hält sich doch die Welt für berechtigt, einen schlimmen Ausspruch über uns zu thun, so bald wir ein vortheilhaftes Urtheil erzwingen wollen. Die Welt behauptet ihre Freyheit zu urtheilen, oft so gar mit Ungerechtigkeiten. Das ist das gewöhnliche Schicksal derer, welche

welche durch den Lerm, den sie in Gesellschaften machen bemerkt seyn wollen. Sie verkündigen den Gesellschaften, in welchen sie erscheinen, ihre Ankunft von weitem. Sie sind Wetter, vor denen Stürme vorhergehen. Sie brausen in die Gesellschaften. Bruyere hat ihre Aufführung in den Zusammenkünften selbst, so vortrefflich abgebildet, daß ich seine Beschreibung nicht übertreffen kann, wenn wir gleich deutsche Originale wissen, welche die abgebildeten französischen Originale übertreffen.

Wer kann sich versprechen, sagt er, in der menschlichen Gesellschaft, gewissen eitlen, leichtsinnigen, vertraulichen und dreisten Leuten zu entgehen, die allezeit in einer Zusammenkunft diejenigen sind, welche reden, und welchen die andern zuhören müssen? Man hört sie, wenn man noch im Vorzimmer ist, man geht hinein, und kann ohne Furcht seyn, sie zu unterbrechen. Sie setzen ihr Gespräch fort, ohne im geringsten auf diejenigen Achtung zu geben, welche kommen oder gehen, und sie ehren weder den Rang noch die Verdienste der Anwesenden. Sie heißen denjenigen schweigen, der eine Neuigkeit erzählen will, um sie auf ihre Art zu sagen, die sie für besser halten. Sie haben ihre Nachrichten immer von Ministern und andern, die sie nicht kennen und niemals gesprochen haben. Sie nähern sich zuweilen dem Ohre des Vornehmsten in der Gesellschaft, um ihn mit der Nachricht eines gewissen Umstandes zu beehren, den niemand weis, und den die andern nicht wissen sollen. Sie unterdrücken die Namen, um eine Geschichte, die sie erzehlen, unkenntlich zu machen, und die Auslegungen zu verhindern. Vergebens wird man sie bitten und in sie dringen; es sind Sachen, die sie nicht sagen werden; es sind Personen, die sie nicht nennen können; es muß verschwiegen bleiben; es ist das größte Geheimniß, außer dem, daß man sie um etwas unmögliches bittet. Denn von dem, was man etwa von

ihnen könnte erfahren wollen, wissen sie weder Umstände noch Personen. Wie vortheilhaft wäre es der Ehre solcher Leute, daß sie auch nur auf eine einfältige Weise schweigen könnten! Vielleicht hätte die Welt alsdann Mitleiden mit ihnen, da sie itzt zugleich lächerlich und unerträglich sind.

Man kann von Leuten, die in meinen Jahren sind, nicht verlangen, daß sie so ernsthaft und bedächtig seyn sollen, als Männer, die eine lange Erfahrung in der Welt gehabt haben. Ein junger Wein muß gähren und brausen, wenn er dereinst gut seyn soll; aber er muß eben seine Fässer nicht zerreißen, um gut zu werden. Jungen Leuten wird eine gewisse Flüchtigkeit, ein gewisser feuriger Leichtsinn verziehen; zuweilen läßt er ihnen schön. Die Worte dürfen manchmal über ihre Lippen in aller Geschwindigkeit wegrollen, ohne daß man darauf ungehalten wird, wenn sie über die Lippen der Männer und Greise langsam und einzeln sich hervorwälzen. Allein eben das Feuer, welches gefallen kann, so lange es gemäßigt ist, kann uns leicht zu Ausschweifungen verleiten, welche uns misfällig machen. Es ist also nichts unbilliges, wenn ich verlange, daß man sich Mühe geben soll, gesetzt zu seyn, so oft man will, damit man dem männlichen Alter den Vorzug nicht lasse, mit welchem sich dasselbe so gern über das unsrige erhebt. Man kann es aber für ein untrügliches Merkmal halten, daß wir uns nicht in unsrer Gewalt haben, wenn wir nicht schweigen können. Ich habe einen Mann sagen hören, der einen Menschen satyrisch abbilden wollte, welcher in der ersten Unterredung alle seine Leidenschaften, Neigungen und Gedanken verrieth: Er ist geheim, wie ein Jüngling. Es ist uns eine Ehre, daß wir uns zeigen, wie wir sind, weil uns die Jahre die entbehrlichen Künste der Verstellung nicht gelehrt haben. Ich wollte aber wünschen, nicht etwa, daß wir geheimniß-

voll

voll und räthſelhaft ſeyn ſollten, ſondern daß wir uns ſelbſt nicht immer gleich das erſtemal ganz ausſchwatzen möchten. Man braucht ſo nicht viel Mühe, uns kennen zu lernen.

Man wird ſich durch vernünftige und muntre Geſpräche den Ruhm zuwege bringen, daß man Verſtand und Geſchmack beſitze. Es iſt aber nicht genug, daß man dieſen Ruhm erlangt hat; man muß ihn beſtändig erhalten können. Es iſt aber leichter, ihn auf dieſe Weiſe zu erlangen, als ihn auf dieſe Weiſe dauerhaft zu erhalten. Die Welt verlangt viel, wenn ſie weis, daß wir einmal ſchön geſprochen haben. Wenn ſie uns deswegen mit ihrem Beyfalle belohnt hat, ſo fordert ſie zur Vergeltung ihres Beyfalls, daß wir immer wieder ſchön ſprechen ſollen. Man kann durch ein anſtändiges Stillſchweigen eben dieſen Ruhm erlangen. Vielleicht iſt er nicht allemal ſo groß; gewinnt man aber weniger, ſo hat man weniger zu erhalten. Der Ruhm eines anſtändigen Stillſchweigens iſt ſichrer, weil es leichter iſt, länger zu ſchweigen, als zu reden.

Cäcil kömmt zum erſtenmal in eine Geſellſchaft. Sein äußerliches Anſehen und ſein Anſtand machen ihn angenehm, und verſprechen ihm die Aufmerkſamkeit der Anweſenden, ehe er noch ſpricht. Er fängt an zu reden, und redet faſt allein; aber alles, was er ſagt, iſt ſchön, und gefällt. Man hört ihm entzückt zu, man wird von ihm hingeriſſen, und bezaubert. Cäcil iſt in aller Anweſenden Augen ein Wunder eines guten Geſellſchafters. Man kann nicht müde werden, ihn mit Lobeserhebungen zu beehren. Man will ſeine Geſellſchaft alle Tage haben. Man iſt einen andern Tag wieder in ſeiner Geſellſchaft. Cäcil iſt ſtumm oder einſylbigt. Vielleicht iſt er nicht aufgeräumt, er wird den dritten Tag ſchon muntrer ſeyn. Cäcil iſt wieder ſtumm; der Mann, der mit ſeinen Ge-

sprächen selbst die Schwätzer zum Stillschweigen bringen konnte, schweigt entweder, oder was er sagt, gefällt nicht. Er hatte sich entweder den ersten Tag, da ihm die Gesellschaft neu war, über sein Vermögen Mühe gegeben, sie zu unterhalten, oder er hatte nicht mehr Witz und Verstand auswendig gelernt, oder er glaubt, daß er keine Mühe mehr brauche, sein Ansehen zu unterstützen. Die Welt bekümmert sich um die Ursache seiner Einsylbigkeit nicht viel; sie nimmt ihm ohne Umstände das Ansehen wieder, das sie ihm gegeben hatte. Es ist aus mit ihm. Wenn er weniger gesprochen hätte, so würde er weniger verlohren haben.

Man kann nicht eher gewiß seyn, daß man in einer Gesellschaft gefallen werde, bis man die Charaktere derjenigen kennet, mit welchen man umgeht. Es kann vielleicht alles, was man sagt, seinen wahren Werth haben, und Beyfall verdienen. Allein wird es darum den Neigungen derer, mit welchen man in Gesellschaft ist, gemäß seyn? Der Geschmack der Menschen ist so eigensinnig, daß ihnen oft das Beste misfällt. Man wird vielen nicht dadurch zuwider, daß man Verstand besitzt, sondern dadurch, daß man seinen Verstand zeigt. Mir ist es eine Freude, wenn ich so vielen Leuten gefallen kann, als möglich ist; warum sollte ich nicht schweigen, um einem mehr zu gefallen? Der Ruhm, daß ich eine Gesellschaft zu unterhalten weis, ist mir nicht lieber, als der Ruhm, daß ich vorsichtig und bescheiden bin, und ich kann gewiß seyn, daß mir mein Stillschweigen bey einigen diesen Ruhm eher zuwege bringt, als die vernünftigsten und sinnreichsten Gespräche.

Man muß die Gesellschaften nehmen, wie man sie findet. Man ist zuweilen durch die Umstände genöthigt, in einigen zu seyn, wo man den Anwesenden lächerlich würde, wenn man anders spräche, als sie, und wo man sich den Klugen und Gesitteten verächtlich machte, wenn man,

wie

wie ſie, redete. Man müßte in einigen Geſellſchaften entweder ein Narr oder niederträchtig ſeyn, wenn man ſo ſprechen wollte, daß man ihnen gefiele. Wenn man reden wollte, ſo müßte ſolches darum geſchehen, daß man ihnen ſein Misfallen über ſie bezeugte. Man kann gewiß ſeyn, daß ſie einen alsdann haſſen würden. Das Beſte, was ich in ſolchen Geſellſchaften thun kann, iſt dieſes, daß ich fliehe, oder wenn mir die Flucht verwehrt iſt, daß ich ſchweige. Ein kluges Stillſchweigen ſagt alsdann mehr, als das vernünftigſte Geſpräche.

Es iſt gewiß, daß die anſtändigſten Handlungen der Tadelſucht unterworfen bleiben, und es wird alſo dem Stillſchweigen in Geſellſchaften nicht beſſer ergehen, als ihnen. Allein die ſchlimmſten Urſachen, die ein übelgearteter Geiſt davon angeben kann, ſind entweder die Blödigkeit, oder die Einfalt, oder der Hochmuth, und die Verachtung derer, mit welchen man in Geſellſchaft iſt. Es ſind aber keine Vorwürfe leichter zu widerlegen, als die Beſchuldigungen dieſer Fehler, wenn ſie ungegründet ſind. Was einige für Blödigkeit halten, werden andere, die uns geneigter ſind, als eine Beſcheidenheit loben. Diejenigen, welche ſich einbilden, mehr Verſtand zu beſitzen, als alle andere Menſchen, werden dadurch nicht beleidigt, daß wir nicht ſo klug und verſtändig zu ſeyn ſcheinen, als ſie. Ein anſtändiges Stillſchweigen wird allezeit mit Beſcheidenheit und Aufmerkſamkeit auf andre verbunden ſeyn. Kluge Augen ſehen den Unterſchied zwiſchen einem hochmüthigen, und zwiſchen einem beſcheidnen und bedächtigen Stillſchweigen bald ein. Was die Narren betrifft, ſo iſt es immer ein Glück, von ihnen für ſtolz gehalten zu werden, und unſre eigne Zufriedenheit wird durch ihre Meynung eben nicht beleidigt werden.

Ich bin es zufrieden, wenn einige dieſe Gedanken für eine Schutzrede meiner vormaligen Blödigkeit halten. Ich weis aber aus der Erfahrung Vortheile genug, die ich nicht erhalten haben würde, wenn ich in vielen Geſellſchaften nicht ſtille geſchwiegen hätte. Ich will nur eines kleinen Vortheiles erwähnen. Es giebt gelehrte Männer, die den Verfaſſer dieſer Blätter für ſehr ungelehrt halten. Sie ſehen ihn für einen Menſchen an, der in ihren höhern Wiſſenſchaften ganz ein Fremdling iſt. Allein ich verſichre dieſe gelehrten Männer, daß ſie, ohne zu wiſſen, daß ich der Verfaſſer bin, eine große Meynung von meiner Gelehrſamkeit haben; meine Blätter aber haben mir dieſes Anſehen nicht zuwege gebracht, ſondern mein Stillſchweigen in ihren lateiniſchen und griechiſchen Geſellſchaften. Wenn ſie von Grutern, Salmaſen, Gräven und Gronoven ſprachen, ſo ſchwieg ich, allein mit einer Mine, als ob es ſchon lange Zeit her wäre, daß ich ihre Geſpräche verſtehen könnte. Ich gab meinem Stillſchweigen dadurch ein gelehrtes Anſehen, daß ich es einigemal mit einer Frage oder Anmerkung unterbrach, welche gelehrt ausſah. Dieſes gelehrte Stillſchweigen erwarb mir ihre Hochachtung. Die ſinnreichſten und munterſten Einfälle würden meine Mine widerlegt haben.

Leipzig, bey Johann Wendler.

Der Jüngling.

Dreiſſigſtes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 19 Jul. 1747.

Ich habe in meinem vier und zwanzigſten Blatte meinen Leſern die Geſchichte von dem Beſuche erzählt, den ich mit meinem Freunde Damis bey ſeiner Henriette abgelegt habe. Ich habe dieſelbe ſo getreu erzählt, daß ich auch ſogar den kleinen Streit nicht verſchwiegen habe, welchen dieſer Beſuch zwiſchen mir und meinem Freunde veranlaſſet hat. Meine Offenherzigkeit iſt ſo weit gegangen, daß ich auch nicht einmal das Geheimniß meiner Empfindung für mich behalten wollen. Mir iſt eingefallen, daß meine Leſer dieſes Geheimniß vielleicht anders erklären könnten, als ich wünſche. Ich habe von Henrietten mit einer Entzückung geredet, welche ſie vielleicht für Liebe halten werden. Mir iſt daran gelegen, daß ich ihnen dieſen Irrthum benehme.

Es iſt wahr; die ſchöne Henriette und das Glück, welches Damis in ihrer Zärtlichkeit findet, hätten mich beynahe partheyiſcher von der Liebe denken laſſen, als ſich für einen Jüngling ſchickt. Ich glaube faſt mit einigen Moraliſten, daß die Liebe nicht ſo viel Herzen unglücklich machen würde, wenn ihre Exempel nicht ſo verführend wären. Warum iſt uns ſonſt der Frühling ſo gefährlich? Die ganze Natur iſt verliebt; wir ſehen es;

Uns treibt des Beyſpiels Gewalt,
Wir faſſen Exempel gar bald;

und weil wir nur wenig Beyſpiele ſehen, die uns das Gegentheil riethen, ſo verlieben wir uns auch.

Ich hätte es mir alſo vielleicht vergeben, wenn mich die Liebe meines Freundes und ſeiner Henriette um ein

Theil meiner Freyheit gebracht hätte. Wenigstens hätte ich kein Exempel finden können, welches mehr verdiente, sich von ihm verführen zu lassen. Allein, es ist doch freylich besser, gar nicht verführt zu werden. Ich hatte damals die Schöne mit den blauen Augen noch nicht kennen gelernet. Vielleicht - - doch bisher habe ich die Gewalt über mein Herz noch so ziemlich vertheidigt. Ich hoffe mir bey meinen Lesern ein Verdienst daraus zu machen, wenn ich bekenne, daß dieser Sieg mir eben nicht leicht geworden ist. Ich habe denselben durch nichts so sehr befördert, als durch die genaue Sorgfalt, mit welcher ich den Verliebten überall so zu sagen nachgeschlichen bin, und auch ihre kleinsten Bewegungen beobachtet habe. Dieses ist ein Kunstgriff, welcher allen denjenigen unentbehrlich ist, die sich durch ihr Exempel nicht verleiten lassen wollen. Die Verliebten helfen uns diese Mühe erleichtern. Man darf ihnen nicht sehr nachstellen; sie verrathen sich selbst, und lassen uns bey mehr als einer Gelegenheit sehen, daß sie nicht so glücklich sind, daß wir unsre Freyheit für eine Last halten dürften.

Ich habe in dem Misvergnügen meines Freundes, zu welchem ich ihm durch meine gar zu große Eingezogenheit bey seiner Henriette einigen Anlaß gegeben hatte, eine Unruhe wahrgenommen, welche mich in diesen Gedanken bestärkt. Was wird Henriette von Ihnen denken? sagte er zu mir. Ich habe dieses so ausgelegt: Ich habe meiner Henriette einen solchen Abriß von Ihnen gemacht, daß sie Ihnen ihre Freundschaft versprach. Hat Henriette Sie auch so kennen lernen können? Haben Sie ihr auch gefallen? Wird sie meiner guten Wahl auch so viel Lob beylegen, als ich wünsche? Damis hat mir gestanden, daß ihn diese Zweifel ziemlich beunruhigt, und ihn nicht eher verlassen haben, als bis er seine Schöne gesprochen.

Diese

Diese Sorge meines Freundes scheint sehr schmeichelhaft für mich zu seyn. Er zweifelt, ob ich seiner Schöne auch genug gefallen habe, und diese Ungewißheit macht ihn unruhig. Wie zärtlich muß er mich lieben; in welcher Achtung muß ich bey ihm stehen, da ihm so viel daran gelegen ist, daß ich gefalle! Ich fühle den ganzen Antheil, den ich an dieser Unruhe meines Damis habe, und ich bin sehr erkenntlich dagegen. Aber, mein lieber Damis, ich habe es Ihnen schon gesagt, für wen Sie am meisten besorgt gewesen sind.

Ich muß es gestehen, ich sehe in dieser zärtlichen Sorge die Kennzeichen eines Geistes, welcher geschickt ist, auch die allerfeinsten Empfindungen anzunehmen; ich verehre ihn in der Ferne; ich bewundere die Treue, mit der er sich seinem geliebten Gegenstande aufopfert, und, wenn ich es sagen darf, die Geduld, mit der er sich auch sogar seinem Eigensinne unterwerfen würde, wenn derselbe fähig wäre, eigensinnig zu seyn. Aber ich halte mich nicht für geschickt, ihm nachzuahmen; ich bin ein wenig zu leichtsinnig dazu, und mich dünkt, ich bin hiebey so glücklich, daß ich keine Ursache habe, diesen kleinen Leichtsinn fahren zu lassen.

Also wäre es noch nicht genug, wenn ich einer Schöne alle übrigen Schönheiten, die ich auch lieben könnte, aufopferte? Ich müßte auch erst ihre Einwilligung dazu haben, wenn ich einen Freund lieben wollte?

Wenn die Schönen auch so gar unsre Freundschaft einschränken: so kann man leicht denken, wie viel Freyheit sie unserm Geschmack in den übrigen Dingen lassen. Ich will zwar das herrschende Frauenzimmer noch keiner Ungerechtigkeit beschuldigen, wenn es so viel von seinen Anbetern verlangt. Es ist freylich berechtigt, sehr viel von ihnen zu fordern. Ich nehme es auch keinem Liebhaber

übel, wenn er ſeiner Schöne auch in ſeinen Freunden gefallen will. So oft ſeine Gebieterinn ſeinen Geſchmack rechtfertigt, ſo oft vervielfältigt ſie gleichſam ihre Liebe gegen ihn. Die Liebe bereichert auch unſtreitig die Seelen mit ſo viel feinen Empfindungen, daß ein Unverliebter ſich nicht zu ihrem Richter aufwerfen darf. Aber, wenn ihre Geſetze ſo ſtrenge ſind: So weis ich nicht, ob ich ſie annehmen kann, ohne mir Gewalt anzuthun. Wie viel Unruhe würde ich mir dadurch zuziehen? Mich dünkt, ich vertrage mich mit den Schönen viel beſſer, wenn ich ſie alle hochſchätze. Ich werde doch immer wenigſtens einige unter ihnen finden, die meinem Geſchmack ihren Beyfall geben; und wenn einige andre ihn zuweilen misbilligen: ſo werden ſie in den übrigen Stücken vielleicht deſto zufriedner mit mir ſeyn.

Der Zweifel meines Freundes, ob ich ſeiner Schöne gefallen hätte, iſt mir noch nicht ſo merkwürdig vorgekommen, als ſein andrer Zweifel, ob ſeine Schöne auch mir gefallen hätte. Wenn ich nicht zu unpartheyiſch bin, einen ſo zärtlichen Liebhaber zu beurtheilen: So dünkt mich, daß dieſe Unruhe ziemlich überflüßig iſt. Tibullus iſt meiner Meynung geweſen. Er wünſcht, daß ſeine Freundinn nur ihm allein reizend ſcheinen könnte. Er iſt es zufrieden, daß ſie andern misfällt, weil er alsdann für ſeine Ruhe nichts befürchten darf.

Utinam poſſis uni mihi bella videri.
Diſplicens aliis: ſic ego rutus ero.

Doch vielleicht hat Tibullus mehr Urſache gehabt, dieſes zu wünſchen, als Damis.

Wenn man iemanden die Liebe verhaßt machen will: ſo zeigt man ſie ihm gemeiniglich von der eiferſüchtigen Seite. Unſre Philoſophen erkennen die Eiferſucht ſehr ſelten eher, als bis ſie ſchon zu raſen anfängt. Nach ihren

ren Begriffen muß uns schon eine geliebte Person unrechtmäßiger Weise geraubt werden sollen, ehe wir eifersüchtig werden. Es steht ihnen frey, sich nach ihren Empfindungen auszudrücken. In der Philosophie eines Crebillons, eines Marivaux und andrer Kenner des menschlichen Herzens fängt die Eifersucht weit eher an. Ein zärtlicher Liebhaber fürchtet sich schon, wenn seine Geliebte gefällt, daß sie nicht vielleicht zu sehr gefalle, und hält es für einen Eingriff in seine Rechte, wenn man so verwegen ist, und sie zu sehr bewundert.

Die Furcht meines Freundes, daß seine Schöne mir noch nicht genug gefallen hätte, scheint mir eine andre Art von Eifersucht zu seyn, deren aber nur die feinsten Geister fähig sind.

Diejenige Art der Eifersucht, welche diesen Namen gemeiniglich nur allein führet, ist, wie die Misgunst eines Geizigen. Ein solcher Eifersüchtiger will den geliebten Gegenstand ganz und allein besitzen; aber er treibet diese Begierde so weit, daß er auch das Vergnügen, ihn liebenswürdig zu finden, allein genießen will. Er könnte dasselbe mit vielen theilen, ohne selbst etwas zu verlieren; allein, er gönnt es keinem andern, als sich selbst. Er verlangt nicht, daß andre sein Glück wissen, und ihn beneiden, weil sie dessen nicht theilhaft werden können; und er hält es für eine Weisheit, sein Glück geheim zu halten. Von dieser Art war die Eifersucht des **Tibullus**:

Nil opus invidia est; procul absit gloria vulgi.
Qui sapit, in tacito gaudeat ille sinu.

Die Eifersucht meines Freundes, von der ich rede, ist nicht so misgünstig. Sie ist nur für den Ruhm seiner Henriette besorgt. Er betet sie an; er glaubt, daß ihre Schönheit und ihre Verdienste etwas von ihrer Ehre verlieren, wenn sie nur von ihm allein bewundert werden. Er

ist so stolz, daß er sich beneiden lassen will, weil er sichs zutraut, daß er dadurch nur glücklicher werden wird. Das ist die wahre Ursache, warum er meinen Bitten, mich zu Henrietten zu führen, endlich nachgab. Ich sollte sie bewundern. Er glaubte, daß ich sie noch nicht genug bewunderte, und er unterstand sich, mir dasjenige vorzuwerfen, was andre Liebhaber mir, als ein Verdienst, angerechnet hätten.

Ich sehe in dieser Eifersucht einen Liebhaber, der den edelsten Stolz mit der edelsten Bescheidenheit auf eine Weise zu verbinden weis, die dem größten Haufen der Liebhaber vielleicht unbegreiflich ist. Sein Stolz gründet sich nicht so sehr auf das Vertrauen zu seinen Verdiensten, als auf die Ueberzeugung von der Neigung seiner Geliebten. Er ist so bescheiden, und er legt seinen Bewundrungen einen so geringen Werth bey, daß er alle seine Freunde gleichsam zu Hülfe ruft, seine Bewundrung durch die ihrigen zu verstärken. Er verehret seine Schöne mit einem Eifer, welcher ihn immer zweifeln läßt, ob sie auch von andern so sehr verehret werde, als sie verdient. Wie überzeugt muß ein Liebhaber von der Freundschaft seiner Geliebten seyn, wie genau muß er ihr Herz, ihre Neigungen, und die Beständigkeit derselben kennen, wenn er fähig seyn soll, auf eine solche Weise eifersüchtig zu seyn? Es ist wohl gewiß, daß mein Freund **Damis** von dieser Sorge damals noch eben nicht sehr beunruhigt ward, als er so viel Ausflüchte suchte, mich nicht zu seiner **Henriette** zu führen. Damals, als er mir zuerst ihren Charakter machte, als er in allen seinen Gesprächen nur von ihr redete, und mich, ohne daß ich sie gesehen hatte, zu ihrem Bewunderer zu machen wußte, damals hatte freylich schon seine zärtliche Sorge, ihr Lob auszubreiten, ihren Anfang genommen. Allein, wie unvollkommen war dieselbe nicht. Er vergaß es, daß ich sie un-

unstreitig noch mehr verehren würde, wenn er mir das Glück verschaffte, sie zu sehen. Oder er dachte vielleicht nur mehr, als zu sehr, daran; allein mit einer Furcht, die sich für den Anfang seiner Liebe schickte. Aber, nachdem er mich durch Versprechungen und Entschuldigungen lange genug aufgehalten, nachdem er unterdessen von dem Herzen seiner Henriette völlig Besitz genommen hatte; da trug er kein Bedenken, mich sehen zu lassen, daß er mir noch zu wenig von ihr gesagt habe. Ich sollte nicht nur ein Zeuge seines Glücks, sondern auch ein Verehrer seiner Henriette seyn, ohne seine Hochachtung für dieselbe mit ihm zu theilen. Wie glücklich muß ein Liebhaber seyn, dessen Schöne nicht so viel Verehrer haben kann, als er ihr wünscht!

Alles dieses verhindert mich unterdessen nicht, daß ich nicht durch alle diese Glückseeligkeiten hindurchsehen, und die Unruhe wahrnehmen sollte, die mit ihnen verknüpft ist. Diese Liebhaber, welche sich für so beneidenswürdig halten, haben noch andre Sorgen, als diejenige, von der ich eben geredet habe, und die ihnen so viel Ehre macht. Sie fallen aus dieser feinen Eifersucht sehr oft in die andre, die in der That nicht so fein, und auch vielleicht mit mehr Unruhe verknüpft ist. Eben der Damis, welcher mir diesen Augenblick deswegen Vorwürfe machte, daß seine Henriette mir nicht genug gefallen hätte, ward doch den Augenblick darauf ein bischen unruhig, als ich ihm sagte, daß ich meine Lobeserhebungen nur aus der Furcht unterdrückt hätte, daß sie zu ernsthaft werden möchten. Es ist wahr, ich besänftigte ihn bald wieder. Er rechnete es mir als einen Fehler an, daß ich ihm durch meine Eingezogenheit einen Gefallen hätte erzeigen wollen. Aber er setzte doch den Augenblick eine Einschränkung hinzu, die ein so zärtlicher Liebhaber hinzusetzen durfte.

Ich

Ich zweifle noch immer, ob so viel Unruhen sich mit den Freuden eines Jünglings freundschaftlich genug vertragen würden. L.

Bey dem Verleger dieser Blätter ist zu haben:

Die Durchlauchtigsten Churfürstinnen von Bayern, der gegenwärtigen Churfürstlichen Braut Maria Anna Königlichen Hoheit vorgestellet, 4 Dreßden 1747 a 4 Ggr.

Sammlung einiger Lustspiele, aus dem Französischen des Herrn von Marivaux, 8. Hannover 1747. a 9 Ggr.

Historische Nachricht, von denen Solennitäten, welche bey der doppelten hohen Vermählung zu Dreßden, im Monat Junii 1747 vorgefallen sind, 4 a 2 Ggr.

Reinhard, (Joh. Paul) vollständige Wappen-Kunst, 8 Nürnberg 1747 a 1 Rthlr.

Der alte Freyer, eine Erzehlung, 4 Berlin 1747 a 1 Ggr.

Schauplas der Natur, oder Gespräche von der Beschaffenheit und den Absichten der natürlichen Dinge, 2 Theile, mit Kupfern, 8 Nürnberg 1747 a 1 Rthlr. 12 Ggr.

Herrn Peter Roques Gestalt eines gewissenhaften Richters, 8 Jena 1747 a 18 Ggr.

Die verlassene Dido oder Hypsipyle, zwey Schauspiele aus dem Italiänischen des Herrn Abtes Metastasio übersetzt, 8. 1747 a 6 Ggr.

Der Jüngling.

Ein und dreiſſigſtes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 26 Jul. 1747.

Es iſt ein gewöhnlicher Vorwurf, welcher der Jugend gemacht wird, daß ſie leicht zu Ausſchweifungen zu verleiten ſey, und unleidlich werde, wenn man ſie tadle. Horaz, der ohne weitläuftige und leere Phyſiologien geſchrieben zu haben, mit dem menſchlichen Herzen ſo bekannt war, als mit einem Freunde, rechnet dieſen Fehler unter die gewöhnlichen Eigenſchaften der Jugend. Ein Jüngling nimmt nach ſeiner Abbildung, wie Wachs, allerley Bildungen an, und keine leichter, als ſchlimme.

Cereus in vitium flecti, monitoribus aſper.

Wir würden eine kleine Rache an ihm ausüben, und ſagen können, daß er dieſe Abbildung von uns vielleicht zu der Zeit gemacht haben müſſe, als er den Wein, und ſeine Chloe nicht mehr beſingen können, wenn er nicht dem männlichen und hohen Alter die Wahrheit ſo offenherzig, als uns, jungen Leuten, geſagt hätte. Dieſer Fehler iſt ſo wenig ein nothwendiger und unvermeidlicher Fehler der jungen Leute, als die Beharrlichkeit in Ausſchweifungen und Thorheiten eine unvermeidliche Unart der Männer und Greiſe iſt. Ich will nicht leugnen, daß viele, und vielleicht die meiſten von denen, die in meinen Jahren ſind, dieſes Fehlers ſchuldig werden. Ich müßte mich in Leipzig nicht umgeſehen haben, wenn ich ihnen eine Schutzrede halten wollte. Dieſes rührt aber nicht daher, daß ſie jung ſind. So viel iſt nur gewiß, daß eine gewiſſe Geſchmeidigkeit und Biegſamkeit des Herzens eine natürliche Eigenſchaft der Jugend iſt. Vielleicht denkt man, daß ich in mein Alter verliebt bin; ich

kann aber eben ſo leicht denken, daß Männer und Greiſe in das ihrige verliebt ſind. Genug, wenn ich durch meine Art zu denken meine Eigenliebe rechtfertigen werde.

Die Natur eines Jünglinges ſcheint zur Freude beſonders eingerichtet zu ſeyn, und es iſt kein Alter, wo in dem Menſchen die Sinnen, alle Neigungen und Begierden lebendiger wären, als in den Zeiten der Jugend. In dieſen glücklichen Zeiten empfindet man allzuviel, als daß ein Jüngling an einer einſamen Freude genug haben ſollte. Er ſucht ſie auszubreiten, und frölicher zu werden, wenn er durch ſeine Freude andre frölich werden ſieht; zu gleicher Zeit will er dadurch ein Recht erhalten, die Freude der andern zu ſeinem Vergnügen zu machen. Dieſes heißt ihn aus der Einſamkeit heraus in die große Welt eilen. Allein er ſieht wohl, daß es für ſein Vergnügen unſicher iſt, wenn er ſich ohne Wegweiſer in die Welt wagt, und ſucht ſich Freunde, unter deren Anführung er ſich freuen will. Er verlangt nicht viel von ihnen. Wenn ſie an ſeinem Vergnügen Antheil nehmen, und ſo lange in der Welt geweſen ſind, daß ſie ihm neue Wege zur Freude, die er nicht kennt, zeigen können; ſo haben ſie in ſeinen Augen für Freunde Tugenden genug. Es iſt ihm zu vergeben, wenn er ihnen in der Wahl der Ergetzlichkeiten traut, und aus Bequemlichkeit glaubt, daß ſie ihn auf die beſte Art frölich machen, und ihm nicht Urſache ſeyn werden, die genoſſenen Freuden zu bereuen. Denn ein Jüngling denkt, und der Gedanke verräth einen ziemlich guten Verſtand, daß er in der Zeit, da er die Beſchaffenheit eines Vergnügens erſt überlegen ſoll, eh er es genießt, dieſe oder eine andere Freude ſchon genoſſen haben könnte. Er wendet ſich alſo entweder an Jünglinge, welche die Vergnügungen der großen Welt ſchon kennen, oder an Männer, welche ſich entweder aus Eigennutz, oder aus einer noch fortdauernden Neigung zu jugendlichen Freuden, eine Pflicht daraus gemacht haben, Anführer der Jugend zu

ſeyn

ſeyn. Es iſt ein Glück für ihn, wenn er ſolche Freunde bekömmt, die ihn mit wahren und untadelhaften Ergetzlichkeiten bekannt machen. Allein dieſe Freunde ſind ſo ſelten, daß, wenn man die jungen Leute in unterſchiedene Haufen theilen wollte, ganze Haufen nicht einmal einen ſolchen Freund zum Anführer erhalten würden. Ein junger unerfahrner Menſch verdient alſo mehr Mitleiden, als Vorwürfe, wenn ſein geſchmeidiges und willfähriges Herz, das ſich aus Neigung zur Freude ihnen ohne viele Ueberlegungen überläßt, gemisbraucht, und in ausſchweifende Ergetzlichkeiten verwickelt wird. Seine gewöhnlichſten Freunde ſind Schmeichler, die ſich entweder ſelbſt mit ihm gern betrügen, oder ihn aus Eigennutz hintergehen wollen. Solche unedle Freunde erreichen ihre Abſichten leicht. Ihr Vortheil erfordert es, ihn zu Ausſchweifungen zu verleiten, und dieſes können ſie nicht leichter, als durch lermende und brauſende Freuden bewerkſtelligen, die ihm nicht Zeit laſſen, zu ſich ſelbſt zu kommen. Ich bin kein Feind der Vergnügungen, die ein wenig rauſchen; ich halte aber die lermenden Ergetzlichkeiten nicht für die beſten; allein einem unerfahrnen Jünglinge, deſſen Geſchmack und Urtheil noch zu keiner Feſtigkeit gelangt iſt, kann es nicht ſo ſehr verdacht werden, wenn er dergleichen Vergnügungen für die beſten hält. Ein verführter Jüngling verdient auch keine ſo große Strafe, wenn er andre verführt, als ein Mann, der entweder den Werth der lermenden Ergetzlichkeiten aus der Erfahrung ſchon kennt, und nur aus einer niederträchtigen Gewinnſucht denen, die ſich von ihm führen laſſen, die Augen nicht öffnen will, oder der ihren Werth doch kennen müßte, wenn ſein Verſtand nicht ſo unedel wäre, daß ihn Zeit und Erfahrung, und oft auch die Reue nicht verbeſſern können. Man darf mit unſrer Welt nur ein wenig bekannt ſeyn, ſo wird man ſolche Männer finden, die ſich zu Anführern der Jugend aufwerfen, und klein und unedel genug ſind, ihren Vortheil ſowohl, als ihre vor-

nehmſte Ehre darauf zu gründen, daß ſie die Jugend verführen. Die jungen Leute von einem mittlern Vermögen, und von einer geringen Herkunft ſind vor ſolchen Verſuchungen ſicher genug; allein die übrigen müſſen von den verführeriſchen Anfällen der Schmeichler am meiſten leiden. Ich bin offenherzig genug, aus Liebe zu denen, die ſich ihrer Jugend nicht würdig genug freuen, weil ſie unter der Tyranney ihrer falſchen Freunde beſſre Freuden nicht kennen lernen können, die Wahrheit zu ſagen; allein ich bin zu ſtolz, der Abbildung ſolcher Verführer unſrer Zeit in meinen Blättern eine Stelle zu gönnen. Ich will lieber die Abbildung eines ſolchen Mannes aus der alten griechiſchen Geſchichte nehmen.

Zu den Zeiten Socratis war Athen in Griechenland ſo berühmt, daß die jungen Leute von allen Orten dahin geſchickt wurden, damit ſie daſelbſt ſowohl in den Wiſſenſchaften, als in der Kunſt zu leben, unterwieſen werden ſollten. Allein ein gewiſſer Demochares zernichtete alle Abſichten der Aeltern und Vormünder. Er war der Verführer der Athenienſiſchen Jugend. Die vornehmſte Leidenſchaft dieſes Mannes war eine unerſättliche Begierde, ſich zu bereichern, und auf fremde Koſten alle Tage wohlzuleben. Die Verſchlagenheit und Tücke war ſeine Klugheit. Mit einem tödtlichen Haſſe gegen die Philoſophen, die Redner, und die Dichter vereinigte er einen unerträglichen Stolz, der ſich aber alsdann zur tiefſten Niederträchtigkeit erniederte, wenn er damit von einem jungen Griechen ein Geſchenk erbeuten konnte. Er ſtund in der Einbildung, daß er vollkommen wohl zu leben wüßte, weil er aufgerichtet gieng, in Geſellſchaften lernte, und eine unverſchämte Stirn hatte. Der Zutritt bey den jungen Athenienſern und andern Griechen ward ihm dadurch ungemein leicht, daß er ſie in dem unterrichtete, worinnen ſie geübt ſeyn mußten, wenn ſie ſich in den olympiſchen Spielen hervorthun wollten. Er lehrte ſie den

Teller

Teller werfen, ringen, und andre solche Uebungen fertig treiben. Das waren noch seine Verdienste; er hob aber auch seine Künste über alle andre Wissenschaften empor. Er brachte den damaligen jungen, vornehmen und reichen Herren die Grundsätze bey, daß derjenige, welcher Reichthum und Gewalt besitze, nicht nöthig habe, die Philosophie zu wissen, oder wie er sich verächtlich ausdrückte, einen Mantel und Bart zu tragen, oder das Volk durch die Beredsamkeit zu gewinnen. Der Schaden, den er unter der Jugend anrichtete, war unbeschreiblich. Alle Gärten und Spaziergänge der Philosophen blieben leer. Selbst Socrates, dessen Philosophie so galant war, wurde verlassen. Die Schulen, in welchen die gerichtliche Beredsamkeit gelehrt wurde, waren unbesucht und öde. Demochares aber machte sie mit allen Buhlerinnen bekannt, deren Schönheit feil war. Er führte sie an alle Oerter um Athen, wo die Jugend unter dem Vorwande, frölich zu seyn, am leichtesten zu Ausschweifungen verführt werden kann. Man sagt, er sey Ursache, daß Alcibiades, den Socrates so sorgfältig gebildet, eben so große Laster als Tugenden gehabt habe. Er und die Buhlerinnen theilten sich in die Reichthümer der Jugend. Eine der damaligen Lustbarkeiten der griechischen Jünglinge war die Jagd. Er befleißigte sich also, immer ganze Kuppeln von Hunden zu halten, deren einige scythische, andre medische, andre hetrurische seyn mußten, wenn sie gleich gebohrne griechische Hunde waren. Er beschenkte damit die griechischen Jünglinge, aber nicht eher, bis er gewiß war, daß sie ihm wenigstens einen Morgen Landes einbrachten. Niemals hat ein Grieche mit den Hunden einen größern Wucher getrieben, als er. Ganze reiche griechische Familien sind durch ihn verarmt. Seine Schmeicheleyen richteten sich so sorgfältig nach allen Leidenschaften der jungen Griechen, daß sie ihm alles gaben, was er sich ausbat, und er war unverschämt genug, sich alles auszubitten. Endlich thaten die

athenienſiſchen Richter die Augen über dieſem Verführer auf, ſetzten ihm eine Schandſeule mit der Aufſchrift: Demochares, der Verführer der Jugend, und verbannten ihn auf ewig aus dem attiſchen Gebiete.

Die Jugend iſt in einem gewiſſen unbeſtimmten und glücklichen Zuſtande, wo ſie ſich keinem Geſchäffte ſo ſehr, als der Freude, widmen darf; ihre Neigungen und Kräfte ſind noch auf keinen andern Gegenſtand ſo gewiß gerichtet, auf den ſie beſtändig wirken ſollten. Man darf ſich alſo nicht wundern, wenn ſie ſich entweder ſelbſt herausſetzen will, oder von Schmeichlern herausſetzen läßt, daß es ihr alsdan ſelten glückt, ſich in einen beſſern Zuſtand zu bringen. Dieſes iſt die Urſache, daß ſie in der Freude, wo ſich das menſchliche Herz am leichteſten hintergehen läßt, das Unſchuldige von dem Ausſchweifenden nicht unterſcheiden kann. Man muß der Jugend nicht alle Geſchmeidigkeit und Biegſamkeit nehmen; allein ein Jüngling ſollte billig durch die Erziehung eine gründliche Kenntniß der allgemeinen Pflichten, und eine Sicherheit des Geſchmackes erlangt haben, die ihn vor dem Betruge bewahrte, ehe man in die Welt gehen ließ. Wenn das Herz eines Jünglinges ausgebildet, und mit edeln Neigungen bereichert worden iſt, wenn ſein Geſchmack dasjenige, was eine wahre und beſtändige Schönheit hat, empfinden kann, ſo wird er bey aller Biegſamkeit ſeines Herzens vor der Gefahr der Verführung und Ausſchweifung gröſtentheils geſichert ſeyn. Dafür aber müſſen Aeltern und Hofmeiſter ſorgen; ich bin aber nicht geſonnen, Aeltern und Hofmeiſter zu lehren. Ich ſelbſt bin meinem vorſichtigen Hofmeiſter einen ewigen Dank ſchuldig, daß er mir eine Kenntniß der Welt beybrachte, ehe ich ſelbſt ſie mit meinem groſſen Schaden kennen lernte; daß er mir den Unterſchied der Schmeichler und der Freunde zeigte, und mich mit ſolchen edlen Vergnügungen bekannt machte, deren An-

den-

denken mir mein ganzes Leben hindurch angenehm seyn wird.

Wenn ein Jüngling einmal in Ausschweifungen eingeflochten ist, so ist die natürlichste Folge diese, daß er die Vorwürfe darüber ungeduldig leidet. Er hält seine Ausschweifungen für Ergetzlichkeiten, und denjenigen, welcher ihm seine Freuden nehmen will, für seinen Feind. Der Verdruß, sich hintergangen zu sehen, die Gewohnheit, und die Liebe zu seinem Irrthume sind, mächtig genug, ihn aufzubringen. Oft kömmt dieses hinzu, daß ihn diejenigen tadeln, welchen Horaz den Nahmen der Zuchtmeister giebt:

Difficilis, querulus, laudator temporis acti
Se puero, censor, castigatorque minorum.

Solche Zuchtmeister tadeln nicht allein wirkliche Ausschweifungen, sondern auch die erlaubten und unschuldigen Vergnügungen der Jugend. Es ist nicht genug, daß diese Tadler oft Ungerechtigkeiten begehen; das herrschaftliche Ansehen, welches sie dabey annehmen, macht ihren Tadel noch verhaßter. Ihre Mine sieht aus, als ob sie sich von Herzen freuten, daß sie eine Gelegenheit gefunden hätten, den jungen Leuten zu zeigen, wie weit sie unter ihnen wären. Dieses ist einem Jünglinge, der sich allein überlassen ist, genug, unter dem Vorwande, daß sein Tadler ungerecht und herrschsüchtig ist, auch über einen gegründeten Tadel erbittert zu werden. Er liebt die Freyheit, und Ununterwürfigkeit. Da die Jugend eine so große Neigung zur Freundschaft und Zärtlichkeit hat; so mögen diejenigen, welche die Ausschweifungen derselben verbessern wollen, nur das liebenswürdige Ansehen der Freunde annehmen, und ihrem Tadel die Gestalt eines freundschaftlichen Rathes geben. Wie nützlich wird ihr Tadel werden!

Ein

Ein noch unverdorbner Jüngling wird vor dem Anblicke boshafter Ausschweifungen erstaunen; wenn sein Herz zu edeln Empfindungen gewöhnt ist, so wird ihn ein gründlicher Tadel bekümmert, und zugleich eifrig machen, es so weit zu bringen, daß er keine Vorwürfe mehr zu besorgen habe.

Ich gehe mit einem rechtschaffnen und liebenswürdigen Manne um, dessen Gespräche mich zu diesen ernsthaften Gedanken zu einer Zeit veranlaßt haben, wo ich lieber die Freude des Sommers abgebildet hätte. Er beschwert sich über einen Sohn, von dem er alles zu hoffen Ursache hatte, der aber das unglückliche Schicksal gehabt, verführt zu werden. In seiner Gesellschaft hörte ich die Klagen seiner jungen und angenehmen Tochter, die einen Bruder zärtlich liebt, der ihre Liebe nicht mehr verdient. Das Unglück dieser beyden Personen hat mich mitleidig gemacht, und ich halte es für meine Pflicht, mich durch die Beschwerden eines rechtschaffnen Vaters, und durch die zärtlichen Klagen eines liebenswürdigen Frauenzimmers in meinen frölichsten Gedanken unterbrechen zu lassen.

Bey dem Verleger dieser Blätter ist zu haben:

Schutzschrift für die Ewigkeit der Höllenstrafen, wider die Schrift und Vernunftmäßige Ueberlegung der beiderseitigen Gründe für und wider die ganz unendliche Unglückseligkeit der Verbrecher Gottes, und deren endliche selige Wiederzurechtbringung und Herstellung; die gegen die Gedanken des Herrn Abt Mosheims von dieser Lehre erschienen, 8. 1747. 2 8 Ggr.

Berlinische Bibliothek, worinnen von neu herausgekommenen Schriften und andern zur Gelahrheit gehörigen Sachen kurze Aufsatze und Nachrichten mitgetheilet werden, 8. Berlin 1747. 2 Theile 6 Ggr.

Der Jüngling.

Zwey und dreissigstes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 2 Aug. 1747.

Nunmehr kann ich den Lächerlichen nicht länger nachsehen, und wenn ich noch einige Zeit ein gleichgültiger Zuschauer ihrer Thorheiten wäre, so möchte man meine Gedult für Furchtsamkeit und Kleinmuth halten. Der May hatte mich so frölich gemacht, daß ich damals nicht genug überlegte wie gefährlich sie werden könnten, wenn man sie nicht ohne Barmherzigkeit immer verfolgte. Ich war so galant und versprach ihnen auf vier Monate einen Stillstand meiner siegreichen Waffen, weil ich ihnen die Höflichkeit zutraute, daß sie sich einige Gewalt anthun würden, weniger lächerlich zu seyn. Denn die Gedanken machte ich mir nicht, daß sie ganz aufhören würden, die Strafe des Spottes zu verdienen, weil die Thorheit eine unheilbare Seuche ist. Ich gieng mit ihnen, als mit muthwilligen Knaben um, denen man zuweilen auf eine kurze Zeit ihren Muthwillen gestattet, damit sie auf eine andre Zeit desto sittsamer und stiller seyn sollen. Allein ich sehe wohl, daß ich besser gethan haben würde, wenn ich sie zwischen Furcht und Hoffnung gelassen hätte. Ich habe gesagt, daß meine Waffen dazumal siegreich war und ich rede nicht allzustolz.

Die Narren zitterten vor mir,
Sie fürchteten schon meinen Namen,
Und wenn sie ja auf eine Thorheit kamen,
So mochten sie sie doch nicht offenbar begehn,
Und glaubten mich fast überall zu sehn.
Sie wollten mich zu ihrem Freunde haben.

Sie lobten, was ich schrieb, und mich
An allen Orten öffentlich.
Zum Autor hatt ich schöne Gaben.
Dem schrieb ich stark, dem lustig, dem erhaben.
Und in der That, mir fiel es noch nicht ein,
Den Thoren fürchterlich zu seyn,
Und ihre Haufen zu zerstreun.
Ich sprach zuweilen wohl von lächerlichen Leuten:
Doch ohne den Entschluß ihr Ansehn zu bestreiten;
Denn man hat wenig Ruhm bey ihnen zu erbeuten.
Allein sie waren doch aus Schrecken schon geneigt,
Der Narren Bildnisse, die mir der Spott gezeigt,
Den vielen lächerlichen Leuten,
Aus Sorge für sich selbst, scharfsinnig auszudeuten.
Und eben damals sah ich ein,
Man dürfte manchmal nur der Thorheit Spötter seyn,
So hätte man die Wirkung doch zu hoffen:
Es fanden einige sich durch den Spott getroffen.

Ich wünschte mir zu den guten Zeiten, welche nunmehr kommen würden, schon Glück; denn die reichen Westen rauschten nicht mehr so sehr, und die Schwätzer schwiegen zwar nicht ganz und gar: allein sie fingen doch an, mehr auf die Gesellschaften zu sehen, wo sie waren, und ihre Zunge wurde langsamer, wenn sie iemanden zu bemercken glaubten, der ihnen mit einem nachdencklichen Gesichte zuhörte. Einige von den lächerlichen giengen schon so weit, daß sie über den Jüngling erzürnt wurden, und sich zu rächen drohten, so bald sie erfahren würden, wer er wär'. So weis ich von einem, daß er sich fest vorgenommen gehabt, meine Blätter, und einige andre solche Schriften einmal an einem öffentlichen Orte bey dem Lichte anzuzünden, wenn ihm iemand sagen könnte, daß ich zugegen wäre. Ein andrer, wie mir erzählt worden ist, hat den Entschluß gefaßt, meine Person kennen

zu

zu lernen, und mir auf der Gasse nachzurufen: Das ist der Jüngling! Beide aber haben mir durch diese ritterlichen Unternehmungen zeigen wollen, daß sie sich vor mir nicht fürchteten. Ich weis es, daß diese Herren fleissig in den Enoch Richterischen Garten kommen; ich bin ihnen nachgeschlichen, und habe oft hinter ihnen gestanden, weil ich das Vergnügen gern haben wollte, mich verbrennen zu sehen. Allein sie müssen mich entweder noch nicht kennen, oder ihr Zorn muß schon verdünstet gewesen seyn. Ich will ihnen aber diese Freude noch gönnen, und mache ihnen hiemit kund, daß ich den andern Tag darauf, nachdem dieß Blakt ausgegeben worden seyn wird, um vier Uhr unter dem großen Zelte im Richterischen Garten sitzen werde. Als ich sah, daß ich so gefürchtet wurde, so kam ich auf allerley stolze Gedanken.

In meiner Freude fiel mir ein:
Da sie vor dir erzittern müssen,
Wie frölich wird mir nun der ganze Lenz verfliessen!
Sie werden sich wohl vor den Augen scheun,
Und bey dem Schönen, und beym Wein
Den Augen künftighin nicht mehr beschwerlich seyn.
Die Schönen werden mich schon zu belohnen wissen,
Daß ich doch einige von denen weggelacht,
Dir mit Geschmack sie nicht zu loben wissen,
Und daß ich die, die ich noch nicht so scheu gemacht,
Durch meinen Spott so weit gebracht
Daß sie doch mehr, als sonst, bey ihnen schweigen müssen
Nun soll es mich gewiß nicht reun,
Ein Jüngling, und dabey doch ein Scribent zu seyn.
Der Trinker soll, wenn ihm zum Trunk die Becher winken
Ein volles Glas auf meinen Namen trinken.

Ich ſelbſt, ich will mich mehr zu ſeyn bedünken,
Als ein Philoſephus, der nach der Melodey
Der Demonſtration die Narren überführet,
Daß ihre Narrheit Narrheit ſey,
Und, wenn er lange demonſtriret,
Doch keinen einzigen von allen Narren rühret.

Allein ich habe mich in meiner Hoffnung geirrt. Die verſchiednen Haufen von Lächerlichen haben ſich nur gefürchtet, und die Hoffnung, daß ich meine Zuſage nicht brechen würde, hat ſie trotzig gemacht. Es ſind von allen Himmelsgegenden unſrer Stadt Klagen bey mir eingelaufen, daß ſie täglich überhand nähmen, und ſich ſo ſtark, als die Mücken und andre Inſekten, vermehrten. Das Frauenzimmer iſt mit unſern Stutzern nicht zufriedner, als vordem; die Schwätzer ſummen überall herum; Jünglinge, denen ein Dutzend elende Ueberſetzungen von franzöſiſchen Romanen geläufig ſind, reden mit einer Unbeſcheidenheit, die ihren Jahren nicht anſtändig iſt, von allerley ſinnreichen Werken, deren Titel ſie haben nennen hören, als alte Kenner; ſie ſehn ſich nicht um, ob Kluge zugegen ſind, die ihre Schwäche wiſſen; ſie richten und entſcheiden. Ich habe mich um ihre Aufführung nicht ſo genau bekümmert, weil ich die meiſte Zeite auf dem Garten zugebracht habe; allein ich bin über ihre Kühnheit erſtaunt, nachdem ich zu verſchiednen malen den Richteriſchen Garten, einige Caffeehäuſer, die Allee, und die Comoedie beſucht habe. Ich hätte nicht geglaubt, daß ſo viele, die doch gekleidet ſind, als wenn ſie geehrt ſeyn wollten, ihren Kleidern ſo wenig Ehre machen ſollten. In den Geſellſchaften ſoll es nicht mehr mit ihnen auszuſtehen ſeyn, und wenn man auch ſo herzhaft iſt, und ihnen zeigt, wer ſie ſind. Es iſt ſo weit gekommen, daß ſchon einige meiner Freunde den verzweifelten Entſchluß gefaßt haben,

ben, den Himmel zu bitten, daß er ſie in ihrer Geſellſchaft, die nicht immer zu vermeiden iſt, blind, taub und ſtumm machen möchte. Das iſt in der That für das Vergnügen der Vernünftigen gefährlich, wenn ſie ihre Sinne verleugnen ſollten, um ſich vor dem Schwarme der Lächerlichen zu retten.

Ich habe ſelbſt zu meinem Verdruße ein Zeuge von ihrer unbeſcheidnen Aufführung ſeyn müſſen. Ich gehe vor einigen Wochen unter den Linden neben einem Haufen ſolcher Geſichter, von welchen einige verſtändig und artig ausſehen würden, wenn nicht ihre Lebensart ihre Züge ſchon verzerrt hätte. Vor ihnen gieng ein junges Frauenzimmer, daß außer verſchiednen Reizungen ſeiner Sittſamkeit wegen geehrt werden ſollte, und wurde entweder von einem Bekannten, oder von ihrem Anbeter geführt. Ein Frauenzimmer, welches nicht vom vornehmſten Stande iſt, muß einer ſolchen muntern Geſellſchaft einen trefflichen Anlaß geben, aufgeweckt zu ſeyn. Sie ſprachen von dieſem Frauenzimmer, deſſen Namen ſie kennen mußten, und von ihrem Führer, überlaut und auf eine Art, die ſie beide beleidigen und ſchamroth machen mußte. Ich ſchämte mich, ihrem Herkommen, und ihrem Reichthume zu Ehren, im Namen der ganzen Geſellſchaft. Das Außerordentliche dabey iſt dieſes, daß eben dieſe Geſellſchaft dafür angeſehen ſeyn will, daß ſie zu leben wiſſe.

Ich erſchrecke weder vor ihrer Menge, noch vor ihrer Verwegenheit. Ich habe den Ruhm niemals geſucht, den Lächerlichen eine Furcht einzujagen; allein da mir ſolches ſchon einmal gelungen iſt, ohne daß ich mir Mühe darum gegeben habe, ſo hoffe ich, daß ſie bald wieder vor mir zittern ſollen. Ich hätte ihnen nur von keiner Sicherheit etwas verſagen ſollen; denn man muß

mit ihnen, wie mit Seeräubern umgehen, denen man kein Quartier giebt. Ich will nur die Woche hindurch einige Nachmittage aufopfern, um auf sie zu merken: so werde ich Gelegenheit genug haben, sie in ihren lächerlichen Gestalten dem Gelächter der Klugen Preis zu geben. Dieses Opfer soll mir nicht gar schwer fallen, weil es das Beste der Gesellschaften angeht. Das kann ich unmöglich mit gleichgültigen Augen ansehen, daß bey Vernünftigen die verdrießlichen Wünsche aufsteigen sollen, blind, taub, und stumm zu werden, um nur die Gegenwart der Narren nicht ganz zu empfinden.

Ich habe mich schon erklärt, daß ich bey den Abschilderungen lächerlicher und ungereimter Charaktere keinen einzelnen Gegenstand zum Originale nehme, und eben diese Ursache hat mich veranlaßt, die Auslegungen auf diese oder jene Person zu verbitten. Allein nunmehr ersuche ich meine Leser, wenn künftig lächerliche Charaktere in meinen Blättern erscheinen, und sie zu meinen Copien einige Originale kennen sollten, nur überall für gewiß zu behaupten, daß ich diese ihre Originale gemeynt, und vor Augen gehabt habe. Ich will sie nur bitten, der Unschuldigen zu schonen. Ich selbst will zwar von meiner ersten Gewohnheit noch nicht abweichen, und keine besondre Abbildungen von Personen machen; ich will aber die allgemeinen Thorheiten so genau zu zeichnen suchen, daß sich diejenigen, die damit behaftet sind, selbst getroffen finden sollen. Dieses will ich so lange thun, bis sie bescheidner werden. Sie dürfen nicht hoffen, daß ich iemals wieder Unterhandlungen mit ihnen pflegen werde; denn wenn man ihnen auch die leichtesten Bedingungen bey einem friedlichen Vertrage einräumen wollte: so würden sie ihn doch gar bald wieder brechen. Ich will unerbittlich seyn.

Die Vernünftigen werden mir die Siege, die ich davon zu tragen hoffe, leicht machen können, wenn ſie meinen Unternehmungen ihren Beyfall geben. Ich habe eine ganze Geſellſchaft zuſammen, die unter meiner Anführung ſtreiten will. Horaz und Boileau haben ſie in den Waffen geübt, und ich, ihr Anführer, habe Muth. Wie kann uns unſer Sieg ſchwer werden!

Der Spott ſoll uns zur Seite gehn,
Sein Auge wird die kleinſte Thorheit ſehn.
Ihr Narren fliehn, wie wollt ihr widerſtehn?
Verlaßt euch nicht auf eure Heere.
Denn wenn auch euer Schwarm noch zweymal gröſſer wäre:
So iſt der Klugen Zahl, euch fürchterlich zu ſeyn,
So bald ſie wollen, nie zu klein.

Ein Freywilliger aus dieſer tapfern Geſellſchaft hat ſich zum beſten der Zuſammenkünfte vorgenommen, auf einige Wochen ein tägliches Regiſter ihrer Thorheiten zu machen. So unangenehm dieſe Beſchäfftigung iſt, ſo leicht wird ſie ihm werden, und wir haben ihm ſämmtlich verſprochen, das Unſrige zur Vollſtändigkeit dieſes Regiſters beyzutragen. Die Geſellſchaft wird bald im Stande ſeyn, aus dieſen Sammlungen eine burleske Chronik der Stadt Leipzig zu ſchreiben, und wir bieten ſie im voraus den Buchhändlern an. Wegen des Abganges dürfen ſie unbeſorgt ſeyn; denn wenn ſie von den Klugen nicht gekauft wird: ſo kaufen ſie gewiß die Narren ſelbſt.

Der Angriff wird allgemein ſeyn. Wir werden weder des Alters, noch des Standes, noch des Reichthumes ſchonen. Damit die Lächerlichen ſehen, daß wir ſie nicht unvermuthet und hinterliſtig überfallen wollen, ſo kündigen wir ihnen hiermit an, daß einige von uns den

erſten

erſten Ausfall in die Comoedie thun ſollen. Wir werden ſorgfältig auf die Stellen der Schauſpiele merken, wo ſie lachen werden. Sie mögen ſich hüten, keine Zweydeutigkeiten zu finden, und denen ihren Beyfall nicht zu geben, die in die Ueberſetzungen gebracht worden ſind. Zu gleicher Zeit werden einige andre auf dem Richteriſchen Garten einen Angriff thun, die Poſten wegzunehmen, auf welchen ſich einige von den Lächerlichen ſehr unbeſcheiden aufführen. Ich aber werde bey dem erſten Concerte in der Muſikgeſellſchaft erſcheinen, um zu ſehen, ob ſich einige von unſern Feinden daſelbſt eingedrungen haben.

Ihr, meine Luſt, ihr Schönen, du, o Wein,
Um euch werd ich ſo oft nicht ſeyn.
Der Narren Schwarm will ich bekriegen.
Doch bald will ich, ihr Schönen, und du, Wein,
Siegprangend wieder bey euch ſeyn,
Und mich nach den erſtrittnen Siegen
Bey euch erholen und vergnügen.
Ich geb den Streit gezwungen ein,
Denn könnt ich nur, ihr Schönen, und du, Wein,
Bey euch vor ihnen ſicher ſeyn:
So wollt ich friedlich mich vergnügen,
Und hätte keine Luſt, die Narren zu beſiegen. A.

Leipzig, bey Johann Wendlern.

Der Jüngling.

Drey und dreissigstes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 9 Aug. 1747.

Ich gieng in voriger Woche Abends einmal unter den Linden tiefsinnig herum; meine Gedanken beschäftigten sich mit den kriegerischen Unternehmungen, auf die ich umgehe; ich sann auf Kriegslisten, und überlegte, wie ich diejenigen, welche unter meiner Anführung streiten wollen, so eintheilen möchte, daß den Lächerlichen an allen Orten begegnet werden könnte. Denn da sie ein undisciplinirtes Volk sind, welches die Klugen mehr durch öftere Anfälle zu beunruhigen sucht, als daß es ordentlich Stand halten sollte, und da ich ein junger Held bin, der mehr zu thun hat, seinen erlangten Ruhm zu erhalten, als ein alter, versuchter und gefürchteter Kriegsmann, als ein englischer R * * oder ein deutscher Swift: So kann man leicht denken, wie viele Sorgen ich hatte. In diesen kriegerischen Gedanken stört: mich ein Frauenzimmer, das ich von fern aus einem Garten kommen sah. Eine Schöne, dachte ich, verdient wohl, daß man nicht länger an die Lächerlichen denkt. Sie war lang, wohlgewachsen, und hatte eine vollkommne Gestalt, welche mich ein eben so vollkommnes Gesicht vermuthen ließ. Ich irrte mich in meiner Vermuthung nicht; sie war schön; ein witziges Auge, und eine muntre Mine machten mir von ihrem Geiste eine vortheilhafte Vorstellung. Ich folgte ihr von ferne, weil sie sehr vernehmlich sprach, um zu erfahren, ob ihre Gespräche so viel sagten, als ihre Blicke. Indem ich ihr meine ganze Aufmerksamkeit widmete, zog sie eine kleine Brünette von ihr ab, die bey mir vorbey gieng. Sie schien mir das im Kleinen zu seyn, was die andre im

Großen war. Sie war nachläßig und bequem angekleidet, und gieng in einer langen Andrienne, ohne Reifenrock, und Commode. Ich hatte nicht Zeit, mehr von ihren Reizungen zu bemerken, weil sie sehr geschwind vorbey eilte. Kaum hatte sie sich entfernt, als diejenigen, welche mit dem andern Frauenzimmer giengen, von der Kleidung dieser Kleinen zu sprechen anfiengen, und sie ihrer Bequemlichkeit wegen rühmten. Es ist wahr, sagte dieses Frauenzimmer so laut, daß es die halbe Allee verstehen konnte; eine solche nachläßige Kleidung hat viele Vortheile vor der gewöhnlichen. Sie ist sehr geschickt, eine schlechte Taille zu bedecken. Sie sagte dieses mit einer so gleichgültigen Mine, als ob sie von einer Sache spräche, die nicht viel zu bedeuten hätte, und eben diese Gleichgültigkeit ihrer Mine machte dasjenige, was sie gesagt hatte, nur desto nachdrücklicher. Es war ein Glück für die kleine Brünette, daß sie schon entfernt war; sie würde sonst von allen Augen gewiß nicht gnädig beurtheilt worden seyn. Denn die schöne Taille des Frauenzimmers, welches sie beurtheilte, konnte man deutlich sehen; allein die nachläßige Kleidung der andern verhinderte einen Unpartheyischen, von der ihrigen etwas gewisses zu sagen; das Urtheil eines schönen Mundes aber hat immer so viel Gewalt über uns, daß es uns schwer wird, unpartheyisch zu bleiben. Vielleicht hatte diese Brünette eine Gestalt, die so angenehm war, als ihre sichtbaren Reizungen; allein ein zweifelhaftes Vielleicht schützt sich schwerlich gegen den Ausspruch einer schönen Person, daß eine nachläßige Kleidung geschickt ist, eine schlechte Taille zu verbergen.

Ich hatte bey dieser kleinen Begebenheit verschiedne Gedanken. Ich dachte, daß die Bescheidenheit, und die Großmuth eines Frauenzimmers, andere Schönheiten neben sich zu leiden, ohne sie durch ihr Urtheil zu ernie-

drigen

drigen, sehr geschickt wäre, ihre Schönheit mit neuen Annehmlichkeiten zu vermehren. Zugleich fiel mir der Gedanke ein, daß die Schönen in dem Umgange mit den gewöhnlichen und alltäglichen Liebhabern sich leicht eine kleine Bosheit in den Urtheilen von andern ihres Geschlechtes angewöhnen können. Ich will nicht weitläuftig untersuchen, ob diese Gedanken hier natürlich, oder bloß ungefähre Einfälle waren. Vielleicht dachte ich darum so, weil mir auch einfiel, daß Irene von dieser kleinen Brünette nicht so geurtheilt haben würde, wenn sie ihr begegnet wäre.

Ich habe mich schon seit langer Zeit für einen Anbeter des ganzen schönen Geschlechtes erklärt. Es ist einem Liebhaber natürlich, daß er sich von andern, welche seine Nebenbuler sind, zu unterscheiden sucht. Kann er dieses besser thun, als wenn er die wahren Reizungen des Frauenzimmers zu schätzen, und gehörig zu erheben weis? In dieser schweren Kunst sind die meisten gewöhnlichen Anbeter des schönen Geschlechtes unerfahren. Sie wissen nicht zu loben, sind Schmeichler, wenn sie Lobredner seyn sollten, und haben gemeiniglich nicht einmal das Lob, daß sie feine Schmeichler sind.

Unter zwo Schönen, von denen eine weis, daß sie schön ist, die andre aber ihre Reizungen nicht zu wissen scheint, erklärt sich mein Herz allezeit für diese mehr, als für jene. Wenn jene vielleicht mit ihrer Schönheit mein Herz überwältigt, so werden mich die sittsamen Reizungen der andern rühren, und ein Frauenzimmer, welches dadurch rührt, gewinnt immer mehr, als ein anders, das sich bloß der Gewalt bedienen will. Ein Frauenzimmer, welches die Schönheit eines andern verkleinert, die seinige dadurch zu erheben, verbietet mir damit, daß ich die Annehmlichkeiten der andern nicht kennen lernen soll. Oft ehrt man ei

ein ſolches Gebot; allein es iſt doch immer die Folge eines Verbotes, daß man Luſt bekömmt, daſſelbe zu brechen und ein ſolches gebietendes Frauenzimmer gewinnt nicht allezeit bey der Unterſuchung, ob ſein Ausſpruch über andre gerecht ſey. Denn es iſt einmal das boshafte Vorurtheil Mode geworden, daß ein artiges Frauenzimmers, welches von einem andern artigen Frauenzimmer ein ungünſtiges Urtheil ſpricht, gewiß unrecht habe.

Die Beſcheidenheit iſt unſtreitig diejenige Schönheit, welche ein Frauenzimmer der Hochachtung und Liebe am würdigſten macht. Es iſt keine einzige Reizung, die nicht durch dieſe Tugend einen neuen Glanz erhielte. Eine ſittſame Schönheit iſt, wie eine Roſe, die erſt halb aufgeſchloſſen iſt, und uns Hoffnung macht, daß ſie, ſo herrlich ſie ſchon iſt, doch noch ſchöner werden will. Dieſe Beſcheidenheit iſt am liebenswürdigſten, wenn ein Frauenzimmer andre Schönheiten nicht als ihre Feindinnen anſieht, die ſie ſich mit Gewalt unterwerfen muß. Man iſt freylich geneigt, einem Frauenzimmer die Begierde, allein ſchön zu ſeyn, und den kleinen Stolz, der daraus entſteht, zu vergeben; allein es iſt einer ſchönen Perſon immer rühmlicher, wenn ſie keiner Vergebung nöthig hat. Eine ſolche Vergebung iſt, die Wahrheit offenherzig zu ſagen, auf unſrer Seite ein Eigennutz; es ſind Umſtände möglich, wo man nicht eigennützig ſeyn will, und alsdann iſt man vielleicht weniger zur Vergebung geneigt.

In der That; ein Frauenzimmer, welches ſich dadurch zu erheben ſucht, daß ſie andre Schönheiten neben ſich erniedrigt, muß es einem allgemeinen Anbeter des ſchönen Geſchlechtes vergeben, wenn er gegen die unterdrückten Schönheiten mitleidig wird, und ſich ihrer anzunehmen ſucht. Ich laſſe mich das Verbot des ſchönſten Frauenzim-

zimmers nicht abhalten, dasjenige, was an andern schön iſt, für ſchön zu erkennen. Ich halte die blendende Weiße eines artigen Geſichtes darum für keine todte blaße Farbe, weil eine ſchöne Brünette dieſe Schönheit dafür angeſehen haben will. Ich kann auch nichts dafür, wenn der Argwohn in mir entſteht, daß eine Schöne, welche die Reizungen einer andern zu erniedrigen ſucht, ſich vor ihnen fürchte, und ihren eignen Annehmlichkeiten nicht Gewalt genug zutraue, den Vorzug vor der andern zu behaupten. Ich weis nicht, wie ich den Schönen meine Gedanken über dieſe Sache galant genug ſagen ſoll. Ich thue wohl am beſten, wenn ich ein Frauenzimmer ſelbſt davon reden laſſe. Ein Frauenzimmer iſt die beſte Sittenlehrerinn ihres Geſchlechtes, und das nachdrücklichſte, was ſie ſagt, iſt ſchöner, als die galanteſten Gedanken einer Perſon aus unſerm Geſchlechte. Eine beſcheidne Dichterinn hat in ihrem Gedichte von der Beſcheidenheit die Abbildung eines Frauenzimmers gemacht, welches ſich durch die Verkleinerung eines andern erheben will. Die beſten Gedanken, die ich davon haben könnte, würden nicht ſo ſchön ſeyn, als dieſe Abbildung, welche ich meinen Leſern ganz mittheilen will. *

Lucinde kömmt, und reizt, und feſſelt alle Blicke,
Und gleichwohl brüſtet ſie ſich nicht mit dieſem Glücke,
Und aus Beſcheidenheit erröthet ihr Geſicht,
Wenn ein entzückter Mund von ihrer Schönheit ſpricht.
Doch wird ſie ſich uns ſtets auf dieſer Seite zeigen?
Und wird bey fremden Reiz die Eigenliebe ſchweigen?
Die ſchönre Phyllis kömmt; das Auge rebellirt,
Und alle Blicke ſind Lucinden ſchnell entführt.
Der Demuth Larve ſinkt, da ſich ihr Hochmuth reget,
Und ihr gekränktes Herz zur Eiferſucht beweget.

* Siehe den Schutzgeiſt auf der 131 Seite.

"Wie? glaubt man, ſagt ihr Stolz, daß ich nicht ſchöner bin?
"Aufrühriſch eilt von mir der Blick zu Phyllis hin?
"Sieht ſeine Blödigkeit nicht ihrer Fehler Menge?
"Entzückt ſie wohl, wie ich, durch die geſchlanke Länge?
"Wie iſt ihr Auge todt!„ Sie merket Fehler an,
Die doch ein andrer nicht an Phyllis ſehen kann.
Lucinde tadelt ſie: die Schmähſucht hilft ihr kriegen,
Allein wird ſie dadurch, wie ſie es wünſcht, wohl ſiegen?
Verächtlich ſchweiget man zu ihrem Tadel ſtill,
Da ſie auf Phyllis Fall ihr Lob erbauen will.
Sie lobt ſich ſelbſt, um uns ſich unterthan zu machen;
Allein ihr Lob erweckt des Spottes ſtrafend Lachen.
O wollte ſich ihr Herz von Stolz und Neid befreyn,
Wie Phyllis, würde ſie ſchön und erobernd ſeyn!

Ich muß aber zur Rechtfertigung des ſchönen Geſchlechtes ſagen, daß es nicht ſowohl ihnen als vielmehr ihrer Erziehung, oder ihren gewöhnlichen Liebhabern zugeſchrieben werden muß, wenn ſie nicht ſo liebreich mit ihren Nebenbuhlerinnen umgehen, als es die Beſcheidenheit verlangt. Denn ſo wohl die Erziehung als die Liebhaber haben es einmal bey dem Frauenzimmer zu einem Grundſatze gemacht, daß eine Schöne alle andern Schönen zu Nebenbuhlerinnen habe, denen ſie, ſo gut ſie könne, den Vorzug ſtreitig machen müſſe. Die meiſten Anbeter des ſchönen Geſchlechtes ſind unbeſcheidne Schmeichler. Da ſie nur allein auf ihr Vergnügen denken, und dieſes auf alle Weiſe zu erhalten ſuchen, ſo bekümmern ſie ſich nicht darum, wie ſie ein Frauenzimmer loben. Feine und wahre Lobſprüche können ſie den Schönen nicht verſagen; denn dazu gehört Verſtand, und was dieſen anbelangt, ſo iſt die Natur immer ſehr ſtiefmütterlich mit den meiſten umgegangen. Sie können kein Frauenzimmer rühmen, ohne zehn andre zu verachten. O! Madame,

dame, oder Mademoiſelle, ſagt ein ſolcher unbeſcheidner Anbeter, ſehen ſie, was das für eine Hand iſt! Sie kennen die Madame * *, die ſich einbildet, die ſchönſte Hand in Leipzig zu haben; ich mußte ſie geſtern aus Höflichkeit küſſen. Was meynen ſie, eine Warze habe ich an dieſer ſchönen Hand geſehen. Was bildet ſich dieſe Frau ein? Sie ſollte ihre Hände ſehen, Madame; ſie würde die ihrigen nirmals wieder ſehen laſſen! Ich mag dieſen unbeſcheidnen Lobrednern nicht länger nachſprechen; vielleicht verſchönere ich das noch, was ſie ſagen.

Was können Frauenzimmer thun, wenn ſie vielleicht täglich dergleichen Lobreden hören müſſen? Eine Schöne, die eine natürliche Neigung zur Sittſamkeit beſitzt, wird entweder immer erröthen, oder den Schmeichlern endlich ein Stillſchweigen auferlegen müſſen, wenn ihr der Geſchmack einigen Muth macht. Andre Frauenzimmer, die man von ihrer Kindheit an überzeugt hat, daß ſie ſchön ſind, und denen ihre großen Reizungen eine kleine Eitelkeit beynahe natürlich machen, ſind geneigter, die Schmeichler zu dulden Das erſtemal hören einige ihre Lobeserhebungen gleichgültig an; das andremal gefallen ſie ihnen; das drittemal gefällt es ihnen nicht allein, wenn ihre Anbeter andre Schönen neben ihnen verkleinern, ſondern ſie verkleinern ſie ſchon ſelbſt mit. Die verhaßten Schmeichler!

Wenn nur das ſchöne Geſchlecht eine ſolche Meynung von ihnen hätte, als ich! Ein Lobſpruch, den man einem Frauenzimmer giebt, und auf die Verachtung einer andern baut, ſehe ich als eine Verachtung der Schöne ſelbſt an, die man loben will. Denn was ſagt ein ſolcher Lobſpruch? Sagt er nicht ſo viel, als dieſes unhöfliche Compliment: Ich wollte ſie gern loben, Madame, allein ich weis ſo wenig von ihnen zu ſagen, daß ich einige andre verkleinern, und ſie bereden muß, ich erhübe ſie damit. Solche Galanterien müſſen unſre Damen anhören! Man weis es, was

man

man von den Lobrednern und Poeten hält, die eine Menge Helden aus den alten und neuern Zeiten degradiren, wenn ſie einen Helden ihrer Zeit rühmen wollen. Man muß einen ſehr armſeeligen Geiſt haben, wofern man bey einem artigen Frauenzimmer nicht Materie genug hat, ein Geſpräch zu unterhalten, ohne andere Schönen zu erniedrigen. Man muß aber die Schönheit nicht allein ſehn, ſondern auch empfinden, und mit Geſchmacke empfinden können. Die Schmeichler ſehn und empfinden die Schönheit auch wohl; aber nicht mit Geſchmack; dazu ſind ſie, wie der Philoſoph ſagt, zu thieriſch.

Ich bin Irenen alle dieſe Gedanken ſchuldig. Sie iſt die Beſcheidenheit ſelbſt, und man darf nur auf ſie Achtung geben, wenn man viel davon ſagen will. Sie hat noch kein unbarmherziges Urtheil über andre Schönen gefällt: denn ſie ſieht kein einziges Frauenzimmer für ihre Nebenbuhlerinn und Feindinn an. Sie hat ein ſo gutes liebreiches Herz, daß ſie alle andern verſchönern würde, wenn es in ihrer Gewalt ſtünde. Sie thut es auf eine gewiſſe Art durch ihre Lobſprüche; ihr ganzes Geſicht wird voll Freude, wenn ſie eine artige Perſon ihres Geſchlechtes loben kann. Man ſtelle ſich vor, wie entzückend eine ſolche Freude Irenens Schönheit machen muß! Sie hört alle Lobſprüche ungern, weil ſie in den irrigen Gedanken iſt, daß ſie ſie erſt verdienen müſſe; was würde ſie zu den Lobſprüchen ſagen, wodurch andre Schönen beleidigt werden? Doch iſt ſie außer Gefahr, unbeſcheidne Lobeserhebungen zu hören. Die Schmeichler werden ſtumm, ſo bald ſie ihr ſittſames Auge ſehen; denn ſchon ihre Mine iſt ein Verbot, ſie zu loben, und ein ſolches Verbot muß ſelbſt ein Schmeichler ehren. Ach! Irene, wenn ich ſo oft an ſie denken wollte, als ſie es verdienen, ſo könnte ich in die Verſuchung gerathen, ſie allein zu lieben! Sie ſind gefährlich!

Auf der 223 S. in der 8 Z. ließ Pſychologien ſtatt Phyſiologien.

Der Jüngling.

Vier und dreiſſigſtes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 16 Aug. 1747.

Keine Feindſchaft iſt in der Welt unſchädlicher, als die gewöhnliche Feindſchaft verliebter Perſonen, da ſie ſich auf einige Zeit über einander entrüſten, einander zu haſſen ſcheinen, und ſich anſtellen, als ob ſie niemals wieder Freunde werden könnten. Eine ſolche Feindſchaft iſt immer ein Merkmal einer vorgehenden großen Eintracht, und das Kennzeichen einer folgenden noch größern Einigkeit. Ein Jüngling, oder ein Mann, welcher die Kunſt, dem Frauenzimmer zu gefallen, verſteht, und eine Schöne durch eine kleine artige Verwegenheit zum Zorne reizen kann, iſt wegen der Feindſchaft, die unter ihnen beyden entſtehen wird, eben nicht zu bedauern, und eine ſolche Feindſchaft ſcheint mir nur eine kühne und pindariſche Figur der Liebe und Hochachtung zu ſeyn. Denn die Verſöhnung iſt gemeiniglich die Folge eines ſolchen Haſſes. Cicero braucht in einer ſeiner Reden von einem Ankläger, der ſich mit ſeinem Beklagten verſteht, und ſich doch überaus feindſeelig gegen ihn anſtellt, einen vortrefflichen Ausdruck, dieſe Verſtellung zu bezeichnen. **Dieſer Kläger**, ſagt er **läßt ſeine Feindſchaft auf eine ſehr vertrauliche Weiſe aus.** Solche vertrauliche Feinde ſind die Verliebten, welche ſich kleiner Beleidungen wegen über einander erzürnen. Bey einer ſolchen Feindſchaft muß nothwendig viel Vergnügen ſeyn, weil zwiſchen den Verliebten die Hochachtung und Liebe nicht aufgehoben wird. Eine Feindſchaft dieſer Art iſt ein Unglück; allein jene iſt ein Glück, welches aber nur feine Seelen zu empfinden fähig ſind.

Die Verliebten sind leicht zum Zorne zu bringen. Ein Verliebter hat ein scharfes Auge; weil ihm an der Person, die er liebt, nichts gleichgültig ist, so entgeht seiner sorgfältigen Aufmerksamkeit auch nicht die kleinste Empfindung und Bewegung derselben. Alle Empfindungen und Bewegungen seiner Geliebten sollen zu seinem Vortheile gereichen; er will ihre Liebe und Hochachtung für sich darinnen lesen; zum wenigsten wünscht er, sie möchten so beschaffen seyn, daß er sie zu seinem Vortheile auslegen könnte. Er sucht überall die gewissen Versicherungen, daß seine Liebe belohnt werde. Gleichwohl ist niemand zum Mistrauen geneigter, als ein Verliebter, weil er das Glück, von dem Gegenstande, den er liebt, wieder geliebt zu werden, für so groß hält, daß ihm seine Bescheidenheit immer einige Zweifel wider die Gewißheit dieses Glückes eingiebt. Kann er diese Zweifel nicht völlig widerlegen; findet er an der geliebten Person einige Kleinigkeiten, die seine Ungewißheit zu rechtfertigen scheinen, und überzeugt ihn die Größe seiner Leidenschaft gegen seine Geliebte, daß er ihre Liebe verdiene: so reizt ihn ihre Ungerechtigkeit zum Zorne, und er wird ihr Feind. Ein Blick, der eben keinem Menschen günstig ist, beleidigt ihn, weil dieser Blick ihm nicht günstig ist; eine zerstreute Mine, ein Wort, das sie in einem freundlichern Tone gegen einen andern ausspricht, als sie nach seiner Meynung thun sollte, und andre solche Kleinigkeiten, die einem Verliebten überaus wichtig sind, können ihn mistrauisch machen, und aufbringen. Das Frauenzimmer hat noch schärfere Augen, als ihre Anbeter. Wo wir nur Liebe und Zärtlichkeit von ihnen verlangen, da fordern sie auch Ehrfurcht und Unterwürfigkeit, und so wohl die Ehrfurcht als die Unterwürfigkeit würde ihnen sehr zur Last werden, wenn unsre Liebe und Zärtlichkeit nicht eben so groß, und vielleicht noch heftiger, als jene, wären. Sie verlangen aber, daß

wir

wir uns immer Gewalt anthun ſollen, unſre Liebe nicht ſo lebhaft zu zeigen, als unſre Ehrfurcht ſich zeigen darf, und wenn wir uns dieſe Gewalt nicht anthun können, weil wir ſie vielleicht ſo heftig lieben, als ſie es heimlich wünſchen: ſo werden wir in ihren Augen verwegen, und unſre Verwegenheit erregt ihren Zorn. Mit dieſen kleinen Verwegenheiten habe ich mir manche Schöne auf eine kurze Zeit zur Feindinn gemacht. Ich bin bey Selinden, und halte ſie bey der Hand; ſie hat eine weiſſe, weiche und volle Hand, an welcher ein ieder Finger ein Meiſterſtück iſt; ich bewundre ſie und errathe mit meinen Blicken einen kleinen runden Arm. Was iſt eine weiche volle Hand, die vollkommen wohlgeſtaltet iſt, und ein kleiner runder Arm nicht für eine Schönheit? Ich bewundre ſie; meine Bewunderung wird ſo lebhaft, daß ich dieſe ſchöne Hand mit einer Heftigkeit küſſe, welche meine Ehrfurcht ausdrücken ſoll, und in der That meine Liebe verräth. Das iſt eine Verwegenheit, welche Selinde mit ihrem Zorne beſtrafen muß! Sie zieht ihre Hand grauſam zurück; ihr Auge fängt an gleichgültig zu werden, und bey mir iſt ein gleichgültiges Auge ein feindſeeliges Auge, und da unſre erſten Geſpräche vielleicht ziemlich lebhaft waren, ſo kann ſie nunmehr wohl gar zu mir ſagen, daß das Wetter ſehr ſchön wäre. Was habe ich alsdann nicht für Mühe, ſie wieder zu beſänftigen? Ich bin bey Aemilien, welche auſſer einem wohlgebildeten und witzigen Geſichte den ſchönſten Hals von der Welt hat. Ein zärtlicher Hals muß empfindliche Augen neubegierig machen, die benachbarten Schönheiten kennen zu lernen. Wer kann einer Neubegierde widerſtehen, die ſich bey aller ihrer Lebhaftigkeit ſo viel Gewalt anthut, daß ſie weder den Wohlſtand noch die Sitten beleidigt? Allein eine Schöne kann dadurch beleidigt werden, ſo lieb ihr auch im Herzen unſre Neubegierde ſeyn mag; denn ſie verlangt vielleicht, daß man ihren Hals

Die Verliebten sind leicht zum Zorne zu bringen. Ein Verliebter hat ein scharfes Auge; weil ihm an der Person, die er liebt, nichts gleichgültig ist, so entgeht seiner sorgfältigen Aufmerksamkeit auch nicht die kleinste Empfindung und Bewegung derselben. Alle Empfindungen und Bewegungen seiner Geliebten sollen zu seinem Vortheile gereichen; er will ihre Liebe und Hochachtung für sich darinnen lesen; zum wenigsten wünscht er, sie möchten so beschaffen seyn, daß er sie zu seinem Vortheile auslegen könnte. Er sucht überall die gewissen Versicherungen, daß seine Liebe belohnt werde. Gleichwohl ist niemand zum Mistrauen geneigter, als ein Verliebter, weil er das Glück, von dem Gegenstande, den er liebt, wieder geliebt zu werden, für so groß hält, daß ihm seine Bescheidenheit immer einige Zweifel wider die Gewißheit dieses Glückes eingiebt. Kann er diese Zweifel nicht völlig widerlegen; findet er an der geliebten Person einige Kleinigkeiten, die seine Ungewißheit zu rechtfertigen scheinen, und überzeugt ihn die Größe seiner Leidenschaft gegen seine Geliebte, daß er ihre Liebe verdiene: so reizt ihn ihre Ungerechtigkeit zum Zorne, und er wird ihr Feind. Ein Blick, der eben keinem Menschen günstig ist, beleidigt ihn, weil dieser Blick ihm nicht günstig ist; eine zerstreute Mine, ein Wort, das sie in einem freundlichern Tone gegen einen andern ausspricht, als sie nach seiner Meynung ihm sollte, und andre solche Kleinigkeiten, die einem Verliebten überaus wichtig sind, können ihn mistrauisch machen, und aufbringen. Das Frauenzimmer hat noch schärfere Augen, als ihre Anbeter. Wo wir nur Liebe und Zärtlichkeit von ihnen verlangen, da fordern sie auch Ehrfurcht und Unterwürfigkeit, und so wohl die Ehrfurcht als die Unterwürfigkeit würde ihnen sehr zur Last werden, wenn unsre Liebe und Zärtlichkeit nicht eben so groß, und vielleicht noch heftiger, als jene, wären. Sie verlangen aber, daß, wir

wir uns immer Gewalt anthun ſollen, unſre Liebe nicht ſo lebhaft zu zeigen, als unſre Ehrfurcht ſich zeigen darf, und wenn wir uns dieſe Gewalt nicht anthun können, weil wir ſie vielleicht ſo heftig lieben, als ſie es heimlich wünſchen: ſo werden wir in ihren Augen verwegen, und unſre Verwegenheit erregt ihren Zorn. Mit dieſen kleinen Verwegenheiten habe ich mir manche Schöne auf eine kurze Zeit zur Feindinn gemacht. Ich bin bey Selinden, und halte ſie bey der Hand; ſie hat eine weiſſe, weiche und volle Hand, an welcher ein ieder Finger ein Meiſterſtück iſt; ich bewundre ſie und errathe mit meinen Blicken einen kleinen runden Arm. Was iſt eine weiche volle Hand, die vollkommen wohlgeſtaltet iſt, und ein kleiner runder Arm nicht für eine Schönheit? Ich bewundre ſie; meine Bewunderung wird ſo lebhaft, daß ich dieſe ſchöne Hand mit einer Heftigkeit küſſe, welche meine Ehrfurcht ausdrücken ſoll, und in der That meine Liebe verräth. Das iſt eine Verwegenheit, welche Selinde mit ihrem Zorne beſtrafen muß! Sie zieht ihre Hand grauſam zurück; ihr Auge fängt an gleichgültig zu werden, und bey mir iſt ein gleichgültiges Auge ein feindſeeliges Auge, und da unſre erſten Geſpräche vielleicht ziemlich lebhaft waren, ſo kann ſie nunmehr wohl gar zu mir ſagen, daß das Wetter ſehr ſchön wäre. Was habe ich alsdann nicht für Mühe, ſie wieder zu beſänftigen? Ich bin bey Aemilien, welche auſſer einem wohlgebildeten und witzigen Geſichte den ſchönſten Hals von der Welt hat. Ein zärtlicher Hals muß empfindliche Augen neubegierig machen, die benachbarten Schönheiten kennen zu lernen. Wer kann einer Neubegierde widerſtehen, die ſich bey aller ihrer Lebhaftigkeit ſo viel Gewalt anthut, daß ſie weder den Wohlſtand noch die Sitten beleidigt? Allein eine Schöne kann dadurch beleidigt werden, ſo lieb ihr auch im Herzen unſre Neubegierde ſeyn mag; denn ſie verlangt vielleicht, daß man ihren Hals

geſehen haben, und die Augen niederſchlagen ſoll. So gieng es mir bey Aemilien auch. Sie war zwo Stunden lang meine Feindinn; ich aber lies mich ihre Feindſchaft nicht hindern, ſondern fuhr in meinen Beleidigungen fort, und endlich ward ſie entweder ihrer gewohnt, oder ſie lernte einſehen, daß meine Beleidigungen ſtumme Lobſprüche ihrer Schönheit wären. Ihr Auge ſöhnte ſich mit meinen Augen wieder aus.

Die Eiferſucht iſt für die Verliebten eine neue und reiche Quelle von Urſachen zur Feindſchaft. Da ich von der feinen und zärtlichen Feindſchaft rede, ſo darf ich nicht erinnern, daß ich eine eben ſo feine und zärtliche Eiferſucht verſtehe. Der Gedanke, daß eine geliebte Perſon der andern allein zu gefallen ſuchen ſoll, muß die Aufmerkſamkeit eines Menſchen ungemein vergröſſern. Doch wenn auch die Geliebte ihrem Anbeter allein gefallen wollte: ſo ſteht es doch nicht in ihrer Gewalt ihre Schönheit andern unſichtbar zu machen. Folglich ſuchen ihr andre zu gefallen. Ein Verliebter hat eine andre Logik, als ein Philoſoph. Der Schluß, daß ein andrer ſeiner Geliebten nicht zu gefallen ſuchen würde, wenn es ihr Wille nicht wäre, ihm zu gefallen, iſt einem Liebhaber ſo richtig, als einem Philoſophen eine Demonſtration. Die Folge dieſes Schluſſes iſt ſein Zorn und ſeine Feindſchaft. Das iſt eine Untreue! Er muß mit ſeiner Geliebten brechen; er hat Urſachen genug darzu; denn ſie hat einem andern gefallen. Die Logik eines zärtlichen Frauenzimmers iſt nicht philoſophiſcher. Wenn ſie einmal ſo ſchließt, ſo glaubt ſie noch mehr Recht zu haben, ihre Schlüſſe für bündig zu halten, weil ſie vorausſetzt, daß unſer Geſchlecht mehr zu gefallen ſuche, als das ihrige, und ſie hat gewiſſermaßen Recht; denn das ſchöne Geſchlecht gefällt leichter, als das unſrige.

Die

Die Ausbrüche dieſer zärtlichen Feindſchaft ſind verſchieden. Bald äußert ſie ſich durch eine verſtellte Kaltſinnigkeit; denn man muß ſich wohl in acht nehmen eine ſolche Froſtigkeit für Ernſt zu halten, weil die Liebe gemeiniglich niemals heftiger iſt, als in ſolchen kaltſinnigen Stunden. Bald bricht dieſe Feindſchaft eines Liebhabers in Klagen über die Untreue und Unbeſtändigkeit aus, und aus dieſen Klagen erzeugen ſich erſt Lobeserhebungen ſeiner Treue und Zärtlichkeit, und ſodann Vorwürfe und Verweiſe. Der Liebhaber will ſeine Treuloſe verlaſſen; haſſen will er ſie; er will auch untreu werden. Mitten unter dieſen Ausbrüchen ſeines Zornes fällt ihm ein, daß ſeine Treuloſe ſchön iſt. Nunmehr folgen auf die Verweiſe und Klagen, Bitten, Entſchuldigungen, und das Verlangen, welches ſein wahrer Ernſt iſt, mit ſeiner Geliebten wieder ausgeſöhnt zu werden. Aber wenn ſie gleich ſchön iſt, ſo hätte ſie doch die Größe ſeiner Liebe erwägen ſollen. Die erſte Scene ſeines Zornes wird wiederhohlt, und am Ende wird ſein Zorn ſo beſänftigt, daß er auf ſich ſelbſt zornig wird, weil er einer Geliebten, welche ſo ſchön iſt, ungerecht begegnen können. Die Feindſchaft eines zärtlichen Frauenzimmers hat alle dieſe Eigenſchaften, welche von einer gewiſſen ſchönen Kühnheit, und Gewißheit, zu ihrem Zorne berechtigt zu ſeyn, begleitet und erhoben werden. Wenn ſich die Feindſchaft eines Liebhabers in zärtlichen Klagen ausdrücket: ſo redet die ihrige in Verweiſen; und ſo ſehr ſie vielleicht die Ausſöhnung wünſcht: ſo ſelten macht ſie den Anfang dazu. Es iſt vielmehr ſehr gewöhnlich, daß ſich die Feindſchaft der Geliebten da anfängt, wo die Feindſchaft des Anbeters aufhört.

Die Liebhaber machen in ſolchen Umſtänden gemeiniglich eine ſehr beſcheidne und demüthige Figur. Ich kann ſolches mit dem Beyſpiele des Phädria aus den

Eunuchus des Terenz beweisen. Seine Geliebte, Thais, hat ihn beleidigt, weil sie ihm einen Besuch abgeschlagen hat, und er ist in Ungewißheit, ob er zu ihr gehen soll, da sie ihn von freyen Stücken zu sich gebeten hat. Was soll ich thun? sagt er, soll ich nicht gehen? Auch itzt nicht, da sie mich von freyen Stücken bitten läßt? Oder soll ich vielmehr den Entschluß fassen, die Beleidigungen einer Treulosen nicht zu leiden? Sie hat mir jüngsthin einen Besuch abgeschlagen; sie läßt mich bitten; soll ich wieder zu ihr gehen? — Nein, und wenn sie mir tausend gute Worte gäbe. Allein sein Bedienter Parmeno ist schlau, und sagt es ihm offenherzig, daß solches in seiner Gewalt nicht stehe. Wenn sie es thun könnten, sagt er zu seinem Herrn, so könnten sie sich nicht besser und tapfrer aufführen. Es ist aber einmal bey der Liebe nicht anders; bald beleidigen die Verliebten einander; sie sind mistrauisch; sie werden Feinde; es wird Stillstand, wieder Krieg, und wieder Frieden. Sie denken itzt ganz zornig bey sich: Ich sollte zu ihr gehen? zu der, die meinen Nebenbuhler? die mich? die mir nicht? Ja gewiß, ich wollte lieber sterben; sie soll erfahren, mit wem sie zu thun hat. Allen diesen Zorn wird bey meiner Treue ein einziges kleines falsches Thränchen auslöschen. Alsdann wird sie selbst sie verklagen, und sie werden sich von freyen Stücken für strafbar erkennen. Da auch Parmeno dem Phädria räth, daß er der Aussöhnung nicht zuwider seyn soll, weil er so sehr verliebt ist, so ist er mit dem Vorschlage sehr wohl zufrieden, und drückt seinen Beyfall durch die Frage aus: So räthst du mir das?

Auf die Feindschaft folgt natürlicher Weise die Aussöhnung. Niemand ist leichter zu versöhnen, als ein Liebhaber. Denn eine Schöne müßte ihren Anbeter in der That sehr beleidigt haben, und sich heimlich für schuldig erkennen, wenn sie einer Thräne zu seiner Besänftigung nöthig zu haben glaubte. Das kann ein Blick auch verrichten. Dieser Blick braucht eben nicht gar gnädig zu seyn, und oft hat ein zorniger und kühner Anblick eben die Gewalt, als ein freundschaftlicher zärtlicher Blick. Denn das schöne Geschlecht verdient immer Recht zu haben. Ein Liebhaber hat aber schon mehr Mühe, seine Geliebte auszusöhnen, wenn sie einmal auf ihn erzürnt ist, nicht darum, weil sie die Aussöhnung nicht wünschen sollte, sondern eben aus der Ursache, weil sie ein Verlangen nach einer völligen Aussöhnung hat. Weil ein Frauenzimmer viel wagt, wenn sie eine Person unsers Geschlechtes vor einer andern vorzüglich liebt, so ist es billig, daß sie bey einer Versöhnung sich die Liebe ihres Anbeters weitläuftig beweisen lasse. Wie viele Erläuterungen und Rechtfertigungen gehören nicht dazu! Allein wie glücklich ist auch ein Liebhaber, wenn ihm seine Mühe glückt! Wie müssen die neuen Versicherungen von ihrer Liebe und Zärtlichkeit entzücken! Dem wird es freylich leichter, der von der Liebe seiner Geliebten schon so gewiß ist, daß er gewisse Beleidigungen durch andre Beleidigungen aussöhnen darf.

Wie leicht das beleidigte Frauenzimmer auszusöhnen sey, welches nachfolgenden Brief an mich geschrieben hat, kann ich nicht ausmachen. Ich unterfange mich nicht, in die Rechte des Adels einen Eingriff zu thun, dem das Recht, beleidigten Schönheiten in seinen Schutz zu nehmen von undenklichen Zeiten her zukommt. Hier ist der Brief.

Mein

Mein Herr Jüngling,

Sie haben in ihren Blättern so viel Hochachtung gegen unser Geschlecht bezeigt, daß ich hoffe, sie werden sich eines beleidigten Frauenzimmers annehmen. Ein gewisser von Adel, der in unserm Hause wohnt, besucht meinen Vater auf seiner Stube zuweilen. Er hat mir die Schmeicheley gemacht, daß ich die Ursache seines Besuches wäre. Gestern war er auch bey uns. Nachdem er mir nach seiner Art viele Liebkosungen gesagt hatte, so ergriff er, da er Abschied von uns nahm, meine Hand, als ob er sie küssen wollte. Ich konnte ihm solches nicht geschwind genug wehren; wie erstaunte ich aber nicht, als ich sah, daß er seinen Daumen, der auf meiner Hand lag, küßte! Was sollte ich thun, da er ein Edelmann ist, und ich ein bürgerliches Frauenzimmer bin? Ich habe eine Hand, der ich mich neben einer adelichen nicht schäme, und mich dünkt, die Beleidigung, die er mir anthat, war eine Beleidigung der allgemeinen Höflichkeit. Seitdem habe ich ihn geflohen. Ich bin,

Mein Herr Jüngling

Von Hause,
den 5 Aug.

Ihre fleißige Leserinn,

Camilla.

Leipzig, bey Johann Wendlern.

Der Jüngling.

Fünf und dreiſſigſtes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 23 Aug. 1747.

Wie glücklich iſt man nicht, wenn man ſich ſo freuen lernt, daß einem die Empfindung der Freude alle Tage neu iſt! Ich freute mich geſtern, und ich freue mich heute wieder ſo ſehr, als ob ich heute erſt lernte, was die Freude ſey. Die kleinen Spatzierreiſen, die ich itzt täglich auf das Land thue, das Vergnügen des Sommers zu genießen, unterrichten mich in der Kunſt, der Freude niemals gewohnt zu werden. Was für Vergnügen empfinde ich nicht, wenn ich alle Fluren um unſre Stadt herum mit arbeitſamen Schnittern beſetzt ſehe! Ich bin ſo frölich, als ob ich der Beſitzer aller Felder wäre, auf welchen geerndet wird. Ich möchte alle meine Tage auf dem Lande zubringen, ſo erkenntlich bin ich gegen das Vergnügen, das mir der freye Anblick der ganzen Natur daſelbſt verſchafft. Ich empfinde alle Urſachen, welche einen Virgil, einen Horaz, und einen Opitz begeiſtert haben, wenn ſie das Landleben beſangen. Das Land bekömmt täglich tauſend veränderte, und doch immer angenehme Geſtalten, wenn in der Stadt faſt alles einförmig bleibt.

Das Landleben hat darinnen vielleicht den größten Vorzug vor der Stadt, daß es uns den angenehmen Unterſchied der verſchiednen Zeiten des Jahres beſſer kennen lehrt, als ſie. Wie viel verliert derjenige nicht, welcher in [redacted] Städten immer eingeſchloſſen bleibt! Was für kleine Vorſtellungen muß ſich ein ſolcher von den Jahrszeiten machen! Er kann den Frühling, den Sommer, den Herbſt und den Winter durch keine andern Kennzeichen von einander unterſcheiden, als durch den verſchiednen Grad der Wärme, oder der Kälte, den er empfinden muß! Wie ſehr iſt er zu bedauern!

Der Frühling giebt uns zu ſo mannichfaltigen Vergnügungen Gelegenheit, daß man zu der Zeit, wenn man ſie genießt, ſich bereden ſollte, es könnten für die andern Zeiten des Jahres keine neuen Vergnügungen übrig bleiben. Der Sommer kömmt, und die neuen Reizungen, die er über die ganze Natur ausbreitet, werden uns auf eben dieſe Gedanken bringen. Da ich mich dem Vergnügen des Frühlinges überließ, ſo wünſchte ich oft in meiner Fröhlichkeit, daß er ewig währen möchte. Nunmehr iſt er vorbey; der Sommer erfreut mich, und ich wünſche mir nunmehr ſehr oft, was ſich nach unſers Opitzens Beſchreibung die Vögel wünſchen, wenn ſie ſingen:

Der Vögel leichtes Volk macht ſeinen Lobgeſang,
Schreyt überlaut, und wünſcht den Sommer noch ſo lang.

Ich glaube meine Leſer nicht verdrießlich zu machen, wenn ich ihnen eine Ode mittheile, die an einen meiner Freunde gerichtet iſt. Sie ladet ihn ein, das Vergnügen des Sommers zu genießen, und ſie gefällt mir aus der Urſache ſchon, daß ſie ihn zum Vergnügen ermahnet.

Der Sommer.

An Herrn R * * r.

Ach! Freund, wo iſt er, der Lenz, wo iſt der himmliſche Jüngling?
Warum entfloh er der Erde ſo bald?
Schon lange ſuch ich den Lenz, und ſeine fröhlichen Brüder,
Der kleinen Weſte muthwilliges Volk.

Ich, ſprach ich, finde vielleicht den Lenz auf jauchzenden Feldern,
Wo er mit ſeinen Geſpielinnen ſcherzt;
Vielleicht beſchäfftigt er ſich, da neue Blumen zu bilden,
Allein ſie waren ſo traurig, als ich.

Ihr

Ihr Felder, gieng er vielleicht in seine Haine vorüber
Zu Tänzen mit den Dryaden des Walds?
Er schaffet Träume daselbst; nennt ihn, ihr heiligen Eichen,
Und rauschet, wenn ihr den Jüngling verbergt?

Die Eichen rauschten mir nicht; er war nicht unter den Eichen.
Ihr Grün war dunkler, als trauerten sie.
Ach! Philomele, verrath ihn, deinen zärtlichen Bulen;
Wo ist der Frühling? Sie trauert und schweigt.

Ich seufze, seufzet, wie ich, klagt, ihr verlassnen Gefilde;
Du Hain, vernimm mich, und klage mit mir.
Er floh; nun werd ich nicht mehr mein Haupt mit Rosen bekränzen,
Denn sie verblühen und sterben nach ihm.

Er floh, und da er entfloh, da kamen traurige Tage
In finstre weinende Wolken verhüllt.
Die Erde sah ihn entfliehn; sie fängt an seltner zu lächeln,
Und legt die heitern Gewande von sich.

Nun haucht die Erde nicht mehr, vom Morgenthaue befruchtet,
So sanfte schmeichelnde Düfte von sich.
Der Zephyr taumelt nicht mehr durch die hinwallenden Saaten
Auf den lebendigen Fluren daher.

Er kam; sie sahen ihn wohl des Lenzes männlichen Bruder,
Den Sommer, diesen gefürchteten Herrn:
So kömmt ein ernster Monarch mit majestätischem Anstand;
Die Erde liebt ihn, sie fürchtet ihn auch.

Die Felder sahen ihn wohl, ihn sahn die Thäler und Hügel;
Mit stiller Ehrfurcht begrüßten sie ihn.
Dem Frühling dankte der Wald aus freudigen Sängern entgegen;
Doch ihn bewillkommt ihr Lobgesang nicht.

Die Erde freuet sich itzt, wie eine Wittwe sich freuet,
Die schon ihr zweyter Geliebter umarmt.
Beschneidner freuet sie sich; wenn sie der Bräutigam küsset,
Denkt sie des ersten Umarmungen nach.

Wie

Wie war er, denkt ſie, ſo ſchön, ach! er mein erſter Geliebter,
Mich küßt mein erſter Geliebter nicht mehr!
Der mich itzt zärtlich umarmt, iſt nicht mein erſter Geliebter,
Der mich Empfindung und Liebe gelehrt.

So ſeufzt ſie heimlich bey ſich; allein die mächtige Liebe
Beſiegt den Kummer und reizet ſie doch.
So freut die Erde ſich auch, da ſie den Sommer empfindet,
Doch ihre Wolluſt iſt ſtiller als ſonſt.

Er, dieſer herrſchende Fürſt macht einen Bund mit der Sonne,
Die mit gewaltigern Gluten entbrennt,
Daß ihr entzündender Strahl die fetten Fluren zerſpaltet,
Die mit dem Seegen des Lenzes ſich blähn:

Da das geſellige Wild von den geliebten Gefilden
In die benachbarten Wälder entflieht:
Und durſtig, lechzend, und matt durch die Gefilde hineilet,
Und ſüße kühlende Bäche ſich ſucht:

Daß das gelagerte Vieh auf ſeinen frölichen Angern,
Selbſt ſeine Wolluſt, die Weide, vergißt,
Nach friſchen Schatten ſich ſehnt, und mit hinhangenden Häuptern,
Und wiederkäuend den Abend verlangt.

Daß der wollüſtige Stier im heißen Mittag ermattet,
Nicht mehr voll wilder Empfindungen brüllt;
Die Heerde lieget umher; nah bey der Schönſten der Heerde
Wirft er ſich, wie ein Gebürge, dahin.

Die Sonne wandelt indeß, von allen Flammen begleitet,
Im Mittag über die Saaten vorbey.
Sie herrſcht am Himmel allein; kein Nebenbuler von Winden
Treibt feindlich ſtreitende Wolken vor ſie.

Im Stillen reifet die Saat für die ſchon wartenden Sicheln,
Für ihrer Schnitter begierige Hand.
Vor Hitze ſinken indeß die Häupter ſeufzender Blumen,
Die du, o Erde, dem Sommer erzeugſt.

Eh noch der Sommer entflieht, komm, Freund, und eile, die Fluren
In ihren neuen Geſtalten zu ſehn.
Dort wird dich, zärtlicher Freund, kein Schwarm der Thoren umſauſen.
Des Sommers Freuden empfinden ſie nicht.

Der Schnitter waffnet den Arm, und unter tödtenden Händen
Sinkt eine Saat nach der andern dahin:
Wie ganze Völker im Streit vom Donner reihenweis fallen,
Bis ſich die Todten zu Hügeln gehäuft.

Der Landmann danket voll Luſt; ſo jauchzen frölichen Helden,
Wenn ſie die Beute des Feindes erſiegt.
Nun ſieht er ruhig und ſtill dem langen Winter entgegen,
Und trotzt den Mangel, der mit ihm erſcheint.

Freund, oder willſt du vielleicht im Schatten tröſtender Bäume
Der Sonne ſchrecklichen Flammen entgehn,
Komm in den Garten hinab, wo dich die ſchmeichelnde Dämmrung
Umwachſner Lauben wohlthätig erquickt.

Sieh

Sieh der geſeegnete Baum, von ſüßen Laſten gebenget,
Reicht ſeine ſinkenden Aeſte dir zu.
Freundſchaftlich ladet er dich, den reifen Seegen zu ſchmecken,
Brich ihn, und ehre den willigen Baum.

O Freund, dort ſtrecket der Wein an den beſonnten Geländern
Die ſich umarmenden Reben hinan.
O was verkündigt er uns in ſeinen reifenden Trauben!
O welche Freude verkündigt er uns!

Komm, Freund, und freue dich itzt; entreiß dich deinen Geſchäfften,
Gehorche deiner Empfindung, o Freund,
Wie ſich vom Abend herauf in niederhangenden Wolken
Der Feind des Tages, der Donner, verräth;

Da wir, wenn um uns herum ein Heer weiſſagender Krähen
Sich aufmacht und in die Wälder verbirgt
Dann vom Gefilde noch froh und von dem Donner begleitet,
Dem nahen drohenden Regen entfliehn.

Leipzig, bey Johann Wendlern.

Der Jüngling.

Sechs und dreyſſigſtes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 30 Aug. 1747.

Es iſt eine gewiſſe Folge der Begierde, ſich von andern in Geſellſchaften zu unterſcheiden, daß derjenige, welcher ſich Mühe giebt, ſonderbar und auſſerordentlich zu ſeyn, nur ſonderbar und auſſerordentlich zu ſeyn ſcheint. Es iſt in unſern Zuſammenkünften kein Charakter ſonderbarer, als ein guter, weil keiner ſeltner iſt, als ein ſolcher. Die menſchliche Eigenliebe, dieſe Tauſendkünſtlerinn, hat ſo viele dem Scheine nach beſondre Charaktere Mode gemacht, daß ſie wegen ihrer Menge das Anſehen verlieren, das ſie ſuchen. Ein löblicher erhält vielleicht ſehr ſpät ein Anſehen; allein er behauptet es auch beſtändig, wenn er es einmal erlangt hat. Lächerliche, welche die Menſchen eben darum annehmen, weil ſie ſich gern unterſcheiden wollen, ſind nur einmal ſonderbar; das andremal, das man ſie ſieht, ſind ſie uns ſchon gewöhnlich. Bruyere ſagt, daß niemand einen ſo abgeſchmackten Charakter habe, als derjenige, welcher gar keinen hat; ich wollte aber doch lieber gar keinen haben, als einen lächerlichen. Ich war geſtern in einer Geſellſchaft; drey lächerliche Leute zogen meine Aufmerkſamkeit auf ſich, ein geheimnisvoller, ein wichtiger, und ein dogmatiſcher Mann. Sie kamen mir geſtern außerordentlich vor; heute ſind ſie mir ſo gewöhnlich, und ziehen meine Aufmerkſamkeit ſo wenig auf ſich, als ein Schwätzer; ich müßte denn Luſt bekommen, noch einmal über ſie zu lachen. Man kann dieſe drey Gattungen von Lächerlichen nicht mehr quälen, als wenn man ſie in Geſellſchaften nicht bemerkt; ich, der ich meine Freude an ihrer Quaal habe, will ſie meinen Leſern ſo genau zu beſchreiben ſu-

chen, daß sie ihnen in Gesellschaften nicht außerordentlich vorkommen sollen.

Man kann den Geheimnisvollen gleich an seinen Augen und Geberden erkennen. Seine Augen und alle seine Minen verkündigen denen, mit welchen er umgeht, nichts, als Geheimnisse. Man kann sich darauf verlassen, daß er von einer geheimen Sache reden will, die nicht weit auskommen soll, sobald er nur seinen Mund aufthut. Er spricht in keinem andern Tone, als in dem, womit man einem etwas vertrauen will. Er hat bey einem guten Freunde etwas gehört; allein es soll über seine Lippen nicht kommen. Er redet so lange und mit so vielen Umschweifen davon, bis er die Neubegierde der Gesellschaft erzwingt. Man bittet ihn, man nöthigt ihn, daß er doch etwas von seinem Geheimnisse erzählen soll. Er besinnt sich, er schüttelt mit dem Kopfe; er weis nicht, ob er es entdecken darf. Endlich läßt er sich erbitten; er erzählt; allein er verbirgt die Nahmen der Personen, die in seiner Erzählung vorkommen, so sorgfältig, daß man sie zwar errathen, aber doch betheuren kann, daß er sie nicht genannt habe. Er läßt einige Umstände weg; dieses, sagt er, sind die wichtigsten; diese darf er nicht offenbaren, und er bittet die Gesellschaft, daß sie nicht weiter in ihn dringen soll. Er ersucht uns, sein Vertrauen ja nicht zu misbrauchen, und die Sache nicht weiter zu erzählen, und die meiste Zeit ist es doch eine Kleinigkeit, welche die ganze Welt wissen kann. Alles, was er sagt, hat er von sichern Händen. Es ist an einem gewissen Hofe etwas wichtiges im Werke; er hat es aus den Reden eines vornehmen Mannes geschlossen, den er nicht nennen mag, der aber wohl darum wissen kann. Er will sich nicht weiter darüber herauslassen; aber die Sache könnte wohl weitaussehende und gefährliche Folgen haben. Die Zeit wird alles klar machen. Er erzählt etwas; man sagt ihm, daß solches etwas bekanntes sey, die ganze Stadt

wisse

wiſſe es ſchon. Er bezeugt ſein Erſtaunen darüber, daß die Sache ſchon unter die Leute gekommen ſey, da ſie hätte verſchwiegen bleiben ſollen. Er hat längſt darum gewußt, aber er hat nichts davon ſagen mögen. Er bedauert diejenigen, welche die Sache angeht, daß ſie keine verſchwiegnen Freunde haben, und eifert wider diejenigen, welche kein Geheimnis behalten können, und er iſt es eben, von dem man es vor etlichen Tagen erfahren hat. Er verſichert zu gleicher Zeit, daß er ſchweigen könne; von ihm würde man nichts herausbringen, wenn man ihm etwas vertrauen wollte. Gleichwohl hat er einem in Geſellſchaften immer etwas ins Ohr zu ſagen, und er erzählt oft eine Begebenheit, die in allen Zeitungen ſteht, ganz heimlich. Dabey ſieht ſein Geſicht ſo räthſelhaft und ſo vielbedeutend aus, daß man ſchwören ſollte, wenn man ihn nicht kennte, daß er von einem Anweſenden Böſes ſpräche. In allem, was er ſieht, oder hört, ſieht er Geheimniſſe, welche ſich mit der Zeit entwickeln werden. Man fragt ihn, was er in dieſer oder jener Sache zu thun Willens ſey; allein alle ſeine Verrichtungen, ſo klein ſie auch ſeyn mögen, ſind auch Geheimniſſe, die er vor der Zeit nicht ſagen darf. Man redet von einer gleichgültigen Sache; er findet etwas geheimes darinnen. Man verſichert ihn, daß es etwas gleichgültiges ſey. Er giebt aber mit ſeinem Geſichte zu verſtehen; daß er weiter ſehe. Er iſt unſrer Meynung nicht; es kann mehr hinter ſich haben, als man denkt; weiter will er ſich nicht darüber erklären.

Ein Geheimnisvoller iſt ein luſtiges Geſchöpf. Niemand iſt leichter zu betrügen, als er, und er wird auch täglich betrogen; denn die Begierde, Geheimniſſe zu wiſſen, macht ihn leichtgläubig. Er rühmt ſich ſeiner Verſchwiegenheit überall; allein man muß ſich wohl hüten, ihm eine geheime Sache zu vertrauen. Ein Geheimnis könnte in keinen unſicherern Händen ſeyn, als in ſeinen.

Das bequemſte Mittel, ein Geheimnis auszubringen, iſt dieſes, daß man es einem Geheimnisvollen vertraue; denn wenn man es nicht hört, ſo ſieht man es an ihm.

Sowohl den Geheimnisvollen als den Wichtigen verführt eine Urſache zu ihren Fehlern, und dieſes iſt ihre Einbildung von ſich ſelbſt, mit dem Unterſchiede, daß die Eigenliebe des erſtern mehr beluſtigt, und die Einbildung des andern mehr beleidigt. Alle Geſpräche eines Wichtigen ſollen uns ſo viel ſagen, daß auf ihn in der Welt ſehr viel ankomme. Er iſt überall groß, groß in ſeinem Umgange, groß durch ſeine Geſellſchaften und Bekannten, groß durch ſeine Verrichtungen. Wenn er Freunde hat, ſo ſpricht er mit ihnen, wie ein großer Herr mit den Seinigen redet. Es giebt wenig Menſchen, die er über ſich, oder neben ſich ſieht; er ſieht auf die meiſten von einer eingebildeten Höhe herunter. Er hat eine gewiſſe hochmüthige Höflichkeit und Beſcheidenheit, durch welche er die Leute nöthigen will, noch einmal ſo höflich und demüthig zu ſeyn, als er iſt. Seine Gefälligkeiten erweiſt er auf eine Art, durch die er zeigt, daß er nicht viel daraus mache. Allein man würde ſich irren, wenn man dieſe Verachtung für eine Großmuth und Uneigennützigkeit halten wollte. Je kleiner ſie ihm zu ſeyn ſcheinen, deſto wichtiger ſollen ſie dem ſeyn, dem er ſie erzeigt. Wenn er von ſeinen Bekannten in Geſellſchaften ſpricht, ſo nennet er Miniſter, geheime Räthe, und andere, die nicht viel geringer ſind. Er hat keine ſchlechtern Freunde, als die Vornehmſten. Das iſt ein Unglück für eine Geſellſchaft, wenn er dreyßig oder vierzig Meilen weit gereiſt iſt! Er ſagt eben nicht allzuviel davon; aber er will haben, daß man deſtomehr errathen ſoll. Alles, was er zu thun hat, ſind Angelegenheiten, worauf das Glück oder Unglück vieler Menſchen beruht. Mit kleinen Geſchäfften giebt er ſich nicht ab; die Natur hat wohl

klei-

kleinere Geister erschaffen, die nicht so viel bedeuten sollen, als er; diese mögen mit Kleinigkeiten zu thun haben.

Wie alle Ungereimtheiten an einem Gelehrten lächerlicher werden, als an einem andern, so geht es auch mit dem Fehler der Wichtigkeit. Wenn man Gelegenheit zu lachen haben will, so muß man nur die Gesellschaft eines wichtigen Gelehrten suchen. Die größten Gelehrten in Europa kennen seinen Namen. Ja sie loben ihn so gar, und wechseln Briefe mit ihm. Hier hat ein vir doctissimus, dort ein vir excellentissimus, hier ein vornehmer Lehrer aus Utrecht, dort ein Bischoff aus Italien an ihn geschrieben. Wenn man aber untersucht, wer die viri doctissimi, clarissimi und excellentissimi sind, so ist es hier ein Mann, der zu einem Wörterbuche etliche Wörter mehr gesammlet hat, und dort ein Mann, der eine weitläuftige gelehrte Dissertation über eine alte verloschne Münze geschrieben, und am Ende doch nicht entdecket hat, was es für eine Münze ist. Allein von einem **Crebillon**, von einem **Voltaire**, von einem **Marivaux** hat er keine Briefe zu zeigen; diese kennt er nicht, und sie kennen ihn, den wichtigen Gelehrten, nicht.

Selbst unter den jungen Leuten giebt es zuweilen **Wichtige**. Man kann sie sehr leicht kennen. Wenn sie in Gesellschaften immer von ihrer Geburt, von ihrem Reichthume, von ihren Familien, von ihren großen Verwandten, und von den Würden sprechen, die auf sie warten, so denke ich bey mir: Das sind **wichtige Jünglinge**! Der Anstand, und die ansehnliche Mine, die sie annehmen, verkündigen es auch in der Ferne, daß sie sich etwas zu seyn dünken. Ich wünschte unserm Alter zu Ehren, daß sie sich dadurch in Ansehen zu setzen suchten, daß sie kein Ansehen verlangten. Man giebt unsern Jahren so Fehler genug schuld, daß wir nicht nöthig haben, die Fehler nachzuahmen, in welche gemeiniglich nur Männer und alte Leute zu fallen pflegen. Sie werden diesen Feh-

ler gewiß nicht begehen, wenn ſie ſich nur bereden wollen, daß ſie nicht eher in einem rühmlichen Verſtande wichtig werden, bis ſie diejenigen Eigenſchaften beſitzen, die gemeiniglich die erſten ihres Geſchlechts beſeſſen haben.

Man kann die dogmatiſchen Geſellſchafter nicht wohl von den Schwätzern unterſcheiden, weil ſie allzuviel ähnliches mit ihnen haben. Andre Schwätzer haben nicht immer die Einbildung von ſich, daß ſie ſehr weiſe ſind; ſie plaudern nur darum, weil ſie laut reden wollen; aber die Lehrer der Geſellſchaften haben beſtändig die beſte Meynung von ihrem Verſtande. Wo ſie ſind, da dociren ſie, und ſie ſehen alle Anweſenden in einer Geſellſchaft als ihre Schüler an. Wir mögen ſagen, was wir wollen, ſo corrigiren ſie uns. Immer hört man ſie um Vergebung bitten, daß ſie unſrer Meynung nicht ſeyn können. Denn ſehen ſie, ſagen ſie, wenn ihre Meynung richtig ſeyn ſollte, ſo würde das und das, und wer weis was daraus folgen, und gemeiniglich lehren ſie zu der Zeit, da ſie uns unterrichten, mit allen ihren Geſprächen nichts, als dieſes, daß ſie lächerlich ſind. Man darf ſich nur einige Stunden die Gewalt anthun, ſolchen dogmatiſchen Leuten zuzuhören, ſo wird man, wo nicht alles, doch das meiſte von ihren Wiſſenſchaften erfahren. Sie ſind allzutreue Liebhaber der Wahrheit und allzuliebreiche Menſchenfreunde, als daß ſie eine Gelegenheit verſäumen ſollten, den Menſchen etwas beyzubringen, und ſollte es auch nur eine Sentenz ſeyn. Mit der Zeit wird ihnen der dogmatiſche Ton ſo gewöhnlich, daß ſie überall, ohne auf die Geſellſchaft zu ſehen, Diſſertationen reden, ſie mögen unſer Geſchlecht, oder Frauenzimmer vor ſich haben. Wenn man mit ihnen auskommen will, ſo muß man lehrbegierig ſeyn; ſie würden uns die Wahrheit mit Gewalt aufdringen, wenn man ihnen widerſprechen, und ihre Worte nicht für Orakelſprüche halten wollte. Ich ſtelle mich die meiſte Zeit in ihrer Geſellſchaft ſehr unwiſſend an, und als-

alsdann währt entweder ihr Unterricht nicht gar zu lange, oder ich gewinne doch so viel, daß sie mich mit keinem Geschreye betäuben. Aber dann sind sie nicht auszustehen, wenn man so einfältig ist, daß man sie nicht fassen will, und dafür hüte ich mich, sie ja nicht so weit zu bringen, daß sie etwa deutlich werden wollen. Da ist man so unglücklich, als wenn man über die Stelle eines schlechten Poeten kömmt, wo er aus einem Neukirch, oder einem noch leichtern und flüßigern Dichter, ein Haller werden will.

Bruyere sagt an einem Orte von demjenigen welcher immer versichert, daß er Ehre und ein rechtschaffenes Herz besitze, daß er niemanden schade, und das Uebel selbst leiden wolle, das er andern zufügt, und welcher es beschwört und betheuert, damit man es glauben soll: er wisse nicht einmal, den rechtschaffenen ehrlichen Mann nachzumachen. Man kann von den geheimnißvollen den wichtigen, und den dogmatischen Leuten etwas ähnliches sagen. Sie copiren den verschwiegnen, den angesehenen, und den weisen Mann, aber mit dem unglücklichsten Erfolge von der Welt. Denn wenn sie das Aeußerliche ihrer Originale nachahmen wollten, so würden sie das nicht zu seyn scheinen, was sie zu seyn scheinen wollen; denn ein rechtschaffener Mann zeigt es niemals weder in seinen Gesprächen, noch mit seinen Augen und Geberden, daß er sich einbilde, verschwiegen, angesehen und weise zu seyn. Der Geheimnißvolle, der Wichtige, und der Dogmatische sind Gemälde, die man nicht eher für das hält, was sie seyn sollen, bis es ihr Maler selbst darüber geschrieben hat.

Ich will zum Schlusse einige Briefe einrücken, von welchen der eine einige Verwandschaft mit meinen heutigen Gedanken hat, der andre aber nicht länger unbeantwortet bleiben kann.

Mein Herr Jüngling,

Ich beklage mich bey ihnen über die Fruchtbarkeit unsrer Zeit an jungen Gelehrten. Wo man in den Gesellschaften nur hinsieht, erblickt man einen jungen Philosophen, einen jungen Geschichtkundigen, einen jungen Publicisten, einen jungen Juristen, der alle Casus auflösen kann, einen jungen Moralisten, und alle andre Arten von Gelehrten. Sie haben eine außerordentliche Begierde, andern das sogleich wieder beyzubringen, was sie heute oder gestern gelernt haben. Man muß viel in ihrer Gesellschaft ausstehen. Ich verführe sie, mein Herr, eine junge Gelehrsamkeit ist, wie ein neuer Most: sie braust gewaltig.

waltig. Sagen Sie Ihnen doch, mein Herr, daß ſie ihre Collegia zu Hauſe allein, oder mit ihrem Bedienten repetiren, und die Geſellſchaften damit verſchonen ſollen, die man beſucht, nicht eben darinnen zu lernen, ſondern ſich zu vergnügen.

Aemilius Still.

Mein Herr Jüngling,

Sie ſchreiben ganz artige Sächelchen. Aber mit ihrer Erlaubnis, es iſt nur noch ſo alles unter einander. Ich ſollte meynen, ein Bißchen mehr Ordnung ſollte nichts verderben. Iſt denn ihr Herr Verleger ein billiger Mann? Wenn er mir meine Mühe nur halbwege bezahlte, ſo wollte ich mir wohl ihre Aufſätze vor dem Drucke erſt ausbitten. Verſtehen ſie mich nur, mein Herr! Wenn ich ohngefahr bey iedem Satze auf dem Rande dazu ſchriebe, ob es ein Problema, ein Theorema, ein Corollarium, oder ſonſt etwas wäre: So könnten ihre Blätter doch auch von Philoſophen und Mathematikkundigen verſtanden werden. Aber freylich wäre es beſſer, wenn ſie dieſelben gar in Tabellen bringen ließen. Es verſteht ſich, daß eine ſtarke Beurtheilungskraft dazu gehört, und daß hier mit dem Witze nichts ausgerichtet iſt; aber es giebt doch auch Leute, welche dieſer Arbeit gewachſen ſind. Man kann über alles Tabellen machen. Ich mache z. E. Tabellen über die Zeitungen, Tabellen über das Wetter, und auch Tabellen über meine Träume. Ach, mein Herr, itzt arbeite ich an einer ſchönen Tabelle über alle meine Tabellen, welche ſie nothwendig ſehen ſollten. Wie geſagt, kann ich ihnen dienen, ſo bin ich

Leipzig,
den 27 May
1747

Ihr ergebenſter

Sebaſtian Lineal.

N. S. Was meynen ſie, mein Herr? Ein Tabellchen über die Druckfehler in ihren Blättern ſollte wohl nicht überflüßig ſeyn.

Ich muß den rühmlichen Vorſchlag meines Herrn Correſpondenten loben, und ihn erſuchen, nunmehr mit meinem Verleger wegen der Tabellen bald Abrede zu nehmen, weil er ſich entſchloſſen hat, den erſten Band meiner Blätter auf die Meſſe zu liefern.

Leipzig, bey Johann Wendlern.

Der Jüngling.

Sieben und dreyſſigſtes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 6 Sept. 1747.

Die Wiſſenſchaften ſind ſo ſchön, daß mir diejenigen ſehr grauſam zu ſeyn ſcheinen, welche unbillig genug ſind, die ganze ſchöne Hälfte des menſchlichen Geſchlechts dieſer Anmuth zu berauben. Man könnte zu ihrer Vertheidigung ſagen, eben dieſe Schönheit der Wiſſenſchaften wäre die Urſache, daß ſie den Beſitz derſelben mit keinem andern theilen wollten. Allein man erweiſt ihnen zu viel Ehre, wenn man ihnen einen ſolchen Eigennutz zutraut. Die Natur hat ihnen zu wenig Empfindungen gegeben, oder ſie haben zu viel Mühe angewandt, dieſelben zu unterdrücken, als daß ſie fähig ſeyn ſollten, in den Wiſſenſchaften ein wahres Vergnügen zu finden. Würde ſonſt dieſes Vergnügen ihre Seelen ſo rauh und unbiegſam gelaſſen haben? Würden ſie in dem Umgange mit den Muſen nicht wenigſtens ſo viel Höflichkeit gelernt haben, als man, mit viel geringerer Mühe, in dem Umgange mit geſitteten Leuten zu lernen pflegt? Sie ſind mit den Lobſprüchen, die ſie den Wiſſenſchaften beylegen, nur deswegen ſo freygebig, weil ſie bey ihnen ihr gutes Auskommen finden, und weil ſie allein durch ſie eine gewiſſe Ehre erlangt haben, die in den Augen vernünftiger Leute noch ſehr zweifelhaft iſt. Sie haben nichts anders gelernet. Wären ſie in ihrer Jugend zu einem Handwerke angeführt worden, ſo würden ſie nichts größers kennen, als ihr Handwerk; ſie würden eben ſo wenig andre Profeſſionsverwandten leiden können, als ſie itzt andre Gelehrten leiden. Denn die Schönen ſind nicht die einzigen, denen ſie die Wiſſenſchaften ſtreitig machen.

Ich habe oft mit Erstaunen gesehen, wie sich diese Männer entrüstet haben, wenn die Frage gewesen ist, ob ein Frauenzimmer sich auf die Wissenschaften legen dürfte. Gemeiniglich verstehen sie diese Frage nicht recht. Denn so geht es ihnen sehr oft. Sie glauben, die Schönen wollen solche Gelehrten werden, wie sie, und das wäre freylich eine Verwegenheit. Der Metaphysikus hat sie im Verdachte, daß sie sich in seine Ontologischen Streitigkeiten mischen, und unter seinen Lehrgebäuden eine Zerstörung anrichten wollen; der Kenner der Alterthümer streitet für seine Dissertationen und für seine Lesarten, und der Sprachkundige will es nicht zugeben, daß sie die Ableitungen aller Griechischen Wörter so gut wissen sollen, als er. Auf die Weise vertheidigt ein ieder seinen Posten, und damit sie uns völlig überzeugen, daß sie für die Vorrechte ihrer Zunft so gut sorgen, als irgend eine andre, so beschliessen sie damit, daß sie das Frauenzimmer aus den Büchersälen in die Küche verweisen.

Ein guter Freund von mir sagte daher: Sie fürchteten sich, das Frauenzimmer möchte sie übertreffen, wenn sie ihrem Fleisse nicht Einhalt thäten. Dieser gute Freund ist ein wenig boshaft. Ich nahm mich also ihrer Sache an, und behauptete wider ihn, daß sie viel zu viel Achtung für sich selbst, und viel zu wenig Achtung für das schöne Geschlecht hätten, als daß sie sich vor ihm fürchten sollten.

Wenn sie also unter der Gelehrsamkeit diejenige Art gelehrt zu seyn, verstehen, durch welche sie sich berühmt zu machen suchen: so muß man nicht fragen, ob die Schönen dazu fähig sind. Man muß die Frage so einrichten, ob die Schönen sich nicht zu tief erniedrigen, wenn sie sich in diese Arten der Gelehrsamkeit herunterlassen. Die Natur hat auf alle Weise dafür gesorgt, daß ihr Verstand sich selbst helfen könnte. Denn sie wußte wohl, wie sehr er unter der Tyranney des männlichen Geschlechts

würde

würde verabsäumt werden. Sie besitzen eine Feinheit und Lebhaftigkeit des Geistes, welche die unsrige in der That übertrifft. Er ist oft viel geschwinder, als der unsrige, oft scharfsinniger, als wir wünschen, und so erfindsam, daß wir uns zuweilen darüber beschweren. Und so viel Vorzüge wir uns auch vor ihnen zuschreiben, so haben wir es doch nur ihrer Großmuth zu danken, wenn sie uns in unsern guten Meynungen von uns selbst beypflichten. Der Metaphysikus, der Kenner der Alterthümer, der Sprachkundige, und wer sich diesen Gelehrten an die Seite setzet, wird es mir vergeben, daß das schöne Geschlecht so viel Verstand hat.

Warum sollte es nicht bey ihm stehen, denselben eben so finster zu machen, als viele Männer den ihrigen gemacht haben? Sie haben ja Anstalten genug gemacht, es der Welt nicht an Schriften fehlen zu lassen, welche darinn besonders vortrefflich sind. Das Frauenzimmer darf nur dieselben lesen, es darf sich nur entschließen, die Bewundrung der Gesellschaften, den Scherz, den Witz, und alles, was nicht im eigentlichsten Verstande gelehrt ist, zu verachten. Es darf sich nur dadurch nicht abschrecken lassen, daß sich seine Lebhaftigkeit im Anfange ein Bischen widersetzt, wenn es dieselbe unterdrücken will; es darf nur so viel Fleiß dabey anwenden, als unsre Gelehrten. Warum sollte es ihnen nicht gleich werden können?

Allein, wie viel würde eine Schöne dabey verlieren? Sie haben wichtigere Geschäffte, als die Bekanntschaft mit einer Römischen Schlafmütze, oder als die Erforschung eines Lehrgebäudes, welches sein Erfinder sehr oft deswegen aufgebauet hat, weil er sich sonst die Zeit nicht vertreiben können. Die schöne Sorge, zu gefallen, die Tugend in einer annehmlichen und liebenswürdigen Gestalt zu zeigen, und durch ihre Sanftmuth und Vorsichtigkeit dasjenige in der Welt wieder gut zu machen, was die Männer durch ihren Hochmuth und durch ihre Hitze ver-

derben, das sind ihre Vorzüge, die sie zu erhalten suchen müssen. Sie dürften sichs aber nur einfallen lassen, diejenigen Wissenschaften zu treiben, wodurch wir uns gemeiniglich zu so wichtigen und rühmlichen Endzwecken untüchtig machen: so würden sie sehr bald um alle die Vorzüge kommen, die wir ihnen, auch wider unsern Willen, über uns zugestehen müssen.

Sie würden nicht mehr gefallen, sie würden herrschen wollen. Und sie würden uns auch sehr leicht die Kunstgriffe ablernen, wodurch wir das Glück erhalten, daß wir mißfallen und geflohen werden. Wir würden es ihnen nicht vergeben, wenn sie ihre schönen Augen an Manuscripten todt und blind lesen wollten, und ein einnehmender Mund, der mit uns von keiner wichtigern Sache zu reden wüßte, als von den Monaden und dem leeren Raum, würde nicht so viel tiefsinniges sagen können, daß uns nicht die Zeit bey ihm lang werden sollte. Es würde bald um sie herum so einsam werden, als es um einige Frauenzimmer wird, welche zu einer Zeit von ihren Annehmlichkeiten verlassen werden, da sie noch nicht dafür gesorgt haben, sich andre zu geben, deren Erhaltung in ihrer Gewalt steht. Wer wollte auch so unhöflich seyn, und sie hinter der Schutzwehr so vieler fürchterlichen Bände überfallen? Auch in denjenigen Minuten, wo sie vielleicht einen Zeitvertreib nicht ausschlagen würden, den ihnen der Umgang mit den Büchern versagt, würde man nicht das Herz haben, sie zu stören. Kurz, ein Frauenzimmer, das einmal das Unglück gehabt hat, eine gelehrte Frau zu werden, und hernach nicht die Vorsicht anwendet, ihr Unglück geheim zu halten, spielt allemal eine Person, derentwegen sie die ungelehrten Frauenzimmer nicht beneiden dürfen.

Ich sehe zum voraus, daß die meisten Anbeter des schönen Geschlechts, mit dieser Meynung vielleicht desto zufriedner seyn werden, je weniger sie mich verstehen. So

etwas

etwas kluges wird der Jüngling in allen seinen Blättern noch nicht gesagt haben, als dieses, daß ein Frauenzimmer nichts wissen darf! Es ist mir leid, daß ich mir den Beyfall dieser Herren nicht besser zu Nutze machen kann. Da ich mich unterdessen auf dieses Unglück schon gefaßt gemacht habe, so will ich sehen, daß ich es überstehe. Sie haben meine Meynung unrecht ausgelegt, und das ist daher gekommen, weil sie ihren Vortheil dabey finden, daß das Frauenzimmer nicht zu klug wird. Das ist aber nicht meine Schuld, daß die Wissenschaften sich mit diesen artigen Herren nicht besser vertragen können. Freylich dauern mich alle die sinnreichen Einfälle, alle die zweydeutigen Scherze, welche bey einem Frauenzimmer, das die Wissenschaften einmal angesteckt haben, so gut, als umsonst, gesagt sind. Es sind ohne das Schönen genug, die an denselben keinen Geschmack finden. Allein, sie werden es mir doch zutrauen, daß mir an dem Vergnügen des schönen Geschlechts mehr gelegen seyn muß, als an der Erhaltung ihrer Scherze.

Ich halte dasselbe für so edel, daß alle Gelehrsamkeit, die den Geist finster und traurig macht, ihm nur zur Unehre gereichen würde. Soll ich ihm deswegen das Vergnügen derjenigen Wissenschaften mißgönnen, welche die Seele nur heitrer und liebenswürdiger machen?

Es ist eine Ehre für die Dichter, bey der sie die Verachtung der Gelehrten vergessen können, daß ihre Schriften diejenigen sind, welche von den Schönen am liebsten gelesen werden. Man darf ihnen nur nicht den Weg zu der Bekanntschaft mit ihnen verschließen, so werden sie schon ihre Freundinnen werden. Entziehn Sie doch den armen Dichtern diese Ehre nicht, meine stolzen, gründlichen Gelehrten! Wir andern, die wir nicht so viel wissen, als Sie, und damit vergnügt sind, daß wir dasjenige wissen, was Sie nicht wissen, wir und die Schönen, welche gern unsre Meynung angenommen haben, bilden uns

ein, daß die Dichter für unser Herz reden; und das scheint uns besser zu seyn, als wenn sie nur den Verstand beschäfftigten. Der Dichter schmeichelt sich damit, daß sich die Schönen an seinen Schriften vergnügen können, und die Schönen sind so gütig, daß sie dieselben mit einem wahren Nutzen zu lesen glauben. Lassen sie ihnen den Irrthum! Sie werden doch von ihnen dasjenige nicht lernen können, wodurch Sie sich unterscheiden, meine Herren. Sie werden von ihnen nur die Anmuth des Witzes, die Hoheit der Gedanken, den Reichthum der Einbildungskraft, und die Stärke des Ausdrucks kennen und bewundern lernen. Ihr Witz, diese untere elende Kraft des Verstandes, wird dadurch lebhafter, reicher und feiner werden. Sie werden sich eine gewisse Geschwindigkeit im Urtheilen angewöhnen, die aber mit Ihren tiefsinnigen und bedächtigen Untersuchungen in keine Vergleichung kömmt. Sie werden einige Seiten des menschlichen Herzens kennen lernen. Allein, weit gefehlt, daß sie Ihnen die Classen der Leidenschaften, ihre Befehlshaber und Gemeinen sollen hersagen können: so werden sie von ihrer Republick nur so viel wissen, daß sie ihre Handlungen einiger maßen darnach einrichten können. Ihr Herz selbst wird zärtlicher und gefälliger werden, und ihr Liebhaber wird sich einmal überreden, daß er dem Dichter einen Theil des Vergnügens schuldig ist, welches er in der Zärtlichkeit seiner Geliebten zu finden glaubt. Das sind ja lauter Dinge, meine Herren, an die Sie nicht einmal zu denken Zeit haben, und die Sie dem müssigen Frauenzimmer überlassen könnten, ohne etwas dabey zu verlieren.

Auf die Dichter folgen unmittelbar diejenigen, die es von ihnen gelernt haben, wie man sich zu dem Verstande der Menschen einen Weg durch ihr Herz bahnen soll. Ihre Schriften machen kein Aufsehen. Es sind Wochenblätter, kleine muntre Abhandlungen, Discurse über einige besondre Theile der Moral und Philosophie, lehr-

lehrreiche Romanen, Bändchen, die sich bald durchlesen lassen, weil sie vielleicht mehr als einmal, gelesen zu werden wünschen, und andre solche Kleinigkeiten. Sie machen nur ein sehr kleines Häuflein aus, und sind zu schwach, die Posten zu erobern, welche einmal von ansehnlichern Bänden eingenommen sind. Der deutschen Gründlichkeit sey es gedankt, daß wir unsre Nachbarn wegen ihres Reichthums an dergleichen Kleinigkeiten, noch nicht beneiden, und daß das Frauenzimmer seine Zuflucht noch immer zu den Franzosen nehmen muß, welche doch von unsern vielwissenden Patrioten für eitel und seicht gehalten werden. Wer wird denn so grausam seyn, und ihnen ihren Bruyere, ihren van Essen, ihren Marivaux, ihren englischen Zuschauer, und wie diese Leute alle heissen, mißgönnen? Sie werden doch daraus kein System weder von der Moral, noch von der höhern Philosophie, in den Kopf kriegen. Sie werden doch niemals die Tugend richtig erklären, oder in der Form beweisen können; sie werden sie nur ausüben.

Und diese Wissenschaften würden ungefehr diejenigen seyn, an deren Erlernung sich das Frauenzimmer begnügen könnte. Indessen sehe ich doch nicht, was sie von den übrigen Wissenschaften, welche sich die Gelehrten allein zugeeignet haben, abhalten sollte, wenn sie dieselben nur aus einem andern Gesichtspunkte ansehen wollen, als die Gelehrten. Warum sollten sie nicht einige Erfahrung in der Geschichtskunde besitzen dürfen? Sie werden dieselbe nur zum Zeitvertreibe lesen, und zum Zeitvertreibe über die Handlungen der Menschen mit ihrem Geschichtschreiber einige Betrachtungen anstellen, und sich einige Regeln daraus ziehen, wie sie ihre Aufführung einzurichten haben. Sie werden aber großmüthig genug seyn, den Männern, welche dazu mehr Lust haben, die Ehre zu überlassen, daß sie die Reihe der ersten Könige zu Ninive auswendig wissen, von denen nichts weiter bekannt ist, als die bloßen Namen. Es wird ihnen niemals einfallen, den Horaz zu verbessern. Aber, wenn sie denselben lesen wollen, kann man ihnen das nicht zu gute halten? Sie werden ihn doch nicht so verstehen, als Bentley, wenn sie sich gleich vielleicht mehr an seinen Schönheiten vergnügen werden. Sollte man sie um das Bischen Alterthumskunde beneiden, das sie nur deswegen lernen, damit sie einige Alten verstehen können? Wie wenig Gelehrsamkeit wird dazu erfordert! So viel Geschmack werden sie doch nicht haben, daß sie die Alterthümer um ihrer eignen Schönheit willen lieben sollten.

Im Ernſte zu reden, ſo ſehe ich nicht, warum wir ihnen die Bücher aus den Händen reiſſen wollen, die wir ſelbſt geſchrieben haben, wenn anders die Bücher von der Art ſind, daß ſie einen wahren Nutzen, oder ein vernünftiges Vergnügen verſchaffen können. Ich betrachte es allemal als eine Ehre, welche unſerm ganzen Geſchlechte wiederfährt, wenn ich eine Schöne leſen ſehe. Es würde den Wiſſenſchaften keinen Ruhm bringen, wenn ſie nicht Anmuth genug beſäßen, einen Geiſt zu vergnügen, der ſo fein iſt, als der Geiſt des ſchönen Geſchlechts. In der That fehlt es den Wiſſenſchaften nicht an dieſer Anmuth. Die Naturlehre, die Aſtronomie, die ganze Philoſophie, alles würde für das Frauenzimmer eine Quelle von Vergnügungen ſeyn. Ihm fehlet nur unter den Deutſchen noch ein Fontenelle, der ihm dieſelben zeigen kann. Und ehe ſie Wiſſenſchaften auf eine ſolche Art lernen ſollen, daß ſie ihnen verhaßt werden: So ſind ſie freylich viel glücklicher, wenn ſie gar nichts wiſſen. Es iſt ſchlimm genug, daß wir Männer einmal dazu verdammt ſind, dieſelben nicht eher zu lieben, bis wir ſie vorher einigermaßen gehaßt haben.

Die Schönen werden alle die Wiſſenſchaften zuſammen beſitzen, wenn ſie Geſchmack beſitzen. Da die Schönen mich verſtehen, ſo brauche ich für die Gelehrten keine Erklärung hinzuzuſetzen, was ich unter dem Geſchmacke meyne. Die Männer kommen darinnen überein, daß dem Frauenzimmer ſchon eine gewiſſe natürliche Empfindung alles Schönen angebohren zu ſeyn ſcheinet, und ſie glauben daher, daß ſie nur in dem Umgange mit ihm artig werden können. Wie verehrungswürdig muß eine Schöne ſeyn, welche dieſe natürliche Empfindung durch Leſung einiger Schriften, welche uns zugleich die Regeln und das Muſter der Schönheit geben, vollkommen gemacht hat!

N.

Leipzig, bey Johann Wendlern.

Der Jüngling.

Acht und dreyſſigſtes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 13 Sept. 1747.

Irene ſagte neulich zu mir, als ich in ihrer Geſellſchaft über einige kleine Fehler ihres Geſchlechtes ſcherzte, und mich durch die freundſchaftliche Vertraulichkeit, die ſie mir zugelaſſen hat, verführen ließ, meinen Scherz vielleicht zu lange fortzuſetzen: Ob ich Luſt hätte, die Gewohnheit der meiſten unſres Geſchlechtes anzunehmen, die von dem Frauenzimmer gemeiniglich mehr Böſes, als Gutes ſprechen? Ob ſie gleich dieſes mit einem lachenden Geſichte ſagte, ſo machte mich doch dieſer Vorwurf aus einem ſo ſchönen und beſcheidnen Munde aufmerkſam und ernſthaft, und ſchien mir meinem Geſchlechte ſo nachtheilig zu ſeyn, daß ich mich ſeiner aus einer ungegründeten Eigenliebe anzunehmen ſuchte. Ich räume es von einigen ein, was Sie ſagen, gab ich zur Antwort; allein ich wollte wünſchen, daß Sie doch die meiſten unſers Geſchlechtes für unpartheyiſcher halten möchten. Die perſönlichen Reizungen, welche die ſchöne Hälfte der Menſchen beſitzt, machen ſie ſchon ſo angenehm, daß wir durch deren Hülfe ihre übrigen Vorzüge und Tugenden deſto leichter wahrnehmen können. Ich nehme die Schriftſteller, welche von dem ſchönen Geſchlechte ſprechen, zu Vertheidigern des unſrigen wider ſie an.

Ich begleitete, ohne ſolches zu wiſſen, dieſe Antwort mit einer Ernſthaftigkeit, welche ſie und Phyllis, die bey uns war, vielleicht nicht vermuthet hatten. Sie werden ernſthaft, verſetzte ſie mit einer heitern Miene; ich hätte ſolches vermeiden ſollen; allein wenn Sie mich nicht für unbeſcheiden halten wollen, ſo will ich mich meiner

erſten Antwort annehmen. Vielleicht wäre es für uns vortheilhafter, wenn unſer Geſchlecht die Reizungen nicht beſäße, die es, wie Sie ſagen, in den Augen des ihrigen angenehm machen. Was die Schriftſteller anbelangt, ſo würde ich ungerecht ſeyn, wenn ich ſagte, daß unſer Geſchlecht von ihnen nicht gerühmt würde. Ich weis aber nicht, ob ich zu viel von Ihnen verlange, wenn ich Sie erſuche, einmal ſelbſt einen richtigen Ueberſchlag von dem Böſen und Guten zu machen, das Ihre Scribenten von uns ſagen. Ich entſchuldige aber Ihr Geſchlecht. Das unſrige hat es durch die Folgen ſeiner ſchlechten Erziehung ſo weit gebracht, daß das Ihrige ſich gar keine Mühe giebt, bey unſerm Geſchlechte eine wahre und dauerhafte Vollkommenheit zu ſuchen. Ich weis es, daß die Zahl der Frauenzimmer, welche der Hochachtung vernünftiger und tugendhafter Perſonen werth ſind, ſehr klein iſt. Ich weis aber auch, Sie ſind ſo billig und räumen ein, daß die rechtſchaffnen Männer unter ihrem Geſchlechte nicht überhäuft ſind.

Vergeſſen Sie es doch nicht, meine liebe Irene, fing die muntre ſchalkhafte Phyllis an, daß Sie in der Geſellſchaft eines Schriftſtellers ſind. Verrathen Sie ihm doch Ihre wahren Gedanken nicht ſo offenherzig! Denn ich will wetten, daß wir die nächſte Mittwoche gedruckt ſind, wofern Sie ihm mehr ſagen. Und in der That, meine liebe Irene, fuhr ſie fort, und ſah mich mit einem Auge an, das mich völlig demüthigte: Sie haben ganz unrecht. Unſre Anbeter, unter welche ſich der Herr Jüngling auch rechnet, loben uns ja genug. Wenn ſie auch das Lob edler und großer Empfindungen entbehren, oder wenn es nur ſehr wenigen unter unſerm Geſchlechte zugeſtanden wird: ſo erhalten wir doch dafür ein Lob der Schönheit deſto öfterer. Leſen Sie die nächſten beſten

Gedichte auf unſer Geſchlecht, und wenn ihre Augen, ihr Mund, und ihre Haut nicht faſt in den meiſten Strophen geprieſen wird: ſo räume ich Ihnen ein, daß die Männer mehr Böſes, als Gutes, von uns reden. Was wollen Sie noch mehr, wenn zuweilen einige Lobſprüche auf unſer Herz eingeſtreut werden? Was kann das männliche Geſchlecht dafür, daß wir keine Geſchichtſchreiberinnen haben? Wenn wir weniger gelobt werden, als es einige Perſonen unſers Geſchlechtes zu verdienen ſcheinen, ſo iſt es unſre Schuld. Die Männer haben genug zu thun, ihre eignen Tugenden zu ſehen, und unſre Fehler zu bemerken.

Ich möchte mich mit Ihnen nicht gern zanken, meine liebe Phyllis, erwiederte ich; ich weis es von langen Zeiten her, daß man nicht gut mit Ihnen auskommen kann. Ich will alles einräumen, was Irene ſagt; aber nehmen Sie nur mich, und noch etliche wenige von unſerm Geſchlechte aus, und glauben Sie, daß wir für das Ihrige mehr eingenommen ſind, als für das unſrige. Ja, ja, das will ich gern glauben, verſetzte Phyllis, ſo lange ſie Irenen mit ſolchen Augen anſehen, als ſie itzt thun. Dieſe Augen ſind ſehr für unſer Geſchlecht eingenommen, weil ſie von Irenen voll ſind. Aber ich habe die Hoffnung, daß ſie ſich noch verbeſſern, und den übrigen, oder den meiſten ihres Geſchlechtes gleich kommen können, wenn ſie froſtiger ſeyn werden. Itzt werden ſie noch ſehr viel Gutes von uns ſagen; ſie verſtehen mich doch? Irene wurde roth, ich ſah nieder, und ſchwieg, und Phyllis ſchwieg auch, weil ſie an einem ſolchen allgemeinen Stillſchweigen ihre Freude haben mochte. Endlich unterbrach ich daſſelbe, und ſagte: Sie ſind ein wenig boshaft, Phyllis; allein ich will mich rächen, und alles, was ſie und Irene geſagt haben, in meinem erſten Blatte ausſchwatzen; ſie halten mich ohnedieß für einen Plauderer. Damit lenkte ich die Unterredung auf etwas anders.

Dieſe Unterredung mit Irenen und Phyllis hat mich bewogen, einige ernſthafte Betrachtungen über die Schickſale der Schönen anzuſtellen, welche ſich Mühe geben, edel zu denken, und die Empfindungen eines edlen Herzens in ihren Handlungen zu äußern. Wenn man unpartheyiſch ſeyn will, ſo muß man geſtehen, daß dieſe Schickſale nicht ſo vortheilhaft und angenehm ſind, als es die Verdienſte ſolcher Frauenzimmer verlangen könnten.

Ein tugendhaftes Frauenzimmer erhält ſelten, oder faſt niemals die Bewunderung, auf die es Anſpruch machen kann. Unſer Geſchlecht, das ſich einmal das Amt angemaßt hat, ein Richter der Verdienſte zu ſeyn, und den Ruhm, die Belohnung der Verdienſte, auszutheilen, verwaltet ſein Amt allzuungerecht, oder nicht mit der nöthigen Kenntnis wahrer Vorzüge. Die Geſchichte, die eine aufrichtige und getreue Richterinn der menſchlichen Tugenden und Fehler ſeyn ſoll, erhebt noch große Männer genug; allein die Zahl edler und tugendhafter Frauenzimmer, welche von der Geſchichte belohnt werden, iſt deſto unanſehnlicher. Wollen wir ſo unbillig ſeyn, und die Urſache davon dem Mangel großer Tugenden und Eigenſchaften unter dem ſchönen Geſchlechte zuſchreiben? Müſſen wir nicht geſtehen, wenn wir noch gerecht ſcheinen wollen, daß unſre Partheylichkeit gegen unſer Geſchlecht daran ſchuld iſt? Wenn uns dieſe Urſache allzu nachtheilig zu ſeyn ſcheint, wiewohl ſie gewiß ſehr oft gegründet iſt, ſo müſſen wir doch einräumen, daß unſre Unwiſſenheit in der Wiſſenſchaft wahrer Tugenden die Urſache davon iſt, daß die Verdienſte der Schönen ohne Namen bleiben. Wir beurtheilen gemeiniglich die Größe einer Tugend nach dem Tumulte, den ſie in der Welt anrichtet. Die Tugenden, welche Frauenzimmer ausüben können, und ſehr oft im Verborgnen ausüben, fallen nicht mit einem ſolchen Geräuſche in die Augen, als die meiſten Thaten,

ten, welche die Geſchichte ſo ausführlich beſchreibt, und es iſt in der That zu jenen eine gröſsre und edlere Seele nöthig, als zu dieſen. Ein einziges Herz glücklich zu machen, erfordert mehr Hoheit des Geiſtes, als tauſend Menſchen unglücklich zu machen, wenn gleich eine ſolche That zuweilen durch die Gerechtigkeit eine Tugend werden ſollte. Finden wir auch in der Geſchichte die Thaten eines oder des andern Frauenzimmers geprieſen: ſo kann man eben nicht ſagen, daſs es ihre edelſten Thaten, ſondern vielmehr diejenigen ſind, die am meiſten Aufſehen gemacht haben. Daſs Portia unter den Römern, um ihre eigne Verſchwiegenheit auf die Probe zu ſetzen, ſich in die Hüfte verwundet, und die Wunde und die Schmerzen verſchweigt, dieſe That kömmt mir ihrem wahren Werthe nach nicht gröſser vor, als vielleicht ihre Sorge geweſen iſt, arme Römerinnen erziehen zu laſſen. Sie kann darinnen ihre gröſste Tugend geäuſsert haben: allein die Geſchichte ſchweigt davon, und vielleicht darum, weil ſie damit nicht aller Augen verblendet hat, da hingegen die erwehnte That mit auſserordentlichen Lobſprüchen erzählt wird.

Das ſchöne Geſchlecht hat weit mehr Schwierigkeiten und Hinderniſſe zu überwinden, als das unſrige, wenn es edel denken, und in ſeinen Thaten edle Empfindungen zeigen will. Unſer Geſchlecht wendet auf die Ausbildung derer, welche zu ihm gehören, mehr Zeit und Arbeit, als auf die Vollkommenheit der Schönen, für die ſie doch eben ſo viel Sorge tragen ſollten, als für die ihrige. So ſelten es ſich die Männer zuſchreiben können, wenn die Schönen einen feinen und richtigen Geſchmack beſitzen: ſo ſelten ſind ſie auch Urſache, wenn ſie tugendhaft und groſs ſind. Das Frauenzimmer bildet ſich ſelbſt mit der Hülfe der Natur aus, die vielleicht nicht zulaſſen will, daſs eine ſchöne Wohnung ohne eine ſchöne Bewohnerinn ſeyn ſoll. Die Väter ſind mit ihren Töchtern zufrieden, wenn ſie in

der Kunſt, ſich zu kleiden, zu grüßen, und zu danken etwas gethan haben, und für artige geſittete Frauenzimmer von denen gehalten werden, die ihr Geſicht ſehen. Sollte ihnen vielleicht einmal der Zweifel einfallen, daß die Töchter edler, als ihre Aufwärterinnen, denken ſollten: ſo beruhigen ſie ſich mit den Zeiten ihrer Vorältern, und ſagen, daß ſie ſich von den ihrigen nicht unterſcheiden, welches ſo viel ſagt, daß unſer Geſchlecht von langen Zeiten her grauſam und tyranniſch, oder in der Kenntniß der wahren Größe ganz unerfahren geweſen ſey.

Wenn Perſonen unſers Geſchlechtes ſich eine Geſchwindigkeit, edel zu denken, und tugendhaft zu ſeyn, angewöhnt haben, und ſo weit gekommen ſind, daß ihnen die Verdienſte natürlich zu ſeyn ſcheinen: ſo darf man ſich darüber noch nicht ſo ſehr verwundern, als wenn ein Frauenzimmer eben ſo viel thut. Wie viele Belohnungen ſehen wir nicht vor uns, wenn wir uns über den Pöbel erheben! Wenn ſie zuweilen gleich den Tugenden entzogen werden, ſo gehn doch die Verdienſte niemals ganz leer aus. Was haben die Beyſpiele nicht für eine Macht über ein natürliches gutes Herz, und zwar Beyſpiele, die man nicht allezeit ſorgfältig aufſuchen darf, ſondern vor Augen ſehen kann! Ein rechtſchaffner edelgeſinnter Freund kann vielleicht ein ſehr zweydeutiges Herz, aus dem man ſich nicht finden konnte, ob es gut oder ſchlimm werden würde, in das beſte redlichſte Herz verwandeln. Alle dieſe Vortheile, welche ſo viele verdienſtvolle Frauenzimmer entbehren müſſen, ſollen uns demüthig machen, wenn von dem Range die Rede iſt, den die Verdienſte des ſchönen Geſchlechtes, und die Verdienſte des unſrigen einnehmen ſollen.

Man ſollte meynen, unſer Geſchlecht hätte vorhergeſehen, daß das Frauenzimmer uns an Verdienſten leicht übertreffen möchte, wie es uns in der Schönheit den Vorzug nimmt, weil es ſo gar viele Verhinderungen, die von uns kommen, zu überwinden hat, ehe ſeine Seele zu der

Schön-

Schönheit gelangen kann, mit der sein Körper geschmückt ist. Die alltäglichen Lobsprüche, die es anhören muß, scheinen ihnen in der Absicht gegeben zu werden, daß sie an die Tugend nicht denken sollen. Ein iedes andres Lob, das nicht von der Schönheit oder Artigkeit entlehnt ist, wird von der Welt für pedantisch gehalten. Ist dieses nicht eben so viel, als wenn ihnen von allen Seiten her zugerufen würde, daß sie weiter für nichts, als für ihre Schönheit, sorgen sollten? In welchen Umständen würden die Verdienste unsers Geschlechts seyn, wenn sie sich in solchen täglichen und anmuthigen Gefahren befinden sollten?

Das Frauenzimmer, das von dem Lobe unsers Geschlechtes so wenig belohnt wird, hat eben so wenig Hoffnung, sich unter dem seinigen hervorzuthun, und den Lohn der Verdienste von andern Schönen zu erhalten. Die Männer haben schon dafür gesorgt, daß das Frauenzimmer auf ihre Gnade oder Ungnade tugendhaft seyn muß. Sie haben das schöne Geschlecht unter sich uneinig zu machen gesucht. Sie haben es vornämlich durch die Art ihrer Lobeserhebungen so weit gebracht, daß ein Frauenzimmer, welches mehr, als schön, seyn will, zehn Frauenzimmer wider sich hat, welche nichts mehr, als schön, seyn wollen. Ich rede von Verdiensten, welche sich über die gewöhnliche Tugend erheben; solche Verdienste sind so wohl unter uns, als unter den Schönen, in der Gefahr, beneidet und verfolgt zu werden.

Die Verdienste eines Frauenzimmers können auch selten hoffen, daß sie durch die Liebe verdienstvoller Personen unsers Geschlechtes würden belohnt werden. Die Zärtlichkeit der meisten von uns bekümmert sich wenig um Verdienste, und giebt sich auch die Mühe nicht, sie unter den Schönen zu suchen. Ich will nicht sagen, daß nicht viele Frauenzimmer, die sich durch ihre großen Eigenschaften von andern unterscheiden, von der Zärtlichkeit solcher Personen unsers Geschlechtes geliebt werden, die ihrer

rer würdig ſind. Allein auch dieſes iſt ſehr oft mehr ein Glück, als eine nothwendige Folge ihrer Verdienſte. Wenn ſich ein Frauenzimmer, ſagte Irene einmal, Mühe gegeben hat, alle ihre Empfindungen edel zu machen, und ſie wird dafür belohnt: ſo hat ſie ſolches entweder der Vorſorge des Schickſals, oder dem Eindrucke ihrer Schönheit zu danken. Allein das Glück, geliebt zu werden, wird durch den Zweifel überaus vermindert, der in einem Frauenzimmer ſehr oft aufſteigen muß, daß ſie vielleicht dieſes Glück nicht zu genießen hätte, wenn ſie nicht ſchön geweſen wäre. Wie viel unglücklicher ſind nicht diejenigen, denen dieſe äußerlichen Vorzüge fehlen! Irene, für welche meine Hochachtung täglich zunimmt, hat vollkommen recht. Die Frauenzimmer, welchen die äußerlichen Reizungen fehlen, haben ſich vielleicht die meiſte Mühe gegeben, Verdienſte zu beſitzen. Wenn auch die Perſonen unſers Geſchlechts die äußerlichen Vorzüge entbehren müſſen, ſo bleiben ihnen dennoch viele Wege übrig, bekannt zu werden. Es iſt ihren Verdienſten erlaubt, mit einer guten Art unbeſcheiden zu ſeyn, und ſich der Hochachtung der Welt aufzudringen. Ein Frauenzimmer, welches Verdienſte hat, kann ſolches nicht wagen; es wird es auch nicht wagen, weil ihre Tugenden in ihren Augen ſelbſt viel verlieren würden, wenn ſie nicht beſcheiden wären.

Wie viel Bewunderung verdient alſo nicht die Tugend eines Frauenzimmers, die ſich ungeachtet aller Hinderniſſe über die gemeine hinwegſetzt, und wie liebenswürdig iſt eine Schöne, welche edel denken und empfinden lernt, ohne zu überlegen, ob unſer Geſchlecht, oder das ihrige ihrer Pflicht eingedenk ſeyn, und ſie belohnen wird; welche ſich alle Mühe giebt, Verdienſte zu beſitzen, und großmüthig genug iſt, mit ihrem Beſitze zufrieden zu ſeyn!

A.

Bey dem Verleger dieſer Blätter iſt folgendes zu haben:
Gellerts, (C. F.) Luſtſpiele, 8. Leipzig, 1747. 12 gr.

Der Jüngling.

Neun und dreyſſigſtes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 20 Sept. 1747.

Ich habe zuweilen das Unglück, daß verſchiednes in meinen Blättern entweder unrecht verſtanden, oder aus eigennützigen Abſichten falſch ausgelegt wird. So iſt es mir oft gegangen, wenn ich wider die Philoſophen, oder vielmehr wider diejenigen, welche ſich mit der Larve der Philoſophie ein Anſehen machen wollen, etwas geſagt habe. Einige, denen es gleich viel wäre, ob die menſchlichen Seelen denken könnten, oder nicht, haben mir die Ehre erwieſen, mich zum Sachwalter ihres gedankenloſen Haufens zu erklären. Ich habe geſagt, meine Blätter ſollten kein Syſtem ſeyn, ich würde mir die Feſſel nicht anlegen, die ſich ein Metaphyſikus anlegt, und ich wollte weder in der Form erklären noch beweiſen, und mich an keine gewiſſe Art zu denken binden. Dieſes haben ſie für eine Satire auf alle Ordnung im Denken angeſehen, und mir zugetraut, daß ich meinen Leſern ohne Ueberlegung alles vorplaudern würde, was mir einfiele, wie ſie in Geſellſchaften ohne Unterſchied und Nachſinnen alles herausjagen, was ſie denken, und was ſie nicht denken.

Andre halten mich auch für einen Feind der Philoſophen, und der Philoſophie, aber aus andern Urſachen. Die ſinnreichen Köpfe, ſagen ſie, haben ſich mit den Philoſophen niemals vertragen. Was bekümmert ſich ein witziger Kopf darum, ob er eine Wahrheit ſagt, wenn er nur einen ſchönen Einfall ſagen kann? Sinnreich kann er wohl ſeyn; Bilder kann er machen; aber gründlich und tiefſinnig von einer Sache ſchreiben, das können nur Philoſophen. Einfälle kann iedermann haben; aber nur die

Weltweiſen können Schlüſſe machen, und ordentlich und ſyſtematiſch denken. Es iſt Neid und Furcht zugleich, wenn die witzigen Köpfe über die Philoſophie ſpotten. Man muß über die Wahrheiten lange nachgedacht haben, ehe man philoſophiren kann; aber das Nachdenken iſt die Sache der ſinnreichen Leute nicht.

Dieſe Herren haben einen ſehr kleinen Begriff von einem witzigen Kopfe. Nach ihren Urtheilen gehört weiter nichts dazu, als ein wenig Lebhaftigkeit des Verſtandes, ein kleiner Vorrath von Einfällen, und viel Verwegenheit. Ja ich bin ungewiß, ob ſich alle noch ſo vortheilhafte Vorſtellungen von einem witzigen Kopfe machen. Denn in mancher Augen iſt es der ſchon, der nicht in Paragraphen ſchreibt. Dieſe philoſophiſchen Zeloten können ſich einbilden, daß einer witzig ſeyn kann, ohne vernünftig zu ſeyn. Sie haben aber eben ſo kleine Begriffe von den Philoſophen und ihren Wiſſenſchaften. Ich habe die Hoffnung nicht, daß ich beyden Partheyen, die mich für einen Feind der Philoſophie halten, die Augen öffnen könnte, wenn ich ihnen meine Gedanken davon ſagte. Ich habe aber eine ſo große Hochachtung gegen die wahren Philoſophen, daß ich mich itzt ihrer wider die kleinen Begriffe, die man ſich von ihnen macht, annehmen will.

So wenig ein wahrer Witz mit einem geſunden Verſtande im Streite ſeyn kann, ſo wenig ſind wahre Philoſophen, und wahre ſinnreiche Köpfe unter einander uneinig. Man wird dem Homer den Namen eines witzigen und ſinnreichen Geiſtes, und dem Plato, und dem Ariſtoteles die Ehre großer Philoſophen laſſen. Aber weder Plato noch Ariſtoteles haben ſich geſchämt, von dieſem witzigen Kopfe zu lernen. Wenn meinen Gegnern Homer, Plato und Ariſtoteles zu alt iſt, ſo will ich ſie mit einem Fontenelle und Leibnitz beſchämen. Ohne Zweifel iſt jener ein witziger Schriftſteller; und Leibnitz iſt ein Philoſoph. Welcher Philoſoph hat Leibnitzen ſo ſehr erhoben,

ben, als Fontenelle, dieſer witzige Kopf? Mich dünkt, ich beweiſe die Wahrheit, daß ſich der Witz mit der Vernunft vollkommen vertrage, ſo deutlich, als ein Metaphyſikus den Satz beweiſt, daß das Ganze nicht gröſſer ſey, als ſeine Theile; man wollte denn gegen mich einwenden, daß Fontenelle ein Philoſoph, und Leibnitz ein witziger Kopf geweſen ſey. Wenn man dieſes ſagt, ſo ſage ich, daß niemand witzig ſeyn kann, ohne ein Philoſoph zu ſeyn, ob gleich iemand ein Philoſoph ſeyn kann, ohne witzig zu ſeyn.

Die Philoſophen haben es zu ihrer Pflicht gemacht, Wahrheiten zu erkennen, deutlich aus einander zu ſetzen, und ihre Verbindung unter einander zu zeigen, ohne ſich ſehr um ihren Schmuck zu bekümmern. Ein groſſer Geiſt unter ihnen hat ſich beſonders an die Art zu denken gewöhnt, wo alle Wahrheiten in eine ſolche Reihe geſtellt werden, daß eine ohne die andre entweder nicht genug verſtanden, oder nicht bewieſen werden kann. Kleinre Geiſter, die an ſeinem Ruhme Antheil nehmen wollten, ohne ſeine Kräfte zu haben, ſahen dieſe Art, alle Wahrheiten in einer Reihe zu denken, allein für die Philoſophie an, und ſeit der Zeit iſt keiner ein Philoſoph, der eine Wahrheit deutlich vorträgt, und gründlich beweiſt, wenn er nicht alle Wahrheiten, die mit ihr einige Verbindung haben, in der ſyſtematiſchen Form zugleich mit vorträgt. Das verſchlägt dem gemeinen Haufen nichts, ob einer ein Syſtem von Wahrheiten denkt, oder nur auswendig weis. Wer nur etwas im Gedächtniſſe hat, das einem Lehrgebäude ähnlich ſieht; wer nur dieſem alltäglichen Satze den Schein einer Erklärung, und jenem das Anſehen eines Schluſſes, jenem die Figur eines Grundſatzes, und dieſem die Geſtalt eines Lehrſatzes geben kann; wer nur die Kunſt verſteht, einen Begriff auf ein etwas, ein Ding, oder dasjenige zu zergliedern, der iſt ein Philoſoph. Dieſer kleine Begriff von einem Philoſophen wurde in den finſtern Zeiten ſo allgemein, daß

man auch diejenigen nicht dafür hielt, welche entweder einige Wahrheiten mehr sahen, oder besser erklärten und bewiesen, wofern sie nicht alle andere gemeinen und bekannten Wahrheiten mit ihnen in der Form verbanden, kurz, wenn sie kein ganzes System schrieben. Die Logik war nicht mehr eine Wissenschaft, welche die Kräfte des Verstandes einrichten und verbessern lehrte, und die verschiednen Wege zeigte, die zu den Wahrheiten führen, sondern eine trockne und verdrießliche Kunst, aus bekannten Sätzen ein systematisches Gerippe zusammen zu bauen.

Die Unwissenheit und der Stolz derjenigen, welche sich für Philosophen ausgaben, machte den Begriff von Philosophen in den Augen der Vernünftigen immer kleiner und lächerlicher. Sie hatten von einem und dem andern großen Weltweisen rühmen hören, daß er tiefsinnig wäre, und viel Ueberlegung verlangte, ehe man seine Gedanken fassen könnte. Diesen Ruhm wollten sie auch nicht missen, weil sie sich einmal beredet hatten, daß sie Philosophen wären. Allein die Natur hatte ihnen entweder allzublöde Augen gegeben, oder sie hatten sich dieselben durch ihre steife Art zu denken, wo sie noch dachten, so sehr verdorben, daß sie ganze Felder von Wahrheiten auf einmal nicht übersehen, und ihre noch unbekannten Verhältnisse unter einander nicht wahrnehmen konnten. Ihr Verstand war auch zu stumpf, in den Philosophen, die in der That tiefsinnig waren, das Wesen des Tiefsinnigen zu finden. Weil sie die Lehren der Weltweisen, die voll tiefer Gedanken waren, nicht verstunden, so bildeten sie sich ein, tiefsinnig wäre unverständlich und finster. Sie verbargen also bekannte Wahrheiten in Wolken dunkler Worte, und endlich brachten sie es ohne viele Mühe so weit, daß sie sich selbst nicht mehr verstunden. Da dünkten sie sich weise Leute zu seyn! Tiefsinnigen Leuten kann es nicht fehlen, daß sie nicht neue Wahrheiten finden sollten. Sie erfanden ganze Heere neuer Wörter, und also ganze Heere

neuer

neuer Wahrheiten; der Wahrheiten wurden eine ſo groſſe Menge, daß noch itzt viele Philoſophen faſt alle lebendigen und todten Sprachen zu Hülfe nehmen müſſen, ſie nur unter die Leute zu bringen, weil eine Sprache ihren Reichthum nicht faſſen kann. Das wurden glückliche Zeiten! Mit einem ieden neuen Sprachſchnitzer bekam man auch eine neue Wahrheit. Alle Grammatiken hätten darüber ſeufzen und wehklagen mögen; aber was geht ſolche Philoſophen die Grammatik an? Wer mit dem Kerne zu thun hat, kann ſich um die Schalen nicht bekümmern.

Mit ihrer Form, mit ihrer guten Meynung von ihrer Weisheit, und mit ihrer Tiefſinnigkeit bildeten ſie ſich ein, Herren über alle Materien zu ſeyn. Das hielte ſich ein Philoſoph dieſer Art für eine Schande, wenn er nicht von einer jeden Sache, auch von der, von welcher er nichts nachgeſchrieben, und nichts auswendig gelernt hatte, ganze dicke Bände ſchreiben könnte. Sie kommen mir, wie die pedantiſchen Schulredner vor, die auch von allen Dingen ſtundenlange Reden halten, ſo bald ſie nur in ihre topiſchen Fächer greifen. Die ſyſtematiſche Schreibart iſt eine herrliche Hülfe, auf ganzen Blättern mit einem einzigen Satz auszukommen. Das wird denen, von welchen ich rede, ſehr wunderbar vorkommen. Denn ſie bilden ſich ein, daß ſie ſich außerordentlich viel Mühe geben, kurz zu ſeyn, und die Wahrheiten zuſammen zu drängen. Sie glauben es ſo feſt, als ob es demonſtrirt wäre, daß ihr ganzes Gebäude auseinander fallen würde, wenn man in ihren Werken nur einige Zeilen durchſtreichen wollte. Allein ich bin nicht Schuld, daß die Vernünftigen anderer Meynung ſind. Unter dem Vorwande, gründlich zu ſeyn, alles auseinander zu ſetzen, und nichts unerwieſen zu laſſen, wiederholen ſie eine Sache ſo oft, daß nur die Wiederholungen ganze Bücher einnehmen könnten. Wenn man ſelbſt aus denen philoſophiſchen Bänden, in welchen einige Wahrheiten mehr zu finden, und einige beſſer erläutert und beſtätigt worden ſind, das

Ueberflüßige, dasjenige, was von ihnen selbst oft gesagt, und oft wiederholt ist, wegnehmen sollte, wie klein würden sie werden! Sie rechnen es uns noch für eine Wohlthat an, daß sie nicht zu einem jeden neuen Satze allezeit das Vorhergehende wieder ganz hinzusetzen, und weisen uns alle Augenblicke zurück, daß wir, was sie nur kurz angeführt haben, noch einmal ausführlich lesen sollen. Man wird nunmehr leicht sehen, wie es möglich ist, daß sie auch von den Dingen, wovon sie nichts verstehen, viel sagen oder schreiben können. Sie können es in unsern Zeiten so gut, als unter den Griechen Phormio, der den Hannibal die Pflichten und Eigenschaften eines Feldherrn lehren wollte.

Diese Philosophen, welchen nicht mehr, als eine Methode zu denken bekannt ist, haben gemeiniglich das Unglück, daß sie in allen ihren Urtheilen sehr eingelenkig sind. Wenn sie einmal etwas festgesetzt haben, das ihrer Meynung nach richtig ist, so schließen sie fort, ohne sich umzusehen. Sie gehen ihren Weg vor sich hin, und kennen in dem Reiche der Wahrheiten nicht mehr, denn einen einzigen. Alle andere Wege sind nach ihrer Meynung Abwege. Man kann daraus begreifen, warum die gewöhnlichen Philosophen so halsstarrig bey dem bleiben, was sie einmal behauptet haben. So viel Fertigkeit haben sie in ihrer Methode immer erlangt, daß sie wider ihre Form nicht leicht verstoßen; allein sie sind in der Wissenschaft unerfahren, eine Sache auf mehr, als auf einer Seite anzusehen.

Weil sie nicht mehr, als eine Art zu denken kennen, so sind sie leicht geneigt, von andern, welche auf eine andre Art denken, sich einzubilden, daß sie entweder unwissend sind, oder irren. Was in ihrem Systeme nicht steht, ist immer ein Irrthum, oder doch eine Wahrheit, die nicht gründlich und deutlich vorgetragen ist, weil sie nicht nach ihrer Methode abgehandelt wird. Man hat in den Vernunftlehren viele Classen von Vorurtheilen; man möchte aber wün-

wünschen, daß sie mit diesem Vorurtheile vermehrt würden, das so viele Philosophen haben: Die Wahrheit könne auf keine deutliche und bündige Weise vorgetragen werden, wenn sie nicht in eine systematische Form gefesselt werde. Ich vergebe es aber diesen Philosophen, daß dieses Vorurtheil nicht in Logiken befindlich ist, weil man ihnen nicht zumuthen darf, daß sie wider sich selbst reden sollen.

Der Ruhm der wahren Philosophen dauert mich so sehr, daß ich wünschte, sie möchten sich einmal selbst wider diese Afterweisen erklären. Es ist zu befürchten, daß der Nahme eines Philosophen noch einmal das Schicksal haben werde, das der Nahme eines Sophisten erfahren hat, wofern er nicht bald unzählichen Leuten entrissen wird, die sich mit ihm ein Ansehen machen wollen. Kaum hat ein junger Gelehrter ein Dutzend Auszüge der Weltweisheit und wohl noch weniger durchgelesen, so wirft er sich selbst für einen Lehrer der Weltweisheit auf. Das ist das Unglück, daß diese Phormione sich einbilden, mit ihren Auszügen alle andere Wissenschaften zugleich erlernt zu haben. Noch gröſser ist das Unglück, daß sie sich unterfangen, selbst Systeme zu schreiben, die sich von allen andern nicht anders unterschieden, als daß sie gemeiniglich schlechter sind. Es sind itzt wenige so unwissend, daß sie nicht zum wenigsten Philosophen seyn wollten. Man kann von dem Werthe der meisten Philosophien aus ihrer Menge ein Urtheil fällen. Die Werke, welche diese Weltweisen mit einer heimlichen Verachtung Werke des Witzes nennen, lassen sich leicht überzählen, und wenn man sie aus allen Zeiten und von allen Völkern zusammen nimmt; aber der Philosophien ist eine unzählbare Menge.

Unter den Alten hat der Nahme eines Philosophen mehr zu sagen gehabt. Ihre Schüler der Weisheit haben länger schweigen und lernen müssen, als die Unsrigen. Es mußte einer beynahe sein ganzes Leben hindurch von einem groſsen Philosophen gelernt haben, ehe er diesen

Nah-

Nahmen erhielt, und von ihm zum Lehrer seiner Sekte eingesetzt werden könnte. In unsern aufgeklärten Zeiten braucht es so vieler Umstände nicht, ein Philosoph zu werden. Der Mund wird ihnen bald geöffnet.

Vielleicht werden meine Gedanken, die ich so dreist zu erkennen gebe, denen nicht galant vorkommen, wider welche ich rede. Ich hoffe aber, daß sie den wahren Philosophen galant genug seyn werden, weil sie wahr sind. Wenn ich mich bemüht hätte, meine Urtheile von denen, die sich mit Unrecht des Nahmens der Weltweisen bemächtigen, feiner einzukleiden; so wäre ich von ihnen nicht verstanden worden. Ich bin bey aller meiner Deutlichkeit doch noch in Gefahr, ihnen dunkel zu seyn, weil sie vermuthlich zu stolz sind, mich zu verstehen. Man hat aber so viel von ihnen auszustehen, daß ich mich nicht enthalten können, meine Meynung von ihnen zu sagen. Sollte ich Unrecht gethan haben, wenn ich mir es zuweilen einfallen lassen, über diese Afterweisen zu scherzen?

Wenn sie mir lächerlich vorkommen, so habe ich gegen die wahren Kenner und Beförderer der Wahrheit eine desto größre Hochachtung. Allein ein wahrer Philosoph ist eben nicht in einem System eingeschlossen; ein Blatt eines Zuschauers, eines van Effen, und selbst ein Gedicht eines Hallers kann uns einen größern Philosophen zeigen, als viele hundert Systeme nicht zeigen. Ich werde Gelegenheit nehmen, in einem meiner künftigen Blätter mich zu erklären, was ich mir unter einem wahren Philosophen vorstelle.

Bey dem Verleger dieser Blätter sind zu haben:
Delany, (D. Patrick) Heilige Reden über wichtige Pflichten der menschlichen Gesellschaft. Aus dem Englischen übersetzt, und mit einer Vorrede begleitet von Sr. Hochwürden, Herrn D. Christoph Wollen, gr. 8. Leipzig 1747. à 8 Ggr.

Der Jüngling.

Vierzigſtes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 27 Sept. 1747.

Seither bin ich gegen das Schickſal meiner Blätter noch ziemlich gleichgültig geweſen. Sie ſind gelobt und getadelt worden, und haben zuweilen auch einiges Aufſehen gemacht, ohne daß darüber merkwürdige Veränderungen in mir vorgegangen wären. Allein da nunmehr die Zeit gekommen iſt, wo ſie einen Band ausmachen ſollen, iſt meine Eitelkeit erwacht, und hat über das Schickſal, das meine Blätter haben werden, ihre Betrachtungen angeſtellt. Ich muß meine Eitelkeit geſtehen, und zwar ganz offenherzig; denn ich verſtehe die Kunſt nicht, eitel zu ſeyn, und doch beſcheiden und gleichgültig gegen mich ſelbſt zu ſcheinen. Ich habe mich gefreut, daß ich ſchon einen Band ausmache.

Mein eitles Herz gab mir den Einfall ein:
Bald bey den Schönen, bald beym Wein
Sich ſeiner Zeit, und ſeiner Jugend freun,
Den Frühling durchzuſcherzen wiſſen,
Und deine Freuden, o Natur,
Den Wald, die Gärten, und die Flur,
Und dich, o Sommer, ganz genießen,
Und doch in dieſer kurzen Zeit
Ein Alphabet und mehr geſchrieben haben,
Zu einer ſolchen Fertigkeit
Gehören mehr, denn Autorgaben.
Allein ich fing bald an, den Hochmuth zu bereun:
Denn bey den Schönen, und beym Wein
Sich ſeiner Zeit und Jugend freun,

Und doch nicht mehr, als ich, geschrieben haben
Dazu gehören wenig Gaben.

Allein es ist mir doch lieb, daß ich noch nicht mehr geschrieben habe, obgleich der Stoff zu meinen Arbeiten reich genug gewesen ist. Ich bin zufrieden, wenn ich meine vornehmste Absicht einigermaßen erhalten habe, dem schönen Geschlechte zu gefallen. Ich habe es schon gesagt, daß ich nicht unter die großen Bände komme. Wozu könnten den Gelehrten meine Blätter nützen? Nachschlagen und ausschreiben werden sie mich nicht; dafür bin ich sicher genug. Streitschriften, und Widerlegungen, und Anführungen habe ich auch nicht zu besorgen. Der Ruhm also, den ich unter den Gelehrten erhalten werde, wird mich nicht stolz machen. Aber ich habe dieses zu befürchten, wenn sich die Schönen für mich erklären sollten. Ich will mich von andern Schriftstellern unterscheiden. Wenn ich die Wahrheit sagen soll, so ist es mir für einen Autor etwas gar zu gewöhnliches, von unserm Geschlechte gelobt zu werden. Sowohl die Gelehrten, als die Ungelehrten, halten ihr Lob nicht sonderlich in Ehren. Es ist, als ob sie es für ein Allmosen ansähen, das sie dem Würdigen und dem Unwürdigen nicht versagen können. Sie halten so übel damit haus, daß ihnen billig ein Vormund gesetzt werden sollte, der sie besser mit ihrem Beyfalle wirthschaften lehrte. Es ist ausserordentlich leicht, zu ihrem Lobe zu gelangen, und man braucht wenig Mühe, für geschickt, gelehrt, berühmt, tiefsinnig, bündig, scharfsinnig, sinnreich und munter ausgerufen zu werden. Es ist aber schwerer, den Beyfall der Schönen, deren natürliche Empfindung noch unverderbt ist, zu erhalten. Ihr Lob allein ist fähig, meinen ganzen Geist heiter und frölich zu machen. Was für Freude empfand ich nicht, als unlängst einige Frauenzimmer, die nicht wußten, daß ich der Jüngling wäre, zu mir sagten, daß sie sich auf das Ende des

ersten

erſten Bandes freuten, weil ſie meine Blätter binden laſſen, und über ihren Nachttiſch aufſtellen könnten! Ich werde ſtolz ſeyn, wenn mir die Schönen die Ehre thun, und zuweilen nach meinen Blättern greifen, wenn es ihnen einfällt, nach dem Aufſeher, dem Zuſchauer, dem Haller, dem Herrn von Hagedorn, und andern ſolchen Schriften noch ein Buch zu leſen. Wenn man den Beyfall der Schönen hat, ſo kann man den Ruhm bey unſerm Geſchlechte entweder vergeſſen oder erzwingen. Gefalle ich nur ihnen, ſo bin ich ſchon des Lobes aller ihrer Anbeter gewiß.

Wer wird den Schönen widerſprechen,
Und wenn ſie ſagen: Das iſt ſchön,
Nicht, was ſie loben, auch erhöhn?
Sie haben die Gewalt, an denen ſich zu rächen,
Die ihrem Lobe widerſprechen.
Ein Mund, um deſſen Kuß ein Herz ſich Mühe giebt,
Wird, wenn er urtheilt, auch geliebt.
Wenn ſie mich nur zu ihrem Autor wählen,
Soll ſelbſt ein Crititus mein Lob,
Wenn ſeine Schöne mich erhob,
In ſeinen Werken nacherzählen.
Wenn ihr Geſchlecht nur ſagt: Ich ſchriebe ſchön:
So ſoll die halbe Welt geſtehn,
Das, was der Jüngling ſchrieb, iſt ſchön!

Man wird mich nachdem, was ich ſage, für ſehr eitel halten; allein ich rechtfertige mich gegen dieſe Beſchuldigung damit, daß ich es nur in der Hoffnung bin. Mühe will ich mir geben, das Recht zu erhalten, ein wenig eitel zu ſeyn; allein ich bilde mir noch nicht ein, dieſes Recht ſchon erlangt zu haben. Ich bin meiner Sache nicht eher gewiß, bis ich von dem Beyfalle des ſchönen Geſchlechtes ſichre Beweiſe habe. Das iſt die Urſache, war-

um ich mich in meinen Gedanken nicht auf die Nachwelt verirre. Wenn sich auch die Schönen für mich geneigt erklären sollten, so wird alle meine Eitelkeit keine schlimmern Folgen haben, als daß ich mit meinen Arbeiten zufrieden bin, und das bin ich itzt noch nicht.

Weil ich einmal auf meine Eitelkeit zu reden gekommen bin, so muß ich nur alle Empfindungen entdecken, an denen sie schuld ist. Die Eigenliebe ist eine Betrügerinn, welche diejenigen am leichtesten hintergeht, die am wenigsten aus sich machen wollen. Das Geständnis meiner Eitelkeit selbst, womit ich sie bestrafen will, ist vermuthlich wieder Eigenliebe. Doch ich will mich nicht lange untersuchen; ich will nur erzählen, was geschehen ist. Mein Verleger kömmt vor einigen Tagen zu mir, und bittet mich auf eine Vignette zu sinnen. Ich habe ihm solches kaum zugesagt, so steigen die stolzen Gedanken in mir auf, daß ich mich in Kupfer stechen lassen soll. In meiner größten Eitelkeit kann ich eine kleine natürliche Blödigkeit noch nicht ganz verläugnen, und erinnere mich, daß dieses ein verwegner Einfall sey. Die großen Leute, denke ich bey mir selbst, lassen sich nur in Kupfer stechen. Was sagt meine Eigenliebe dazu? Sie wendet gleich dawider ein, daß sich auch Leute in Kupfer stechen lassen, die sich nur eingebildet haben, groß zu seyn. Es kömmt auf die kleine Mühe an, daß man sich für groß hält. Es sind ja wohl bald zween Alphabete, die ich geschrieben habe, und es kömmt bey einem Kupfer doch nur darauf an, daß man es vor ein Buch setzen kann.

Wenn manche Gelehrte aufrichtig reden wollten, warum sie Schriftsteller geworden wären, so würden sie bekennen müssen, daß die Begierde, ihr Bild unter die Leute zu bringen, eine wahre Ursache davon gewesen sey. Obgleich die Vorreden keinen geringern Endzweck ihrer Bücher, als den Nutzen und den Unterricht der Welt angeben, so würden

den sie doch oft ihren Verfassern gewiß nicht so sehr gefallen, wenn sie ihr Kupfer nicht davor erblickten. Es muß für die Eigenliebe keine geringe Schmeicheley seyn, wenn man sein Ich in der Welt vervielfältigt werden sieht. Dieses Vergnügen wird oft durch den Mahler vergrößert, wenn er ein Schmeichler gewesen ist, und dem Gesichte vortheilhaftere Züge, oder eine bessre Mine, und dem ganzen Bilde eine angenehmere Gestalt gegeben hat, als das Original besitzt. Man glaubt seinen Schmeichlern gar zu gern, und man wird sich in einem vortheilhaften Kupfer so wenig misfallen, als sich ein Frauenzimmer misfällt, das der Kunst einige Schönheiten zu danken hat. Die Eitelkeit ist zu der Zeit sehr listig; das ist wahr; aber wir sind auch mit unserm guten Willen sehr einfältig.

Man kann sich also vorstellen, wie mir bey den Gedanken zu Muthe war, daß ich mein Bildniß vor meine Blätter setzen wollte. Es war zum wenigsten in Deutschland etwas neues, vor einem Wochenblatte das Kupfer seines Verfassers zu sehen. Wenn ich mich in Kupfer stechen lasse, dachte ich, so ist das eben so viel, als wenn ich einem ieden Frauenzimmer mein Portrait gebe. Man hat schon etwas gewonnen, wenn ein Frauenzimmer das Portrait seines Anbeters hat. Man glaubt, daß man ein todtes Bildniß ohne Gefahr sehen könne, und das betrügt zuweilen. Es fiel mir ein, daß sich einige schöne Augen bey mir verweilen, und wünschen könnten, das Original zu sehen; ich sah schon einige dabey lächeln, und andre hörte ich fragen, ob ich getroffen wäre. Kurz, ich empfand alles, was die meisten empfinden mögen, die ihren Wercken ihre Kupfer vorsetzen, mit dem Unterschiede, daß ich den Schicksalen nachdachte, die mein Bildniß unter dem schönen Geschlechte haben würde, da sie an die Schicksale ihrer Kupfer unter den Gelehrten und Studirenden denken. Ich habe mich nachher selbst gewundert, daß man sich von der Eigenliebe so viel Vortheilhaftes von sich bereden lassen kann.

Ich gieng also in der Freude über meine künftigen glücklichen Schicksale, wie ein völliger Autor, der sich morgen malen lassen will, das erstemal in der Absicht vor dem Spiegel, mein Ansehen zu untersuchen. Wie erschrack ich aber nicht, als ich in meinem Gesichte keine so vortheilhaften Züge entdeckte, die mich vor andern merckwürdig machten! Ich lächelte über mich selbst nicht; wie könnte ich mir einfallen lassen, daß ein Frauenzimmer über mich lächeln würde? Ich sah nicht vortheilhafter aus, als viele vernünftige Leute, denen es niemals in den Sinn kömmt, sich in Kupfer stechen zu lassen. So sehr war ich kein Autor, daß ich mir hätte eine bessre Mine anstudieren sollen, als die ich ordentlicher Weise habe. Da ich gern verborgen bleiben will, so hätte ich mich leicht verrathen, und roth werden können, wenn ich bey dem Laden meines Verlegers vorbey gegangen wäre, und mich daran gesehen hätte. Meine Freude über mein Kupfer hatte also auf einmal ein Ende. Ich tröstete mich aber über ihren Verlust dadurch, daß sich die Schönen, wenn ihnen meine Arbeiten nicht mißfallen sollten, vielleicht vortheilhaftere Vorstellungen von mir machen würden, als ihnen mein Kupfer gemacht hätte. Das ist ein Trost, den ich vermuthlich mit vielen Gelehrten gemein habe, die sich nicht in Kupfer stechen lassen.

Wenn ich nur ein Amt bekleidete, so weis ich nicht, wozu ich mich noch entschlossen hätte. Die Amtskleidung ist eine vortreffliche Hülfe, einem Gesichte ein Ansehen zu geben. Mancher, welcher sonst tückisch, einfältig oder boshaft aussehen würde, sieht vielen Augen in der Kleidung, in der er gestochen ist, klug, ernsthaft, tiefsinnig oder heilig aus. Ich habe mich zu meinem Unglücke schon erklärt, daß ich kein gelehrter Schriftsteller bin, sonst hätte ich mich malen lassen können, wie ich meine Hand auf ein Buch legte, oder eine Schreibfeder in der Hand hielte. Kurz ich habe mich nicht in Kupfer stechen lassen.

Ich

Ich habe heute sehr viel von mir gesprochen; allein meine Leser müssen es mir vergeben; es ist der Schluß des ersten Bandes. Es fällt einem Autor gar zu viel von sich selbst ein, wenn er so weit ist, daß er sich bald binden lassen kann. Bey dem Ende des andern Bandes werde ich nicht so viel von mir sagen; es ist alsdann einem nichts Neues mehr, ein Autor zu seyn. Die Schriftsteller werden es so gewohnt, Schriftsteller zu seyn, wie es Väter gewohnt werden, Väter zu seyn.

Inhalt aller Blätter des Jünglings.

Das 1 Stück enthält Betrachtungen darüber, daß der Jüngling ein Schriftsteller wird.

Das 2 Stück beschreibt die Aufführung des Jünglings in der Welt.

Das 3 Stück beschreibt seine Neigung gegen das Frauenzimmer.

Das 4 Stück enthält Betrachtungen über den Durchzug Ihrer Königlichen Hoheit der Dauphine.

Das 5 Stück enthält einen Brief des Jacob Steinbruch, der sich für den ehmaligen Hofmeister des Jünglings ausgiebt, und die Beantwortung desselben.

Das 6 Stück beschreibt die Beschäftigungen der Jugend unter den Alten und Neuen nebst einem Briefe von A. L. und seiner Beantwortung.

Das 7 Stück handelt von der Aufmerksamkeit in Gesellschaften.

Das 8 Stück beschreibt die Leipziger Musikgesellschaft.

Das 9 Stück beschreibt die Stummen in Gesellschaften und die Schwätzer, nebst einem Schreiben des Sieur de Pontac.

Das 10 Stück handelt von der Religion des Jünglings.

Das 11 Stück beschreibt die süßen Herren.

Das 12 Stück enthält eine Abbildung des Frauenzimmers mit den schwarzen Augen, und der Schöne mit den blauen Augen.

Das 13 Stück enthält eine Uebersetzung des zwey und zwanzigsten Psalmes.

Das 14 Stück beschreibt den Charakter des ehmaligen Hofmeisters des Jünglinges.

Das 15 Stück handelt von der Hochachtung gegen das Alter.

Das 16 Stück handelt von den Wirkungen der Liebe in den Geschmack, und die Empfindung.

Das 17 Stück giebt verſchiedne Charakter zu errathen auf.

Das 18 Stück enthält einen Brief des Jünglings an ſeinen Freund von der Meſſe.

Das 19 Stück enthält einen Brief des Gehenſtro mit der Lauer, und des Pierre Tombac von den Pantins.

Das 20 Stück enthält Betrachtungen des Jünglings über den May.

Das 21 Stück enthält Briefe, die die im 18 Stücke aufgegebnen Charakter deuten wollen.

Das 22 Stück enthält eine Ode an den Frühling.

Das 23 Stück handelt vom Streite über die ſchwarzen und blauen Augen.

Das 24 Stück enthält Betrachtungen von der Blödigkeit des Jünglings in der Geſellſchaft mit Frauenzimmern.

Das 25 Stück enthält Gedanken vom Weine und vom Trinken.

Das 26 Stück handelt vom Vergnügen des Jünglings auf dem Garten.

Das 27 Stück enthält eine Fortſetzung von der vorigen Materie.

Das 28 Stück enthält einen Brief vom Elias Grau, vom Jünglinge an Lorchen, von Aemilien an den Jüngling und eine Beantwortung der Briefe von Henrietten Menſchenfreundinn, und von Carolinen.

Das 29 Stück handelt vom Stillſchweigen in Geſellſchaften.

Das 30 Stück handelt von der Eiferſucht der Verliebten.

Das 31 Stück handelt von der Geſchmeidigkeit und Biegſamkeit, einer natürlichen Eigenſchaft der Jugend.

Das 32 Stück handelt von den kriegeriſchen Unternehmungen des Jünglings gegen die Narren.

Das 33 Stück enthält Gedanken von der Beſcheidenheit des Frauenzimmers.

Das 34 Stück handelt von der Freundſchaft der Verliebten, nebſt einem Briefe von Camillen.

Das 35 Stück enthält eine Ode vom Sommer.

Das 36 Stück enthält die Beſchreibungen der Geheimnisvollen, der Wichtigen, und der Dogmatiſchen.

Das 37 Stück enthält Betrachtungen, wie weit das Frauenzimmer mit den Wiſſenſchaften bekannt werden ſoll.

Das 38 Stück enthält Gedanken von der Tugend des Frauenzimmers.

Das 39 Stück enthält eine Beſchreibung der lächerlichen Philoſophen.

Das 40 Stück beſchreibt die Empfindungen der Eitelkeit des Jünglings bey dem Schluſſe ſeines erſten Bandes.

Der Jüngling.

: : Unſre Wiſſenſchaft iſt Freude,
Und unſre Kunſt Gefälligkeit.

Hagedorn.

Zweyter Band.

Leipzig,
bey Johann Wendler. 1748.

GH BIBL. WEIMAR

An Madame Sch. * *

in A. ***

Madame,

Ich habe Urſache, mit meinem Glücke vollkommen zufrieden zu ſeyn, das mir an einem entfernten Orte die Freundſchaft einer Perſon geſchenkt hat, die, wie alle meine Freunde und Freundinnen, wegen ihres Geſchmackes, und noch mehr wegen ihres Herzens, alle Hochachtung und Liebe verdient. Ich nehme mir die Freyheit, Ihnen dieſe Blätter zu widmen, und ich kenne kein gröſsres Vergnügen, als die Freude, mich Ihrer Freundſchaft öffentlich zu rühmen. Da es das gewöhnliche Schickſal groſſer Tugenden iſt, daſs ſie im Verborgnen groß ſind, und nur wenigen bekannt werden, ſo müßte ich gegen eine meiner gröſsten Glückſeligkeiten unempfindlich ſeyn, wenn ich auf die Ehre, unter den wenigen zu ſeyn, die Ihre Verdienſte kennen, nicht ſtolz ſeyn ſollte.

Ich

Ich wünschte nichts mehr, als daß ich der Welt das edelste und großmüthigste Herz und einen Geschmack abbilden dürfte, der einen tiefsinnigen und ernsthaften Schriftsteller eben so wohl, als einen aufgeweckten und frölichen empfinden kann. Allein ich weis, daß Sie die Kürze niemals mehr lieben, als wenn von Ihnen die Rede ist; ich würde aber sehr weitläuftig seyn müssen, wenn ich von Ihnen reden wollte. Ich bin so glücklich gewesen, daß Sie alles, was ich geschrieben habe, ohne Schamröthe ganz durchgelesen haben. Ich würde itzt nur das erstemal so unglücklich seyn, daß Sie mich nicht zu Ende läsen. Ich wage mich also nichts mehr zu sagen, als daß Sie unter den wenigen sind, welche Treue zu kennen und nachzuahmen wünscht.

Ich habe die Ehre zu seyn,

Madame

Ihr ergebenster

der Jüngling.

Vorrede der Verfaſſer.

Es giebt zwo Gattungen Leſer, welche den Schluß unſrer Arbeiten beſchleunigt haben. Wir ſind ſo glücklich geweſen, einige zu finden, deren Beyfall wir uns als unſre einzige Belohnung wünſchten. Sie haben den Jüngling reden hören, ohne ſeiner noch überdrüßig zu ſeyn. Dieſe Belohnung iſt uns allzu lieb, als daß wir ſie nicht zu behaupten ſuchen ſollten. Der Wohlſtand ſcheint es zu erfodern, daß ein Jüngling kein Schriftſteller in vielen Bänden werde. Für uns iſt es ſichrer, das kleine Vergnügen, das einige an unſern Arbeiten gefunden haben, zu unterbrechen, als ſie ſo lange fortzuſetzen, bis ſie ihrer endlich ſelbſt müde werden. Und, dieſes würde beynahe gewiß erfol-

gen, wenn wir uns auch noch so viele Mühe gäben; denn auch ein gewöhnliches Vergnügen ist fast als kein Vergnügen mehr anzusehen.

Es giebt andre Leser, denen wir ein Vergnügen dadurch machen wollen, daß wir aufhören, weil sie keine Freude daran haben, daß wir schreiben. Das sind diejenigen, welche dergleichen Schriften, als der Jüngling ist, aus Neubegierde lesen, aber immer sagen, daß sie überflüßig und ohne Nutzen sind. Man könnte sie fragen, warum sie solche überflüßige und unnütze Schriften läsen? Sie sollten sie nicht einmal in die Hand zu nehmen würdigen. Allein sie sind wie die Leute, die bey reichlichen Gastereyen immer über den Ueberfluß klagen, und doch einen solchen Appetit haben, daß sie alles essen, was ihnen vorgesetzt wird.

Der Jüngling hat keine Moral geschrieben; das ist wahr. Allein es scheint uns eben so unbillig zu seyn, wenn man fodert, daß alle wöchentlichen Schriftsteller offenbare Sittenlehrer seyn sollen, als es unbillig seyn würde, wenn man von allen Menschen verlangte, daß sie öffentliche Aemter bekleiden sollten.

Man irrt sich sehr, wenn man glaubt, daß die Schriften, welche vornehmlich das Vergnügen des Menschen zu ihrem Endzwecke machen, keinen

andern

andern Nutzen haben, als daß sie ihn vergnügen. Wir wollen nicht weitläuftig wiederholen, was man schon oft gesagt hat, daß dieses Vergnügen schon ein großer Nutzen ist. Es versteht sich, daß wir von einem Vergnügen reden, welches die Tugend billigt. Ein vernünftiger Scherz, eine feine Verspottung der Thorheiten, eine einnehmende Abbildung einer unschuldigen Freude schafft zuweilen mehr wircklichen Nutzen, als ganze dicke Bände voll Sittenlehren. Denn man hat sich um die Welt auch verdient gemacht, wenn man einige vielleicht dadurch so weit bringt, daß sie auch nur einen vernünftigen Scherz verstehen, und sich auf eine edle Art freuen lernen.

Es giebt einige Pflichten, die sich nicht wohl in solche Regeln bringen lassen, welche die Eigenliebe der Menschen nicht beleidigen. Ein Schriftsteller, der seine Leser wirklich bessern will, hat vornehmlich darauf zu sehen, daß er ihre Eitelkeit nicht wider sich zur Unzeit aufbringe. Denn alsdann wird alle seine Mühe verlohren seyn. Eine Geschichte, welche die Tugenden und Fehler der Menschen in ihrer eigentlichen Gestalt abbildet, beleidigt die Welt niemals, und bessert gewiß allezeit einige. Wir haben uns Mühe gegeben, die Abbildung des Charakters, den wir angenommen haben, in eine Art von einer Geschichte zu verwandeln. Fast alle Menschen wollen in den Zeiten der Jugend die Pflichten des Umganges

und

und der Gefälligkeit verſtehen, und die Kunſt ſich zu freuen wiſſen; und das ſind in der That noch für ſehr viele unbekannte Geheimniſſe. Wir hatten alſo die Abſicht, in die Abbildung eines geſitteten und frölichen Jünglings die vornehmſten von dieſen Geheimniſſen einzukleiden, und es denen, die ſie zu wiſſen brauchen, zu überlaſſen, ob ſie dieſelben finden werden. Wir hoffen etwas nützliches gethan zu haben, wenn wir in der Ausführung dieſer Abſichten nur nicht ganz unglücklich geweſen ſind.

Der Jüngling.

Zweyter Band.

Ein und vierzigſtes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 4 October 1747.

Das Glück, Freunde zu haben, die alle meine Tage zu ſo viel frölichen Stunden machen, iſt allzugroß, als daß ich länger davon ſchweigen könnte. Ich habe der Welt zeither ein Geheimniß daraus machen wollen, daß ich ſie gefunden habe; ich wollte nur in der Stille lieben; allein dieſes Geheimniß iſt ſo ſchön, daß ich mir ein Gewiſſen mache, länger verſchwiegen zu ſeyn. Ich traue meinen Leſern ein ſo gutgeartetes Herz zu, daß ſie eine Freude über eine kleine Familie von Freunden haben werden, und ich hielte mich für ungerecht, wenn ich ihnen dieſes Vergnügen entzöge. Sie ſind in einem gewiſſen Verſtande auch meine Freunde, und ſie beweiſen mir ihre Freundſchaft dadurch, daß ihnen meine Arbeiten nicht misfallen; für Freunde aber muß man keine Geheimniſſe haben. Vielleicht erweckt ihnen dieſer Anfang meines andern Bandes ſo viel Vergnügen, als ihnen ein

Schauſpiel machen würde, deſſen erſte Scene ſich mit der Umarmung zwo geliebter Perſonen eröffnete.

Ich habe gleich im Anfange, da ich ein Schriftſteller wurde, geſagt, daß ich mich in die große Welt wagen, und Stutzer und Pedanten, Heuchler und Freygeiſter, Verleumder und Schmeichler um mich leiden wollte, um einen Freund zu finden, mit dem ich über ſie lachen könnte. Mein glückliches Schickſal hat mich vor dieſen Gefährlichkeiten bewahrt, und mir Freunde gegeben, ohne daß ich ſie allzulange ſuchen dürfen. Ich bin nur einmal oder zweymal hintergangen worden, und ich danke es meinem Schickſale, daß ich hintergangen worden bin, weil mich dieſes kurze Unglück den Werth wahrer und zärtlicher Freunde beſſer empfinden gelehrt hat.

Dieſe traurigen Erfahrungen haben mir ſelbſt den Namen eines Freundes ſo ſchätzbar gemacht, daß es mir allezeit nahe geht, wenn ich ſehen muß, daß er ſo ſehr entheiligt, und von der Welt einem ieden gegeben wird, der kein offenbarer Betrüger iſt. Allein wie ſoll es die Welt anfangen? Die Menſchen wollen Freunde haben, ſie geben ſich aber gar zu wenig Mühe, Freunde zu ſeyn. Sie verlangen ſowenig zu einem Freunde, daß ſie dieſen Namen faſt allen Menſchen geben können. Wie glücklich bin ich nicht, daß ich ihn nicht mehr verſchwende, und kein einfältiges Geſicht mehr, für ein aufrichtiges Geſicht, und keine Bosheit, die die Kunſt weis, geheim und verborgen zu ſeyn, für Redlichkeit halte! Wie freue ich mich, daß ich nicht mehr ſo geſchwind glaube, derjenige habe ein gutes Herz, der beſtändig von ſeinem guten Herzen redet! Man läßt ſich aber, wenn man ein Menſchenfreund iſt, allzuleicht verführen, von den Menſchen beſſer zu denken, als ſie verdienen. Die Natur hat es ſo gütig mit mir gemeynt, daß ſie mich geneigt gemacht hat, dieſen Fehler leicht zu begehen.

Der Kummer, der ſich meiner ganzen Empfindung

bemäch-

bemächtigt hat, so oft ich sehen müssen, daß sich meine natürliche Neigung, und mein Vertrauen zu den Menschen geirrt haben, hat mich gezwungen, vorsichtiger zu werden. Man leidet allzuviel, wenn man einen Freund dadurch verlieret, daß man einsehen lernt, er sey unfähig, ein Freund zu seyn. Es ist zwar der am unglücklichsten, der eines so vortrefflichen Namens unwürdig ist; allein er empfindet doch sein Unglück nicht; sonst wäre er vielleicht noch fähig, diesen Namen einmal zu verdienen. Doch wie empfindlich muß dieses demjenigen seyn, der aufrichtig wünscht, daß alle Menschen so glücklich und vergnügt seyn möchten, als sie seyn könnten! Was kann glücklicher machen, als die Freundschaft, und wie viel entbehren die, welche von ihrem Glücke nichts fühlen?

Doch ich will nicht mehr daran denken, daß ich hintergangen worden bin. Ich will die Charaktere meiner unwürdigen Freunde nicht abbilden. Ich sollte es vielleicht thun, damit sie nicht andre hintergehen und blenden könnten. Ich habe es aber vielleicht nicht nöthig, weil ich einer von den wenigen bin, die zu wenig Mistrauen in die Menschen setzen. Ich will in denen, die sich für meine Freunde ausgaben, ohne es zu seyn, die Freundschaft ehren, die ich gegen sie gehabt habe. Sie sind meine Freunde nicht mehr; sie waren es in der That auch niemals; das ist ein Unglück für sie; denn ich war ihr Freund.

Ich halte es für den größten Ruhm eines Menschen, wenn man von ihm sagen kann, daß er solche Eigenschaften besitze, die ihn fähig machen, ein wahrer Freund zu seyn. Ich verachte alle Ehre gegen diese, daß sich einige rechtschaffne und edle Herzen gefunden haben, die das meinige schätzen, und ihm das Lob geben, daß es fähig sey, Freundschaft und Zärtlichkeit zu empfinden. Kann man einen mehr loben, als daß man ihm den Namen eines großmüthigen Mannes giebt? Die Großmuth aber ist der Grund einer wahren Freundschaft. Man kann sich

keinen Freund vorstellen, der nicht die Neigung hat, in dem Vergnügen andrer Menschen sein Vergnügen zu finden, und seine Freude ihrem Glücke völlig aufzuopfern. Ich bin nicht so stolz, daß ich mich der Großmuth rühmen sollte. Ich will meine Neigung zur Freundschaft für ein Geschenk des Himmels, oder für ein glückliches Temperament halten, wobey ich wenig gethan habe. Ich bin zufrieden, daß mir meine Freunde eine Fähigkeit zutrauen, durch ihre Hülfe großmüthig zu werden, weil sie mich lieben. Wie freue ich mich auf die Zeiten, wo ihre Zärtlichkeit mein Herz edel und großmüthig gebildet haben wird!

Die Freundschaft hat so viele Reizungen für die menschliche Natur, daß die Tugenden keine bessre Gehülfinn finden können, als sie. Man übt seine Pflichten gar zu gern aus, wenn man einem Freunde damit gefallen kann. Wofern man sich keine falschen Vorstellungen von der Freundschaft macht, und herzhaft genug ist, einen Schmeichler für seinen Feind zu halten, so ist die Freude, von einem zärtlichen und doch unpartheyischen Richter gelobt zu werden, so groß und so einnehmend, daß man sich sorgfältig angewöhnt, über alle seine Handlungen zu wachen, damit sie dem Freunde nicht anstößig seyn mögen. So unleidlich auch unsre Eigenliebe gegen den Tadel ist, so gern leidet man ihn von einem Freunde, von dem man überzeugt ist, daß er auch unsern guten Eigenschaften Gerechtigkeit wiederfahren läßt. Denn der Tadel andrer Menschen ist oft unbillig, nicht darum, weil er uns nicht mit Rechte trifft, sondern weil sie Richter sind, die zwar verdammen, aber niemals belohnen. Warum sollte ich mich meinen lieben Damon nicht darüber tadeln lassen, daß ich zuweilen in Gesellschaften zu leicht aufzubringen bin, da er hinzusetzt, daß er mich dem ohngeachtet lieben müsse? Ich liebe meine Freunde allzusehr, als daß ich nicht suchen sollte, ihre Hochachtung zu verdienen. Ich will sie den Ausspruch thun lassen, ob ich mir zu viel schmeichle,

wenn

wenn ich mir selbst liebenswürdiger vorkomme, seitdem ich täglich mit ihnen umgegangen bin. Man kann sich nicht immer vor stolzen Gedanken hüten, wenn man von rechtschaffnen Herzen geliebt wird, die ihrer Liebe nicht das Ansehen einer Wohlthat, sondern die Gestalt einer Pflicht zu geben wissen. Ich fühle es wohl, daß es für meine Freunde noch keine Pflicht ist, mich zu lieben; allein sie begegnen mir doch so zärtlich, daß ich ihre Liebe für mehr, als eine Wohlthat halten muß: Sie müssen zum wenigsten noch mehr von mir hoffen, als sie itzt in der That finden.

Ich weis nicht, ob der Welt meine Empfindungen so neu und angenehm vorkommen, als mir. Mir ist ein jeder Gedanke, der die Freundschaft angeht, so angenehm; daß er mir allezeit neu zu seyn scheint, wenn ich ihn auch in tausend Schriften lese. Es giebt einige wenige Materien, die uns immer vergnügen, wenn man auch das Bekannte davon wieder sagt. Die Freundschaft gehört unter diese wenigen glücklichen Materien.

Ich habe von einer kleinen Familie von Freunden gesagt. Man wird sich wundern, wie ich so glücklich gewesen bin, mit so vielen rechtschaffnen Freunden bekannt zu werden. Es ist in der That schwer, wenn mehr als Zwey edle Herzen einander finden sollen; denn ihre Anzahl ist so unansehnlich, daß sie überall hin zerstreut werden, damit nur überall einige seyn mögen. An manchen Orten sind sie so einzeln, daß sie sich in dem Haufen gemeiner und unempfindlicher Herzen verlieren, und zu bessern Herzen nicht hindurch dringen können. Zuweilen aber scheint es doch, als wenn sich das Schicksal eine Freude machen wollte, eine kleine Menge edler Freunde zusammenzubringen, und ihre Liebe und zärtliche Eintracht bewundern zu lassen. Wenn eine solche glückliche Zeit kömmt, so haben solche

Freunde nicht ganze Jahre nöthig, einander auszuſtudiren. Keine Hinderniſſe können ſie alsdann von einander entfernen, und ſollten ſie von den entfernteſten Orten zuſammenkommen. Gelegenheiten und Umſtände, die in den Augen des Pöbels ſehr oft Kleinigkeiten zu ſeyn ſcheinen, machen ein gutes Herz mit dem andern bekannt. Ein einziger Augenblick vereinigt ſehr oft rechtſchaffne Gemüther auf ewig. Sie werden mit einander vertraut, weil ſie zu einander gehören. Sie machen ein Ganzes aus, und wenn einer von den andern getrennt werden ſollte, ſo würde eine von den edelſten Reihen der Dinge in der Natur unvollſtändig und fehlerhaft werden.

Mich dünkt, es ſey eine ungegründete Meynung, daß ein langer Umgang dazu gehöre, ehe man von der Freundſchaft eines Menſchen gewiß ſeyn könne. Ein Heuchler kann unter der Maske eines rechtſchaffnen Mannes leicht betrügen, wenn er in einer ſolchen Entfernung von uns bleibt, daß man nicht Gelegenheit genug hat, ihn in ſeinen kleinen Handlungen zu überraſchen, wo ſich ſein Charakter ganz und unverſtellt ausdrückt, weil er nicht bemerkt zu werden glaubt. Man kann ſich von liſtigen Betrügern verführen laſſen; man iſt ſo gutherzig, daß man dem Scheine traut; allein wenn man ſeine Empfindungen prüft, ſo wird man bey ſich ſelbſt finden, daß man etwas wider ſie hat. Ein redliches Herz hat ein dunkles Gefühl davon, daß ſie nicht ſo ſind, wie ſie ſcheinen, und übergiebt ſich ihnen nicht ganz, ob es gleich zu edel iſt, als daß es ſich ohne Urſache ganz von ihnen entfernen ſollte. Es nähert ſich ihnen aber nicht mit einem völligen Vertrauen, wenn es auch zuweilen ſcheinen ſollte, daß es ſich ihnen völlig mittheilte; es fürchtet etwas, und weis nicht, was es fürchtet, bis endlich ein Zufall den Unwürdigen die Maske abreißt. Wie es ſolche betrügeriſche Herzen giebt, die man nicht den Augenblick dafür erkennt, ſo giebt es

auch edle und große Herzen, die ſich ſo wenig äußern können, daß man ſie nur errathen muß. Sie ſind entweder wie ſittſame Schönheiten, und zu furchtſam, ſich zu zeigen, oder ihr Aeußerliches iſt wider ſie. Der redliche Mann iſt nicht ganz ausgebildet worden; die Natur ſcheint ſeine Mine, ſeinen Anſtand, oder ſeine Sprache vergeſſen zu haben, weil ſie ſich mit ſeiner Seele gar zu lange beſchäfftigt hat. Solche redliche edle Herzen auskennen zu lernen; dazu gehören vielleicht Jahre. Aber es giebt auch einige rechtſchaffne Männer, die ſogleich die gewiſſeſte Ueberzeugung in uns erwecken, daß ſie es ſind, ſo bald man ſie nur geſehen hat. Die Natur hat das Muſter zu ihrem Aeußerlichen von ihrer Seele genommen, und was die Natur unvollendet gelaſſen hat, haben ſie ſelbſt vollkommner ausgebildet.

Es giebt andre, welche, außer einem langen Umgange, ſtarke thätige Beweiſe von denen verlangen, die ſie für Freunde erklären ſollen. Ein Freund ſoll dem andern in Gefahren beygeſtanden haben, ehe es gewiß iſt, daß er ein Freund ſey. Nach ihren Grundſätzen müſſen alle Freunde unglücklich geweſen ſeyn, ehe ſie überführt ſeyn können, daß ſie einander redlich und zärtlich lieben. Das wäre ein Unglück für redliche Herzen, wenn ſie von einander nicht eher, als im Elende gewiß werden könnten! Man kann dergleichen Grundſätze von der Freundſchaft mit Recht entweder einer Grauſamkeit, oder eines Eigennutzes beſchuldigen. Die Redlichkeit und die Großmuth ſind allzuedle Tugenden, als daß ſie ſich nicht eher als im Unglücke zeigen ſollten. Die wahre Freundſchaft iſt mehr, als ein Handel, oder Tauſch mit Gefälligkeiten um Gefälligkeiten. Wie oft fehlt es nicht rechtſchaffnen Herzen an Gelegenheiten, ſich in ihren Thaten ſo groß zu zeigen, als ſie in ihrer Art zu denken ſind!

Gemeiniglich ſind diejenigen, welche allzuvorſichtig ſind, ehe ſie einen Freund wählen, am unfähigſten zu einer

ner großmüthigen Freundschaft. Ich mag der Freund von denen nicht seyn, die sich die Beweise von meiner Freundschaft zuzählen lassen, aus ihrer Wichtigkeit oder Menge allein mein Herz beurtheilen, und mich nicht auf einmal ganz, sondern nur nach den Absichten ihres Eigennutzes alle Tage ein wenig mehr lieben wollen. Dergleichen Leute sind nicht Freunde; sie sind Gönner, die sich aber selbst nicht dafür halten können, weil ihnen das äußerliche Ansehen der Gönner fehlt; ich aber, ihr armer Freund, der ich ihnen meine Freundschaft weitläuftig beweisen sollte, ich wäre nur ihr Client. Zu einem solchen Freunde schicke ich mich nicht; denn meine zärtlichen Freunde haben mich schon fühlen lassen, daß ein Freund mehr, als ein Client ist.

Wen ich einmal für redlich halte, dem gebe ich mein ganzes Herz, wenn er mich für fähig hält, sein Freund zu seyn. Ich bleibe sein Freund, wofern ich auch das Unglück haben sollte, daß ihn einige Hindernisse abhielten, meine Zärtlichkeit zu belohnen, und mein Freund zu werden. Meine Freunde haben mich aus keinem Unglücke errettet; ich verlange dergleichen Beweise nicht von ihnen, und ich liebe sie so zärtlich, als wenn ich ihnen mein ganzes Glück schuldig wäre. Ihre Zärtlichkeit gegen mich ist eben so groß, als die meinige, ob ich ihnen gleich noch keine wichtigen Dienste habe leisten können. Ich liebe sie. Verdienen sie denn nicht alle meine Liebe mit ihrem Umgange, mit ihren zärtlichen Bemühungen, mich edler denken zu lehren, und kann ich sie zu sehr lieben, wenn sie nur eine einzige Empfindung meines Herzens besser machen?

Ich freue mich auf meine nächsten Blätter, wo ich die Charaktere meiner geliebten Freunde abbilden will. Wie frölich will ich seyn, wenn ich dann ganz allein mit Gedanken von ihnen erfüllt seyn werde! Ich will zu ihnen eilen, um mich in ihrer Gesellschaft noch geschickter zu ihrer Abbildung zu machen.

Der Jüngling.

Zwey und vierzigſtes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 11 October 1747.

Der älteſte unter meinen Freunden iſt Philet, ein geſchickter Rechtsgelehrter, ein rechtſchaffner Mann, und, damit ich den vornehmſten Zug zu ſeinem Gemälde nicht vergeſſe, ein Kenner der ſchönen Wiſſenſchaften und ein witziger Kopf. Ich kenne niemanden, der mit einer ſolchen Einſicht in die Rechte ſo viel Geſchmack an den Werken des Witzes verbunden hätte. Es iſt ihm einerley, ob er ein zweydeutiges Geſetz, oder eine Stelle aus dem Martial erklären ſoll; und wenn er des Abends, in Geſellſchaft ſeiner Freunde, die verliebten Klagen eines Poeten beurtheilet: ſo merken ſie es ihm nicht an, daß er ſich den Tag über vielleicht bey den Klagen eines Bauern, oder bey den Beſchwerden eines Landedelmannes die Zeit hat lang werden laſſen. Er bekleidet ein öffentliches Amt, und er verwaltet es mit einer Treue und Klugheit, die ihm Ehre macht. Ein feiner Witz und ein richtiger Geſchmack ſcheinen bey ſeinem Amte ſehr entbehrliche Gaben zu ſeyn, und die meiſten von denen, welche zu dergleichen Bedienungen gezogen werden, hüten ſich ſehr ſorgfältig, mit dieſen überflüßigen Eigenſchaften groß zu thun. Philet beſitzt beyde, und wenn er ſich von ſeinen Amtsgenoſſen auf eine rühmliche und ſichtbare Weiſe unterſcheidet: ſo machen ſich ſeine Freunde eine Ehre daraus, dieſes allein ſeinem Witz und Geſchmack zuzuſchreiben. Er iſt unterdeſſen ſo höflich, daß er von ſeinem Rechte mit ſeinen Freunden nicht anders redet, als wenn ſie es verlangen, ob er gleich nimmer davon redet, daß ſie ihm nicht mit groſſem Vergnügen zuhören ſollten. Und

er iſt viel zu klug, als daß er ſeinen Amtsgenoſſen mit ſeinem Witze beſchwerlich werden ſollte. Ich weis aber nicht, ob ſeine guten Abſichten ihm bey den letzten auch allemal gelingen. Das weis ich, daß er den Witz überall aufweckt, wo er ihn antrifft, und daß er ihn auch dahin mitbringt, wo er ihn nicht antrifft.

Die meiſten von denen, die in einträglichen Aemtern ſtehen, haben eine Kunſt, Geſchenke zu fordern, oder anzunehmen. Philet hat eine andre Kunſt, die unſtreitig viel ſchwerer iſt. Das iſt die Kunſt, die Geſchenke, die ihm angeboten werden, nicht anzunehmen. Er thut dieſes mit einer ſolchen guten Art, daß diejenigen ſelbſt, die ihn dadurch auf ihre Seite ziehen wollten, nur deſto mehr Vertrauen zu ihm bekommen, wenn ihre Sache gerecht iſt, und, wenn ſie ungerecht iſt, ſich wenigſtens nicht für beleidigt halten. Ich weis, daß er einigemal ohne Unhöflichkeit dergleichen Geſchenke nicht ausſchlagen können. Er hat ſie aber von ſeinen Clienten nur auf Abſchlag angenommen, und ſie ihnen an den Gebühren, die er von ihnen fordern konnte, abgerechnet.

Es giebt ſehr wenige, die ihren Geſchäfften mit ſolchem Eifer obliegen, als er. Er iſt ſo unermüdet, daß ihn auch ſeine liebſten Freunde nicht um eine einzige Stunde bringen können, wenn er ſie einmal zur Arbeit beſtimmt hat. Er wird ihnen dadurch nur deſto ſchätzbarer, ob er gleich nichts von ſeinem Werth bey ihnen verlieren würde, wenn ſie ihn auch ganze Tage genieſſen könnten. Seine Verrichtungen ſind von der Art, daß man ohne ein gewiſſes Maaß von Unbarmherzigkeit nicht dazu geſchickt zu ſeyn ſcheint. Er hat es alſo gelernt, zuweilen unerbittlich zu ſeyn. Allein, das verhindert ihn nicht, daß er nicht großmüthig und zärtlich ſeyn ſollte. Er iſt nur deswegen zu gewiſſen Zeiten ein harter Mann, weil er ein rechtſchaffner

ner Mann iſt, und er bleibt auch alsdenn noch ein Menſchenfreund, wenn ihm die Erfüllung ſeiner Pflicht die Nothwendigkeit auferlegt, Klagen anzuhören, ohne ſich dadurch von ſeinem Vorſatz abwendig machen zu laſſen.

Wenn die wahre Lebensart in der Kunſt beſteht, einem ieden nach ſeinem Stande und Charakter ſo zu begegnen, daß er mit uns zufrieden iſt: So muß man es meinem Freunde einräumen, daß er auſſerordentlich wohl zu leben weis. Seine Geſchäffte nöthigen ihn, mit hunderterley Leuten umzugehen, und er geht auf eine ſolche Art mit ihnen um, daß ſie alle gleich zufrieden mit ihm ſind. Er weis ſich das Vertrauen der Niedrigen und die Hochachtung der Groſſen zu erwerben, und er iſt noch in keiner Geſellſchaft geweſen, wo er nicht gefallen hätte. Da er eine groſſe Fertigkeit erlangt hat, die Gemüther der Menſchen kennen zu lernen: So wendet er dieſen Vortheil nur dazu an, daß er ihnen angenehm werde. Er ändert ſeinen Scherz, ſo oft er eine Perſon von einer andern Gemüthsart antrifft, und hat, wie er ſagt, einen andern Witz bey ſeinen Edelleuten, einen andern bey ſeinen Bauern, einen andern bey den Bürgern, und einen andern bey ſeinen Freunden. Dem ungeachtet iſt ſein Scherz einmal ſo ſchön, als das andre. In der Ausführung ſeiner Entſchlüſſe iſt er geſetzt und beſtändig. Kein einziger Zufall bringt ihn aus ſeiner Gelaſſenheit. Er weis immer Mittel, die Fehler des Glücks oder andrer Menſchen wieder gut zu machen, und er faſſet ſeine Entſchlüſſe keinen Augenblick eher, oder ſpäter, als er muß. Dieſe Leichtigkeit zu handeln verläßt ihn niemals, weder, wenn er einen Scherz fortſetzet, noch wenn er wichtige Abſichten zu befördern ſucht, deren Erhaltung ihm ſchwer gemacht wird.

Er iſt ſehr geübt, das Lächerliche an dem Menſchen wahr zu nehmen, und er iſt eben ſo geübt, es auf eine ſolche Weiſe zu zeigen, daß diejenigen nicht dadurch beleidigt werden, an denen er es zeigt. Er verfolgt die Thorheiten über-

all, wo er ſie antrifft, er verfolgt ſie bis in die geheimſten Winkel. Aber wenn ſie ihm nicht mehrentwiſchen können, ſo giebt er ihnen, daß ich ſo rede, Quartier, und läßt ſie in ihren Winkeln ihres Friedens genieſſen, wenn ſie ſich nur nicht wieder hervorwagen. Seine Satyre iſt ſo ſchön, daß ſie den Kennern allemal gefällt, und ſo richtig, daß diejenigen, die ſie treffen ſoll, es allemal fühlen, daß ſie getroffen werden. Ich will dieſen Zug nicht weiter ausbilden. Ich möchte meinen Freund ſonſt kenntlicher machen, als er zu ſeyn wünſcht. Das einzige will ich noch hinzuſetzen: Da er die Geſetze ſo gut verſteht, ſo weis er auch die Rechte der Satyre vollkommen. Er weis genau, wie weit ſich ihre Freyheit erſtrecket, und ich ziehe ihn bey meinen Blättern auch aus der Urſache zu Rathe, damit ich ſicher ſeyn kann, daß ich nicht zu unvorſichtig geweſen bin.

So wenig er ſich in ſeinem Fleiß von ſeinen Freunden ſtören läßt, ſo wenig hat er ſich bisher in demſelben von der Liebe ſtören laſſen. Alle Schönen haben über ſein Herz keine Gewalt gehabt, und mit ſeinem liebenswürdigen Leichtſinn, der auch den Schönen ſelbſt gefallen würde, hat er über die Liebe nur geſpottet. Allein, nachdem ich ihn ſo oft in Geſellſchaft der Mademoiſelle * * ſehe, traue ich ſeinem Herzen nicht mehr zu, daß es noch lange unüberwindlich bleiben wird. Philet, Philet! Nehmen Sie Ihr Herz in Acht. Sonſt will ichs noch erleben, daß Sie mich um eine verliebte Ode bitten ſollen. Denn ob Sie gleich ein vortrefflicher Satyrenſchreiber ſind: So können Sie doch keine ſo gute verliebte Ode machen, als ich.

Wenn die Ehrlichkeit eines Mannes iemals auf ſeinem Geſicht abgezeichnet geweſen iſt: So iſt ſie es auf dem Geſichte meines Freundes Ariſt. Der Augenblick, wo ich ihn zuerſt ſah, iſt auch derjenige, wo ich ſein Freund geworden bin. So ſehr betrügt uns die Natur nicht, daß ſie ein ſo großmüthiges und rechtſchaffnes Geſicht einer

Seele

Seele geben ſollte, die ihr Geſicht widerlegte. Sein Herz iſt ſo aufrichtig, daß er nicht einmal fähig iſt, eine Verſtellung auszuhalten, und daß er ſich ehmals zuweilen von denjenigen betrügen laſſen, die über ihr Herz mehr Gewalt hatten, als er. Er beſitzt Groſsmuth genug, dieſes Unglück zu ertragen, und er hat oft diejenigen beſchämt, die es für eine Ehre hielten, wenn ſie andre hintergehen konnten.

Ob ſein Temperament gleich ehrgeizig und feurig iſt: So beherrſcht er ſich doch ſo ſehr, daß er ſanftmüthig und beſcheiden iſt. Es iſt eine Zeit geweſen, wo er Leute hochgeachtet hat, die der Hochachtung eines ſolchen Geiſtes nicht werth waren. Er würde in dieſen Fehler nicht gerathen ſeyn, wenn er ſich ſelbſt etwas beſſer gekannt hätte. Noch itzt trauet er ſich ſehr wenig zu, ob ihm gleich alles gelingt, was er unternimmt, und obgleich ſeine Arbeiten von Kennern bewundert werden. Eine jede von ihnen verräth das gute Herz, und ſeine edlen Grundſätze, und, ungeachtet der Sorgfalt, mit der er ſie verfertigt, herrſchet in ihnen doch eine gewiſſe Verachtung der überflüſsigen Kunſt, welche ſich zu der Aufrichtigkeit ſeines Gemüths außerordentlich wohl ſchickt.

Seine Freunde geben ihm Schuld, daß er zuweilen ein bischen zerſtreut iſt. Er vergißt es manchmal, daß er bey einem Freunde bleiben will, weil er ſich daran erinnert, daß er einen andern beſuchen muß. Er verläßt den einen ganz plötzlich, und er verſchwindet dem andern gleichſam aus ſeinen Armen, um zu dem erſten wieder zurück zu kehren. Er redet den einen Augenblick mit uns, und den andern Augenblick antwortet er uns nicht, ſieht uns ſehr aufmerkſam an, und hört doch ſo wenig, was wir ſagen, als ob er es vergeſſen hätte, daß er bey uns iſt. Unterdeſſen iſt er vielleicht außerordentlich vergnügt, und, welches wir am wenigſten vermuthen ſollten, in ſeinen Gedanken mit nichts ſo ſehr beſchäfftigt, als mit uns.

Er erwacht, als aus einem tiefen Schlafe, und wundert ſich darüber, daß er es nicht gehört hat, was wir mit ihm geredet haben. Er erfährt einige Neuigkeiten, die ihn angehen, und beſucht ſeinen Freund in der Abſicht, ſie ihm zu erzählen; allein er vergißt es. Den folgenden Tag fällt es ihm ein; allein er fürchtet ſich ſeinem Freunde eine Sache zweymal zu erzählen, und verſchweigt es alſo wieder. Einige Zeit nachher redet er davon, als von einer längſt bekannten Sache, und wundert ſich, daß wir alles, was er uns davon erzählt hat, ſchon wieder vergeſſen haben.

Es wäre mir nicht lieb, Ariſt, wenn Sie ſich dieſen kleinen Fehler ganz abgewöhnen ſollten. Denn er vergnügt mich und Ihre Freunde weit mehr, als er Ihnen und andern beſchwerlich ſeyn kann.

Dieſe Zerſtreuung verhindert ihn nicht, auf ſeine Freunde ungemein aufmerkſam zu ſeyn. Er iſt ſo zärtlich, daß man ihn durch eine einzige Miene niederſchlagen kann, wenn dieſelbe nicht ſo heiter iſt, als er ſie erwartet hat. Er hört ſeine Fehler mit einer Gefälligkeit an, die ein ſichrer Bürge iſt, daß er ſie verbeſſern will. Wenn er geirret hat: So räumt er es den Augenblick ein, und er treibt dieſe Aufrichtigkeit, oder dieſes Vertrauen zu ſeinen Freunden ſo weit, daß er auch die Fehler geſteht, die es nicht ſind, wenn es ſeinen Freunden gefällt, ſie ihm im Scherze Schuld zu geben.

Clitander iſt unter meinen Freunden derjenige, welcher die meiſte Einbildungskraft beſitzt. Weil ſie ſo groß iſt, ſo wird ſie ihn oft zu ſtark. Er überläßt ſich ihr völlig; allein, er mag dieſes nun der Güte der Natur, oder der Geſchicklichkeit ſeines Fleiſſes zu danken haben, ſie iſt ihm ſo getreu, daß er ſich ihr ohne große Gefahr überlaſſen kann. Wenn ſie ihm auch zuweilen verführen ſollte: So wird ſie ihn doch die meiſte Zeit wieder auf den rechten Weg zurück bringen. Seine Hitze verleitet ihn manchmal zu Handlungen,

gen, die an einem andern misfallen würden, und die ein feiner Kenner an ihm bewundert. An diese Handlungen muß Clitander gedacht haben, als ich zu ihm sagte, daß ich ihn in meinen Blättern abschildern wollte. Denn er gab mir zur Antwort: ich sollte nur keine schlechte Satyre auf ihn machen.

Er scheint mit der Neigung zu der Tugend und zu den Wissenschaften gebohren zu seyn. So natürlich ist ihm dieselbe. Und da die Sorge für seinen Verstand und für seine Aufführung ihm schon sehr frühzeitig allein überlassen worden ist: So kann man von ihm sagen, daß ihn allein seine Neigung gebildet hat.

Das Studiren ist seine liebste Beschäfftigung. Ob er gleich eine lange Zeit ohne einen klugen Rathgeber gewesen ist: So hat es doch sein erstaunlicher Fleiß und sein glücklicher Kopf so weit gebracht, daß er nunmehr eine gründliche Einsicht in seine Wissenschaft mit einem richtigen Geschmack verbindet. Er hat eine erstaunliche Menge von schlechten Büchern gelesen, weil ihm niemand die guten bekannt gemacht. Allein er hat die Eigenschaften eines guten Buchs aus den Fehlern der schlechten Bücher beurtheilen gelernet. Vorurtheile und Irrthümer haben ihn zu der Wahrheit geführt, und nachdem er einmal die Freundschaft des Geschmacks erlangt hat, so bin ich Bürge für ihn, daß er sie nimmer verlieren wird. Ein schöner Gedanke entzückt ihn bis zur Begeisterung, und er liest einen ieden Dichter gewiß mit eben dem Feuer, mit welchem er geschrieben hat. Man hat in seiner Gesellschaft die Erlaubniß, sinnreich zu seyn, und man wird nichts kluges umsonst gesagt haben, wenn er es nur hört. Er versteht einen ieden Scherz, und ie feiner er ist, desto lauter lacht er darüber. Die tugendhaften und großmüthigen Handlungen der Menschen erwecken in ihm eine Wollust, die man sich nicht vorstellen kann. Er klascht in die Hände, wenn man ihm dergleichen erzählt, oder er fällt in ein

Nach-

Nachsinnen, und weint. Er weis sich nichts abscheulichers vorzustellen, als einen Menschen, der entweder in seinen Schriften oder in seinen Handlungen keinen Geschmack hat. Wenn er studiret; so ist es sein gröstes Vergnügen, diejenigen, die sich für weiser halten, als andere, in einem Irrthum zu überraschen, und eine Satyre wider diese Leute müßte sehr alt seyn, wenn sie nichts weiter über ihn vermögen sollte, als daß sie ihm nur gefiel.

Wie seine Vorstellungen ausserordentlich lebhaft sind: So sind auch seine Ausdrücke allemal sehr stark und voller Bilder. Er wird uns nichts beschreiben, das wir nicht vor Augen zu sehen glauben sollten. Er könnte ein Poet seyn, wenn er das Herz hätte, es zu werden; und er ist es würklich zuweilen in seinen Reden, und in den Geberden, womit er seine Reden begleitet.

Sein Herz ist aufrichtig und zärtlich. Allein seine Zärtlichkeit selbst ist hitzig, und fast ungestüm. Wie sehr muß man sich aber auf sein Herz verlassen können, da die Hitze seiner Zärtlichkeit ihr nichts von ihrer Dauer nimmt!

Er redet sehr gern, ob er gleich auch schweigen kann, wenn er will. Es ist ihm vielleicht eine Ehre, daß er sehr oft einer andern Meynung ist, als andere; und wenn er auch zuweilen einen Irrthum mit zuviel Hitze vertheidigen sollte: so muß man ihm doch dieses zu gute halten, weil man ihn nur widerlegen darf, wenn er sich der gegenseitigen Meynung mit eben solchem Eifer annehmen soll.

N.

Zu finden bey Johann Wendlern.

Der Jüngling.

Drey und vierzigſtes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 18 October 1747.

Der Herbſt.

Auch dich beſinge mein Lied, o Herbſt, du Vater des Seegens!

Die Thäler ſehn dich, und jauchzen vor dir.

Dich ſehn ſie, Vater des Weins, auf deinen trächtigen Hügeln,

Von trunknen, muthigen Winzern umtanzt.

Ich ſang den fröhlichen Lenz; mit jungen Roſen bekrönet,

Sang ich den ſtillen Gefilden ſein Lob.

Tief in dem kühlen Gehölz ſang ich den mächtigen Sommer,

Und floh vor ſeiner verzehrenden Glut.

Itzt ſoll die Muſe mein Haupt mit Reben feyerlich kränzen,

Dich zu beſingen, wohlthätiger Herbſt,

Wie im Getümmel der Luſt auf den nun feyernden Feldern

Der reiche Landmann zufrieden dich preiſt.

Belebe ſelber mein Lied, und laß es Seelen begeiſtern,
Begeiſtern, wie dein gewaltiger Wein,
So oft ein Kenner der Luſt, ſo oft ein fühlender Jüngling
Aus ihm den Muth und die Zärtlichkeit trinkt.

Nur dir, nur dir zieht der Lenz die hülfbedürftigen Fluren
Mit brüderlicher Gefälligkeit auf.
Nur dich verkündiget er in ſeiner glänzenden Blüthe,
In deren Hüllen die Fruchtbarkeit reift.

Dann geht der Landmann umher, im Morgenthaue der Dämmrung,
Und überzählet den Seegen der Nacht.
Mit neubegierigem Blick zählt er die Blüthen und lächelt,
Und preiſt den Frühling, und hoffet auf dich.

Der Sommer dienet dir gern, nur dir verpflegt er die Saaten,
Nur dir verweilet die Sonne ſo ſpät.
Nur deinetwegen ſchickt er, aus den dir dienſtbaren Wolken,
Den neuerſchaffenden Regen herab

Sey

Sey nun uns gütig, o Herbſt, der du bald jugendlich frölich
Mit heitrer Stirn den Gefilden erſcheinſt,
Bald deine heitere Stirn in Wolken fürchterlich runzelſt,
Und weinend über die Fluren hin fährſt.

Sey nun uns gütig, o Herbſt, verbirg nicht unter den Wolken
Das ſüſſe Lächeln des ſchönen Geſichts,
Und laß dich über das Feld nur ſanfte Winde begleiten,
Und halt die ſtürmiſchen Winde zurück.

Daß von den Auen noch nicht die Schönen furchtſam entfliehen,
Auf die der Lenz und die Liebe ſie rief,
Wo ſie in Tänzen des Mays dem Jüngling ſittſam entrannen,
Dann ſeinen Armen entgegen zu fliehn.

Noch kann ein Liebling des Glücks mit ſeiner zärtlichen Freundinn
In deiner Bäume Beſchattungen fliehn,
In dem verſchwiegenen Thal mehr, als die Früchte zu ſamlen,
Die du auf ſinkenden Aeſten ihm beutſt.

Die Liebe führt ihm die Hand, wenn er die wartenden Früchte
Für ſeine Schöne mit Ungeduld bricht.
Sie bricht auch Früchte für ihn; mit mehr, als dankbaren, Küſſen
Belohnet er die gefällige Hand.

Was gleicht den Tagen voll Luſt, die eine ſittſame Sonne
Für dich mit fröhlicher Heiterkeit ſchmückt?
Dann taumeln über das Feld die ſich verjüngenden Weſte,
Und deine Weſte liebkoſend daher.

Dich flichn die Schönen nicht mehr, die du itzt freundſchaftlich lächelſt,
In Gärten, Sonne! beſuchen ſie dich,
Wo dein geſelliger Stral den unverweigerten Nacken,
Den ſtolzen Nacken oft buhleriſch küßt.

Vergebens ſtreitet mit ihr ein Herr von neidiſchen Wolken,
Und wirft den nächtlichen Schatten aufs Feld.
Es ſtreitet fruchtlos; ſie ſiegt. Vor ihrem ſiegenden Haupte
Flichn ſchnell die furchtſamen Schatten hinweg.

Still

Still und Gedankenvoll geht, von allen Musen begleitet,
Ein Dichter durch das sich freuende Thal,
Wie Thomson, der die Natur auf ihren Fluren besuchte,
Und ihre Reizungen alle besang.

Du siehst den Dichter, o Herbst, und horchst auf seine Gesänge,
Auf deines Freundes begeisterndes Lied.
Sanftrauschend dankest du ihm; Du rauschest durch die Gesträuche,
Du rauschest über den spielenden Bach.

Bis die entfliehende Sonn und ihr noch buhlendes Auge
Sich schamhaft hinter die Büsche verbirgt.
Sie lacht noch einmal, und flieht, wie eine sittsame Schöne
Aus des Geliebten Umarmungen flieht.

Mit seiner silbernen Stirn steht aus den Pforten des Aufgangs
Der stille Mond in die Felder herab.
Er kömmt; die Sterne mit ihm: doch keiner unter den Sternen
Ist mit der Erde vertrauter, als er.

Itzt ſchweigt die ganze Natur, nichts ſtört die heilige Stille,
Als wenn verliebt ſich ein Jüngling beklagt.
Er ſeufzt am einſamen Bach, an melancholiſchen Ufern,
Wo er ſich ängſtende Bilder erſchafft.

Dann eilt, im Schutze der Nacht, das Wild mit ſeiner Geſpielinn
Auf die geliebten Gebürge hervor.
Und ſorglos weidet es itzt in ſeines Feindes Gefilden,
Der, vom Verfolgen ermüdet, entſchlief.

Willſt du, o Muſe, der Jagd blutdürſtige Freuden beſingen,
Die ſich ein müßiger Krieger erfand,
Wild, wie im dicken Gehölz das Horn der Jagenden lärmet,
Wild, wie der witternden Hunde Gebell?

O Lied, verewige nicht die Grauſamkeiten des Menſchen,
Wie er zum Wütrich der Schöpfung ſich würgt,
Und kühn den Frieden entweiht, der die Geſchöpfe vereinte,
Eh ſie vor ſeinen Verfolgungen flohn.

Er

Er reizt mit wüſtem Geſchrey den ſtärkern, friedlichen Eber
Zu ſeinem edlen, ihn tödtenden Zorn,
Und frohlockt über den Tod des ſchwachen, fliehenden Hirſches,
Und ſchmückt mit ſeinem Geweihe die Wand.

Der Vögel zartes Geſchlecht lockt er in heimliche Netze,
Und würgt die Sänger des heiligen Walds.
Bey Schaaren würget er ſie für ſeine blutige Tafel;
So grauſam würget der Sperber ſie nicht kaum.

Nein, Muſe, ſinge dieß nicht! Von ſeinen fröhlichen Hügeln
Verlangt der Vater der Reben dein Lied.
Dort jauchzet alles; denn nun, nun hat der gütige Himmel
Des Jahres Hoffnungen alle beglückt.

Die Winzer lärmen voll Muth, von Winzerinnen begleitet,
Der Tag eilt Ihnen zu hurtig hinweg.
Sie ſammlen, ſeegnender Herbſt, begierig deine Geſchenke,
Durch ihrer Winzerinn Beyſpiel geſtärkt.

Dann

Dann raubt ein Winzer beherzt viel Küſſe von der Gefährtinn,

Und drückt ſie freudig ans klopfende Herz,

Und lachet, wenn er von fern den Nebenbuhler erblicket,

Aus deſſen Augen die Eiferſucht zürnt.

Von ſeinem Weine berauſcht, kehrt in der Dämmrung des Abends

Des Weines Vater frohlockend zurück.

So kam er ehmals zurück von ſeinem jährlichen Feſte,

Und fand des Minos verlaſſenes Kind.

Dich, Ariadne, fand er an unbekannten Geſtaden,

Wo dich im Schlafe dein Theſeus verließ.

Er fuhr nicht grauſam vorbey; er rief die eilenden Tyger:

Sie ſtanden, da ihr Gebieter ſie rief.

Da gieng er liebreich zu dir, und küßte dir von den Wangen

Die Zähren freundlich und ſchmeichelnd hinweg,

Und nahm dich, Göttinn, zu ſich auf ſeinen göttlichen Wagen;

Da ſeufzteſt du um den Theſeus nicht mehr.

R.

Der Jüngling.

Vier und vierzigſtes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 25 October 1747.

Mein Herr,

Ich bin ein Mann, der eine beſondere Neigung hat, Neuigkeiten zu erfahren, und ich kan mich rühmen, daß das Glück meiner Neigung beſonders wohl will. Ich habe gegenwärtige Meſſe von einem Franzoſen aus Paris eine Neuigkeit erfahren, die mir ſo wichtig und außerordentlich zu ſeyn ſcheint, daß ich ſie der Welt in Ihren Blättern bekannter machen will. Sie werden wiſſen, mein Herr, daß Herr Vaukanſon in Paris ſich durch die Verfertigung künſtlicher Maſchinen einen groſſen Ruhm erworben hat. Das Lob, welches die Welt ſeinen Enten und Tauben beygeleget hat, iſt ihm eine ſo groſſe Belohnung geweſen, daß er einen Verſuch machen wollen, ſolche künſtliche Maſchinen zu machen, welche man mit den Menſchen verwechſeln könnte. Es hat ihm dieſes nicht ſo gar ſchwer zu ſeyn geſchienen, weil man in unſern Zeiten an ſehr viel Orten ſo wenig zu einem Menſchen verlangt, daß man auch den ſchon dafür hält, welcher die körperlichen Bewegungen eines Menſchen machen kan. Er hat es mit einigen Marionetten verſucht, und es iſt ihm damit geglückt. Dieſe Maſchinen ſind ſo künſtlich gebaut, daß man ſie von einem wahrhaften Menſchen nicht unterſcheiden kann, wenn man von dem Betruge nicht unterrichtet iſt. Sie bewegen ſich, ſie gehen, ſie eſſen und trinken, ſie tanzen, ſie pfeifen, und bücken ſich, trotz dem artigſten Herrn. Damit der Betrug deſto unmerklicher werden möchte, ſo hat er es verſucht, ob er ihnen eine Sprache geben könnte. Es iſt ihm gelungen; allein es ihm unmöglich geworden, mehr Töne

durch seine Marionetten hervor zu bringen, als die Complimente, womit sich die Gesellschaften anfangen und schliessen, und einige Fragen, welche die Menschen erfunden haben, entweder ihre Verwunderung über etwas auszudrücken, oder ein Gespräch, zu dem man nichts zu sagen weis, so zu unterbrechen, damit man nur nicht ganz und gar schweigen dürfe. Er hat allerley Arten solcher Marionetten verfertigt, weibliche und männliche, alte und junge; vornämlich aber ist er in jungen Leuten glücklich gewesen. Am schwersten lassen sich die weiblichen Marionetten von wahrhaften Menschen unterscheiden. Sie sind ihm meistentheils so schön gerathen, daß man sich in ihrer Gesellschaft selten darauf besinnt, daß man schön seyn kann, ohne verständig zu seyn. Dieser berühmte Künstler hat seine Arbeiten in die vornehmen französischen Familien bringen wollen; allein es hat ihm nicht glücken wollen, und er würde mit seinen Maschinen verarmt seyn, wenn er nicht auf den Einfall gekommen wäre, sie nach Deutschland zu versenden. Hier sind seine Marionetten in den vornehmen und reichen Familien häufig abgegangen; woher es komme, will ich nicht untersuchen. Der Franzose, der mir diese Neuigkeit erzählte, gab diese boshafte Ursache an, daß sehr viele Deutschen den Marionetten näher kämen, als den Menschen, und also sehr fähig wären, Maschinen und Menschen miteinander zu verwechseln. Allein so viel Bewunderung auch dieser französischer Künstler verdient: so bin ich doch ein so guter Patriot, daß ich wünsche, es möchte von der Obrigkeit eine Commißion nieder gesetzt werden, diese Marionetten von den Menschen abzusondern. Da ihr Aeußerliches gemeiniglich so vortheilhaft ist: so könnte es leicht geschehen, daß sie sich in öffentliche Aemter einschlichen, und allerley Unordnungen anrichteten. In der That, mein Herr, da ich in die französische Politik kein Vertrauen setze, so könnte solches vielleicht mit der Zeit zu einem Mittel werden, Deutschland zu einer französischen Provinz zu machen.

Viel-

Vielleicht kommen Ihnen dieſe Gedanken übertrieben vor; allein dieſe Nachricht hat mich außerordentlich furchtſam gemacht. Ich muß Ihnen geſtehen, daß ich auf eine Heyrath umgehe; ich hatte mich auch in ein ſehr ſchönes Frauenzimmer in einer feinen Familie unſrer Stadt verliebt; Allein weil ſie immer ſehr einſylbigt iſt, ſo iſt ſeit der Zeit, daß ich dieſe Nachricht weis, meine Liebe ſehr erkaltet. Ich fürchte immer, daß meine Geliebte eine Marionette iſt. Ich erſuche ſie alſo, dieſe Neuigkeit der Welt mitzutheilen, und bin,

Mein Herr,

Ihr ergebner Diener,
Theodor Neu.

Dieſe Nachricht verdient alle Aufmerkſamkeit. Wenn die menſchlichen Marionetten auch nicht die gefährlichen Folgen haben ſollten, die mein Correſpondent angiebt, ſo iſt es doch für die Geſellſchaften ſehr verdrießlich, mit Maſchinen umzugehen, wenn man mit Menſchen umzugehen denkt. Ich erſuche alſo alle meine Leſer, fleißig acht zu haben, wo ſie eine ſolche Marionette entdecken können. Da ich höre, daß die Marionettenſpieler, welche dieſe Meſſe ſo viel Beyfall gefunden, ſich entſchloſſen haben, beſtändig in Leipzig zu bleiben, und nur noch nicht genug ſolche Maſchinen beſitzen, welche vornehme Frauenzimmer, und reiche junge Leute vorſtellen können, ſo könnte man diejenigen, welche man hier und da auffienge, in dieſe Marionetten-Bude abgeben.

Mein Herr Jüngling,

Ich bin eine ſolche Feindinn von kranken Leuten, daß ich allezeit einnehmen möchte, ſo oft ich höre, daß einem nur der Kopf wehthut, und ich habe eine ſolche Neigung zur Luſtigkeit, daß ich kränkliche und klägliche Geſichter gar nicht leiden kann. Gleichwohl habe ich das Unglück,

alle Tage von einem Menschen besucht zu werden, der eine so traurige Figur macht, als ob er heute oder morgen sterben würde. Er sezt sich allezeit ganz nahe zu mir, und sieht mich so krank an, als ob ich eine Doctorinn wäre. Er holt so tief Athem, und seufzt so regelmäßig, als ein Schwindsüchtiger Er sieht aber so völlig im Gesichte aus, daß ich nicht errathen kann, warum er so tief seufzt. Er kömmt immer nicht lange nach Tische, und dieses hat mich auf die Gedanken gebracht, daß seine Unpäßlichkeit aus einem erkälteten Magen herkommen kann. Ich habe ihn schon gefragt, was ihm fehlte; er hat mir aber allezeit zur Antwort gegeben, daß er sehr gesund wäre. Mir ist er verdrießlich, und ich wollte seiner gern entbehren, weil ich befürchte, daß seine Krankheit ansteckend ist. Er liest ihre Blätter, mein Herr, und ich will ihm dadurch gern wissen lassen, daß mir seine Gesellschaft nicht eher leidlich seyn wird, bis er Arzney gebraucht hat.

Aminde.

Mein Herr,

Da ich in die edlen Empfindungen, die sie in ihren Blättern äußern, ein vollkommnes Vertrauen setze, so hoffe ich, daß sie meine Klagen einiger Aufmerksamkeit würdigen werden. Ich bin ein Frauenzimmer, das eine jüngere Schwester hat, die ich auf das zärtlichste liebe, die aber seit einiger Zeit angefangen hat, meine Liebe nicht mit einer gleichen Zärtlichkeit zu belohnen. Die Natur ist so gleichgültig mit mir umgegangen, daß mein Ansehen nicht gefällt; meine Schwester aber wird schon durch tausend äußerliche Reizungen liebenswürdig. Ungeachtet aller ihrer Vorzüge hat sie mich von ihrer Kindheit an so sehr geliebt, daß ich ihre Zärtlichkeit nicht um alle Schönheit missen wollte. Ihr Geist würde eben so schön, als ihr Körper seyn, wenn wir das Unglück nicht hätten, daß wir fast täglich den Besuch verschiedner junger vornehmer Schmeichler leiden müßten. Es ist, als wenn sich diese Her-

Herren verſchworen hätten, es ſo weit zu bringen, daß die Seele meiner geliebten Schweſter nicht ſo ſchön, als ihr Körper, ſeyn möchte; mit ſo vielen unverſchämten Lobſprüchen überhäufen ſie dieſelbe. Sie muß in allem Recht haben, was ſie ſagt, ich aber habe beſtändig Unrecht. Dieſe Lobſprüche haben unvermerkt einen ſolchen Eindruck bey meiner Schweſter gemacht, daß ſie mich ſeit einiger Zeit mit ſtolzen Augen anſieht. Sie iſt nicht mehr die beſcheidne liebenswürdige Schweſter. Ach, mein Herr, das ſollte mir nicht ſo ſehr zuwider ſeyn, daß ſie ſich weit über mich hinweg ſetzt, als daß ſie mir nicht ſo zärtlich und ſchweſterlich mehr begegnet. Wie glücklich waren wir, ehe ſie Anbeter hatte! Dieſe glücklichen Tage ſind vorbey, wo ſie mich ſtündlich verſicherte, daß ſie mich liebte. Alle meine Liebkoſungen und Zärtlichkeiten rühren ſie nicht mehr. Wie bin ich zu bedauern, mein Herr! Ich ſuchte mein Glück darinnen, wenn ich ihr gefallen konnte. Wie verbunden wollte ich Ihnen ſeyn, wenn ſie in ihren Blättern etwas ſagten, das mir ihre Liebe wiedergäbe. Sie mag in allem mehr Vorzüge beſitzen als ich, wenn ſie mir nur darinnen den Vorzug nicht läßt, daß ich ſie am zärtlichſten liebe. Ich bin,

Mein Herr,

Ihre traurige Leſerinn,
Daphne.

Meine Correſpondentinn verräth einen edeln und großmüthigen Charakter, der eine eben ſo groſſe Gewalt über mein Herz hat, als die liebenswürdigſten Reizungen. Sie iſt viel zu zärtlich, als daß man befürchten ſollte, ihre ſchöne Schweſter würde lange gegen ein ſo liebreiches Herz unempfindlich ſeyn können. Endlich werden aufrichtige Liebkoſungen über falſche und verrätheriſche Lobeserhebungen ſiegen. Ich bin ſo ſehr für die traurige Daphne eingenommen, daß ich in einem meiner nächſten Blätter

davon reden will, wie weit die Rechte der Schönheit gehen. Daphne wird ihrer geliebten Schweſter ſchon ſo viele edle Grundſätze angewöhnt haben, daß ſie nur eine kurze Zeit von dem Lobe berauſcht ſeyn, und gar bald Schmeichler und Spiegel wieder weniger achten wird, als ihre Schweſter. Wenn ich nur Irenen mit ihr bekannt machen könnte!

Mein Herr,

Meine Verrichtungen nöthigen mich, daß ich ſehr oft durch eine von den vornehmſten Gaſſen, die ich Ihnen nicht nennen will, gehen muß. Ich mag meine Augen in die Höhe richten, wenn ich will, ſo ſehe ich zwey Frauenzimmer in dem Fenſter liegen, die ſehr artig ſeyn müſſen, weil ich ſie ſo oft ſehe. Allein ich habe ſo blöde Augen, daß ich ihre Reizungen nicht deutlich gnug bemerken kann, Gleichwohl ſcheint es ihr Wille zu ſeyn, daß man ſie ſehen ſoll. Was ſoll ich alſo anfangen? Ich habe mir ein gutes Perſpectiv gekauft, und den Entſchluß gefaßt, das erſtemal, wenn ich ſie wieder ſehe, an ein Haus gegen über zu treten, und ſie recht genau zu beträchten. Vielleicht kennen Sie dieſe Schönen noch nicht, und ich werde mich alſo in den Stand ſetzen, Ihnen eine Abbildung von ihnen zu machen. Ich melde Ihnen ſolches, damt die Straſſe, wo ſie wohnen, nicht von mir glauben möge, ich wiſſe nicht zu leben, wenn ſie mich mit einem Fernglaſe die Höhe beobachten ſieht. Ich bin jung, und alſo nicht im Stande, ſolchen Verſuchungen zu widerſtehen.

A. X.

Mein Herr,

Sie haben ſchon ſo viel Einſicht in die Kunſt zu leben gezeigt, daß Sie mir fähig zu ſeyn ſcheinen, auch Hofmännern und Edelleuten, die ſich ſehr oft mit ihrer Art zu leben viel wiſſen, und doch nicht allezeit viel davon verſtehen, Vorſchriften von einer artigen Aufführung zu geben. Das iſt die Abſicht, warum ich an Sie ſchreibe. Ich kenne einen Edelmann, bey dem ich vor

etlichen

etlichen Tagen vorbeygieng, und dem ich, weil er mir steif in das Angesicht sahe, mein unterthäniges Compliment machte, wie es einem Bürger, der ich bin, gegen einen Menschen geziemt, der dadurch etwas ist, daß seine Vorfahren vielleicht schon zu Kaiser Carls des V. Zeiten uns bürgerlichen Pöbel verachtet haben. Allein ob mich gleich dieser vornehme Mann so genau angesehen hatte, daß er mich wohl kennen konnte, so gefiel es ihm doch nicht, mich eines Gegencomplimentes zu würdigen, es sey nun, daß ihm das neue Kleid, welches er trug, oder etwas anders so erhabne Gedanken eingab. Ich habe niemals eine Gnade bey ihm gesucht, daß er mir darum, als einem Clienten, begegnen könnte. Ich habe gegen den Adel alle Ehrfurcht, mein Herr; aber ich versichre Sie, daß ich mir allezeit mehr einbilde als ein Graf, und Edelmann, wenn ich von mir überzeugt seyn kann, daß ich verständiger, wackerer, und artiger bin, als er. Ich kann nicht leugnen, daß ich sehr aufgebracht wurde, und mir gerecht zu seyn schien, wenn ich deswegen an Sie schriebe. Ich bin

Mein Herr,

ihr ergebenster,
Samuel Ehre.

Mein Herr Correspondent muß ein hitziger Mann seyn, weil er darüber so zornig werden kann, daß sein Compliment nicht mit einem Gegencomplimente belohnt worden ist. Das ist auch die wahre Ursache, warum ich sein Schreiben einrücke. Er macht mir dadurch, so zu sagen, ein Compliment, worauf ich ihm danken muß. Denn ich glaube das noch nicht völlig, was er mir von seinem adlichen Freunde schreibt. Die meisten von unserm hiesigen Adel wissen besser, worinnen ihre wahren Vorzüge bestehen. Sie wissen, daß der gräfliche und adliche Stolz so lächerlich ist, als der Bürgerstolz. Sie bilden sich nichts auf ihre Vorfahren ein, und wenn sie sich über die Bürger erheben, so thun sie es dadurch, daß sie sich so würdig, als ihre Vorfahren, aufführen, daß sie Verdienste lieben, und Verstand und Geschmack, wie sie besitzen. Ohne diese Vorzüge sind ihnen die übrigen nichts werth, als daß sie die Gelegenheit sind, jene zu erlangen. Ich weis wohl, daß sie hier und da verleumdet werden; allein wer hat nicht seine Feinde? Wenn man etwas übel auslegen will, wie leicht kann man da etwas finden! Ich halte es also auch mit Erlaubnis meines Herrn Correspondenten für eine kleine Verleumdung, was er sagt, und worauf vielleicht auch nachfolgendes Schreiben zielt.

Meine

Mein Herr,

Ich schreibe Ihnen in aller Eil. Es fehlt uns in der Sittenlehre, noch an einer nöthigen Wissenschaft, nämlich an der Wissenschaft den Hut abzunehmen, und den Rücken zu beugen. Bestimmen sie doch, mein Herr, wie tief die verschiednen Stände den Hut gegen einander abnehmen, und sich bücken müssen. Sie werden sich dadurch sehr verbinden,

Ihrem ergebnen Diener,
Ephraim Neige.

Da ich der Welt heute so viele Briefe zu lesen gebe, so wird sie es meiner Eitelkeit vergeben, daß ich mit einem Briefe schliesse, worinnen mir ein Frauenzimmer die Ehre erweist, mich für einen alten erfahrnen Mann zu halten. Ich habe, dünket mich; denn gewiß weis ich es nicht; in meinen Blättern so wenig zu meinem Ruhme gesagt, daß ich es mir für erlaubt halte, wenn ich gegen ein Lob nicht spröde bin, das von einem Frauenzimmer herkömmt, das ohne Zweifel keine alte erfahrne Matrone ist. Ich will ihren Brief ohne eine längere Vorrede mittheilen.

Mein Herr,

Sie geben in ihren Blättern vor daß Sie ein Jüngling wären; aber mit ihrer Erlaubnis, ich glaube, daß Sie die Welt länger gesehen haben, als Sie vorgeben. Ich halte Sie für einen Mann, der schon ziemlich bey Jahren seyn muß. Denn ob Sie gleich glücklich genug sind, den Charakter eines Jünglings in seiner Art zu denken, und in seinem Ausdrucke auszubilden, so verrathen Sie doch, wenn ich Sie gegen unsre itzigen jungen Leute halten, so viel Erfahrung und Art zu leben, daß ich mich sehr irren müßte, wenn Sie unter Funfzigen seyn sollten. Die jungen Leute, die so viel Geschmack besitzen, und so gesittet sind, als Sie von ihnen verlangen, müssen entweder nur vor vierzig Jahren Mode gewesen seyn, oder sich itzt sehr verborgen halten. Denn ich muß von den itzigen sehr viele kennen, und ich kenne doch keinen, dessen Charakter, wie der Ihrige, wäre. Ich wünsche daher, so oft ich ihre Blätter lese, daß ich in ihren Zeiten gebohren seyn möchte. Verrathen Sie es doch irgend einmal in ihren Blättern, wie weit meine Muthmassung gegründet ist. Ich bin,

Mein Herr,

Ihre ergebne Dienerin,
Selinde

Wenn mir das Glück vorbehalten seyn sollte, Selinde kennen zu lernen, so werde ich sie überführen können, daß ich in einem Alter bin, wo man einem jungen liebenswürdigen Frauenzimmer, ohne den Wohlstand zu beleidigen eine Liebeserklärung thun kann.

Der Jüngling.

Fünf und vierzigſtes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 1 November 1747.

Ich habe angefangen, die Welt mit einigen von meinen Freunden bekannt zu machen, und das iſt eine ſo vergnügte Beſchäfftigung für mich geweſen, daß ich gern in allen meinen Blättern von ihnen reden möchte, wenn ich nicht beſorgte, in denen, die nicht ſo glücklich werden können, als ich, einen kleinen Neid zu erwecken, der ſie nur unglücklicher machen würde. Ich habe noch nichts mit einer ſolchen zufriednen Freude geſchrieben, als die Abbildungen meiner Freunde; denn mein Herz hat noch an keiner Arbeit ſo viel Antheil gehabt, als an dieſer. Das Schickſal will mir auch überaus wohl! Ich wünſche Freunde, und ich finde ſie, Freunde, die das edelſte Herz beſitzen, und mich ſo zärtlich lieben, als ob ich verdiente, ſo ſehr geliebt zu werden, als ſie. Wer das weis, wie glücklich die Freundſchaft macht, der wird leicht urtheilen, wie erkenntlich ich gegen mein Schickſal ſeyn muß, um welches ich mich nicht verdient gemacht habe. Ich will die Abbildungen von meinen Freunden, dieſe ſo fröliche Arbeit, weiter fortſetzen. Ich weis kein andres Mittel, meine Dankbarkeit gegen mein Schickſal zu zeigen. Ich laſſe mich durch die Beſcheidenheit meiner Freunde nicht daran hindern. Sie werden ein wenig über meine Arbeit ungehalten ſeyn; denn ſie hören lieber von ihren Fehlern als von ihren Tugenden reden, und von jenen weis ich wenig oder nichts zu ſagen. Allein ich will ſie dadurch zu beſänftigen ſuchen, daß ich ihnen das Vergnügen, welches mir dieſe Arbeit macht, vorſtelle; ich weis, ſie lieben mich viel zu ſehr, als daß ſie mich um ein einziges Vergnügen bringen ſollten. Bey der Welt werde ich auch leicht Vergebung

finden; denn so viel Böses ihr auch von den Schriftstellern nachgesagt worden ist, so haben sie ihr doch den Ruhm lassen müssen, daß sie gern von Freunden und von Zärtlichkeit reden hört.

Wenn man von dem Charakter meines Damons etwas gehört hat, ohne ihn selbst persönlich zu kennen: so vermuthet man in ihm eine Person zu sehen, die schon anfängt zu verblühen, und die Ehrfurcht, die man gegen ihn hat, ist grösser, als die Liebe. Dieses Vorurtheil ist die Ursache einer unvermutheten Freude, wenn man ihn selbst kennen lernet. Man vermuthete, das frische Gesicht eines Mannes zu sehen, und sieht das heitre Gesicht eines Menschen, auf dem sich die Jugend wider ihre Gewohnheit länger, als bey andern, verweilt. Eine nähere Kenntniß seiner Verdienste überzeugt uns bald, daß er diese Ausnahme der Natur, so wie Philet, verdient. Er gefällt bey wahren Kennern großer Eigenschaften so sehr, als die Jugend, und gewinnt so viel Hochachtung, und Ehrfurcht, als ein ernsthaftes und weises Alter.

Da man ihn liebt, und hochachtet, so ist das ein gewisser Beweis, daß man in allem, was er thut, ein edles und redliches Herz wahrnimmt. Seine Redlichkeit äussert sich vornehmlich in seiner Liebe zur Wahrheit, die so groß ist, daß er durch nichts bewogen werden kann, ein Verräther an ihr zu werden. Allein eine lange Erfahrung, die ihm die Welt nicht allezeit vortheilhaft gewiesen hat, beredet ihn, daß man der Wahrheit oft mehr Ehre macht, wenn man sie nicht laut sagt, als wenn man sie Leuten aufdringt, die sie nicht zu schätzen wissen. Er kann sich aber nicht verleugnen; er ist der Verstellung unfähig, und sein Herz bildet sich in seinem ganzen Ansehen ab, wenn man nur fein genug ist, sein Aeußerliches zu verstehen. Ich will einen einzigen Zug von seiner Aufrichtigkeit ausbilden. Er entdeckt die Fehler eines Menschen sehr leicht, und liebt einen jeden doch allzusehr,

als daß er ſie nicht herzlich haſſen ſollte. Er iſt zu artig, als daß er ihnen laute Vorwürfe machen ſollte, und doch ein ſolcher Freund der Wahrheit, daß er ſeine Unzufriedenheit niemals ganz unterdrücken kann. Er ſchweigt ganz bedächtig. Sein Stillſchweigen iſt weder eine Zerſtreuung, noch eine Verachtung; allein es iſt bedächtig und ſo beſchaffen, daß es keinem Beyfalle ähnlich ſieht. Wenn man ihn einigermaßen nur kennt, ſo weis man, daß er, ohne den Wohlſtand zu beleidigen, in keiner Geſellſchaft lange ſchweigt, mit der er zufrieden iſt. Dieſes macht Gemüther, die nicht ganz ungeartet ſind, aufmerkſam; ſie denken den Urſachen davon nach, und endlich ſehen ſie, daß ſein Stillſchweigen ein Tadel iſt, wiewohl ſie ſolches erſt durch einige Schlüſſe herausbringen müſſen. Denn er weis ſo wohl zu leben, daß er durch ſein Stillſchweigen nur allein beſſern, niemals aber beleidigen will. Ich habe keine Geſellſchaft geſehen, die nicht zum wenigſten darüber betroffen worden wäre, ohne daß man ungehalten auf ihn hätte werden können.

Allein wenn er es für nöthig hält, ſein Mievergnügen über die Fehler oder Thorheiten eines Menſchen deutlicher zu zeigen, ſo redet auch der ganze Damon, und dieſes thut er mit einem Muthe, deſſen nur die männlichſte Tugend fähig iſt. Alsdann iſt er unbarmherzig, und ſagt den Menſchen ſo viele Satiren, als ſie nur ertragen können, ohne ſich vor dem zu ſcheuen, was eine blöde Tugend kleinmüthig machen kann. Je vornehmer die Fehler und Thorheiten ſind, deſto grauſamer geht er mit ihnen um, und ein Narr gewinnt damit nichts bey ihm, daß er reich oder geehrt iſt; der gerechte Witz meines Damons gewinnt allein den Vortheil, daß er den Narren lächerlicher machen kann. Allein auch diejenigen, welche ſeine Aufrichtigkeit ſo ſchwer empfinden müſſen, werden durch die Artigkeit, die ein Schmuck aller ſeiner Handlungen iſt, zu einigen Empfindungen gezwungen, die der Liebe nahe kommen. Doch dieſe Empfindungen können bey de-

nen, wider die er sich offenbar erklären muß, selten so groß seyn, als ihre Furcht, weil sie sonst schon sein Stillschweigen gebessert haben würde. Selbst diejenigen, die gegen den Tadel am unleidlichsten sind, und voll Unwillen wegen seiner Kühnheit ihn gern hassen wollten, müssen ihm den Ruhm lassen, daß er zu leben weis, und das ist eben so viel, als ob sie sagten, daß sie seine Vorwürfe verdienten.

Eine solche Tugend muß diejenigen, welche zwar Verstand genug besitzen, sie zu erkennen, aber nicht edel genug sind, sie zu bewundern und von ferne nachzuahmen, wohl eifersüchtig und neidisch machten. Sie fänden also gern etwas an ihm, was ihn erniedrigen könnte. Allein da sie nichts finden, so verleugnen sie ihren natürlichen Verstand, um seinen edlen und ungezwungnen Anstand für Hochmuth zu halten. Unpartheyische aber, die die Tugend eines Menschen kennen, wissen schon, was es bedeutet, wenn man ihn eines Hochmuthes beschuldiget. Das äußerliche Ansehen meines Damons macht der Tugend Ehre. Ob er gleich, ohne sich solches vorzunehmen, durch den Anstand, den uns ein edles Herz unvermerkt giebt, sehr vielen zeigt, daß sie unter ihm sind: so kann man doch nicht bescheidner von sich denken, als er, wenn man so bescheiden seyn soll, daß man noch einiges Vertrauen zu sich selbst haben kann. Soll der Eigensinn eine Eigenschaft seyn, die den Rechten der Tugend und der Vernunft nichts vergiebt: so ist niemand eigensinniger, als Damon, und niemand ist es weniger, wenn Eigensinn so viel, als ein Trotz und ein Vorsatz ist, sich allein für klug und rechtschaffen zu halten.

Was er vornimmt, hat er lange bedacht, und alle Umstände und Zufälle, die einen Einfluß darein haben können, zu übersehen gesucht. Allein wenn er einmal einige Entschließungen gefaßt hat, so hält er standhaft darüber, und es können ihn keine andern Hindernisse davon abbringen, als die die Ausführung ganz unmöglich machen.

machen. Ein solcher Fall wird selten kommen, wenn er sich aber zutragen sollte, so wird er sich nach der Nothwendigkeit, die er nicht vermeiden kann, doch auf eine solche Art bequemen, welche der Ehre seiner ersten Entschlüsse seinen Abbruch thut.

Damon sucht in allen seinen Handlungen großmüthig und uneigennützig zu seyn. Das ist in seinen Augen das größte Lob, das ein Mensch erhalten kann! Er ist ein unversöhnlicher Feind von denen, die sich so aufführen, als ob alle andere Menschen nur für sie da wären, und alle andern Vorzüge scheinen ihm Kleinigkeiten zu seyn, wenn sie dieser Vorzug nicht begleitet. Er übersieht auch an keinem leichter einige Fehler und Schwachheiten, als an einem großmüthigen und uneigennützigen Manne.

Wie viel könnte ich nicht von seinem Geschmack sagen! Er arbeitet zuweilen etwas aus, und das gefällt so sehr, als er selbst. Seine Arbeiten haben ein so freyes und muntres Ansehen, als seine Person, und sie sind voll feiner und zärtlicher Gedanken, ohne daß sie gesucht zu seyn scheinen. Das ist nur ein großer Fehler an ihm, daß er so wenig schreibt! Diesen Fehler, mein lieber Damon, kann ich ihnen nicht vergeben, und ich habe die Abbildung von ihnen darum so weitläuftig gemacht, daß ich ihnen diesen Vorwurf machen könnte. Ich versichre sie, daß ich mich zu ihren Feinden gesellen, und sie für eigensinnig halten will, wenn sie diesen Fehler nicht ändern. Ich habe alle ihre Freunde auf meiner Seite, und ihr Philer hat mir sein Wort gegeben, daß er sie künftig für hochmüthig halten will. Sie sollten sich schämen, sagt er, daß sie ihren Freunden so viel Mühe machten, ihnen diesen Fehler abzugewöhnen. Und wenn sie sich nicht bald bessern, so will ich die Welt so weit bringen, daß sie mir erlaubt, noch mehr Gutes von ihnen zu sagen. Sie mögen noch so zornig werden, so sollen sie mich dadurch nicht besänftigen.

Ich will von dem Geschmacke meines Freundes nichts

nen, wider die er ſich offenbar erklären muß, ſelten ſo groß ſeyn, als ihre Furcht, weil ſie ſonſt ſchon ſein Stillſchweigen gebeſſert haben würde. Selbſt diejenigen, die gegen den Tadel am unleidlichſten ſind, und voll Unwillen wegen ſeiner Kühnheit ihn gern haſſen wollten, müſſen ihm den Ruhm laſſen, daß er zu leben weis, und das iſt eben ſo viel, als ob ſie ſagten, daß ſie ſeine Vorwürfe verdienten.

Eine ſolche Tugend muß diejenigen, welche zwar Verſtand genug beſitzen, ſie zu erkennen, aber nicht edel genug ſind, ſie zu bewundern und von ferne nachzuahmen, wohl eiferſüchtig und neidiſch machten. Sie fänden alſo gern etwas an ihm, was ihn erniedrigen könnte. Allein da ſie nichts finden, ſo verleugnen ſie ihren natürlichen Verſtand, um ſeinen edlen und ungezwungnen Anſtand für Hochmuth zu halten. Unpartheyiſche aber, die die Tugend eines Menſchen kennen, wiſſen ſchon, was es bedeutet, wenn man ihn eines Hochmuthes beſchuldiget. Das äußerliche Anſehen meines Damons macht der Tugend Ehre. Ob er gleich, ohne ſich ſolches vorzunehmen, durch den Anſtand, den ihm ein edles Herz unvermerkt giebt, ſehr vielen zeigt, daß ſie unter ihm ſind: ſo kann man doch nicht beſcheidner von ſich denken, als er, wenn man ſo beſcheiden ſeyn ſoll, daß man noch einiges Vertrauen zu ſich ſelbſt haben kann. Soll der Eigenſinn eine Eigenſchaft ſeyn, die den Rechten der Tugend und der Vernunft nichts vergiebt: ſo iſt niemand eigenſinniger, als Damon, und niemand iſt es weniger, wenn Eigenſinn ſo viel, als ein Trotz und ein Vorſatz iſt, ſich allein für klug und rechtſchaffen zu halten.

Was er vornimmt, hat er lange bedacht, und alle Umſtände und Zufälle, die einen Einfluß darein haben können, zu überſehen geſucht. Allein wenn er einmal einige Entſchließungen gefaßt hat, ſo hält er ſtandhaft darüber, und es können ihn keine andern Hinderniſſe davon abbringen, als die die Ausführung ganz unmöglich machen.

machen. Ein ſolcher Fall wird ſelten kommen, wenn er ſich aber zutragen ſollte, ſo wird er ſich nach der Nothwendigkeit, die er nicht vermeiden kann, doch auf eine ſolche Art bequemen, welche der Ehre ſeiner erſten Entſchlüſſe keinen Abbruch thut.

Damon ſucht in allen ſeinen Handlungen großmüthig und uneigennützig zu ſeyn. Das iſt in ſeinen Augen das gröſte Lob, das ein Menſch erhalten kann! Er iſt ein unverſöhnlicher Feind von denen, die ſich ſo aufführen, als ob alle andere Menſchen nur für ſie da wären, und alle andern Vorzüge ſcheinen ihm Kleinigkeiten zu ſeyn, wenn ſie dieſer Vorzug nicht begleitet. Er überſieht auch an keinem leichter einige Fehler und Schwachheiten, als an einem großmüthigen und uneigennützigen Manne.

Wie viel könnte ich nicht von ſeinem Geſchmack ſagen! Er arbeitet zuweilen etwas aus, und das gefällt ſo ſehr, als er ſelbſt. Seine Arbeiten haben ein ſo freyes und muntres Anſehen, als ſeine Perſon, und ſie ſind voll feiner und zärtlicher Gedanken, ohne daß ſie geſucht zu ſeyn ſcheinen. Das iſt nur ein groſer Fehler an ihm, daß er ſo wenig ſchreibt! Dieſen Fehler, mein lieber Damon, kann ich ihnen nicht vergeben, und ich habe die Abbildung von ihnen darum ſo weitläuftig gemacht, daß ich ihnen dieſen Vorwurf machen könnte. Ich verſichre ſie, daß ich mich zu ihren Feinden geſellen, und ſie für eigenſinnig halten will, wenn ſie dieſen Fehler nicht ändern. Ich habe alle ihre Freunde auf meiner Seite, und ihr Philet hat mir ſein Wort gegeben, daß er ſie künftig für hochmüthig halten will. Sie ſollten ſich ſchämen, ſagt er, daß ſie ihren Freunden ſo viel Mühe machten, ihnen dieſen Fehler abzugewöhnen. Und wenn ſie ſich nicht bald beſſern, ſo will ich die Welt ſo weit bringen, daß ſie mir erlaubt, noch mehr Gutes von ihnen zu ſagen. Sie mögen noch ſo zornig werden, ſo ſollen ſie mich dadurch nicht beſänftigen.

Ich will von dem Geſchmacke meines Freundes nichts

mehr sagen, als daß alle seine Urtheile über die Werke des Geistes so billig, als großmüthig sind. Sein Geschmack ist zärtlich, ohne verwöhnt zu seyn. So sicher man seinen Urtheilen trauen kann, weil er sie lange überlegt hat, ehe er sie fällt: so wenig verlangt er ein allzu dreistes Vertrauen auf seine Aussprüche. Er selbst traut seinen Empfindungen nicht allezeit, zumal wenn sie einer Schrift nicht günstig sind, und er vermuthet zu ihrem Vortheile das erstemal immer noch, daß ihn sein Gefühl hintergangen habe. Er hält mit seinen Urtheile so lange an sich, daß man seinen Vorzug für einen stillschweigenden Tadel halten sollte, da ihm doch vielleicht dasjenige, worüber er urtheilen soll, außerordentlich gefällt. Denn er will auf gut Glück weder loben, noch tadeln.

Man kann aus seinem aufrichtigen und großmüthigen Herzen leicht urtheilen, wie vollkommen seine Freundschaft und Zärtlichkeit seyn muß. Wenn ich alles sagen sollte, was mein Herz empfindet, so oft ich daran denke, daß ich sein Freund bin, wie viel würde die Welt nicht zu lesen haben! Da er an andern, die seine Freunde nicht sind, die Fehler nicht vertragen kann: so sind sie ihm an denen, die er liebt, noch mehr zuwider. Er zeigt sie ihnen alle, allein mit einer so guten und schmeichelhaften Art, daß man vielleicht ganz niedergeschlagen wird, ihn aber doch vor dankbarer Zärtlichkeit ganze Stunden nach einander umarmen möchte. Man wird sich, wenn er uns tadelt, ganz zuwider, und von ihm beynahe bezaubert. So sehr er aber seine Freunde liebt: so selten sagt er ihnen Lobsprüche vor. Allein wenn er in ihrer Abwesenheit von ihnen reden kann, so verliert er sich, so zu sagen, in ihrem Lobe. Wie empfindlich ist das Vergnügen nicht, wenn man solches vielleicht erst nach vielen Monaten, oder Jahren, und immer von ungefehr wieder erfährt! Seine Freunde, die sind sein grösstes Glück; er weis sie zu schätzen, und er nimmt sich ihrer stets mehr, als seiner selbst an. Ich werde noch viel von ihm zu sagen haben!

Philint

Philint iſt einer von meinen Freunden, von dem ich viel Böſes reden möchte, wenn ich könnte, weil ich ſehr oft bey ihm unrecht gehabt habe. Allein ich will ihm das überſehen, weil ich in der That oft unrecht haben mag, und zu dem iſt Philint ein Freund, der ſehr ernſthaft und männlich ausſehen kann, und mich doch am meiſten umarmt. Er vergißt ſich zwar nur, und es iſt ihm leid, wie er ſagt; er umarmt mich aber doch. Er vergißt ſich vielleicht auch und liebt mich; ich vergeſſe mich aber auch, und denke, daß ich es ein wenig verdiene, weil ich ihn liebe.

Er hat ein ſo redliches und edles Herz, daß er vordem ſchon durch den Schein, einer niedrigen und unedlen That aufgebracht werden konnte. Eine Handlung, die ein böſes Herz verräth, hat eine ſolche Gewalt über ihn, daß ſich ſein Unwille über ſein ganzes Geſicht ausbreitet. Er haßt die Niederträchtigen, und Narren ſo ſehr, daß er ſie, wo es ihm nur möglich iſt, überall flieht. Wird er gezwungen, in ihrer Geſellſchaft zu ſeyn, ſo muß er ſichs ausdrücklich vorgenommen haben, an ſich zu halten, wenn er ſeinen Eifer nicht bald ausbrechen laſſen ſoll. Die Kunſt, ſie zu ertragen, iſt für ihn eine ſchwere Kunſt. Allein er hat auch viele Vortheile von dieſer ſchätzbaren Ungelehrigkeit. Die ernſthafte und männliche Mine, die ihm bey den Narren natürlich iſt, ſichert ihn vor ihren Unbeſonnenheiten, und ſie thun, was ſie ſonſt ſelten thun, ſie fürchten ſich vor ihm.

So geſetzt er allezeit geweſen iſt, ſo ließ' er ſich ehemals doch leicht in Hitze bringen, die zwar bald vorüber gieng, aber doch ſeinen Freunden ſelbſt zuweilen ein kleines Schrecken einjagte. Allein er muß es nicht gewußt haben, daß er alsdann ein wenig furchtbar ausſieht, weil man ihn nach der Zeit nicht wieder hitzig geſehen hat, ſo bald ihm von ſeinen Freunden geſagt worden iſt, daß ſie zuweilen vor ihm ſtille geworden wären. Ich mag es wohl leiden, wenn ich nur gewiß weis, daß es ſein Ernſt nicht iſt. Ich werde von einer Furcht überraſcht, die mich außerordentlich ergetzt, wenn ich ſie für ungegründet halten kann.

Wenn er das erſtemal in einer Geſellſchaft iſt, ſo ſpricht er außerordentlich wenig. Wer ſein offnes Geſicht, und die Freyheit ſeines Anſtandes ſieht, wird auch gleich ſehen, daß ſolches keine Blödigkeit, ſondern eine vorſichtige Furcht iſt, zu

mißfallen. Man wird gewiſſer davon überzeugt, wenn man das Glück hat, unter ſeinen Freunden zu ſeyn. Dieſe dürfen ſich nicht darüber beklagen, daß ſie in ſeiner Geſellſchaft allein reden müſſen. Er iſt ein liebenswürdiger Schwatzer, und er ſagt ſo viel Schönes, daß man ihn nur unterbricht, damit er noch mehr ſagen ſoll. So viel er aber auch ſpricht, ſo weis er doch ſelbſt bey ſeinen Freunden zu rechter Zeit zu ſchweigen.

Er hat eine vortreffliche Art, ſeinen Freunden ihre Fehler zu ſagen. Wenn ſie von andern Freunden getadelt werden, ſo nimmt er ſich ihrer wider ihre Richter an. Er entſchuldigt ſie auf eine Art, die ihnen deutlich genug zeigt, daß ſie nicht zu entſchuldigen ſind. Er ſucht alle möglichen Beweiſes vor, ihre Unſchuld darzuthun, und das thut er ſo ernſtlich und aufrichtig, daß man glauben ſollte, ſeine Rechtfertigung wäre ihm ein Ernſt. Man läßt ſich dadurch verführen; man ſucht ſich nunmehr ſelbſt zu entſchuldigen; er iſt gleich unſrer Meynung, und ehe man ſichs vermuthet, hat er uns durch ſeine Apologien ſo weit gebracht, daß man ſelbſt über ſich lachen und ſich verdammen muß. Man liebt ihn wegen dieſer ſeiner kleinen Bosheit ſo ſehr, als einen andern wegen der zärtlichen Art, mit welcher er tadelt.

Er ſcherzt auf eine eben ſo beſondre Art. Sein Scherz hat ein ernſthaftes Anſehen, und er macht eine ſo erbare Miné dabey, daß man überaus traurig ſeyn müßte, wenn man nicht aus ſeiner Geſellſchaft mit einer heitern und noch lachenden Stirne weggehen ſollte. Er will durchaus nicht haben, daß man ihn für ſcherzhaft halten ſoll; er giebt ſich alle Mühe, uns zu bereden, daß alles Ernſt iſt, was er ſagt, und das macht ſeinen Scherz und ſeine Spöttereyen immer muntrer.

Seine Beſcheidenheit iſt liebenswürdig. Wenn man aber ſeinen Scherz für Ernſt halten wollte: ſo würde er auf niemanden mehr, als auf ſich ſelbſt, halten. Er erhebt ſich ſelbſt, und verachtet ſeine Freunde gegen ſich ſelbſt, um ihnen, auf eine feine Art, zu ſchmeicheln. Der liebenswürdige Betrüger! Er hintergeht einen mit ſeiner Verachtung eben ſo angenehm, als mit ſeinem Lobe.

Wenn man eine Abbildung von der Zärtlichkeit ſeines Herzens und ſeinen Empfindungen in der Freundſchaft verlangt: ſo darf ich nur ſagen, daß er ſo zärtlich liebt, als **Damon**.

Druckfehler:

Im 43. Stück lies in der 23. Seite die achte Zeile: So grauſam würget der Sperber ſie kaum.

Der Jüngling.

Sechs und vierzigstes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 8 November 1747.

Ich weis kein angenehmeres Bild, worunter ich mir meine Leser vorstellen kann, als dasjenige ist, worunter ich sie mir schon öfter vorgestellt habe, nämlich, daß ich sie, als meine Freunde, ansehe. Ich werde auch diesen Gedanken nicht fahren lassen, und mich nicht darum bekümmern, ob mich nicht vielleicht eine genauere Kenntniß der Welt widerlegen würde. Wenn ich gleich ein wenig zu vortheilhaft von mir urtheilen sollte: so wird mich doch dieser Irrthum nur noch mehr antreiben, mich um meine Leser verdient zu machen. Man ist schon sehr oft mit einem Freunde zufrieden, wenn er uns auch keine andre Gefälligkeit erweisen kann, als daß er uns in die Bekanntschaft seiner Freunde verhilft, deren Umgang uns vielleicht noch mehr vergnügt, als der seinige. Das ist die Ursache, warum ich die Abschilderungen meiner Freunde so lange fortsetzen will, bis ich sie insgesammt meinen Lesern bekannt gemacht habe. Ich traue ihnen so viel Geschmack zu, daß meine Freunde ihnen gefallen werden. Wenn ich auf der einen Seite dabey verliere: so wird doch meine Aufrichtigkeit dadurch die Ehre erhalten, daß ich mir die Welt, auch mit meinem Schaden, verbindlich mache. Sie wird vielleicht eine so feine Kennerinn der Verdienste seyn, daß ihr meine Freunde besser gefallen, als ich. Aber sie wird auch so viel Billigkeit besitzen, und nicht vergessen, daß ich derjenige bin, dem sie ihre Bekanntschaft zu danken hat. Ich will nicht sagen, daß sie vielleicht einen Menschen mit einer gewissen Art von Achtung ansehen wird, der das Glücke hat, so edle Freunde zu besitzen.

Wenn der Zustand unsrer Seele allein von der Be-

schaffenheit ihres Körpers abhienge: So würde kein Mensch trauriger und zur Gesellschaft unfähiger seyn, als mein Freund, Mentor. Allein, die Zufälle seines Körpers können ihm niemals so viel Munterkeit rauben, daß er nicht noch immer gefallen sollte. Er ist also in allen Gesellschaften willkommen, wenn er auch seinen Husten, seinem kurzen Athem, und seine kranke Mine mit sich bringen sollte. Alle seine Freunde bedauern ihn, sie geben sich alle ersinnliche Mühe, durch die aufrichtigsten Liebkosungen ihn dahin zu bringen, daß er sich selbst auf eine Zeitlang vergessen möge. Er vergißt sich auch zuweilen; er fängt an zu scherzen, und alsdann denket kein einziger daran, daß er noch krank ist.

Aber, wie angenehm ist er nicht erst in denjenigen glückseligen Stunden, wo er seine ganze Seele allein anwenden kann, sich und seine Freunde zu vergnügen! Es ist eine bekannte Anmerckung, daß diejenigen die Annehmlichkeiten des Lebens am lebhaftesten empfinden, welche am wenigsten Gelegenheit dazu haben. Eine iede vergnügte Stunde meines Freundes läßt ihn so viel Wollust geniessen, daß sie ihm alle die Tage wieder ersetzt, welche er allein unter schmerzhaften Empfindungen und traurigen Betrachtungen getheilet hat. In diesen kostbaren Stunden will ich mit ihm spatzieren gehen, und unter den Annehmlichkeiten einer herrlichen Gegend, im Schoosse der schönen Natur, nicht daran denken, daß es vielleicht noch iemanden geben könne, der glücklicher wäre, als er. Ich will meinen Freund bey der Hand fassen, und ihm Glück wünschen, daß ihm der Himmel ein Herz gegeben hat, welches fähig ist, sich an seinen Werken zu vergnügen. Ich will mir keine einzige von seinen fröhlichen Ausruffungen entwischen lassen, ohne sie mit der meinigen zu begleiten. Kein sanfter West, kein unverhoffter Schatten, keine neue Aussicht, kein zufriednes Gesicht eines Landmanns, der von seiner Arbeit zurückkömmt, soll meinen Freund mit so

sanf-

ſanftem Vergnügen erfüllen, daß ich ihn nicht in allen ſeinen Empfindungen mit der meinigen begleiten ſollte.

Dieſe herrliche Gemüthsart meines Freundes, welche ihre Stärke allein von einer aufrichtigen Tugend empfängt, und die genaue Sorgfalt, womit er ſich ſeinen eignen Lebensregeln unterwirft, iſt das vornehmſte, wodurch ſich Mentor erhält. Er hat ſich in allen ſeinen Verrichtungen oder kleinen Vergnügungen zu einer ſo ſtrengen Ordnung gewöhnt, daß er unter ſeinen Bekannten deswegen recht berühmt iſt. Er hat ſeine gewiſſe Stunde, wo er aufſteht, und Caffee trinkt, ſeine beſondere Zeit, wo er Taback raucht, und auch ſein beſtimmtes Maaß, wie viel er raucht. Leſen, ſchreiben, Wein und Waſſertrinken, beſuchen, ſpatzierengehen, alles hat bey ihm ſeine eigne Stunde, und er thut faſt nichts einmal anders, als das andremal. Er mag ſo ſehr beſchäfftigt ſeyn, wie er will, das wird ihn nicht bewegen, eine einzige halbe Stunde länger zu arbeiten, als er ſich vorgeſetzt hat. Alsdann kleidet er ſich an, und geht ſpatzieren, oder beſucht ſeine Freunde. Zur Zeit ſeines Beſuchs iſt man nirgends vor ihm ſicher. Denn da ihm ſeine Geſundheit das Geſetz auferlegt hat, nicht lange an einem Orte zu bleiben: So beſucht er alle ſeine Freunde innerhalb einiger Stunden. Wenn er uns nicht zu Hauſe antrifft: So verfolgt er uns, ſo zu ſagen, von einem Hauſe in das andre, bis er uns findet. Er überſchleicht uns mit ſeinen Umarmungen, wo wir es oft am wenigſten vermuthen, und er verliert ſich wieder, ſo bald der Seiger geſchlagen hat. Wenn wir beſchäfftigt ſind: So ſteht er bey uns, und ſieht uns zu, oder ſieht unſre Bücher durch, bis ſeine Zeit um iſt. Wer wollte aber ſeine Geſchäfft: ſo lieb haben, daß er ſie nicht gern bey Seite legte, um ſich mit ihm zu unterhalten, oder ihn anzuſehen? Denn man muß wiſſen, daß er ſo wenig redet, daß oft ſein ganzer Beſuch hauptſächlich nur darinnen beſtehet, daß er uns anſieht. Allein, er hat eine ſo beſondre Art iemanden anzuſehen, daß er ihn da-

durch oft eben ſo ſehr vergnügt, als andre durch ihre Geſpräche thun.

Er iſt alſo unter ſeinen Freunden beynahe dasjenige, was der Zuſchauer war. Er hat, wie er, eine gewiſſe ſtumme Geſprächigkeit, wodurch er an allen Unterredungen Antheil nimmt, ohne etwas dazu zu ſagen. Sein Scherz iſt oft nichts weiter, als ein Lächeln, oder ein witziges Kopfſchütteln, wenn ich mich ſo ausdrücken darf. Wenn es ihm gefällt, dieſes Stillſchweigen zu unterbrechen, und ſich durch andre Zeichen auszudrücken, als durch Mienen: So iſt uns dieſes um ſo viel angenehmer, je unerwarteter es iſt. Damit ſich meine Leſer indeſſen von ſeiner ſtillen Geſellſchaft keinen unrechten Begriff machen, ſo muß ich ihnen ſagen, daß er ſich auch zuweilen in ausführliche Geſpräche einläßt, inſonderheit wenn man bey ihm allein iſt.

Kurz, ſein Umgang iſt aus Tugend, Zärtlichkeit, und unſchuldigem Scherze zuſammen geſetzt, und ſeine Schriften ſind, wie ſein Umgang.

Lälius iſt nicht ſo ſparſam mit ſeinen Worten. Die Natur hat ihm ſo viel jugendliche Heiterkeit, ſo viel Neigung zur Geſellſchaft, und ſo einen reichen Witz gegeben, daß alle dieſe Dinge zuſammen genommen, ihn zum liebenswürdigſten Schwätzer machen, wenn er unter ſeinen Freunden iſt. Er iſt von dem Vergnügen ihrer Geſellſchaft ſo trunken, und ſeine Zärtlichkeit oder ſeine Freude iſt ſo ehrgeizig, ſich ihnen mitzutheilen, daß er ſich von ſeinen Freunden immer ganz genieſſen laſſen will. Er kennet ſie auch zu wohl, als daß er einen einzigen Einfall ſeines Witzes, oder eine einzige Empfindung ſeines Herzens vor ihnen verſchweigen dürfte. Er ſcheinet dieſes ſo wenig zu thun, daß man den Ueberfluß ſeiner Einfälle und Empfindungen erſt ſo genau kennen muß, als ſeine Freunde, wenn man wiſſen will, daß er vielleicht ſelbſt zu der Zeit noch ſehr verſchwiegen iſt, wenn er der größte Plauderer zu ſeyn ſcheint. Kurz, er iſt einer von den munterſten

ſten und fröhlichſten Jünglingen, die ich kenne, und ſeine Geſpräche widerlegen alle diejenigen, die ihn nach ſeinem Anſehen für finſter und tiefſinnig, oder, wie ſie ſagen, für auſſerordentlich philoſophiſch halten.

Doch das würde vielleicht nicht der gröſte Geiſt ſeyn, welcher ſich rühmen könnte, daß er immer einmal ſo aufgeräumt wäre, als das andermal. Ungeachtet aller Heiterkeit meines Freundes kann er alſo doch nicht nur ſehr ernſthaft, ſondern zuweilen auch ein wenig verdrießlich ſeyn. Dieſe Art von Krankheit überfällt ihn inſonderheit des Morgens. Er iſt alsdann ſo unthätig und ſo zerſtreut, daß ſein Witz zu ſchlafen ſcheint. Allein auch ſein ſchlafender Witz unterſcheidet ihn in allen den kleinen zeitvertreibenden Handlungen, die er alsdann vornimmt, von den übrigen Zerſtreuten ſo ſehr, als ihn ſein wachender Witz von den übrigen Menſchen unterſcheidet.

Ob er gleich ein außerordentlicher Freund der Geſellſchaften iſt, und alsdann, dem Anſehen nach, nichts als das Vergnügen liebt, ſo iſt er doch ein eben ſo groſſer Freund von der Arbeit. Dieſe verſchiednen Neigungen verbinden ſich auf eine ſo merkwürdige Weiſe in ihm, daß er ſich einbildet, er könnte nicht arbeiten, wenn er allein iſt. Und doch hätten ihn die einſamen Perioden, die er erlebt hat, von dem Gegentheile überführen ſollen.

Ungeachtet er ſehr furchtſam iſt, ſo oft er etwas neues anfängt: ſo iſt er doch immer gleich glücklich, er mag ſich in ein Feld begeben, in welches er will.

Was er ausarbeitet, verfertiget er mit aller Geduld des arbeitſamſten Gelehrten, und mit aller Lebhaftigkeit des witzigſten Kopfes Man kann alſo ſicher ſeyn, daß er eine iede Materie, die unter ſeine Hände kömmt, ſo ſehr erſchöpft, als ſie es werden kann, wenn der Leſer noch dabey aufmerkſam bleiben ſoll. Er betrachtet alles von

allen ſeinen Seiten, und er zeigt alles auf allen ſeinen Seiten, wenn man die einzige ausnimmt, auf welcher er es vielleicht ſeinen Leſern nicht zeigen darf. Er iſt eben ſo ſorgfältig bey den kleinſten Zügen, als bey den wichtigſten, und ſo genau in ſeinen Ausdrücken, daß er ſie doch nicht ſtärker zeichnet, als ſie ſeyn müſſen. Immer zweifelt er, ob er ſeiner Kunſt genug gethan hat, und er macht oft zehn Lesarten zu einem Verſe, worunter er ſeine Freunde wählen läßt. Sie ſind aber in ihrer Wahl gemeiniglich ſo unſchlüßig, als er ſelbſt. Denn die meiſten ſeiner Lesarten ſind ſchön, ob es ſich gleich ſehr oft zuträgt, daß die erſte auch die beſte iſt. Er belohnt ſeine Freunde hiedurch für diejenige Mühe, die ſie anwenden müſſen, ihren Kriticken einen Eingang bey ihm zu erwerben. Denn er widerſetzt ſich denſelben mit einer groſſen Hitze, welche aus der Ueberlegung entſteht, womit er gearbeitet hat. Und er ändert hernach ſo gern, und mit einer ſolchen Geduld, als ob er ſich ſeine Kriticken ſelber gemacht hätte.

Man kann ſich aus dieſem ſehr leicht einen Begriff von ſeiner Satyre machen. Sie iſt immer ſehr richtig, weil er die Thorheiten nicht eher verläßt, als bis ſie auch keinen Schein einer Entſchuldigung mehr übrig behalten. Sein Spott iſt ungemein bitter, ungeachtet er ihm allemal ein ſolches Anſehen zu geben weis, daß er nur zu lachen, und mit den Ungereimtheiten zu ſpielen ſcheint. Das verſöhnt ihn nicht, daß die Thoren vor ihm fliehen, und ſich in ihren Winkeln verborgen halten. Er jagt ſie aus denſelben wieder heraus, und wenn er ſie noch einmal zur Schau dargeſtellt hat: ſo läßt er nicht eher nach, bis er ſie gänzlich aufgerieben hat.

Sein Herz iſt ungemein empfindlich. Ich habe ihn verſchiedene Trauerſpiele durch weinen und zittern ſehen, ungeachtet die Ueberſetzung derſelben ſehr ſchlecht, und die

Vor-

Vorstellung mittelmäßig war. Allein kaum hatte er das Schauspiel verlassen; So war er derjenige, welcher die lächerlichen, doppelsinnigen Verse, oder die unrichtigen Ausdrückungen der spielenden Personen am genauesten beobachtet hatte.

Seine Freunde liebt er mit einer Zärtlichkeit, die ihrer würdig ist. Eine kurze Reise derselben stürzet ihn in eine tiefsinnige Schwermuth, zu der er sonst so wenig geneigt ist. Er redet ganze Wochen vorher von nichts anders, als von ihrer Abreise, und, wenn ihm ein einziger von seinen Freunden mangelt, so ist er so niedergeschlagen, daß alles, was er schreibt, oder denket, damit ich mich seines eignen Ausdrucks bediene, eine Elegie wird.

Cleant ist einer von den wohlgebildetesten Männern, die ich kenne, und ich kenne noch weniger, die es mehr zu seyn verdienen. Eine ungekünstelte Ehrlichkeit, eine angebohrne Menschenliebe, und ein geschwinder reiner Witz machen ihn zu dem angenehmsten Gesellschafter. Sein Scherz ist lebhaft, ohne zu beleidigen, und er weis die Kunst, ihn so lange fortzusetzen, als er will, ohne demjenigen, der ihn anhört, dadurch beschwerlich zu fallen. Er erzählt mit einer Anmuth, die sich bis über die kleinsten Umstände ausbreitet, und mit einer Leichtigkeit, die unnachahmbar ist. Alles, was er sagt, bekömmt in seinem Munde ein gewisses lächelndes Ansehen, welches ihm so natürlich zu seyn scheint, als wenn der Witz meines Freundes nicht das geringste dazu beygetragen hätte. Man braucht ihn nicht ausserordentlich lange zu kennen, wenn er gefallen soll. Denn er gefällt in allen Gestalten, die er hat, oder annimmt. Alle jungen Leute, die ihn kennen, lieben ihn, ungeachtet ihnen vielleicht niemand öfter ihre Fehler sagt, als Cleant.

Sein Witz und sein Körper sind beide so biegsam, daß er dadurch fähig wird, eine iede Person anzunehmen.

Er

Er iſt, nach ſeinem Gutdünken, ein Stutzer, ein Pedant, oder was er will, und es gereicht ihm zum Ruhme, daß man ihn alsdenn von demjenigen, dem er nachahmt, ſchwerlich unterſcheiden kann. Er legt, ſo zu ſagen, ſeine ganze Geſtalt ab, und giebt ſich eine andre. Er kann ſich nach der Reihe in alle ſeine Freunde verwandeln, und wir erkennen unſre Sprache, unſern Gang und unſre Geberden in der ſeinigen.

Es ſcherzt keiner unter meinen Freunden öfter mit mir darüber, daß ich ein Schriftſteller geworden bin, als er. Das mag daher kommen, weil er ſelbſt zu bequem iſt, einer zu werden. Er iſt dem Schreibezeuge ſo feind, daß ihm ſeine Freunde ſonſt Schuld gegeben haben, daß er weder Dinte noch Federn in ſeinem Hauſe hätte. Und ob er ſich gleich neulich einen ſehr ſchönen Schreibetiſch gekauft hat: So hat doch dieſer keine weitern Folgen gehabt, als einen einzigen kurzen Brief an mich. Er will mir in demſelben nur zeigen, daß er ſchon Conceptpapier, desgleichen Feder und Dinte, und gottlob! eine geſunde Hand hat, und daß er alſo alle Tage ein Autor werden kann, wenn er nur will.

In ſeiner Jugend hat er den Günther fleißig geleſen, und ſein menſchliches Herz iſt durch die beweglichen Stellen dieſes Dichters ſo gerührt worden, daß er noch immer der Meynung iſt, daß ihn einige Kunſtrichter zu ſehr verachten. Er iſt ſehr begierig, auch andre auf ſeine Seite zu ziehen, und er hat mir die beſten Stellen aus dieſem Dichter zuweilen mit ſolchem Affecte vorgeleſen, daß mich wenigſtens dieſes gerührt hätte, wenn auch der Dichter ſelbſt zu unvermögend dazu geweſen wäre. Ich habe deſto mehr Luſt, ihm einigermaaſſen Beyfall zu geben, da es mir vorkömmt, als ob ſeine Frau ſeiner Meynung iſt.

N.

Leipzig, bey Johann Wendler.

Der Jüngling.

Sieben und vierzigstes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 15 November 1747.

Meine Leser werden sich aus einem meiner vorigen Blätter an ein Schreiben erinnern, das ich von einem liebenswürdigen Frauenzimmer erhalten habe, die sich Daphne unterschrieben hat. Sie beklagte sich auf die zärtlichste Weise, daß sie von ihrer Schwester nicht mehr so sehr geliebt würde, als sie vordem geliebt worden wäre. Die Schmeichler waren Ursache daran gewesen. Das Vergnügen über dasjenige, was darauf erfolgt ist, hat mich mit so vielen angenehmen Empfindungen erfüllt, daß ich es für meine Pflicht halte, sie mit meinen Lesern zu theilen.

Ich kam kurz darauf, als ich diesen Brief der Welt bekannt gemacht hatte, zu Irenen. Unsre Unterredung währte nicht lange, so kamen wir auf denselben zu reden. Ich wiederholte gegen Irenen den Wunsch, den ich in meinem Blatte gethan hatte, daß sie doch diese zärtliche Daphne kennen möchte. Wie groß war meine Freude nicht, als sie mich versicherte, daß sie meine Correspondentinn kennte! Sie ist meine vertrauteste Secundinn, sagte sie. Ich bin ein wenig ungehalten auf sie, daß sie mir ihr Anliegen nicht entdecket hat. Sie hätte nicht nöthig haben sollen, deswegen an sie zu schreiben; denn ich kenne dazu ihre Schwester zu wohl. Allein ich weis wohl, Daphne liebt ihre Schwester so sehr, daß sie ihr durch ihren Brief nur eine Gelegenheit verschaffen wollen, von sich selbst ihre kleine Untreue zu bereuen. Vielleicht, fuhr Irene mit einer lachenden Mine gegen mich fort, vielleicht ist ihr Wunsch, den sie für mich gethan haben, ein

wenig eigennützig. Sie haben nur gewünscht, Daphnen kennen zu lernen, damit sie hernach durch mich Gelegenheit haben möchten, selbst mit ihr und ihrer Schwester bekannt zu werden. Denn ich kenne ihre Natur; sie wünschen viele Frauenzimmer zu kennen, um viele zu lieben. Wenn sie darnach urtheilen, antwortete ich, wie ich gesinnt gewesen bin, ehe ich sie so habe kennen lernen, wie ich sie nunmehr kenne, so haben sie recht. Wir wollen keine Untersuchung darüber anstellen, unterbrach sie mich, da sie sah, daß ich mehr sagen wollte. Ich will ihnen nur sagen, daß ich bey Daphnen und ihrer Schwester so viel von ihnen gesprochen habe, daß sie sie besuchen können, wenn sie wollen. Sie kennen sie so gut, als wenn sie so lange mit ihnen umgegangen wären, als mit mir. Ich werde heute bey Daphnen seyn; wenn es ihnen gefällt, so können sie sich melden lassen.

Ich ersuchte Irenen, daß sie mir die Charaktere von beyden Schwestern beschreiben möchte. Ich lerne vielleicht, sagte ich, in Daphnen noch eine Irene kennen. Bitten sie mir erst diese Schmeicheley ab, antwortete sie, sonst kann ich es nicht thun, was sie verlangen, ob ich meine Freundinn gleich so sehr liebe, daß ich es für meine Schuldigkeit halte. Ich will es thun, versetzte ich, wenn ich sehe, daß ich Unrecht habe. Beschreiben sie mir nur erst Daphnens Charakter.

Sie haben sich nicht geirrt, fuhr Irene fort, wenn sie aus ihrem Briefe das edelste und großmüthigste Herz bey ihr vermuthet haben. Sie ist ein Frauenzimmer von vier und zwanzig Jahren, das ihre Hochachtung gewinnen wird, so bald sie sie sehen werden. So viel sie der Natur zu danken haben mag, so hat sie sich selbst doch weit mehr zu verdanken. Ihre Neigung zur Einsamkeit und Stille, und ihre Begierde zu lesen, haben ihrem Herzen einen Werth gegeben, den die Natur den Menschen entweder nicht geben kann, oder nicht geben will. Sie

hat außerordentlich viel geleſen, und der Fleiß, den ſie auf die Erlernung einiger neuern Sprachen gewendet hat, iſt ſo glücklich belohnt worden, daß ſie die beſten Schriften der Ausländer verſtehen kann. Ich muß ihnen dieſe Seite ihres Charakters zeigen, weil ſie ſie niemals entdecken würden, und wenn ſie noch ſo lange mit ihr umgehen ſollten. Sie hat ſich einen ſolchen Geſchmack erworben, daß ſie alles, was ſie lieſt, zu gleicher Zeit empfindet, und überleget. So ſelten ſie unrichtig urtheilen würde, wenn ſie ihre Gedanken über etwas ſagen wollte, ſo wird ſich doch ihr Geſchlecht nicht rühmen können, daß es ſie über eine einzige Schrift urtheilen gehört habe. Ihr Herz iſt die Zärtlichkeit und Freundſchaft ſelbſt: ihre Zärtlichkeit unterſcheidet ſich aber von der Zärtlichkeit andrer Menſchen dadurch, daß ſie auſſerordentlich furchtſam iſt. Sie fürchtet ſich für nichts ſo ſehr, als davor, daß ſie einen Menſchen beleidigen möchte. Sie würde ſich nicht befriedigen können, wenn ſie ſich iemals den Vorwurf machen könnte, daß ſie jemanden betrübt hätte. Sie wird den gröſsten Verdruß, den ihr iemand erweiſen kann, über ſich ergehen laſſen, wenn ſie ihn nicht abwenden kann, ohne ſelbſt ihrem Beleidiger wieder einigen Verdruß zu machen, und wenn er noch ſo klein ſeyn ſollte. Ihre Zärtlichkeit gewinnt zuweilen das Anſehen einer kleinen Melancholie, und alsdann iſt ſie am gröſsten. Allein ihr Geſchlecht, mein Herr Jüngling, wird niemals Antheil an ihrer Zärtlichkeit haben, weil ſie einmal hintergangen worden iſt. Ein Menſch, der ſeinem Ehrgeize den Schein einer männlichen Tugend geben, und den Liebhaber lange Zeit unter dem Anſehen eines Freundes verbergen konnte, gewann endlich ihre Liebe. Er verſprach ſie zu heyrathen, und machte durch das Anſehen ihres Vaters ſein Glück, und verließ ſie, ihr eine alte Wittwe vorzuziehen, die reicher war, als ſie. Die Gerechtigkeit hätte es erfordert, ſich zu rächen; allein ſie verhinderte

die Rache, zu der ihr Vater geneigt war, aus Furcht, ihren Ungetreuen zu beleidigen. Seit der Zeit hat sie alle ihre zärtlichkeit und Liebe ihrer Schweſter und mir gewidmet. Die Untreue ihres Geliebten hat ihre natürliche Neigung zur Einſamkeit unterhalten und beſtärkt. Ich glaube gewiß, daß die vollkommenſte Perſon des andern Geſchlechts zwar ihre Hochachtung ſehr leicht, ihre Liebe aber niemals gewinnen wird. Dieſes Unglück hat ſie ſo muthig gemacht, daß ſie es itzt, ungeachtet ihrer Furcht, jemanden zu beleidigen, nicht achtet, wenn ſie Schmeichlern und Betrügern durch die Verachtung, die ſie gegen ſie blicken laßt, mißfällig wird. Ich warne ſie alſo, mein lieber Jüngling, Daphnen ja keine Liebkoſungen vorzuſetzen, wie es ihre Gewohnheit bey Frauenzimmern iſt. Sie würden der guten Meynung von ſich ſehr ſchaden; denn es hat mir Mühe gekoſtet, ſie in Anſehen zu bringen. Ihre Leichtſinnigkeit, die ſie ſelbſt beſchrieben haben, hatte ihr nicht das vortheilhafteſte Vorurtheil von ihnen gemacht. Ihr gröſtes Glück, das ſie ſich wünſcht, iſt die Liebe ihrer Schweſter, und ſie verlangt nichts mehr, als ihr Leben beſtändig bey ihr zuzubringen.

Geſtehen ſie mir es, unterbrach ich Irenen, daß ihr Geſchlecht zuweilen ein wenig grauſam iſt, wenn es unſer ganzes Geſchlecht entgelten läßt, was einer oder der andre verſchuldet hat. Ich weis, daß die Schönen immer in einer groſſen Gefahr ſind, wenn ſie es nicht thun; allein ſie ſollten doch einige Geduld mit uns haben. Wenn Daphne unterdeſſen bey ihrem Verſatze bleibt, ſo wird derjenige einmal überaus glücklich ſeyn, den ihre Schweſter lieben wird. Machen ſie mir doch auch eine Abbildung von ihr, wenn es ihnen gefällt.

Dieſe Schweſter, die von Daphnen ſo ſehr geliebt wird, heißt Amalia, und wird nunmehr in ihrem ſechzehenten Jahre ſeyn. Ich kann ihnen von ihrem Herzen keine beſſre Abſchilderung machen, als wenn ich ihnen ſage,

ge, daß ſie ein natürlich gutes Herz hat, das von ihrer Schweſter gebildet worden iſt, und täglich mehr ausgebildet wird. Es fehlet zur Vollkommenheit ihrer Empfindungen nichts, als daß ſie die Lebhaftigkeit und das Feuer ihrer Jugend noch nicht zur völligen Reife kommen laſſen. Wie viel könnte ich ihnen von ihrer zärtlichen Liebe zu Daphnen ſagen! Sie liebt ſo ſehr, als ſie geliebt wird, mit dem Unterſchiede, daß ihre Zärtlichkeit noch nicht ſo geſetzt iſt, als Daphnens Liebe.

Aber ich bitte ſie, unterbrach ich Irenen, ſagen ſie mir, wie es möglich iſt, daß die Schmeichler eine ſo zärtliche Liebe nur im geringſten kaltſinnig gemacht haben? Denn ich ſehe aus dem Briefe ihrer Schweſter, daß es nicht einmal die feinſten und liſtigſten Schmeichler geweſen ſind.

Wie es möglich iſt? fragen ſie mich, fuhr Irene fort. Wie viel Stärke des Geiſtes verlangen ſie denn von einem jungen Frauenzimmer, daß tägliche Lobſprüche nicht den geringſten Eindruck bey ihm machen ſollen? Eine jede Schmeicheley müßte unſern ganzen Unwillen erwecken, wenn keine unvermerkt ſchädlich werden ſollte. Die unverſchämteſten Lobeserhebungen können gefährlich ſeyn, wenn etwas wahres darunter iſt. Amalien aber können keine Schmeicheleyen geſagt werden, unter denen nicht viel Wahrheit ſeyn ſollte. Setzen ſie das hinzu, daß ſie einen überaus feurigen Witz hat; daß ſie den Mund nicht öffnet, ohne einen ſinnreichen Einfall zu ſagen; daß ihre Schweſter weniger redet, als ſie; und daß die Schmeichler ſie allein bewundern, weil ſie entweder Daphnens Vorzüge nicht kennen, oder ſich an ihr Lob nicht wagen dürfen. Ich muß nicht vergeſſen, zu ſagen, daß ihre Schweſter, aus einer allzuzärtlichen Furcht, ſie nicht zu beleidigen, ſie zu der Zeit, da ſie gelobt worden iſt, vor den Schmeichlern nicht gewarnt haben wird. Allein ich bin

überzeugt, daß der kleine Eindruck, den die Lobsprüche bey ihr gemacht haben, nur mehr zur Verschönerung ihres Charakters beytragen wird. Sie werden es mit der Zeit erfahren. Kommen sie nur heute, und lernen sie aus dem Umgange mit Daphnen und Amalien beyde besser kennen, als ich sie ihnen beschrieben habe.

Ich folgte Irenen. Ich kannte den Vater dieser Frauenzimmer, ohne iemals noch einen Besuch bey ihm abgelegt zu haben. Ich erhielt also diese Erlaubniß, die ich suchte, sehr leicht. Wie gern beschrieb ich meine angenehme Verwunderung, in die ich gesetzt wurde, als ich zu Daphnen und Amalien kam, und die liebenswürdigsten Frauenzimmer vor mir sah! Allein ich muß schweigen, weil sie dieses Blatt lesen wollen, und ich befürchte schon, für sie zu viel gesagt zu haben.

Nachdem ich mich gesetzt hatte, und dasjenige vorbey war, was bey dem Eintritte in eine Gesellschaft gesagt zu werden pflegt, so lenkte Irene das Gespräch auf meine Blätter. Es würde unvergeblich seyn, sagte sie, wenn wir einen Schriftsteller bey uns hätten, und nichts von ihm sprächen. Ich habe das neuste Stück noch nicht lesen können; das letzte, was ich gelesen habe, sind Briefe. Sie meynen gewiß das Stück, unterbrach Amalia Irenen, worinnen der Brief von den Marionetten befindlich ist? Dieser Brief hat mir überaus gefallen. Ich glaube, daß es der Herr Jüngling nicht übel nähme, wenn dieser Correspondent fleißiger an ihn schriebe. Er gefällt mir auch, fuhr Irene fort; aber keiner gefällt mir doch so sehr, als das Schreiben einer traurigen Schwester, die sich Daphne nennt. Ich habe mich beynahe der Thränen nicht enthalten können, da ich es las. Bedenken sie nur, meine liebe Amalia, dieses Frauenzimmer beklagt sich so zärtlich darüber, daß die Schmeichler ihre Schwester ein wenig kaltsinnig gegen sie gemacht haben. Es giebt gar zu wenig solche Herzen, daß man mit

Daph-

Daphnen kein Mitleid haben, und nicht gemeine Sache mit ihr machen sollte. Was meynen sie, meine liebe Amalia? Ist sie nicht zu bedauern?

Unterdessen sah ich Daphnen an, deren eigentlicher Nahme Wilhelmine ist. Sie war darüber, daß Irene so unvermuthet das Gespräch auf ihren Brief gebracht hätte, in eine Bestürzung gerathen, die sie bezaubernd machte. Sie schlug die Augen nieder und ihr ganzes Ansehn schien eine Bitte an mich zu seyn, daß ich die Unterredung auf etwas anders bringen möchte. Irene hatte mich in eine eben so große Verwirrung gesetzt, daß ich nicht wußte, was ich sagen sollte. Ich ersuche sie, sagte ich in der Zerstreuung, ohne zu wissen, was ich sprach, schweigen sie von meiner Arbeit; ich kann ihr Lob nicht aushalten; ich werde sonst hochmüthig.

Werden sie nicht hochmüthig, mein Herr Jüngling, fiel sie mir lachend in die Rede; ich sprach nicht von ihrer Arbeit, sondern von Daphnens Briefe. Aber wenn sie ihre Zusage erfüllen, und die Materie von den Rechten der Schönheit so ausführen, daß ein Frauenzimmer, wie Amalia, damit zufrieden seyn kann, alsdann sollen sie mein Lob aushalten müssen. Sagen sie aber nur recht viel Böses von den Schmeichlern; denn sie stiften gar zu viel Unheil in der Welt. Bedenken sie nur die Größe des Kummers, in den sie Daphnen gestürzt haben würden, wenn das Herz ihrer liebenswürdigen Schwester nicht so gut wäre, daß alle Schmeicheleyen weiter nichts thun, als sie nur auf eine kurze Zeit ein wenig kaltsinnig gegen ihre zärtliche Schwester machen können. Wie trostlos ist sie nicht schon darüber! Allein sie wird für ihren Kummer bald belohnt werden; ihre Schwester liebt sie und mich allzuzärtlich.

Amalia hatte im Anfange nichtsweniger vermuthet, als daß von ihr die Rede wäre, so wenig wußte sie es selbst, daß sie sich kaltsinniger, als sonst, gegen ihre Wil-

hel-

helmine bezeigt hätte; allein da Irene so lange und mit einem solchen Affecte von dem Briefe sprach, und sie beständig dabey ansah, so wurde sie dadurch aufmerksam. Die Zerstreuung, in der ich saß, bestärkte sie in den Gedanken, die schon in ihr aufstiegen. Sie sah darauf auf einmal Wilhelminen an, deren Stellung ungemein rührend war. Sie hatte das Gesicht weggewendet, um einige Thränen zu verbergen, die sie nicht hatte zurückhalten können. Irene hatte ihre Absichten vollkommen erreicht. Amalia stund geschwind auf, und rief: Ach Irene! ach Wilhelmine! und umarmte ihre Schwester. Diese hatte genug zu thun, um ihre Augen in ihrer Gewalt zu haben; sie küßte sie, um nur zu verhindern, daß sie nicht sprechen, und nicht um Vergebung bitten sollte, wie es ihr Wille war.

Irene, in deren ganzem Gesichte nichts, als Freude, war, stund auch auf, und umarmte beyde Schwestern. Sie werden mir es vergeben, meine liebsten Freundinnen, sagte sie, was ich gethan habe. Der Herr Jüngling ist mein Freund, und ich habe es ihm gesagt, daß ich Daphnen kennte. Ich hielt es also für meine Pflicht, ihm zu zeigen, daß er in seiner Muthmaßung von Daphnens Schwester vollkommen recht hätte. Ich hielt diese Kühnheit, wegen ihres Herzens, für eine Pflicht.

Ich konnte mich von dem angenehmsten Erstaunen, in dem ich iemals gewesen bin, kaum erholen. Der Anblick, daß sich drey liebenswürdige Frauenzimmer aus Zärtlichkeit umarmen, ist allzuselten, und allzuschön. Ich bin so sehr erstaunt, sagte ich zu Amalien, daß ich nichts anders sagen kann, als daß ich mir die Erlaubniß ausbitte, die Geschichte dieses Tages zu beschreiben. Ja, thun sie es, antwortete sie; allein ohne Zusätze; mein Fehler gegen meine liebste Wilhelmine ist bekannt; meine Reue muß auch bekannt werden. A.

Leipzig, bey Johann Wendler.

Der Jüngling.

Acht und vierzigstes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 22 November 1747.

Es werden wenige in meinen Jahren seyn, welche nicht so eitel seyn und sich Mühe geben sollten, unter dem schönen Geschlechte einige Eroberungen zu machen. Man weis es, daß man jung ist, und fühlt wohl, daß man sehr unzufrieden seyn würde, wenn man niemals jung seyn sollte. Man giebt in dieser Zeit, wo man nichts zu thun hat, als zu empfinden, genau Achtung, was das schöne Geschlecht von dieser Jugend denkt, die uns so lieb ist, und man sieht es geschwind, daß sie nicht gehaßt wird. Ob gleich das Frauenzimmer selbst Recht hat, sich selbst zu gefallen, so merkt man doch bald, daß ihm ein heiteres blühendes Gesicht, ein Gesicht von zwanzig Jahren willkommner ist, als ein Gesicht mit Runzeln, und wenn es noch ein so weises Ansehen haben sollte. Ein jugendliches Gesicht unterscheidet sich in der That auch sehr vortheilhaft von einem alten; bey jenem denkt das schöne Geschlecht, daß man lebt, bey diesem aber, daß man zu leben aufhört, und das ist ein wichtiger Unterschied, aus dem sehr viel folgt. Diese Zufriedenheit der Schönen mit unsrer Jugend bringt uns auf die stolzen Gedanken, daß man bey ihnen wohl Empfindungen erwecken kann, die noch etwas mehr, als Zufriedenheit, sind. Man kennt die Gewalt, die ihre Reizungen über uns haben; und man wird eifersüchtig darauf. Diese Eifersucht erwecket in uns Wünsche nach einer eben so grossen Gewalt über das schöne Geschlecht. Daher kommen die Bemühungen, die wir uns um Siege geben, die ich aber sehr weitläuftig beschreiben müßte, wenn ich zu zaghaft wäre, sie Coquetterie zu heissen. Es ist billig, daß man diesem Worte das deutsche Bürgerrecht giebt, weil die Sache so gut deutsch ist,

als andre Moden, die wir von den Franzosen angenommen haben.

Allein die Wahrheit zu gestehen, die Coqueterie läßt den Personen unsers Geschlechtes nicht so gut, als dem schönen Geschlechte. Wir sollten dem Glücke danken, wenn wir nur über ein einziges Frauenzimmer so viele Gewalt erhalten könnten, als eine junge Schöne über ganze Haufen von uns erhält. Müssen nicht die Schönen heimlich lachen, wenn wir uns so viel vergebne Mühe um Eroberungen geben! Es ist dem Frauenzimmer etwas gewöhnliches, Anbeter zu haben; es ist ihnen so alltäglich, daß sie dieses Glückes oft eine Zeitlang überdrüßig sind, damit es ihnen wieder neu werden soll. Allein ein Mensch, der Anbeterinnen hat, ist ein Wunder, wenn diejenigen gleich nicht zu überzählen sind, die sich vieler Siege rühmen. Das macht, die Coqueterie ist bey uns mehr Kunst, als Natur, mehr Vorsatz, als Gewohnheit. Die Schönen fangen schon in ihren ersten Jahren an zu siegen; es fallen ihnen ihre Rechte früher ein, als uns, ohne sie noch deutlich zu wissen; wir aber müssen erst ganz ausgebildet werden, und uns in unserm völligen Glanze sehen, ehe uns die stolze Begierde nach Eroberungen in den Sinn kömmt. Dieser Gedanke beschäftigt alsdann unsern kleinen eiteln Geist allzusehr, als daß er sich nicht ganz offenbar verrathen sollte; wir sagen, wenn wir einmal coquet sind, mit unserm ganzen Betragen, daß wir überwinden wollen, und dadurch verliert diese Begierde das einnehmende Ansehen, das sie bey den Schönen hat.

Die Eroberer unter uns gehen gerade zu; sie lieben keine Umschweife, und sie wollen, so zu sagen, mit stürmender Hand das schöne Geschlecht zur Bewunderung und Liebe gegen sich zwingen. Wenn ihnen die Natur und die Jugend einige Vorzüge giebt, die den Augen schmeicheln: so zeigen sie sie mit einem Ungestüme, dessen nur ein-

ein männlicher Stolz fähig ist. Ein wohlgewachsner Mensch weis nicht, wie er sich bewegen soll, damit es die Schönen ja begreiffen mögen, daß er wohl gewachsen ist, und daß eine schone männliche Gestalt einen unendlichen Werth hat. Er sagt dieses in so vielen Stellungen und Wendungen; er bewundert sich selbst so oft, als ob er befürchtete, man möchte ihn für einen Krüpel halten, wenn er seine geliebte Taille nicht immer im Andenken erhielte. Man müßte wenig in Gesellschaften gewesen seyn, wenn man nicht wissen sollte, was ein schöner männlicher Fuß, eine wohlgebildete Hand eines artigen Herrn, ein männliches Auge, das sich vor seinem Spiegel gefallen hat, und ein männlicher Hals mit einen diamantnen Knopfe für einen gewaltigen Lerm und Tumult machen.

Offenbaren Anfällen ist leicht auszuweichen. Die Augen gewöhnen sich gar zu bald an die Schönheiten, die sich zu oft zeigen. Man lernt ihre verschiednen Gestalten allzugeschwind kennen, und alsdann wird man ihrer gewohnt. Aus der Gewohnheit entsteht die Gleichgültigkeit, und bald darauf sieht man solche offnen Reizungen mit kaltsinnigen und frostigen Augen an. Ein Wohlgewachsner, der seine Gestalt der Bewunderung des schönen Geschlechtes mit Gewalt aufdringen will, wird ihm endlich misfälliger, als ein Mensch mit einer hohen und niedrigen Achsel, mit dem sich ihre Augen so bekannt gemacht haben, daß sie den Uebelstand seiner Gestalt nicht mehr sehen. Und so geht es den schönen Füssen, den wohlgebildeten Händen, und den vortrefflichen Augen, welche die Schönen alle Augenblicke fragen, ob sie nicht von ihnen bezaubert werden. Immer einerley Fragen schläfern endlich ein. Das schöne Geschlecht empfindet einen gerechten Widerwillen darüber, daß man sie mit so einfachen Reizungen zu überwinden denkt, und alsdann ist es um die Hoffnung zum Siege geschehen.

Unsre jungen muthigen Helden in der Coqueterie sind nicht zufrieden, wenn sie sich das erstemal sehen lassen, daß sie a fallen. Das ist zweifelhaft, und das ist auch zu wenig für sie. Warum hätten sie eine so gute Meynung von sich selbst, wenn sie nicht gleich das erstemal hinreissen wollten? Das wenigste, was ein solcher Held mit seinem ersten Sturme ausrichten will, soll eine innerliche verliebte Verzweiflung des schönen Geschlechtes seyn. Es soll in seinem Herzen nicht blos sagen: ich bin zufrieden mit ihm. Nein, ein solches Lob brächte ihm allzuwenig Ehre. Ich bin von ihm bezaubert, soll das Frauenzimmer denken. Bald darauf soll es seufzen; bald darauf sollen alle Gesellschaften ohne ihn matt, und einschläfernd seyn. Man soll sich nicht zufrieden geben, wenn er die Zusammenkünfte nicht belebt, und die Schönen sollen blos aus Ehrfurcht und Unterthänigkeit gegen ihn zwo Stunden länger vor dem Nachttische bleiben, um seine Aufmerksamkeit zu verdienen. Warum hätte er sichs so viel Mühe kosten lassen, über seinen Bedienten zu fluchen, damit er die Haare galant genug frisiren möchte?

Wenn diese gewaltigen Eroberer endlich sehen, daß sie mit ihren Gewaltthätigkeiten nicht fortkommen, so fangen sie an, sittsamer und bescheidner zu werden. Sie lassen sich so weit von ihrer Eitelkeit herunter, daß sie ihre Vorzüge zu vergessen scheinen, und auf Kriegslisten denken. Sie stellen sich an, als ob sie es auf den gnädigen Ausspruch der Schönen ankommen liessen, ob sie wohlgebildete einnehmende Personen wären. Sie gehen so weit, daß sie zu ihren Eroberungen ihre Seele zu Hülfe nehmen. Sie reden, sie sagen dem schönen Geschlechte die Schmeicheleyen vor, die sie sich kurz vorher selbst vorsagten, und glauben, wenn sie sich nunmehr ganz, mit Leib und Seele, zeigten, so würden sie nicht widerstehen können. Allein zu geschweigen, daß sie sich damit gemeiniglich mehr Schaden thun, als wenn sie häßlich wären, so ist es alsdann

auch

auch immer zu spät, wenn sie ja noch etwas mit ihrer Seele hätten ausrichten können. Das Frauenzimmer kennt einmal ihre Absichten, und es müßte sehr mitleidig mit ihnen umgehen, wenn es ihrer nicht spotten, und ihnen dadurch ihre Unüberwindlichkeit nicht zeigen sollte. Was thun sodann meine stolzen Eroberer? Sie lieben sich und ihre kleine Figur allzusehr, als daß sie sich für überwunden erkennen sollten. Sie verlassen die Schönen, die sie unter ihre Siege rechneten, und ob gleich ihre Reizungen unnütze Waffen gewesen sind, so rühmen sie sich doch, Eroberungen gemacht zu haben, weil sie sich so lange Mühe gegeben, Eroberer zu werden.

Ein Frauenzimmer hält dergleichen Helden für ihre leichtesten Siege, und sieht sie, als hitzige Feinde, an, gegen welche sie sich nur defensiv verhalten darf, bis sie sich selbst ermüden, und die Waffen freywillig niederlegen. Sie würden sie mit einem einzigen Blicke zu Boden schlagen, wenn sie einen geschwinden Triumph über sie der Mühe werth hielten. Allein je länger eine Schöne ihnen die Freyheit zum Streite läßt, desto mehr Ehre erbeutet sie. Sie braucht zuweilen eine Mine, die nur für die Streitenden viel bedeutet, und ein kurzes Lächeln von einer zweydeutigen Vorbedeutung, um ihren Muth aufzumuntern, wenn sie schon an ihrem Siege zu verzweifeln anfangen. Endlich wird sie des Schauspieles müde; endlich braucht sie keine Mine, kein zweydeutiges Lächeln mehr, ihren Feind aufzumuntern; sie weis nicht mehr, daß sie einen jungen, artigen, wohlgewachsnen Herrn bewundern sollen. Es ist für sie so gut, als wenn er weder jung, noch wohlgewachsen, noch artig gewesen wäre.

Allein die Coqueterie der Schönen ist weit gefährlicher, weil sie keine Gewaltthätigkeiten auszuüben scheinen. Wenn sie den Vorsatz gefaßt haben, Eroberungen zu machen; und den fassen sie oft, ohne es selbst deutlich zu

wiſſen; ſo kömmt es uns vor, als ob ſie nur gefallen wollten, und in der That wollen ſie doch herrſchen. Einige ſehen dieſes als ein Recht, als eine Nothwendigkeit an; allein ſie haben ſo viel Gründe für ſich, daß man ihnen dieſes Recht zugeſtehen muß. Sie wiſſen ſo zu gefallen, daß wir ihre Gewaltthätigkeiten, die ſie über unſre Herzen ausüben, für Wohlthaten anſehen. Wir können ihnen unſre Erkenntlichkeit nicht verſchweigen, und wenn wir nur erſt dafür erkenntlich ſeyn wollen, daß ſie uns gefallen, ſo gehören wir ſchon unter ihre Eroberungen. Andre ſcheinen es unſerm Gutdünken zu überlaſſen, ob ſie uns liebenswürdig vorkommen ſollen, oder nicht; es ſcheint uns, als wenn ſie ſolches, als eine Gefälligkeit von uns anſehen wollten, und wir ſind allzugut, als daß wir ihnen eine Gefälligkeit abſchlagen ſollten. Aus den Gefälligkeiten machen ſie nach und nach Pflichten, die wir im Anfange nicht dafür halten, weil wir ſie mit ſo vielem Vergnügen erfüllen. Nunmehr gehören wir auch unter ihre Anbeter, und ſie herrſchen mit einer unumſchränkten Gewalt über uns. Die Schönen wiſſen ihre Eroberungen beſſer zu behaupten, als die Eroberer unter uns. Sie haben ein Geheimniß, das ihnen nicht fehlen kann. Sie fallen uns nicht mit allen ihren Reizungen auf einmal an, damit wir nicht fliehen ſollen; ſie zeigen ſie nur halb, und ſie wiſſen ſo oeconomiſch damit umzugehen, daß man morgen immer andre Schönen in ihnen antrifft, als man heute geſehen hat.

Alle dieſe Betrachtungen haben mich abgeſchreckt, unter dem ſchönen Geſchlechte auf Eroberungen zu denken, ſo eitel ich auch im übrigen bin, und ſo ſehr ich wünſche, bey den Schönen in einigem Anſehen zu ſeyn. Ich kann mich nicht rühmen, ein Frauenzimmer um ſeine Ruhe gebracht zu haben. Ich habe keine Schöne ſeufzen hören, wenn ich von ihr weggegangen bin. Die Schönen haben allzuviele Reizungen für mich, als daß es

mich

mich reuen ſollte, von ihnen überwunden zu werden, und ich freue mich, und rechne mir es für eine Wohlthat an, wenn ſie mir zur Belohnung, daß ich mich ihren ſiegreichen Waffen nicht widerſetze, gelinder begegnen, als andern Ueberwundnen.

Ich habe mich nicht mit denen Herren in Vergleichung ſetzen dürfen, die in den Geſellſchaften ſo viel von ihren unzähligen Eroberungen erzählen können. Wie oft habe ich vor ihnen verſtummen und die Augen vor Scham niederſchlagen müſſen, weil ich mich nicht rühmen konnte, ſo glücklich, wie ſie, zu ſeyn! Wie viel Gedult mußte ich nicht haben, ſie anzuhören! In jener Straſſe ſaß eine Dame in der Abſicht beſtändig im Fenſter, (ſo viel ſagten ſie von ſich,) um ſie vorbeygehen zu ſehen. Man hätte denken ſollen, daß die unvermeidlichen Gedanken von ihnen, in allen vier Enden der Stadt, vielen Frauenzimmern ſchlafloſe Nächte machten.

Unter dieſen Herren habe ich nur eine mitleidige Figur gemacht. Ihre ſiegreichen Augen gaben mir auch genug zu verſtehen, daß ich ihnen nicht ſo wichtig vorkäme, als ſie. Ich geſtund ihnen alles ein: denn es fehlte zur Gewißheit deſſen, was ſie ſagten, weiter nichts, als das Geſtändniß der Frauenzimmer, die ſie unter ihre Siege rechneten. Nunmehr aber will ich ihnen ſchon wichtiger ausſehen. Ich werde mit einer ſtolzen Mine unter ihnen erſcheinen; denn das Glück hat ſich meiner angenommen. Ich habe, ohne meinen Willen, eine Eroberung unter dem ſchönen Geſchlechte gemacht, dergleichen ſie ſich noch nicht gerühmt haben, und nicht rühmen können. Sie iſt wichtig, weil ſie wahr iſt, und ſie iſt wahr, weil ich mich ihrer nicht rühmen würde, wenn die Sache nicht gewiß wäre.

Habe ich auch meine Leſer ein wenig neubegierig gemacht? Meine Eroberung iſt ein Frauenzimmer, die

aller

allen Menschen, und vornehmlich der Jugend die Liebe wi- derrathen hat, die ihre Blicke niemals ausschweifen, und ihre Leidenschaften weder niemals einige Gewalt über sich gewinnen lassen. Wollen meine Leser wissen, wer das Frauenzimmer ist, die sich in mich verliebt hat? Eine Verschwester, die Frau Richardinn. Nunmehr kenne mir ein Eroberer und rühme sich seiner Siege; wie ich ihn beschämen will!

Bey dem Verleger dieser Blätter ist zu haben:

Newetyts, Bernh. M. D rechter Gebrauch der Betrachtung der Welt, zur Ueberzeugung der Gottesleugner und Ungläubigen, übersetzt und mit einigen Anmerkungen erläutert, durch D. J. A. Segner. Mit Kupfern, 4. Jena 1747.

von Sarasa, Ant. Alf. die Kunst stets frölich zu seyn, 8 Helmstädt 1747. a 8 ggl.

Nicolai, Ernst Ant. Gedanken von Thränen und Weinen, 8 Halle 747. a 4 ggl.

Gedichte. Reden und Uebersetzungen von Matthias Andreas Stardus, 8 Hamburg 1747. a 8 ggl.

Müllers, Gottf. Eph. historisch-critische Einleitung zu nöthiger Kenntniß und nützlichem Gebrauche der alten lateinischen Schriftsteller, 8 3 Theile, Dresden 1747. a 2 rthl. 4 ggl.

Die Stumme Schönheit, ein Lustspiel von J. E. Schlegel, 8 Coppenhagen 1747.

Die Langeweile, ein Vorspiel von J. E. Schlegel, 8 Coppenhagen 1747.

Neue Versuche in den Werken der Scharfsinnigkeit, 8 Jena 1747. a 3 ggl.

Congreß zu Cythera, oder Landtag der Liebe, aus dem Italienischen übersetzt, 8 1747. a 3 ggl.

Die Zuschauerinn, 6 Theile, aus dem Englischen übersetzt, 8 Hannover 1747. a 12 ggl.

Vollständige Einleitung in die Monatschriften der Deutschen 2 Theile, 8 Erlang a 6 ggl.

✡ ✡ ✡

Der Jüngling.

Neun und vierzigstes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 29 Nov. 1747.

Ich werde die Welt heute wieder mit einigen an mich eingelaufenen Briefen unterhalten. Ein Schriftsteller muß sich gegen seine Leser, als ein höflicher Gesellschafter, aufführen, der zu leben weis. Wenn sie Gedult genug haben, ihm zuzuhören, wenn er redet, so muß er auch so viel Artigkeit besitzen, sich von ihnen unterbrechen zu lassen. Ich bin so eitel nicht, daß ich beständig allein sprechen wollte, und es wird mir zuweilen verdrießlich genug, daß ich mich anheischig gemacht habe, so oft allein zu reden. Ich bin meinen Correspondenten immer viel Dank schuldig, wenn sie mir in die Rede fallen; Sprechen sie nur fein lange, meine Herren; sie sollen mein Wort haben, daß ich sie ausſprechen lasse. Fragen sie mich nur fein viel; antworten läßt sich leichter, als selbst etwas sagen, das allemal gefallen soll. Die Erkenntlichkeit gegen meine Correspondenten ist an diesem kleinen Eingange schuld; ich will die Briefe mittheilen, damit ich, wenn ich länger schwatze, nicht etwa denen gleich werde, die sich in Gesellschaften dasjenige, was der andre spricht, zweymal sagen lassen, ehe sie es recht verstanden haben.

Mein Herr Jüngling,

Ich habe einen kleinen Fehler an ihnen auszusetzen, und der ist dieser, daß sie mit der Welt gar zu sehr zufrieden sind; denn außer einigen Schwätzern, die ihnen in Gesellschaften verdrießlich sind, einigen Narren, die sie ihren Wein nicht in Ruhe trinken lassen, und den Philosophen, die ihren Zuschauer, ihren Haller, ihren Hagedorn, und ihre Franzosen, die sie lieben, nicht für große Köpfe halten wollen, und einigen andern solchen Leuten, die sie endlich noch für Unvollkommenheiten der Welt halten, haben sie wenig oder nichts an ihr auszusetzen. Ich weis wohl, was sie sagen,

daß sie die Menschen nicht zu Heiligen machen können; sie sind zufrieden, wenn ihre Gesellschaft erträglicher wird. Ich bin ihrer Meynung, mein Herr, aber dennoch muß ich an der Welt noch mehr tadeln, als sie. Ich habe allerley Projecte im Kopfe, wie man den Umgang mit den Menschen leidlicher machen könnte. Ich will ihnen, mein Herr, itzt nur eins davon mittheilen, und dieses betrifft die Kleidung der Menschen. Sie wissen, wie nöthig die Kenntniß der Kleider zur Erkenntniß des menschlichen Herzens, und seiner Neigungen und Leidenschaften ist. Ich wünschte also, daß durch öffentliche Verordnungen die verschiednen Kleidungen der Menschen mehr nach dem Charakter ihrer Gemüther eingerichtet, oder doch einige allgemeine Regeln festgesetzt und publicirt werden möchten, nach welchen man ohne Furcht der Strafe das Innerliche der Menschen beurtheilen dürfte. Ich glaube, die Welt würde sich größtentheils eine solche neue Kleiderordnung gefallen lassen. Die Menschen haben unter einander, ohne einen Befehl der Obrigkeit, schon selbst hier und da einen Anfang dazu gemacht, sich durch die Kleider von andern zu unterscheiden. Ich stehe ihnen dafür, daß niemand einen Pedanten und einen Stutzer mit einander verwechseln wird. Sie werden ohne Mühe ein sittsames Frauenzimmer von einer Schöne unterscheiden, die auf Eroberungen ausgeht. Dergleichen Unterschiede müßten nur vermehrt werden. Es müßte zum Exempel allen denen, die ihren Vortheil darunter suchen, Heuchler zu seyn, niemals erlaubt werden, die Kleidung rechtschaffener Leute zu tragen, und einem Menschen, der nur klug aussehen will, ohne es zu seyn, sollte man nicht zulassen, ein Kleid anzuziehen, das gemeiniglich die tragen, die es in der That sind, und ein Possenreißer müßte also nicht, wie ein Possenreißer, gekleidet seyn. Es wäre alsdenn auch nöthig, daß die Mode zweyerley Strümpfe zugleich zu tragen, wieder ein wenig aufkäme; denn ich weis nicht, warum sie so bald in die Vergessenheit

heit gerathen iſt: ich wüßte keine Mode, die man geſchwinder abgebracht hätte, als dieſe, und ſie hatte doch den guten Nutzen, daß ſie viele abſchreckte, fallit zu werden. Es würde freylich unmöglich ſeyn, alle Kleidungen ſo einzurichten, daß ſie ſich für alle Charaktere ſchickten; denn man würde nicht alle Menſchen zwingen können, Kleider zu tragen, die ihrem Charakter anſtändig wären. Ein Menſch, daß ich ein Beyſpiel gebe, hat zwar oft Luſt, ein Betrüger zu ſeyn; allein er hat keine Luſt, dafür gehalten zu werden. Deswegen müßten einige allgemeine Regeln eingeführt werden, nach welchen man von dem Gemüthe oder Vorhaben eines Menſchen ohne Scheu urtheilen dürfte. Wenn man Leute ſähe, die ſich über ihren Stand kleideten, und Grafen oder Fürſten in ihrem Aufzuge nachahmen wollten; ſo müßte man von ihnen urtheilen dürfen, daß ſie über lang oder kurz einige Wittwen und Waiſen, und andre, die ihnen ihr Vermögen anvertrauten, arm machen wollten. Wenn es gleich in unſern redlichen Zeiten wenig ſolche Leute giebt: ſo wäre es doch löblich, wenn man in einer ſolchen neuen Kleiderordnung auch für die künftigen Zeiten ſorgte. Ich will ihnen noch eine andre ſolche Regel ſagen. Wenn ein Mann ſeiner Amtskleidung durch nichts anders, als durch ſeine Minen und Geberden, Ehre machte: ſo müßte es erlaubt ſeyn, ihn manchmal für einen ungelehrten Mann, manchmal für einen Tartüffen, oder ſonſt für ſo etwas zu erklären. Eine ſolche Kleiderordnung würde auch dieſen Vortheil haben, daß man ſich zuweilen die Freyheit nehmen dürfte, ſich der Tyranney der herrſchenden Moden zu widerſetzen, ohne lächerlich zu werden. Es würde alsdann einem beſcheidnen Frauenzimmer frey ſtehen, auch in ihrem ganzen Anzuge beſcheiden zu ſeyn, ohne daß ihre Nachbarinnen ihren Spott darüber treiben dürften. Wenn man es ſo weit bringen könnte, ſo würde das gemeine Weſen unendliche Vortheile davon haben. Man klagt, daß die koſtbaren Trauernden Familien ſo viel Nachtheil brächten, daß

dem ich außerordentlich viel lernen könnte. Ich habe groſſe Luſt etwas zu lernen, mein Herr Jüngling. Aber ich habe doch auch eben keine Luſt, einen Informator zu heirathen. Ich ſehe es alſo gern, daß ſie uns bald ihren Philoſophen zu leſen gäben, damit ich meinen Freyer mit ihm vergleichen könnte. Man hat mir ihn, als einen verſtändigen, ehrlichen, und liebenswürdigen Mann beſchrieben, bey dem ich es ganz gut haben würde, und ich höre auch in der That, daß er ſterblich in mich verliebt ſeyn ſoll. Wenn dieſes alles wahr iſt: ſo wäre es freylich eine Parthey, die man nicht ganz aus der Acht laſſen dürfte. Denn was kann ein Frauenzimmer, nach dem Urtheile der meiſten, mehr verlangen, wenn es eine Heirath thun ſoll? Allein, ich weis nicht, woher es kömmt, daß ich mir einen Mann, bey dem ich glücklich ſeyn ſoll, bisher noch etwas anders vorgeſtellt habe. Es kann aber doch auch ſeyn, daß mein Freyer noch außerdem viele gute Eigenſchaften beſitzt, die ſeine unphiloſophiſchen Freunde noch nicht an ihm wahrgenommen haben. Denn es mag viel dazu gehören, ehe man einen Philoſophen recht kennen lernen kann. Wenn er uns beſucht, ſo kömmt er allemal in einem ſehr reinlichen Kleide, und in einer groſſen Knotenperücke, die er ſich, wie mein Vormund ſagt, erſt aus Liebe zu mir hat machen laſſen. Da mein Zimmer an das Zimmer meines Oheims ſtößt: ſo höre ich auch wohl, daß er immer außerordentlich vergnügt iſt, wenn er ihn beſucht. Er redet ſehr laut, und von ſehr wichtigen Dingen, indeſſen daß mein Vormund ihm ganz ehrerbietig zuhört, und ihn nur durch einige Fragen unterbricht, die er allemal ausführlich beantwortet. Dieſe beyden Leute ſind alſo ungemein mit einander vergnügt, bis meines Vormundes Frau und ich zu Tiſche kommen. So bald wir in das Zimmer treten: ſo lächelt mich mein Freyer immer ſehr freundlich an: ob ich es ihm gleich anſehe, daß er die meiſte Zeit entweder aus Liebe oder aus einer andern Urſache außerordentlich unentſchloſſen iſt, ob er zuerſt mich oder meine Tante anreden ſoll. Dieſe Unentſchloſſenheit endigt ſich ſehr oft damit,

mit, daß er keine von uns beyden anredet. Denn mein Oheim kömmt ihm gemeiniglich zuvor, und macht, daß wir uns ohne Umstände zu Tische setzen, damit er seine Unterredung mit ihm wieder anfangen kann. Alsdann plaudern sie mit einander, so lange die Mahlzeit währt, und meine Tante und ich, wir sehen uns unterdessen an, und lassen uns die Zeit lang werden. Denn mein Freyer ist gemeiniglich so ehrerbietig, daß er sich in kein Gespräch mit uns einläßt, weder mit mir, noch mit meiner Tante. Er sieht uns nur zuweilen an, wenn er etwas sagt, indessen daß mein Oheim uns sehr fleißig anlächelt, damit wir ihn und seinen Freund wieder anlächeln können. Und das ist die einzige Weise, wodurch wir an ihren Unterredungen Theil nehmen. Wir verstehen zwar nicht alles, worüber sie mit einander disputiren. Allein mein Oheim sagt mir, wenn wir allein sind, daß ich alles dieses schon aus dem Grunde lernen würde, wenn ich seine Frau wäre. Wenn wir endlich abgespeiset haben, so begiebt er sich ganz zufrieden nach Hause, und bedanket sich sehr freundlich für die Ehre und für das Vergnügen meiner Gesellschaft; ob ich mir gleich einen solchen Dank nicht anmaaßen kann. Alsdann fragt mich mein Oheim, wie er mir gefiele, und ob er nicht ein sehr artiger Mann wäre? Er kann es gar nicht begreifen, warum ich noch nicht mein Jawort von mir geben will, und sagt, daß ich in meinem Leben keinen solchen Freyer wieder bekommen würde. Er wird es noch einmal sehr hoch in der Welt bringen, sagt er zu mir. Er wird noch einmal sehr berühmt werden, das glauben sie nur, Mademoiselle. Und dergleichen sagt er mir den ganzen Tag vor, so oft er mich sieht. Zuweilen zeigt er mir auch einen Brief von ihm, worinn er ihn bittet, daß er doch unsre Heirath befördern sollte. Es wäre zwar freylich einem Frauenzimmer sehr anständig, wenn es so bescheiden wäre, und nicht gleich sein Wort von sich gäbe. Aber die Bescheidenheit hätte doch auch ihre Grenzen; und er wäre gar nicht der Mann, der mich deswegen weniger hochachten würde, daß ich diese Kleinigkeiten, welche nur ein verkehrter Gebrauch eingeführt hätte, aus den Augen setzte.

viele ihr halbes Vermögen darauf wenden müßten, ihren Stand, und ihr Ansehen zu behaupten. Denn erst kömmt die tiefe Trauer; in einem Vierteljahre läßt der Kummer etwas nach, und das muß man an den Kleidern sehen; darauf nimmt der Schmerz bis zur Hälfte ab, und die Kleidungen fangen an sich zu erheitern; endlich wird die Traurigkeit nach und nach unmerklich, und verschwindet ganz: es ist also natürlich, daß auf Trauerkleider Freudenkleider folgen müssen. Wenn aber nur diejenigen trauern dürften, die sich in der That über die Verstorbnen betrüben: so sehen sie wohl, daß mancher großer Aufwand, manche Ellen Flor und Boy erspart werden könnten. Eine Frau, welche gestern vor Freuden, daß ihr Mann krank war, so frölich, wie der Tag, oder wie ein Sommervogel gekleidet gieng, wird heute nicht nöthig haben, in ihrer Kleidung die Nacht, oder eine Krähe vorzustellen, weil ihr Mann gestorben ist. Die Welt wird durch meinen Vorschlag natürlicher, und vielleicht auch offenherziger, und redlicher werden. Es würden alsdann vielleicht manche vornehme Leute, wie Bauern, viele, welche itzt ein großes Aufsehen machen, wie Züchtlinge und Delinquenten, und manche Aerzte, wie Todtengräber gekleidet gehen: Allein was schadet das? Machen sie also diesen Vorschlag bekannt, mein Herr, sie sind jung; vielleicht können sie ihr Glück damit machen; denn man glaubt doch gemeiniglich von den Schriftstellern ihrer Art, daß sie die Briefe, die an sie einlaufen, gemeiniglich selbst schreiben. Das ist die Ursache, warum ich mit keiner Lobschrift ihrer Blätter angefangen habe, und auch nicht damit beschließe. Ich bin,

Mein Herr Jüngling,

Ihr gehorsamer Diener
R. M.

Ich hoffe, man wird überzeugt seyn, daß dieser Brief in der That an mich geschrieben worden ist. Wie könnte mir ein so gefährliches Project einfallen! Eh es ins Werk gerichtet werden könnte: so müßte das ganze Land seine Einwil-

willigung dazu geben. Man kann aber wohl vorherſehen, ohne ein groſſer Staatsmann zu ſeyn, daß dieſer Vorſchlag bey allen Ständen Widerſpruch finden würde. Er iſt eben ſo gefährlich, als das Project des Küſter Klimms im Lande der Bäume war, das Regiment der Frauen abzuſchaffen; ich glaube, wenn er dieſes Project daſelbſt vorgetragen hätte, er würde eben ſowohl, als für jenes, auf den Planeten Nazar geſchickt worden ſeyn. Doch ich habe meinen Patrioten ausreden laſſen; er hat mir Lehren gegeben; ich muß nunmehr ein Frauenzimmer anhören, das meinen Rath verlangt.

Mein Herr Jüngling,

Sie haben in ihren Blättern zuweilen von den Philoſophen geredet, und es ſcheint, daß ſie den Leuten nicht ſehr günſtig ſind, die ſich gemeiniglich dieſen Namen anmaßen. Sie haben aber auch einiger andern gedacht, welche, wie ſie ſagen, in der That Philoſophen ſeyn ſollen, und für die ſie, dem Anſehen nach, viele Hochachtung haben. Beſchleunigen ſie doch die Abbildung derſelben, die ſie uns verſprochen haben. Ich will ſie ſelbſt beurtheilen laſſen, ob es ſich für einen ſo artigen Jüngling, als ſie ſind, nicht ſchickt, ſein Wort zu halten. Aber ich will ihnen nur ſagen, daß ſie ſich dießmal dadurch ein Frauenzimmer verpflichten können, welches ſich ein Verdienſt daraus macht, daß ihre Blätter ihr gefallen. Ich bin unter der Aufſicht eines Vormundes, welcher zwar ſelbſt kein Gelehrter iſt, aber doch das Anſehen behauptet, daß er ein groſſer Freund aller derjenigen iſt, welche gelehrt ſind. Er iſt der Meynung, daß kein Menſch glückſeliger oder nützlicher, oder geehrter iſt, als ein Mann, der ſtudirt hat, und daß ein Frauenzimmer ſich nicht beſſer verheirathen kann, als an einen groſſen Gelehrten. Er hat mir alſo, da er mich in der That ſo ſehr liebt, als ob ich ſeine Tochter wäre, ſchon einen gelehrten Freyer ausgeſucht, und er hat keinen wichtigern Bewegungsgrund gewußt, mich zu dieſer Partey zu bewegen, als dieſen, daß ich an ihm einen Philoſophen bekommen würde,

dem ich außerordentlich viel lernen könnte. Ich habe groſſe Luſt etwas zu lernen, mein Herr Jüngling. Aber ich habe doch auch eben keine Luſt, einen Informator zu heirathen. Ich ſehe es alſo gern, daß ſie uns bald ihren Philoſophen zu leſen gäben, damit ich meinen Freyer mit ihm vergleichen könnte. Man hat mir ihn, als einen verſtändigen, ehrlichen, und liebenswürdigen Mann beſchrieben, bey dem ich es ganz gut haben würde, und ich höre auch in der That, daß er ſterblich in mich verliebt ſeyn ſoll. Wenn dieſes alles wahr iſt: ſo wäre es freylich eine Parthey, die man nicht ganz aus der Acht laſſen dürfte. Denn was kann ein Frauenzimmer, nach dem Urtheile der meiſten, mehr verlangen, wenn es eine Heirath thun ſoll? Allein, ich weis nicht, woher es kömmt, daß ich mir einen Mann, bey dem ich glücklich ſeyn ſoll, bisher noch etwas anders vorgeſtellt habe. Es kann aber doch auch ſeyn, daß mein Freyer noch außerdem viele gute Eigenſchaften beſitzt, die ſeine unphiloſophiſchen Freunde noch nicht an ihm wahrgenommen haben. Denn es mag viel dazu gehören, ehe man einen Philoſophen recht kennen lernen kann. Wenn er uns beſucht, ſo kömmt er allemal in einem ſehr reinlichen Kleide, und in einer groſſen Knotenperücke, die er ſich, wie mein Vormund ſagt, erſt aus Liebe zu mir hat machen laſſen. Da mein Zimmer an das Zimmer meines Oheims ſtößt: ſo höre ich auch wohl, daß er immer außerordentlich vergnügt iſt, wenn er ihn beſucht. Er redet ſehr laut, und von ſehr wichtigen Dingen, indeſſen daß mein Vormund ihm ganz ehrerbietig zuhört, und ihn nur durch einige Fragen unterbricht, die er allemal ausführlich beantwortet. Dieſe beyden Leute ſind alſo ungemein mit einander vergnügt, bis meines Vormundes Frau und ich zu Tiſche kommen. So bald wir in das Zimmer treten: ſo lächelt mich mein Freyer immer ſehr freundlich an: ob ich es ihm gleich anſehe, daß er die meiſte Zeit entweder aus Liebe oder aus einer andern Urſache außerordentlich unentſchloſſen iſt, ob er zuerſt mich oder meine Tante anreden ſoll. Dieſe Unentſchloſſenheit endigt ſich ſehr oft damit,

mit, daß er keine von uns beyden anredet. Denn mein Oheim kömmt ihm gemeiniglich zuvor, und macht, daß wir uns ohne Umstände zu Tische ſetzen, damit er ſeine Unterredung mit ihm wieder anfangen kann. Alsdann plaudern ſie mit einander, ſo lange die Mahlzeit währt, und meine Tante und ich, wir ſehen uns unterdeſſen an, und laſſen uns die Zeit lang werden. Denn mein Freyer iſt gemeiniglich ſo ehrerbietig, daß er ſich in kein Geſpräch mit uns einläßt, weder mit mir, noch mit meiner Tante. Er ſieht uns nur zuweilen an, wenn er etwas ſagt, indeſſen daß mein Oheim uns ſehr fleißig anlächelt, damit wir ihn und ſeinen Freund wieder anlächeln können. Und das iſt die einzige Weiſe, wodurch wir an ihren Unterredungen Theil nehmen. Wir verſtehen zwar nicht alles, worüber ſie mit einander diſputiren. Allein mein Oheim ſagt mir, wenn wir allein ſind, daß ich alles dieſes ſchon aus dem Grunde lernen würde, wenn ich ſeine Frau wäre. Wenn wir endlich abgeſpeiſet haben, ſo begiebt er ſich ganz zufrieden nach Hauſe, und bedanket ſich ſehr freundlich für die Ehre und für das Vergnügen meiner Geſellſchaft; ob ich mir gleich einen ſolchen Dank nicht anmaaßen kann. Alsdann fragt mich mein Oheim, wie er mir gefiele, und ob er nicht ein ſehr artiger Mann wäre? Er kann es gar nicht begreifen, warum ich noch nicht mein Jawort von mir geben will, und ſagt, daß ich in meinem Leben keinen ſolchen Freyer wieder bekommen würde. Er wird es noch einmal ſehr hoch in der Welt bringen, ſagt er zu mir. Er wird noch einmal ſehr berühmt werden, das glauben ſie nur, Mademoiſelle. Und dergleichen ſagt er mir den ganzen Tag vor, ſo oft er mich ſieht. Zuweilen zeigt er mir auch einen Brief von ihm, worinn er ihn bittet, daß er doch unſre Heirath befördern ſöllte. Es wäre zwar freylich einem Frauenzimmer ſehr anſtändig, wenn es ſo beſcheiden wäre, und nicht gleich ſein Wort von ſich gäbe. Aber die Beſcheidenheit hätte doch auch ihre Grenzen; und er wäre gar nicht der Mann, der mich deswegen weniger hochachten würde, daß ich dieſe Kleinigkeiten, welche nur ein verkehrter Gebrauch eingeführt hätte, aus den Augen ſetzte.

Sie ſehen alſo wohl, mein Herr, daß es nur bey mir ſteht, ob ich einen Mann haben will, der einmal vielleicht ſehr berühmt werden wird. Sie kennen aus dem wenigen, was ich ihnen geſagt habe vermuthlich ſeinen Charakter beſſer, als ich. Meynen Sie, daß er mich lieben wird? Oder glauben ſie, daß ich dieſe Parthey ohne Bedenken ausſchlagen kann? Ich bin mit aller Hochachtung

Ihre fleißige Leſerinn,
Juliane.

Leipzig,
am 18 November 1747.

N. S. Gehört das zu dem Charakter eines wahren oder falſchen Philoſophen, daß man die andern Gelehrten verachtet? Hierinn ſcheint mein Liebhaber es ſehr weit gebracht zu haben. Und mein Oheim hat mir im Vertrauen geſagt, daß er mit keinem einzigen von unſern Philoſophen oder übrigen Gelehrten recht zufrieden wäre.

Antwort.

Meine ſchöne Juliane,

Es gehört nicht ſo ſehr viel dazu, wie Sie meynen, einen Philoſophen kennen zu lernen. Ich bin Ihnen Bürge dafür, daß Sie Ihren Liebhaber ſchon beſſer kennen, als er ſich ſelbſt kennet. Fragen Sie Ihr eigen Herz um Rath, ob Sie ihn zu ihrem Manne erwählen ſollen, oder nicht. Es iſt meines Erachtens nicht ſo ſehr die Frage, ob er Sie lieben wird; ſondern ob Sie ihn werden lieben können. Das erſte ſcheint mir noch ſehr ſtreitig zu ſeyn. Denn Sie ſind dazu vielleicht zu liebenswürdig. Was aber das letzte betrifft, ſo iſt es, meiner Meynung nach, ausgemacht, daß Sie ihn nicht lieben werden. Denn ich merke es faſt, daß es Ihnen weder um einen berühmten, noch um einen gelehrten, ſondern allein um einen zärtlichen und liebenswürdigen Mann zu thun iſt. Wenn Sie aber ſo viel Luſt haben, etwas zu lernen, und zwar von einem Philoſophen; ſo ſagen Sie es Ihrem Herrn Oheim, daß er ihn bittet, Ihnen einige Stunden zu geben. Wenn er wider Vermuthen ſeine Philoſophie für eine ſolche Kleinigkeit hält daß er es ausſchlägt, Sie darinnen zu unterrichten: So kann das vielleicht eine Urſache ſeyn, warum ſich Ihr Herz nicht wider ihn erklärt. Sollte er es aber annehmen: ſo können Sie es ja auf einen Monat mit ihm verſuchen. Denn länger werden ſie es vermuthlich nicht aushalten, ſeine Schülerinn zu ſeyn. Sie werden alsdenn am beſten beurtheilen können, ob Sie Gedult oder Philoſophie genug gehabt hätten, ſeine Frau zu ſeyn. Ich bin mit aller zärtlichen Hochachtung, die ich einer ſo liebenswürdigen Leſerinn ſchuldig bin,

Ihr ergebenſter Diener
Der Jüngling.

Der Jüngling.

Funfzigſtes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 6 Dec. 1747.

Ich empfinde in keiner Jahrszeit meine Neigung zur Freude ſo ſehr, als in der itzigen. So ungereimt und widerſinniſch dieſes auch, dem erſten Anſehen nach, ſcheinen könnte: So glaube ich doch, daß ich mich recht gut verantworten kann. Ja ich denke, mein Temperament ſoll mir noch Ehre machen. Im Frühling und im Sommer iſt die ganze Natur um uns herum frölich. Sie erſcheint in aller ihrer Pracht, um alle unſre Sinne zu reizen, und verändert dieſelbe ſo oft, daß ſie uns immer neu bleibt. Sie giebt ſich alle Mühe, uns zu gefallen. Da iſt es ja gar keine Kunſt, frölich zu ſeyn. Man darf nur geſunde und empfindliche Sinne haben, man darf ſich beynahe nur leidend verhalten, man darf der Natur nur den Zutritt verſtatten; ſie wird die Freude immer mitbringen. Die unempfindlichſten, die grauſamſten Thiere würden uns beſchämen, wenn wir zu der Zeit fühllos und ſchläfrig bleiben wollten. Dem Winter ſelbſt fehlt es nicht an Reizungen. Die Natur ſucht ihn uns ſo erträglich zu machen, als ſie kann. Sie heitert manchmal ihr Geſicht auf, und ſucht ſich uns durch die vielen ſchönen Tage, die ſie uns gönnt, bey uns zu entſchuldigen, und uns zu überreden, daß ſie es nicht ſo böſe mit uns meynt, als wir zuweilen denken, und daß ſie aus Liebe zu uns, und nicht ohne Noth, oft ſo ſtrenge iſt. Sie verſpart auch mit Fleiß ihre meiſte Strenge auf die Nacht, da ſie ſelbſt ihren Kindern Gelegenheit verſchafft, ſich vor ihr zu ſchützen. Aber itzt ſcheint ſie von ihren vorigen Arbeiten auszuruhen, oder vielmehr mit der Zubereitung einer neuen Jahrszeit ſo ſehr beſchäfftigt zu ſeyn, daß ſie an unſer Vergnügen nicht ſehr denken kann. Wir werden von ihr uns ſelbſt überlaſſen.

lassen. Sie hat uns aber doch mit einem solchen Vorrathe von innerlicher Freude versorgt, und uns in den vorigen Jahrszeiten zu solchen Kräften kommen lassen, daß sie das Vertrauen zu uns haben kann, wir werden uns eine Zeitlang halten, und uns so lange mit uns selbst behelfen können, bis sie uns wieder zu Hülfe kömmt. Diesen Vorrath müssen wir also itzt angreifen. Itzt können wir uns die Freude zum Verdienste machen, weil wir selbst so viel Antheil daran haben. Sonst hatte unsre Seele einen großen Theil ihrer Frölichkeit den Sinnen zu danken. Itzt hat sie Gelegenheit, sich gegen sie erkenntlich zu bezeigen, und für sie anständige Ergetzlichkeiten zu erfinden. Sie kann versichert seyn, daß sie für ihre Mühe reichlich belohnet wird, und sich selbst dadurch einen großen Gefallen erweiset. Die Sinne werden ihren Dienst desto mehr erkennen, je mehr sie denselben nöthig haben. Ich kann itzt einem Manne gleichen, der sich bey dem herannahenden Winter seiner Jahre den rauschenden Ergetzlichkeiten des Hofes entzieht, der sich, wie Horaz sagt, in seine Tugend einhüllt, an dem kein äusserlicher Zufall haften kann weil er glatt, und rund, und in sich selbst ganz ist der sich die Dunkelheit, worein er sich begiebt, durch seine eigne Zufriedenheit und durch die Gesellschaft seiner Freunde heiter zu machen weis. So hülle ich mich auch itzt in meine Freude ein. Das trübste Wetter, die heftigsten Stürme können meine Ruhe nicht stören. Ich denke nicht daran, daß sie da sind. Oder wenn ich daran denke, so werde ich eben darüber vergnügt, daß ich vor ihnen sicher bin, und sie verachten kann. Ich empfinde beynahe eben das Vergnügen, welches, nach der Beschreibung des zärtlichen Tibulls, ein Liebhaber empfindet, wenn er in den Armen seiner Geliebten den Nordwind draußen rasen hört. Ich schaffe mir in meiner Stube, dem Sturme zum Trotz, eine besondre Jahrszeit. Ich versammle darinn alles, was mir die vorigen Jahrszeiten noch angenehmer ge-

mach

macht hat, als sie von Natur sind; nemlich meine Freunde und den Wein. Die grose Menge reizender Gegenstände, die sich uns in jenen darstellen, läßt uns nicht Zeit, einem jeden unter ihnen so viel Aufmerksamkeit zu widmen, als er verdient, weil man nicht gern einen einzigen ungenossen vorbey lassen will. Jtzt kann ich doch dem Weine Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und ohne Zerstreuung mit ihm umgehen. Sein Umgang hat so viel Anmuth, daß man in seiner Gesellschaft nicht allein alle Sorgen vergißt, sondern daß man auch nicht einmal daran denkt, daß es ausser ihm noch andre Ergetzlichkeiten gibt. Er weis sich zu dieser Zeit recht unentbehrlich zu machen. Und wenn man sich recht vertraut mit ihm einläßt: so entdeckt er uns alle seine Geheimnisse, und führt uns zu neuen Ergetzlichkeiten, die aber alle von ihm abhangen, und ihm niemanden untreu machen dürfen. Allein freylich sieht er seine Leute an, und, so ossenherzig er auch ist, so kriegen doch viele, die sich seiner Vertraulichkeit rühmen, in ihrem ganzen Leben nicht alles von ihm zu wissen, was er weis. Er macht es, wie ein ehrlicher Mann, der sich genöthigt sieht, mit allerley Leuten umzugehn, der zu höflich und zu galant ist, als daß er iemanden, der seine Bekanntschaft sucht, abweisen sollte; aber auch so viel Klugheit oder so viel edeln Stolz besitzt, daß er nicht iedem sein ganzes Herz schenkt, ehe er ihn recht kennt, und weis, daß es bey ihm angewandt ist. Ich bin also itzt, ungeachtet des schlechten Wetters, in eben dem glücklichen Zustande und in eben der Ruhe, worinn sich die meisten alten Leute zu befinden pflegen. Wenn diese zu andern Ergetzlichkeiten untüchtig, oder ihrer überdrüßig geworden sind, so halten sie sich noch an den Wein; sie nehmen zu ihm ihre Zuflucht, und werden von ihm in Schutz genommen. Allein ich bin noch glücklicher, wie sie gemeiniglich zu seyn pflegen. Ihnen fehlen die meiste Zeit Freunde, oder wenigstens solche Freunde, wie ich habe. Und das sieht der Wein

gern, daß man Freunde hat. Er wird noch einmal s
ſtark, er wird noch einmal ſo willig, uns zu erfreuen
wenn er ſich zeigen kann. Meine Leſer haben ſchon au
den Charakteren, die ich von einigen derſelben geliefer
habe, ſchließen können, daß ſie keine Feinde des Wein
ſeyn müſſen. Und von den übrigen, die ich noch beſchrei
ben werde, mögen ſie dieſes nur immer auch vorausſetzen
Das iſt immer einer von den Vorzügen, eine von den Be
kommungen der erhabenſten und feinſten Seelen, daß ſi
ſen ere Sinne, als andre, haben, wo ſie ſich nicht gar ſel
ber ihre Sinne ſo fein bilden; und ſolche Seelen pflegen
auch den Wein recht zu ſchätzen. Meine Freunde können
noch einen beſondern Anſpruch auf ihn machen, in ſo fern
ſie noch alle jung, und faſt alle zugleich Dichter ſind
Denn ein Jüngling oder ein Dichter, der den Wein haßt
läßt ſich ja gar nicht denken. Das Wetter mag alſo
auſſer unſrer Stube ſeyn, wie es die Natur für gut be
findet; wenn ſie es leiden kann, ich kann es auch noch
eine Zeitlang leiden. Ich bedaure nur, daß viele andre
Menſchen es nicht ſo gleichgültig anſehen können, weil
ſie nach ihre Glücksumſtände, oder, welches noch un
glücklicher iſt, durch ihre Gemüthsart genöthigt ſind, eine
von meinen beyden Ergetzlichkeiten, oder noch öfter, beyde
zu entbehren.

Einer von meinen Freunden bat uns neulich, einen
Abend bey ihm zuzubringen. Ich freute mich den gan
zen Tag auf das Vergnügen, das ich den Abend in einer
ſo angenehmen Geſellſchaft zu hoffen hatte. Ich war ſo
aufgeräumt, daß alle, die mich ſahen, eine mehr, als ge
wöhnliche, Heiterkeit an mir bemerkten, und mich um die
Urſache derſelben fragten. Ich ſtund bey ihrer Frage
ſehr betroffen, und wußte kaum, was ich ſagen ſollte;
denn die wahre Urſache mußte ich, des Wohlſtandes we
gen, und aus Mitleiden, verſchweigen, um ſie nicht über
mein

mein Glück neidisch, und über ihre Armuth an dergleichen Ergetzlichkeiten schamroth zu machen. Ich dachte in dem Augenblicka nicht daran, daß es Leute genug giebt, die bey einer solchen Erzählung ganz gesetzt und ruhig bleiben können; die sich selbst genug sind, und sich entweder nach gar keiner Gesellschaft sehnen, oder eine so allgemeine Menschenliebe besitzen, daß ihnen iede Gesellschaft willkommen ist. Ich war von der Größe meines Glücks so sehr eingenommen, daß ich glaubte, man könnte sich nicht enthalten, mich zu beneiden. Wir erschienen noch vor der bestimmten Zeit der Zusammenkunft, weil wir sie vor Verlangen nicht hatten erwarten können; da viele sie mit Zittern erwarten, und sich mit Fleiß so lange, als möglich, verspäten, wenn sie in eine Gesellschaft kommen sollen, wo sie vor langer Weile und vor Verdrusse sterben möchten, um deren willen sie sich die ganze Zeit vorher Verstand und Witz abgewöhnen, sich zu einer Art von Schlafsucht verhelfen müssen, und noch Ursache haben, sich für glücklich zu halten, wenn sie es so weit bringen können. Sobald wir bey einander waren, so hatten wir so viel zu reden, ob sich gleich keiner vorher darauf gerichtet, und zu Hause Bücher nachgeschlagen hatte, um sich mit Materie zu versorgen, daß es uns an Zeit fehlte, uns über das schlechte Wetter zu beklagen, so sehr es auch zu entschuldigen wäre, wenn dieses itzt einem einfiele. Wir hatten nicht einmal Zeit, ans Spielen zu denken, das doch sonst mit Recht einen Platz in der Gesellschaft verlangen kann, wenn man die meisten Kräfte und das größte Vergnügen auf die Tafel versparen will. Wir setzten uns darauf zu Tische, der einen Ueberfluß hatte, welcher unter allen andern der rühmlichste und unentbehrlichste ist; einen Ueberfluß an Wein. Meine Leser werden nicht verlangen, daß ich ihnen sagen soll, wie viel wir getrunken haben. Man kann dieses nicht leicht wissen, wenn man nicht, wegen der Kargheit des Wirthes,

genöthigt iſt, die Tropfen zu zählen; und in dieſem betrübten Falle trinkt man gemeiniglich ſehr wenig. Man kann es nicht einmal vorher beſtimmen, ſondern man muß es bloß auf die Freude ankommen laſſen. So viel kann ich ihnen nur ſagen, daß wir ſehr frölich waren, und auch frölich geblieben ſind. Der Pöbel pflegt nur mit der Menge der ausgeleerten Gläſer zu pralen, und ſucht uns dadurch zu bereden, daß er wahrhaftig vergnügt geweſen ſey. Vernünftige Leute ſagen, daß ſie viel getrunken haben, wenn ſie ſehr frölich geweſen ſind; und vielleicht haben ſie doch oft nicht halb ſo viel, als jene, getrunken; denn bey ihnen geht kein Tropfen verlohren. Ich wollte wünſchen, daß ich alles erzählen könnte, was geredet wurde. Ich dürfte von keinem meiner Freunde den Vorwurf befürchten, den Martial einem ſchwatzhaften Geſellſchafter machte:

Tu non ſobria verba ſubnotaſti,
Exemplo nimium periculoſo.

Allein, wer iſt der Mannichfaltigkeit der Gedanken gewachſen, welche das Vergnügen eingiebt, und die mit einer ſo erſtaunlichen Geſchwindigkeit abwechſeln? Viele Scherze ſind auch nur in dem Augenblicke ſo ſchön, worinn ſie geſagt werden. Sie verlieren etwas von ihrem Schimmer, wenn ſie, ſo zu ſagen, aus ihrer Einfaſſung und aus der Reihe ihrer Geſellſchafter herausgenommen werden. Sie paſſen eigentlich nur in dieſen oder jenen Zuſammenhang von Geſprächen, welche Vorbereitungen zu ihnen geweſen ſind. Wie oft iſt man unglücklich, wenn man aus einer ſchönen Comödie einem andern, der ſie nicht geſehen hat, einen guten Einfall ſagen will. Man wundert ſich, warum er jenem nicht gefällt, oder nicht ſo ſehr gefällt, als wir es verlangen, und als wir uns erinnern, daß er uns gefallen hat. Allein, man müßte ihm oft ganze Auftritte vorſagen, worauf ſich dieſer Einfall bezieht,

zieht, wenn er seine gehörige Wirkung haben sollte. Man muß oft den ganzen Character der Person kennen, die ihn vorgebracht hat. Genug, wir hatten alles das, was ein gewisser Franzose, der, wie der gröſste Theil seiner Nation, die Sache verstand, in einer artigen und liebenswürdigen Gesellschaft antreffen will; schalkhafte, aber nicht freche Lieder; lebhafte, aber nicht heftige Streitigkeiten; feine, aber nicht giftige Spöttereyen. Ich will doch eins von den Liedern hersetzen, die damals gesungen wurden. Das Andenken eines solchen Abends machte mich noch lange hernach so vergnügt, daß ich mich wohl nicht werde enthalten können, meinen Lesern künftig noch mehr Nachrichten von den übrigen Arten der Ergetzlichkeiten mitzutheilen.

Der gute Brauch.

Ich höre gern beym Weine singen,
Zumal, wenn man vom Weine singt.
Er macht, daß alle Stimmen klingen,
Daß selbst des Dichters Lied gelingt.
Ihr werdet ihn doch nicht vertreiben;
Mich dünkt, es ist ein guter Brauch.

Chor:
Das meynen wir auch;
Er ist vortrefflich; er soll bleiben!

Nach meinem wenigen Bedünken
Muß wohl der Trieb, uns zu erfreun,
Die Lust und das Talent zu trinken
Dem Menschen angebohren seyn.
Der Trieb ist uns als Grundtrieb eigen,
Und nicht etwan ein bloßer Brauch.

Chor:
Das meynen wir auch;
Das wollen wir noch heute zeigen.

Von guten Bräuchen alter Zeiten
Pflegt man doch nicht leicht abzugehn.

Und wer wird hier nicht ohne Streiten
Dem Wein den Vorrang zugeſtehn?
Wir ließens alſo doch beym Alten,
Wär auch das Trinken nur ein Brauch.

Chor:

Das meynen wir auch;
Wir wollens immer beybehalten.

Wenns auch noch nicht erfunden wäre:
O wir erfündens noch der Welt,
Wir pflanzten Wein, bey meiner Ehre!
Und ſchenkten ihr ihn, ohne Geld.
Wir würden ſie uns recht verbinden.
Wir würden ewig, wie der Brauch.

Chor:

Das meynen wir auch;
Wir würdens ganz gewiß erfinden.

Ihr wißt, wie Scherz und Spott gefallen;
Es fehlt uns nicht an Stoff und Muth.
Da ſind nun wohl gewiß vor allen
Die Narren und das Waſſer gut.
Wie nützt man nicht durch ſcharfes Spotten!
Und ſelbſt der Wein erhält den Brauch.

Chor:

Das meynen wir auch;
Wir denken ſie noch auszurotten.

Fang ich erſt an ein Glas zu leeren,
So ſchenk ich gleich auch wieder ein.
Man pflegt ſo bald nicht aufzuhören;
Und dazu fehlts hier nicht an Wein.
Das wird wohl euer Lob erlangen.
Man ſagt, das ſey ein alter Brauch.

Chor:

Wir haben ihn auch;
Allein man pflegt auch anzufangen.

Leipzig, bey Johann Wendlern.

Der Jüngling.

Ein und funfzigſtes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 13 Dec. 1747.

Ich will mich heute mit meinen Leſern von meinem Siege über das Herz der Frau Richardinn unterhalten. Ich bin eine Zeitlang bey mir angeſtanden, ob ich es thun ſollte. Sie kann es erfahren, und zornig werden, ſagte ich zu mir ſelbſt; ſie wird mich verdammen, und, ob es gleich einem Menſchen ſehr wohl gehen kann, wenn ihn eine Betſchweſter der Hölle übergeben hat, ſo wollte ich ſie doch lieber bedauern, als beſchreiben. Endlich ſiegte meine Eitelkeit über dieſe Betrachtungen. Ich will meine Begebenheit erzählen, und es meinen Leſern überlaſſen, ob ſie mich der Frau Richardinn verrathen wollen, oder nicht.

Meine Schöne iſt alſo die Betſchweſter, die uns auf unſrer Schaubühne ſo oft aufgeheitert, und ſelbſt in viele finſtre Stirnen Licht und Freude gebracht hat. Die Frage iſt natürlich, wie ich mit ihr bekannt bin. Allein man erinnere ſich nur, daß in ihrem Hauſe ein unſchuldigen Chriſtianchen, und ein aufgewecktes Lorchen war, und daß ich keine Gelegenheit vorbey laſſe, wo ich ein liebenswürdiges Frauenzimmer kennen lernen kann. So wird man leicht begreifen, wie ich in die Bekanntſchaft der Frau Richardinn gekommen bin.

Man wird ſich auch erinnern, daß Herr Simon, und ſein Vormund, Herr Ferdinand, mit beiden Frauenzimmern nach Berlin giengen. Die Frau Richardinn ließ ſolches ohne Umſtände zu, weil ſie ſich im Herzen freute, daß ſie mit Lorchen ein nackend Mädchen los wurde, die in ihrem Leben nichts, als ein paar weltliche Augen, und ein paar weiſſe Hände hatte, wie ſie ſagte, und weil ſie für ihr Chriſtianchen einen ſteinreichen

Mann zum Schwiegersohne bekam. Nunmehr konnte sie ihre Wirthschaft ins Kleine ziehen; sie konnte eins von den gottlosen Gesinden abschaffen, die auch keine Gesindedienste thun müßten, wenn ihre Aeltern fleißiger gebetet hätten; folglich konnte sie für eine Leiche mehr einen Kranz machen lassen, und noch eine tombackne Dresse für die Kirche schaffen. Kurz sie wurde auch in ihren christlichen Uebungen weniger gestört. Im Vorbeygehen muß ich erinnern, wie es mit unsern Verliebten gegangen ist. Herr Simon hat kein ganzes Jahr auf seine Braut warten können. Es können sich also diejenigen beruhigen, welche sich eine Angst gemacht haben, ob die Heyrath auch gewiß noch vor sich gehen würde. Man hat mir in Vertrauen die Nachricht gegeben, die ich meinen Lesern mittheilen will, mit Bitte, sie nicht weiter auszubreiten, daß sich ein berühmter und großer Mann entschlossen habe, die Fortsetzung des letzten Aufzuges der Betschwester in einer besondern Comödie zu liefern, und die Trauung, die Hochzeit, und den Tanz darinnen vollständig zu beschreiben. Es ist auch kein Zweifel, daß er das Verlangen einiger andern befriedigen, und den Knoten in seine Fortsetzung bringen werde, den Herr Gellert in seinem Lustspiele vergessen hat.

Da ich also nicht mehr in Lorchens und Christianchens Gesellschaft seyn konnte: so hatte ich Gewalt genug über mich, die Frau Richardinn nicht mehr in ihrer Andacht zu stören. Ich suchte mich also ihrem Hause zu entziehen, ohne den Wohlstand zu beleidigen. Aber ich wußte nicht, daß die fromme Frau mich für einen stillen Menschen hielt, der nicht so weltlich wäre, als andre junge Leute. Ich besuchte sie noch einigemahl, und weil ich Lust hatte, sie nicht wieder zu besuchen: so sagte ich einmal bey dem Weggehen zu ihr, ich glaubte nicht, daß ich mir künftig die Freyheit nehmen dürfte, sie oft zu besuchen. Die Welt liegt im Argen, meine liebe Frau Richardinn; die Frommen werden am meisten beredet, und was

würden

würden die gottlosen Menschen sagen, wenn ich, als ein junger und lediger Mensch, eine Wittwe so oft besuchte? Ach nein, versetzte sie mit einer heiligen Freundlichkeit; das haben wir nicht zu befürchten. Die Menschen sind freylich böse; die Liebe ist ganz erkaltet; es ist keine Redlichkeit mehr in der Welt. Aber wir dürfen uns vor ihren Nachreden nicht fürchten. Ich bin ja eine Frau, die sich der verderbten Welt in keinem Stücke gleichstellt; ich bete und singe ja alle Tage, und wenn wir gleich alle vor Gott Sünder sind, so loben mich doch die Menschen wegen meiner Frömmigkeit, wenn ich es gleich nicht verdiene. Es giebt noch gute Herzen, die schon wissen, wie wir mit einander stehen. Und wenn es einige so gottlose Leute giebt; was geht das uns an? Ich sage immer, der Mensch sieht, was vor Augen ist; wenn wir aber nur ein reines Gewissen haben, so sieht es mit uns gut aus. Besuchen sie mich also immer; sie sind stille, und wissen manchmal etwas zu erzählen, daß es einem durch das Herz geht. Ich bin eine arme Wittwe, die keinen Trost mehr auf der Welt hat. Wittwen und Waisen sind auf der Welt verachtet; alle Menschen laufen über sie weg, und wenn nicht manchmal eine oder die andre gute Freundinn, oder ein Armer, dem ich von meinem Armuth, nach meinem Vermögen, gutes thue, zu mir käme, so wäre ich ganz verlassen. Kommen sie also immer zuweilen zu mir. Da sie dieses sagte: so holte sie zuweilen einen tiefen Seufzer, der mir zwar etwas Ungewöhnliches zu haben schien, welches ich aber damals nicht völlig bemerkte. Sie hatte auch ein so freundliches Gesicht, als ob ihr die Zinsen von einem Capitale gebracht worden wären.

Was soll ich anfangen? Soll ich eine arme Wittwe, die keinen Trost mehr auf der Welt hat, verlassen, ich, der ich manchmal etwas erzählen kann, daß es einem durchs Herz geht? Ich verspreche es also, und will die gottlose Welt reden lassen, wenn nur wir, ich, und die Frau Richardinn ein reines Gewissen haben. Wir sind

auch, ſo viel ich weis, mit einer übeln Nachrede verſchont worden; denn ich bekam immer Verhinderungen, wenn ich ſie beſuchen wollte. Damit der Beſuche deſto weniger werden möchten: ſo gieng ich zu ihr, wenn ſie in ihren Betſtübchen war. Ich hoffte, daß es mir ſo gut, als den Bettlern, gehen würde, die ſie alle ohne Barmherzigkeit abweiſen ließ, wenn ſie zu der Zeit kamen, da ſie ihre Andacht hatte, und die hatte ſie ſehr oft. Die fromme Frau! Allein ich irrte mich in meiner Hoffnung. Sie ſetzte ihre Uebungsſtunden immer aus, mit dem Vorſatze, es mit dem Himmel ein andermal wieder gleich zu machen. Ob ſie gleich eine außerordentlich fromme Feindinn von allen Eitelkeiten der Welt, und alſo auch vom Caffee war, ſo wurde ich doch allezeit damit bewirthet, und dieſes that ſie mit einer Willigkeit und Uneigennützigkeit, die recht löblich war, ungeachtet ſie einen ieden Pfennig, den ſie Armen gab, erſt zehnmahl umwandte. Sie war auch immer ſehr freundlich, und lachte zuweilen, und hieß mich einen Loſen, nicht anders, als ob ich mit ihr geſcherzt, oder ihr Schmeicheleyen vorgeſagt hätte.

Nunmehr fing mir an, ein Licht aufzugehen. Aus Andacht ſetzt man die geiſtlichen Uebungen nicht aus, damit ein junger, obgleich ſtiller Menſch länger verziehen ſoll. Ich nahm auch in den Kleidern, die von ihrer Großmutter bis auf ſie ungeändert gekommen waren, einige Aenderungen nach der Mode wahr. Hätte man von der Frau Richardinn vermuthen ſollen, daß aus ihrem langen Pelze noch eine Rüſſienne werden könnte? Solche Wunder konnte ihre Andacht nicht thun, aber wohl meine ſtille Jugend. Sie ſeufzte zwar noch oft, wenn ich zugegen war; ſie richtete auch ihre Geſpräche ſo ein, daß ihr Ach einem mitleidigen, oder zornigen Seufzer ähnlich ſeyn konnte, wenn man ſie nicht ſah. Sie ließ aber zwiſchen ihrem Ach, und ihren Ausrufungen, welche bald condoluten, bald verdammten, ſo viel Zwiſchenraum von Zeit, und ſah mich mit ſo begierigen Augen dabey an, daß ich

endlich

endlich ihre Sprache verſtehen lernte. Wie erſtaunte ich nicht über die Gewalt der Liebe! Man ſollte denken, die böſe Luſt, denn ſo nennen doch die Betſchweſter und Betbrüder, alle Liebe, ſie mag unſchuldig ſeyn, oder nicht, dürfte ſich in eine ſolche Betſtube nicht wagen. Doch die Liebe, die ſonſt einen ſo guten Geſchmack hat, bekömmt zuweilen auch ihre eigenſinnigen wunderlichen Einfälle. Sie macht ſich freylich wohl die meiſte Zeit aus dem Zorne der Richardinnen nicht viel, die ſie verachten, weil ſie von ihr verachtet werden, die ſich rühmen, über ſie zu triumphiren, weil ſie nicht mehr über ſie triumphiren will. Allein zuweilen kehrt ſie zurück, um ſich eine Freude mit ihnen zu machen. Sie begiebt ſich in ihre Augen, die ſo weit von der Stirne abgelegen ſind, daß man ſie kaum darinnen wahrnehmen kann; ſie legt ſich in die Runzeln, und da ſieht die Liebe nicht anders aus, als eine junge blühende Schönheit, die aus Scherz eine ſehr häßliche Larve vornimmt. Einen ſolchen Scherz treibt die Liebe zuweilen mit denen, die ſich hinter einer Schutzmauer von andächtigen Seufzer entſetzlich trotzig anſtellen. Ein junger ſtiller Menſch, der nicht ſo weltlich iſt, als andre, weil er ſie nicht offenbar verſpottet, ſtößt die Schutzmauer um, und die Liebe hat den freyſten Zutritt zu ihnen, wenn ſie nur will.

Ich fieng zu Hauſe, da ich in meiner Einſamkeit über meine Begebenheit nachdachte, überlaut an über meinen Sieg zu lachen. Ich beſchloß, den Fortgang dieſer Liebe noch einmal anzuſehen, und ihr auf einmal ein Ende zu machen. Damit aber meine Anbeterinn deſto ſchmachtender ausſehen möchte, ſo ſtellte ich meine Beſuche einige Wochen ein. Ich gieng einigemal bey ihrem Hauſe vorbey, und ich fand ſie allezeit am Fenſter. Endlich kam die Zeit, da ich meinen letzten Beſuch bey ihr abzuſtatten dachte. Ich war ohne Zweifel Urſache geweſen, daß ſie manche Betſtunde eingehen laſſen, um den glückſeeligen Stunden nachzudenken, die ſie mit ihrem lie-

ben Eheherrn zugebracht hatte. Es war Zeit, ſie nicht länger von ihrem Singen abzuhalten.

Nachdem ich gemeldet worden: ſo gieng ich mit dem Vorſatze zu ihr hin, ſie ſo weit zu bringen, als mein Vergnügen nicht darüber litte, und ſie alsdann einer verliebten und betſchweſterlichen Verzweiflung zu überlaſſen. War ich ſonſt über ihre verliebten Augen erſtaunt: ſo erſtaunte ich itzt weit mehr über ihren verliebten Anzug. Die Frau **Richardinn** hatte ſich ihre Haare friſiren laſſen, ſie trug ein Kopfzeug, daß ſo ſehr nach der Mode war, als es ihre neue und noch unvollſtändige Kenntniß derſelben zuließ, und ihr Halstuch hatte ſich in einen Palatin verwandelt. Sie empfing mich ſo freundlich, wie eine junge Braut, und ſie kam mir ſo luſtig vor, daß ich gern laut gelacht hätte. Nachdem wir uns geſetzt hatten, ſo ſuchte ich vor allen Dingen das Geſpräch auf die Moden zu lenken. Ach! fing ſie an zu ſeufzen, ja wohl iſt die Welt ſehr eitel; die Frommen ſelbſt müſſen ſich ein wenig nach der Mode richten, damit ſie nur nicht von den Gottloſen verlacht werden. Wer kann denn die arge Welt beſſern? Ich denke, Gott wird mirs vergeben, daß ich mich vom Strome hinreißen laſſe. Wenn ichs nicht thue, ſehen ſie, ſo beſchuldigen einen die Leute eines Geizes, und weil ich denn das vermeiden will, ſo muß ich mich ein wenig mehr nach meinem Stande kleiden. Wenn man nur ein demüthiges und zerknirſchtes Herz hat! Ich habe auch ein Gelübde gethan, daß ich die Kanzel kleiden laſſen will, weil ich mich neu gekleidet habe. Allein ihre Mine ſagte ganz etwas anders: Wenn ich ihnen, die ſie ſo jung ſind, doch nur in dieſem Anzuge gefallen könnte! Scheine ich ihnen denn ein wenig jünger zu ſeyn? Es gab ſich aber dieſe Frage dennoch ein ſo andächtiges Anſehen, als wenn ſie mich hätte bewegen wollen, daß ich doch barmherzig ſeyn und ja nicht Nein antworten ſollte.

Bald darauf fragte ich nach ihrer Tochter in Berlin, nach dem Herrn **Simon**, und nach **Lorchen**, wie ſie

ſich

ſich befänden? Wie ſie ſich befinden, antwortete ſie; als Leute, die ſich aus ihrer Mutter nichts machen. Ich habe doch meine Tochter zu allem Guten erzogen; ich habe immer zu ihr geſagt, ehre deine Mutter, auf daß dirs wohlgehe; ich habe ſo fleißig für ſie gebetet; aber denken ſie nur das böſe, das gottloſe Kind, wie es ſeine arme Mutter kränket. Da iſt ſie in die Wochen gekommen; denken ſie, daß ſie ihrer getreuen Mutter, die ſo viel ſchlafloſe Nächte um ſie gehabt hat, ihres Mannes Mutter vorgezogen, und mir keinen Gevatterbrief zugeſchickt hat? Ich mag ihr, und ihrem Manne, von dem ich noch keinen Brief geſehen habe, wohl zu lange leben. Aber es kann ihr nicht wohl gehen. Es kränkt mich nur, daß ich mein Vermögen einmal lachenden Erben hinterlaſſen ſoll. Aber, ſagte ich, was macht Lorchen? Das ſchien mir ja ein artiges, verſtändiges und tugendhaftes Frauenzimmer zu ſeyn. Ach ja, das war ſie, verſetzte die Frau Richardinn; ich glaube ganz gewiß, daß ſie meiner Tochter von einer ſolchen himmelſchreyenden Undankbarkeit abgehalten hätte, wenn ſie ihr folgen wollen. Gott wird ihr es auch wohl geben laſſen. Aber meine Tochter, und mein Schwiegerſohn, die haben es nicht um mich verdient, daß ſie nach meinem Tode von mir erben ſollen. Ich würde mich niemals zu einer andern Heyrath entſchließen, aber ihre Undankbarkeit könnte mich zu einem ſolchen Entſchluſſe bringen. Ich befürchte nur die Reden der Welt; ich bin nicht mehr die jüngſte Frau, aber wahrhaftig, wenn ſich ein hübſcher Menſch fände, von dem ich glauben könnte, daß er dankbarer wäre, als meine böſe Tochter; ich wüßte nicht, was ich thäte; doch die Welt möchte wohl gar zu ſpöttiſche Zungen haben. Meynen Sie nicht? Unterdeſſen daß ſie dieſes ſagte, verſicherten mich ihre Augen alle Minuten, daß ich der hübſche Menſch wäre, den ſie für dankbarer hielt, als ihre böſe Tochter. Ihre Klagen wider ihre Tochter halfen mir auf einen Einfall, wie ich mich auf einmal von ihrer Liebe befreyen wollte.

Ich ſehe nicht, antwortete ich mit niedergeſchlagnen Augen, und ergriff zugleich ihre Hand, was ſie von einer andern Heyrath abhalten ſollte. Sie ſind ja ſo alt noch nicht; ich ſehe ihnen das hohe Alter nicht an. Es würden ſich tauſend glücklich ſchätzen, wenn ſie von ihnen geliebt werden ſollten, und da ich dieſes ſagte, bückte ich mich nieder und küßte ihr die Hand.

Ach, ſagte ſie mit einer frommen Schamhaftigkeit, gehen ſie, Leſer, ſie wollen mit mir ſcherzen? Wollen ſie auch über eine Wittwe ſpotten? Ob ich gleich noch nicht die älteſte bin, ſo bin ich doch viel zu alt für ſie. Das ſagte ſie aber mit einem Geſichte, das gar nicht die Abſicht hatte, mich dadurch abzuſchrecken.

Unterdeſſen daß ſie mir antwortete, gewann ich wieder Zeit,

eine

eine frevere Stirn anzunehmen, und die Bewegungen ihrer Freude zu beobachten. Denn ich war für meine kleine Bosheit, ihr eine vergebliche Freude zu machen, mit der Reue, eine sechzigjährige Hand geküßt zu haben, so sehr bestraft, daß ich eben so wenig, als ein junges Frauenzimmer, das zum erstenmale geküßt wird, gleich in die Höhe sehen konnte.

Wie soll ich aber das frölichе Gesicht der Frau Richardinn mit seinem weitläuftigen Inhalte beschreiben? Kürzer kann ich nicht seyn, als wenn ich alles ins besondre nenne, woraus es itzt zusammen gesetzt war. Man stelle sich also in diesem Gesichte das Alter mit seinen Runzeln, und die erstorbnen Augen, dann die Häßlichkeit, die ihm von je her eigen gewesen war, dann die Andacht, die der Himmel um die Welt ansprach, dann die Frölichkeit, und die heimliche Begierde nach Freuden, die sechzig Jahren nicht gebören, alle diese Dinge stelle man sich als ein Ganzes vor. Alsdann hat man eine mittelmäßige Copie von ihrem frölichen Gesichte. Es wird sich aber den Augenblick ein wenig ändern. Ich nahm meine Zuflucht zu einer Erdichtung, und entwich dadurch zugleich dem Abendessen, wozu man mich schon genöthigt hatte. Das liebenswürdige Lorchen wird mir diese Erdichtung vergeben.

Ich bedaure weiter nichts, antworte ich, Madame, als daß ich mir das Glück nicht anmaßen darf, das man in ihrer Liebe finden würde. Wie vergnügt würde ich seyn! Allein das Schicksal ist zu neidisch gewesen. Ich habe Lorchen mein Wort gegeben, und warte nur auf ein Amt, und Herr Simon ist so gütig, und will sie ausstatten, und ihr fünftausend Thaler zum Brautschatze mit geben.

Dieses, was ich sagte, schlug sie so sehr nieder, als wenn sie den Teufel geflucht hätte. Nachdem sie sich erholt hatte, sagte sie mit einem Seufzer, der nunmehr wiederum ganz andächtig, und zugleich ein wenig spöttisch seyn sollte, dem sie aber seinen verliebten Ton noch nicht völlig nehmen konnte; Wie es doch das Glück wunderbar fügt! So ist also meine vorige Ausgeberinn, Lorchen, ihre Versprochne? Meinethalben, ein jeder sorgt für sich. Der Himmel lasse es ihnen wohl gehen! Wenn mein Schwiegersohn so viel Geld übrig hat, daß ers seinen Kindern nehmen kann, ich bin es zufrieden. Ich wünsche ihnen viel Seegen.

Darauf wurde unter uns eine kleine Stille. Ich danke ihnen ergebenst für ihren andächtigen Wunsch, meine Frau Richardinn; ich empfehle mich ihnen, und darauf griff ich nach meinem Hut und gieng fort.

A.

Der Jüngling.

Zwey und funfzigſtes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 20 Dec. 1747.

Es iſt ein außerordentliches Glück, nur einen Freund zu haben, der mit den Eigenſchaften eines rechtſchaffnen und zärtlichen Herzens einen aufgeheiterten Verſtand und einen muntern und lebhaften Geiſt vereinigt; es iſt noch ein größers Glück, viele ſolche Freunde zu beſitzen: Aber nichts kann das Glück übertreffen, von Freunden geliebt zu werden, die ſich, ieder durch einen beſondern Charakter der Redlichkeit, der Zärtlichkeit, des Verſtandes, und des Witzes von einander unterſcheiden. Man darf nur überlegen, wie mannichfaltig und abwechſelnd die Freuden, die man in dem Umgange mit ſolchen Freunden genießt, durch die Verſchiedenheit ihrer Charakter werden müſſen. Eben das Vergnügen, das uns dieſer Freund macht, ſcheint uns ein Vergnügen zu ſeyn, das wir noch nicht genoſſen haben, wenn es uns ein andrer macht. Dieſes Ganze von ſo mannichfaltigen Freuden, wenn ich ſo ſagen darf, iſt vielleicht das einzige, was mit dem Vergnügen einer zärtlichen Liebe und Hochachtung zwiſchen Perſonen beyderley Geſchlechtes, um den Vorzug ſtreiten kann. Ich habe ſo viele Freuden in meiner Gewalt; ich würde mein Vergnügen darüber nicht mäßigen können, wenn es nicht der traurige Gedanke thäte, daß ein ſolches Glück zallzuvollkommen iſt, als daß es lange Beſtand haben könnte.

Alles Vergnügen, was von einer andern Urſache, als von der Freundſchaft, herkömmt, hat den Fehler, daß man es nicht gar oft ganz unverändert genieſſen kann, ohne mit der Zeit ein wenig gleichgültig dagegen zu werden. Es bleibt uns allezeit angenehm; man weis ſo gut mit ihm zu leben, daß man es nicht wegweiſt, wenn es

ſich uns anbietet. Man geht mit ihm, wie mit einem guten Bekannten um, mit dem man ſich unterhalten kann, ohne verdrießlich zu werden, wenn er uns die Ehre erweiſt, uns zu beſuchen; er iſt uns allezeit willkommen; aber man nöthigt ihn doch eben nicht ſehr, daß er bald wiederkommen ſoll. Mit dem Vergnügen, das uns die Freundſchaft giebt, hat es eine andre Bewandniß. Es wird uns nicht allein niemals gleichgültig, ſondern man will es ohne Aufhören genieſſen. Ein jeder wiederholter Genuß ſcheint uns hier allemal der erſte zu ſeyn.

Bey keinem Vergnügen kann alſo die Neuheit, die Veränderung, und Abwechslung entbehrlicher ſeyn, als bey dem Vergnügen der Freundſchaft. Die Zärtlichkeit eines Herzens iſt einem andern ſo genug, und ſo reich und fruchtbar an Erfindungen, daß daſſelbe in einer beſtändigen Freude erhalten werden kann; aber die Dankbarkeit des andern Herzens, und ſeine Nacheiferung iſt auch eine Quelle von ſo manchen Vergnügen, daß man kaum begreift, wie unſer Geiſt fähig genug iſt, alle Empfindungen zu faſſen, die uns das Glück, mehr als einen Freund zu haben, nothwendig verurſachen muß. Wenn man nur einen zärtlichen und gewiſſen Freund hat, ſo glaubt man ſchon ſo glückſelig zu ſeyn, daß man es nicht mehr werden könnte, wenn man auch von mehrern Freunden geliebt würde. Erhält man ſie, ſo wird freylich unſer Glück noch gröſſer; das Vergnügen aber kann dem Genuſſe nach kaum mehr zunehmen. Ich weiß nicht, ob dieſer Unterſchied empfindlich genug iſt; denn dieſe Gedanken beſchäftigen meinen Geiſt ſo ſehr, daß es mir faſt an Zeit fehlt, ſie ſo deutlich auszudrücken, als ich ſie denke. Die Freude über einen Freund nimmt allein ſchon meinen ganzen Geiſt ein, und erfüllt alle ſeine Empfindungen: kömmt die Freude über einen andern Freund hinzu; ſo iſt ſie ſo ſtark nicht, daß ſie die andre verdrängen könnte; ſie umgiebt mich alſo, wenn mich jene einnimmt, und wird ſie noch

mit

mit einer Freude vermehrt, ſo wird das erſte Vergnügen nicht ſowohl erhöht, als vielmehr dem Umfange nach erweitert; nur der Zufluß der Freunde wird ſtärker. Wenn der Ausdruck, daß eine Seele im Vergnügen ſchwimme, in ſeinem ganzen Verſtande wahr ſeyn kann, ſo iſt er niemals richtiger, als wenn er bey der Freude, die man über den Beſitz vieler Freude empfindet, gebraucht wird. Kein Bild iſt ſo fähig, als dieſes, die ganze Größe derſelben vorzuſtellen.

Einen ſolchen Zuwachs erhält das Vergnügen der Freundſchaft von der Menge der Freunde; ſeine Neuheit, Mannichfaltigkeit, und Abwechslung erhält es von der Verſchiedenheit ihrer Charaktere. Sie bringt, wenn ich ſo ſagen darf, verſchiedne Proſpecte in das Vergnügen der Freundſchaft. Ein Menſch, der ſo glücklich iſt, als ich, iſt wie einer, der mitten in einer herrlichen Gegend wohnt, an welcher die Natur alle ihre Kunſt und Pracht verſchwendet hat. Er kann ſie nicht überſehen; aber wo ſich nur ſeine Augen hinwenden, ſehen ſie eine neue ſchöne Ausſicht; hier einen ſtolzen Wald, dort eine blumigte Wieſe, dort ein angenehmes ſtilles Thal; überall aber iſt er in einer ſchönen Gegend. Ein Menſch, der viele von einander unterſchiedne Freunde hat, genießt eine Freude, die alle Augenblicke neue Geſtalten erhält; überall aber lebt er mitten im Vergnügen. Es iſt aber ſo groß, daß er vielleicht mehr, als Jahrhunderte, brauchen würde, wenn er die mannichfaltigen Seiten deſſelben alle kennen lernen wollte. Wie könnte eine kürzere Zeit dazu hinreichend ſeyn, da ein einziger Proſpect ſo viel Zeit braucht, wenn man ihn mehr, als flüchtig, betrachten will?

Das Lob oder der Tadel eines Freundes macht keinen geringen Theil des Vergnügens der Freundſchaft aus. Ein Philet lebt anders, als ein Clitander; wenn dieſer die Hitze ſeines aufrichtigen Lobes nicht mäßigen kann,

und die Empfindungen seiner Zufriedenheit über seinen Freund eben so stark und lebhaft ausdrückt, als sie sein Herz fühlt, so wird iener vielleicht mit seinem Lobe nicht so gerecht, als mit seinem Tadel zu seyn, und uns einen Theil seines Beyfalls zurück zu halten scheinen; uns aber doch seine freundschaftliche Ungerechtigkeit merken lassen, die uns eben so sehr schmeichelt, als das hitzige redliche Lob des andern, das er unaufgehalten herausbrechen ließ, ob er gleich unsre Bescheidenheit kannte. So wird Philet seinen Freund tadeln, wie Swift etwa einen Freund getadelt haben würde, und Damons Verweise werden fontenellische Verweise seyn. Man wird aber weder den einen noch den andern Tadel gegen einander vertauschen wollen, und man wird eben so vergnügt seyn, wenn ein andrer wie Horaz, ein andrer wie Juvenal, und ein andrer, wie Moliere tadelt.

Man stelle sich einmal meine Freunde, Philoten, Ariston, Clitandern, meinen Damon, Mentorn, Lälius, Cleanten und Philinten, in einer Gesellschaft vor. Die Redlichkeit eines ieden hat etwas, wodurch sie sich von der Redlichkeit des andern unterscheidet; die Zärtlichkeit dieses Freundes ist männlicher, und ernsthafter; die Zärtlichkeit eines andern ist hitziger; dieser zeigt sie auf eine jugendliche, ein ander auf eine stille einschmeichelnde Weise; die Charaktere ihres Verstandes, ihrer Einfälle und Scherze sind eben so verschieden. Wenn diese Freunde bey einander sind, so zeigen sie sich alle, wie sie sind. Was ist das für ein Anblick, wenn man eine solche Gesellschaft sieht! Nunmehr urtheile man, ob ich das Vergnügen völlig beschreiben kann, das ich in ihrem Umgange empfinde. Was werden nicht meine Leser urtheilen, wenn sie noch meinen Cleon, Erast, und Theokles kennen lernen?

Cleon

Cleon beſitzt außer einer Redlichkeit, die alle Proben aushalten kann, eine Zärtlichkeit, die ſich durch ihren ganz eignen Charakter von der Zärtlichkeit eines andern unterſcheidet. Wenn man ſeine Augen ſieht, welche ſich, ie mehr ſeine Freude und Liebe zunimmt, nach und nach immer mehr verkleinern, und ſich endlich zwiſchen ſeinen Augenliedern beynahe verlieren, ſo kann man ſeine Zärtlichkeit darinnen abgebildet finden. Er entfernt ſich von andern unſers Geſchlechtes ſo weit, als ein männliches Frauenzimmer ſich von andern Schönen entfernt. Seine Freundſchaft, ſeine Liebe, und ſeine Freude hat eine gewiſſe Weichlichkeit an ſich, die einem Manne Ehre bringen kann. Dieſe männliche Weichlichkeit macht ihn gegen alles, was auch nur den Schein der Freundſchaft hat, ſo empfindlich, und zugleich ſo gutherzig, daß er von denen leicht hintergangen wird, welche ſich nur das äuſſerliche Anſehen zu geben wiſſen, als ob ſie Freunde ſeyn könnten. Wenn ſie ihm, ſeiner Meynung nach, ungetreu werden, ſo ſcheint ihm das Unglück ſo groß zu ſeyn, daß ihn der Gedanke davon Tag und Nacht verfolgt. Er könnte kaum trauriger ſeyn, wenn er ſich ſelbſt einer Untreue bewußt wäre.

Er iſt ſo betrübt, wenn ihm einer von ſeinen Freunden fehlt, daß die Anweſenden ſich gegen ihn darüber beklagen würden, wenn ſie nicht überzeugt wären, daß er einen jeden einer eben ſo großen Traurigkeit würdigen würde, wenn er ihm auch fehlte.

Man kann nichts angenehmers ſehen, als ihn, wenn er frölich iſt. Seine Frölichkeit iſt die muthigſte Freude von der Welt. Sie iſt ein Proteus, der ſeinen Freunden unter vielen neuen Geſtalten erſcheint. Eine jede freudige Bewegung von ihm ſcheint die Freude ſelbſt zu ſeyn.

Die anſtändige Weichlichkeit, von der ich geredet habe, mengt ſich in ſeinen Geſchmack nicht weiter, als

daß sie ihn nur gegen alles, was in den Wissenschaften schön und vortrefflich ist, empfindlicher macht, als er ohne dieselbe seyn würde, und er würde doch alles noch lebhaft genug empfinden. Er besitzt eine überaus weitläuftige Kenntniß der Alten und Neuern. Er belohnt einen schönen Schriftsteller so sehr, daß er wohl in der Entzückung sagen kann, er wollte die andern entbehren, wenn er nur diesen hätte. Gleichwohl ist es gewiß, daß er über ihren Verlust untröstbar seyn würde. Man kann daraus urtheilen, wie fruchtbar und mannichfaltig sein Witz bey einem so reichen und richtigen Geschmacke seyn muß. Sein Scherz ist so gelenkig und wohlanständig, als seine Freude, ob er gleich immer noch ein männlichers Ansehen hat, als sie.

Mit den Deutschen ist er, was die schönen Wissenschaften betrift, ganz unzufrieden. Er glaubt, daß sie es niemals zu einer solchen Vollkommenheit bringen werden, als die Alten und Ausländer. Ich bin seiner Meynung, wenn alle diejenigen, welche einen so glücklichen Geist haben, als er, so wenig und so selten, als er, schreiben wollen. Ich weis wohl wie er sich entschuldigt. Es ist so viel schönes von ihm geschrieben worden, daß er alles kennen will; er will auch alles, was er schreibt, vollkommen ausarbeiten; aber dennoch haben seine Freunde Recht, unwillig auf ihn zu seyn. Ich kann seine Arbeiten nicht richtiger, als mit einen muntern und freyen Frauenzimmer vergleichen, das die gesetzte Seele eines Mannes hat. Er braucht viel Zeit, ehe er sich zum Arbeiten entschließt, und wenn er arbeitet, so geschieht es beständig mit einer gleichen Gelassenheit, die aber seinen Arbeiten allezeit vortheilhaft ist. Er verweilt sich bey einem jeden Gedanken sehr lange, und will ihn doch nicht erschöpfen, einige Materien ausgenommen, mit denen er sich so gern, als Chaulieu, beschäftigt. Zugleich aber trägt er eine so

außerordentliche Sorgfalt für den Wohlklang, daß auch dadurch seine stärksten Gedanken ein so leichtes Ansehn erhalten, daß man sie nicht so gleich für das ansieht, was sie sind.

Kraft hat eine so gefällige, sanfte, und einschmeichelnde Zärtlichkeit, daß man, so ernsthaft und still sie auch ist, doch die Stärke und Hoheit des Geistes, womit er denkt, bey dem ersten Anblicke nicht bey ihm vermuthen sollte; man wundert sich aber, wenn man nur die geringste Kenntnis davon erhält, daß man sie nicht gleich völlig errathen hat.

Seine Zärtlichkeit, sein Geschmack, sein Beyfall über seine Freunde, und sein Tadel entdeckt sich ihnen nur nach und nach, und mit einer Gelassenheit, die ihn eben so liebenswürdig macht, als andre entweder durch die Hitze, oder Ueberlegung werden, mit der sie sich auf einmal zeigen.

Sein Geist scheint aus dem Oriente zu uns herüber gekommen zu seyn, die Sitten unsers Verstandes anzunehmen, wenn mir die Philosophen erlauben wollen, dem Verstande Sitten zuzuschreiben. Alle seine Arbeiten und Erfindungen haben eine Größe und Hoheit, zu der nur Morgenländer, oder solche Geister fähig sind, die sich durch einen vertrauten Umgang mit ihren Schriften etwas von ihrer Art zu denken angewöhnt haben. Was er schreibt, hat die Pracht, und zugleich die edle Einfalt, die man bey ihnen wahrnimmt. Seine Gedanken gehen, so weit dasjenige, was ich sagen will, ein Lob ist, immer in das Unendliche. Wenn er es für keine Schmeicheley ansehen wollte, so würde ich sagen, daß er den Homer vielleicht so stark empfände, als sich dieser ewige Dichter selbst empfunden haben mag. Allein so vertraut er mit ihm

und

und mit den Alten ist, so hat ihm doch die Natur einen Geist gegeben, der auch ohne die Nachahmung ihrer Werke groß seyn würde, ob er gleich itzt durch sie sehr viel gewinnt.

Theokles verdient so wohl wegen seines Verstandes, als wegen seiner sorgfältigen Redlichkeit unsre ganze Hochachtung und Liebe. Seine Redlichkeit unterscheidet sich dadurch sehr kenntlich, daß sie ihn bey Handlungen ungewiß und zweifelhaft macht, ob er sie thun soll, wo ein andrer, welcher auch mit einer billigen Sorgfalt redlich zu seyn sucht, nichts zu wagen glaubt.

Er hat einen muntern Geist; seine Einbildungskraft aber ist so stark, daß sie seinem Geschmacke, und seiner Begierde, ordentlich zu denken nicht allemal gehorchen will. Es kostet ihm Mühe, sie so zu bezwingen, daß sie sich in ihren Vorstellungen nicht verlieren kann, und er braucht viel Ueberlegung, um gewiß zu werden, was er unter dem, was sie ihm zeigt, erwählen soll.

Er ist so ungehalten auf seine Einbildungskraft geworden, daß er sich in die Arme der Philosophie geworfen hat. Ich kenne seinen offnen Geist so sehr, daß ich mir Bürge zu werden getraue, es sey nicht diejenige Philosophie, welche ihren Verehrern eine Abneigung gegen die schönen Wissenschaften oder gar eine Verachtung derselben beybringt, und die unter dem betrügerischen Vorwande, daß sie den Geist gründlich denken lehren will, ihn verdrießlich und finster macht. Wenn er sich auch in dieselbe einlassen sollte, so verlasse ich mich auf sein Wort, welches er mir gegeben hat, daß er sie nur kennen lernen will, damit er sich hernach der schönen Wissenschaften und ihrer Freunde wider die falschen Philosophen desto nachdrücklicher annehmen könne.

Leipzig, bey Johann Wendler.

Der Jüngling.

Drey und funfzigſtes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 27 Dec. 1747.

Wenn ich mit dem Zuſchauer meine Leſer in zwo Hauptgattungen abtheilen darf, in die Saturniniſche und Mercurialiſche: So weis ich nicht, ob ich heute auch nur einem von dieſen beiden Theilen gefallen werde. Die Saturniniſchen Leſer ſind gemeiniglich ſo ſchwermüthig, daß ſie nichts für ernſthaft halten, was nicht ein finſtres und in den Augen der übrigen Menſchen verdrießliches Anſehen hat. Im Gegentheil ſind die Mercurialiſchen immer ſo luſtig, daß ihnen alles traurig zu ſeyn ſcheint, worüber ſie nicht überlaut lachen können, und daß es ihnen unbegreiflich iſt, wie etwas ernſthaft und doch heiter ſeyn kann. Dieſe Betrachtung ſoll mich unterdeſſen nicht verhindern, mit denjenigen von meinen Leſern, welche das Mittel zwiſchen dieſen ausſchweifenden Gemüthsarten halten, heute von der Religion zu reden; das iſt von einer Sache, welche ſo wichtig iſt, daß ſie auch den luſtigſten Menſchen ernſthaft machen, und der Flüchtigkeit des ungebundenſten Jünglinges Feſſel anlegen ſollte, und die zugleich ſo viel Anlaß zur Freude giebt, daß ſie den ſchwermüthigſten Geiſt aufheitern kann. Wenn ich hier meine Leſer nenne: ſo ſchließe ich die Leſerinnen nicht aus. Ich denke hiebey inſonderheit an eine unter ihnen, welche ſo gefällig geweſen iſt, und mir gerathen hat, in meinen Blättern nicht zu oft ernſthaft und lehrreich zu ſeyn, damit ich nicht in die Gefahr gerieth, einem Einſiedler ähnlicher zu werden, als einem Jünglinge. Es würde dieſem klugen und vernünftigen Frauenzimmer ohne Zweifel misfallen, wenn ich an dieſem Orte Ihren zwanzigjährigen ſchwarzen Augen, die nicht einſiedleriſch ſind, eine Schmeicheley verſagen wollte. Aber ich verſichere Ihr, daß ich viel zu viel Hochachtung für Ihren Geſchmack und für die

Eigenſchaften Ihres Herzens habe, als daß ich es mir vergeben könnte, wenn ich von einer ſo fröhlichen Sache, als die Religion iſt, auf eine Art redete, die Ihr Misfallen verdiente.

Es iſt ſchon von vielen ſcharfſinnigen Männern angemerkt worden, daß man die Religion allein ſeiner Ruhe wegen annehmen müßte wenn es auch möglich wäre, daß ſie nur eine menſchliche Erfindung ſeyn könnte. Meine Jugend verhindert mich nicht im geringſten dieſes einzuſehen. Ich bilde mir vielmehr ein, daß ſie dieſe Gedanken noch lebhafter in mir macht. Ich überlaſſe es denen, welche die Religion noch nicht genug kennen, einen Gottesfürchtigen und einen Schwermüthigen für einerley zu halten. Ich ſondre von ihr alles dasjenige ab, wodurch ihr einige ein rauheres Anſehen gegeben haben, als ſie wirklich hat, und alsdann finde ich in ihr dasjenige, was einen Menſchen, man mag ihn betrachten, auf welcher Seite man will, erſt recht vollkommen macht, und ſo viel Anlaß zur wahren Freude, daß alles andre Vergnügen dagegen für nichts zu achten iſt.

Ich will von dem letzten zuerſt reden. Ein Menſch, welcher ohne alle Grundſätze der Religion lebt, ſcheint mir, wie ich ſchon einmal geſagt habe, nicht ſo wohl einer rechten Freude zu genießen, als in einer beſtändigen Trunkenheit dahin zu gehen. Seine Freude iſt ſo ausſchweifend, daß ſeine Seele keinen rechten Antheil mehr daran nimmt. Er iſt zwar, wie er ſich einbildet, luſtig, er lärmt, und macht verſchiedne Bewegungen, die man mit den Bewegungen der Freude verwechſeln kann. Aber er empfindet ſo wenig davon, wie ein Trunkner, welcher ſich den andern Morgen wundert, daß er den Abend vorher ſo vergnügt geweſen ſeyn ſoll. Sein Vergnügen, wenn man es ſo nennen kann, iſt auch in der That ſo wenig edel, daß er ſich deſſelben ſchämt, ſo bald er zur Vernunft kömmt.

Dieſe Gedanken ſind nicht ſo ſchwach, daß ſie, um recht ſtark zu werden, einer Einkleidung nöthig hätten. Man gebe nur auf die Leute ein wenig Achtung, welche ſich um die

Reli-

Religion nicht bekümmern. Ihre angenommne Freude wird hinfallen, ſo bald ſie nicht in allen den Umſtänden ſind, welche man zur Glückſeeligkeit des menſchlichen Lebens rechnet. Sie bedürfen dieſer Art von Trunkenheit, wenn ſie in ihren und ihrer Geſellſchafter Augen vergnügt ſeyn ſollen. Eine kleine Unpäßlichkeit, ein geringer Mangel an allem Ueberfluſſe des Lebens, eine Luſtbarkeit, die ſie angeſtellt hatten, und in der ſie geſtört werden, ein müſſiger Abend, ja vielmals eine übel zugerichtete Mahlzeit oder andre ſolche Kleinigkeiten ſind im Stande, ſie übel aufgeräumt zu machen. Denn das iſt das einzige, was ſie beſtändig zu ſeyn ſuchen.

Wenn man mit dieſen Leuten einen Menſchen vergleicht, der zwar einige Grundſätze von Tugend hat, aber noch nicht einen ſo hohen Grad derſelben beſitzt, daß man ihn gottesfürchtig nennen könnte: So wird man finden, daß ſeine Freude ſchon viel feiner, und beſtändiger wird. Und das kömmt daher, daß er ſich einigermaaſſen dem glücklichen Zuſtande derjenigen nähert, welche Religion haben. Seine Freude iſt wie die Freude eines vernünftigen Mannes, der die wahren Vergnügungen kennet, aber deſſen Seele durch die Krankheit des Körpers verhindert wird, ſie zu gebrauchen. Sein Geiſt iſt nicht frey und heiter genug zur Freude, und trägt ein Gefühl von Schmerzen mit ſich herum, welches ihn, wie eine Laſt, niederdrücket. Er fürchtet ſich bey einem ieden Tropfen Wein, den er trinkt, bey ieder Bewegung, die er in ſeiner Fröhlichkeit macht, und bey iedem Vergnügen, das er genießt, ob er daſſelbe nicht durch nachfolgende Schmerzen vielleicht ſehr theuer werde bezahlen müſſen. Kurz, er iſt nicht ruhig. So iſt es auch mit einem Menſchen beſchaffen, den die Religion noch nicht in den Stand geſetzt hat, daß er bey allen Zufällen des Lebens zufrieden und gelaſſen bleiben kann. In ſeinem Vergnügen ſtört ihn oft die Erinnerung, daß er vielleicht die Gränzen der Vernunft überſchreite, und die Betrachtung, in welchen Zuſtand er gerathen werde, wenn er dieſes Vergnügen ver-

lieren ſollte. In den unangenehmen Abwechſelungen des Glücks fehlt es ihm hergegen an Urſachen, wodurch er ſich beruhigen könnte, und die Empfindung des Gegenwärtigen rührt ihn zu ſtark, als daß eine ungewiſſe Hoffnung des Künftigen fähig wäre, ihn aufzurichten.

Wollte man auf eben die Weiſe den Zuſtand eines Mannes unterſuchen, welcher die Vortheile, die uns die Religion bringt, nicht leugnet, und doch dabey ſo ſchwach iſt, daß er ſich noch in dem Labyrinthe der Zweifel wider ihre Gewißheit verliert: So würde man ihn mit einem Menſchen vergleichen können, der nach langen Ausſchweifungen endlich anfängt, ſtill zu ſtehen, und ſich mit ihren Vorſtellungen ſo ſehr ängſtigt, daß er ſich den Troſt der Religion nicht zu Nutze machen kann. Sein Gemüth wird von den entſetzlichſten Zweifeln und unzähligen Widerſprüchen gleichſam zerriſſen; und je mächtiger dieſelben in ihm werden, je gegründeter ſie ihm zu ſeyn ſcheinen, deſto mehr wünſcht er, daß ſie ungegründet ſeyn mögen. Er iſt ſich ſelber oft feind, daß er zweifeln kann, und er haßt diejenigen, die ihn dazu verleitet haben. Er geräth in die äußerſte Furcht, wenn er den Zuſtand bedenkt, in welchem er iſt, wenn die Lehren der Offenbahrung nicht gewiß ſeyn ſollten. Er betrachtet ſich alsdenn als ein Geſchöpf, welches entweder ohne Gott, oder doch ohne einen ſolchen Gott, den es nicht fürchten darf, mitten unter hunderterley Gefahren, dahin geht, deſſen Leben ungewiß iſt, und deſſen darauf folgender Zuſtand noch ungewiſſer iſt. Er wird zu ſeiner Beruhigung wünſchen, daß er nur die Wahrheit der Religion glauben und ſich darnach richten könnte, wenn ſie auch falſch wäre, und unſtreitig iſt die Ungewißheit, mit der er dieß denkt, mit einer Angſt verbunden, die dem Chriſtenthum zur Ehre gereicht.

Die Freude eines Menſchen, der ſich mit der Religion bekannt gemacht hat, und ſo wohl ihre Vorſchriften, als ihre Verheiſſungen, annimmt, iſt wie die Freude eines vernünftigen Mannes, der zugleich geſund iſt, und ſich in einem

Glücke

Glücke befindet, deſſen Veränderung er nicht leicht befürchten darf. Eine ſolche Freude iſt niemals wild oder lärmend; ſie ſchränket ſich immer nach den Regeln der Vernunft und des Wohlſtandes ein. Allein ſie iſt dem ungeachtet ſehr lebhaft, ſie iſt ungemein rührend, weil ſie ſo wohl gegründet iſt, und eben ſo ruhig, weil ſie von keiner Furcht begleitet wird. Aber wo wollen wir ein Glück finden, deſſen Genuß durch keine Furcht einer traurigen Abwechſelung unterbrochen würde? Das iſt allein das Vorrecht eines Mannes, der Religion hat, daß ſeine Freude dauerhaft iſt. Was ſollte der Glückſeeligkeit eines Mannes fehlen, der dieſelbe allein aus den Händen eines Gottes erwartet, der ihn würdigt, ſein Freund zu ſeyn, und von dem er keine Wohlthat bitten kann, welche gröſſer wäre, als diejenige, die er ſchon ihm und dem ganzen Geſchlecht der Menſchen freywillig erzeigt hat? Nur allein das Leben eines ſolchen Menſchen bleibt von allen den heimlichen Vorwürfen frey, die ſich ein rechtſchaffner Mann oft mitten in ſeinen Ergetzlichkeiten macht, wenn ihn vielleicht ſeine Freunde mit Lobeserhebungen überhäufen. Denn er kann verſichert ſeyn, daß ihn alle ſeine Vergehungen vor ſeinem erhabnen Freunde nicht ſo ſehr erniedrigen, als ſie ihn in ſeinen eignen Augen demüthigen. Nur er hat ein Recht zu den Vergnügungen dieſes Lebens, die ſich ihm darbieten. Seine Freude über dieſelben iſt viel erhabner, als die Freuden der andern Menſchen, weil er weis, aus welcher Hand er ſie empfängt, und weil die Erinnrung an ſeinen Wohlthäter nothwendig ſein Gemüth mit lauter groſſen Gedanken und edlen Empfindungen erfüllen muß. Er kann ſich ſeiner Freude mit einer gewiſſen ſichern und freymüthigen Zufriedenheit überlaſſen, weil weder die Betrachtung des Vergangnen, noch die Furcht des Zukünftigen dieſelbe vermindert, und weil er überzeugt iſt, daß alle ſeine Freude in Betrachtung derjenigen verſchwindet, die noch für ihn beſtimmt iſt.

Dieſe Gleichgültigkeit eines Menſchen, der Religion hat, gegen die Ergetzlichkeiten des Lebens drücket die Schrift auf

eine sehr erhabne Art aus, die mich mit vielen edlen Empfindungen erfüllt; wofern die Welt es einem Jünglinge vergeben kann, daß er die Schrift gelesen hat. Sie sagt von seiner Freude, er freue sich, als freute er sich nicht, und beschreibt die Christen in ihren Widerwärtigkeiten, als die Traurigen, die doch allzeit fröhlich sind. Man kann sich den Menschen nicht grösser vorstellen, als er uns hier gezeigt wird. Die Unempfindlichkeit der Stoicker ist ein Traum. Es ist lächerlich, auf der Folter ausgespannt zu liegen, und in den schmerzhaftesten Verzückungen des Körpers die Menschen bereden zu wollen, daß man keine Schmerzen empfinde; oder alle Wollüste zu geniessen, und sich einzubilden, daß man in einer gewissen gesetzten Fühllosigkeit dabey bleibe. Aber das ist in der That groß, die Vergnügungen, welchen die meisten Menschen ihr ganzes Leben aufopfern, nicht ängstlich zu suchen, sie zu geniessen, wo man sie findet, sie mit einer Freude zu geniessen, welche durch die Liebe zu dem, von welchem man sie empfängt, noch einen neuen Zuwachs erhält, und zugleich auf viel dauerhaftere Freuden ein Recht zu haben, die über den Begriff der andern Menschen sind, und in deren Vergleichung die übrige Freude so klein wird, daß man sagen kann, man freue sich, als freute man sich nicht.

Es ist unterdessen kein Wunder, daß die Freude der Religion denenjenigen, welche ohne dieselbe leben, so unbegreiflich ist, daß sie keinen Eindruck auf sie macht. Sie überlassen sich Geschäfften und Zerstreuungen, die ihren Geschmack an ihr nothwendig verderben müssen; und wenn sie sich auch nur in eine kleine Untersuchung derselben einlassen: So ist das erste, was sie von ihr lernen, dieses, daß alle ihre Freude thörigt und niederträchtig ist, und daß sie alle die Dinge, die sie so lieb haben, mit einem gewissen Hasse von sich werfen müssen. Sie kennen aber keine andern Ergetzungen. Sie denken, wer ihnen diese nimmt, der nimmt ihnen alles, und die Erkenntniß ihrer Thorheiten demüthigt sie so sehr, daß sie nicht das Herz haben, dabey zu ver-

verweilen, oder nach den herrlichen Vergnügungen hinauf zu ſehen, die ihnen die Religion darbeut. Sie ſind wie die eigenſinnigen Knaben, welche in allerley Muthwillen und Ungezogenheit aufwachſen, und, wenn ſie dieſelbe bis in das Alter des Jünglings oder Mannes mit ſich nehmen, gar nicht begreifen können, daß noch eine andre Freude möglich iſt, als die Schlägerey, das Geſchrey, die Wildheit und Frechheit. Es wäre auch der Religion keine Ehre, wenn zwiſchen ihren Freuden und den Freuden der rohen Leute, die auch von vernünftigen Männern verabſcheut werden, nur ein einziger Schritt wäre.

Wie alſo nichts die Freuden der Menſchen ſo ſehr verbeſſert und erhebt, als die Religion: So iſt auch nichts ſo geſchickt, den Umgang des gemeinen Lebens, und die wahre Anmuth der Geſellſchaft vollkommen zu machen. Dieſes iſt ſo gewiß, daß diejenigen, welche keine Religion haben, wofern ſie vernünftig ſind, in ihrer ganzen Kunſt zu leben nichts anders thun, als daß ſie den Grundſätzen derjenigen nachahmen, welche Religion haben. Wir müſſen entweder dafür halten, daß die Kunſt zu leben, welche doch von allen klugen Leuten von jeher für ſehr ſchwer angeſehen worden iſt, in nichts anders beſtehe, als in der leichten Wiſſenſchaft ſich zu bücken, den Huth gehörig abzunehmen, zu rechter Zeit zu lächeln, oder mit guter Art Neuigkeiten anzuhören und zu erzählen; oder wir müſſen endlich auf die Grundſätze der Religion kommen, wenn wir die wahren Regeln eines Wohlſtandes angeben wollen, der bey allen Völkern und zu allen Zeiten gelten ſoll. Das iſt es, woran Cicero gedacht hat, als er ſchrieb, die Tugend und der Wohlſtand wären ſo genau mit einander verbunden, daß man ſie kaum anders, als in der Einbildungskraft, von einander trennen könnte. Daher hält der Zuſchauer den Wohlſtand für eine künſtliche Menſchlichkeit oder für eine Leutſeeligkeit, Gefälligkeit und Willfährigkeit, die in eine Kunſt verwandelt worden iſt. Iſt auch etwas, welches uns ſo viel Bewegungsgründe an die Hand giebt, als die Religion, niemanden zu

belei-

beleidigen, gegen alle ein liebreiches und freundschaftliches Gemüth zu zeigen, von sich immer bescheiden, von andern immer billig und großmüthig zu urtheilen, dasjenige in der That zu seyn, was man in den Augen rechtschaffner Leute zu scheinen sucht, nicht anders scheinen zu wollen, als was man wirklich ist, und beständig einen gesetzten, gefälligen und freymüthigen Charakter zu haben, welcher sich in allen Umständen eine wahre Hochachtung zu verdienen weis!

Ich will diese Gedanken mit einer vortrefflichen Stelle aus dem Zuschauer beschliessen, worinnen er uns einen Menschen, der Religion hat, als einen Mann beschreibt, welcher eben deswegen, weil er Religion hat, in einer sehr hohen Vollkommenheit dasjenige besitzt, was man im gemeinen Leben die Freymüthigkeit und die gute Art nennt.

„Derjenige, der sich aus der Betrachtung dieses Lebens, als „eines ungewissen Dinges, ein Vergnügen machen, und dafür halten „kann, daß er durch dessen Endigung einen Vortheil erhalte, ist auf „einem guten Wege, alle Sachen mit einer anmuthsvollen Gleichgültigkeit und solcher leichten Mühe zu thun, die recht edelmännisch ist. = = = Je tugendhafter ein Mensch ist, desto näher „wird er von Natur der Gemüthsart eines artigen und angenehmen Menschen seyn. Ein Mensch, der ein groß Vermögen hat, „zeigt etwas ruhiges in seinem Gesichte, und etwas unverzagtes „in seiner Aufführung, welches derjenige nicht annehmen kann, „der unter Mangel und Elend liegt. Also verhält sichs auch mit „dem Zustand des Gemüths. Derjenige, welcher seine Gedanken „durch die immerwährenden Regeln der gesunden Vernunft lenkt, „hat etwas so unaussprechlich angenehmes in seinen Worten und „Werken, daß ihm ein ieder Umstand wohl ansteht. = = = Was „kann wohl mehr einen Mann aufgeräumt machen, und, wie wir „zu sagen pflegen, in beständig guter Laune erhalten, als von demjenigen unterstützt zu werden, was ihm niemals fehlen kann, „und zu glauben, daß dasjenige, was ihn betrifft, das beste sey, „was ihm möglicher weise begegnen könnte, weil es sonst derjenige, von dem es herrühret, nicht würde zugelassen haben, daß es „ihm iemals begegnete!

N.

Leipzig, bey Johann Wendler.

Der Jüngling.

Vier und funfzigſtes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 3 Jan. 1748.

Ich denke zuweilen dem Schickſale großer Verdienſte nach, und wenn ich ſehen muß, daß die Menſchen nicht ſo erkenntlich gegen ſie ſind, als es ihre Schuldigkeit iſt, ſo empfinde ich vielleicht dieſe Undankbarkeit mehr, als diejenigen ſelbſt, welche die Bewunderung der Erde ſeyn ſollten. Sie brauchen keines Beyfalles, und keiner Erkenntlichkeit, weil ihnen ihre eigne Größe genug iſt, und es iſt ein untrügliches Merkmal ihrer Hoheit, daß ſie fortfahren, groß zu bleiben, wenn ſie auch kein Auge entdeckt, da kleinere Verdienſte den Muth verlieren, und mit der Zeit, ſo zu ſagen, ermüden, Verdienſte zu ſeyn, ſo bald ſie nicht belohnt werden. Wie verächtlich muß man ſich aber die Menſchen vorſtellen, die gegen auſſerordentliche Geiſter nicht die Ehrfurcht empfinden, die ihre Pflicht iſt! Sie ſind ſo weit unter ſie erniedrigt, daß nichts fähig iſt, den faſt unendlichen Zwiſchenraum zwiſchen ihnen und großen Geiſtern einigermaßen auszufüllen, als ihre Ehrfurcht gegen ſie. Sie denken aber nicht daran, oder wenn ihnen die Verdienſte ſo ſtark in die Augen leuchten, daß ſie zum Erſtaunen gezwungen werden, ſo treiben ſie ihre Undankbarkeit ſo weit, daß ſie ſich einbilden, große Männer zu belohnen, wenn ſie ſie ehren, und es iſt doch mehr ein Glück für ſie, als für die Verdienſte. Außerordentliche Tugenden ſind alſo, wie die Sonne; ſie gehen auf und gehen unter, ohne mit einer

allgemeinen Bewunderung betrachtet zu werden; sie bleiben, was sie sind; nur diejenigen verlieren, die unempfindlich, oder undankbar genug seyn können, daß sie nicht über sie erstaunen.

Die Fühlloſigkeit oder Unerkenntlichkeit der Menſchen iſt deſto gröſſer, ie weniger außerordentliche Verdienſte ſich ihrer Hochachtung aufzudringen pflegen. Es giebt gewiſſe hochmüthige Tugenden, die es nicht auf unſre Willkühr ankommen laſſen, ob wir ſie hochachten wollen, oder nicht. Wenn wir unſre Pflicht nachläßig erfüllen, ſo erinnern ſie uns daran, und wenn wir zu ſtolz ſind, ihren Erinnerungen zu folgen, ſo demüthigen ſie uns auf alle Weiſe, und zeigen uns, wo ſie können, wie weit ſie ſich über uns erheben. Sie haben kein Vertrauen zu unſrer Einſicht, und öffnen uns die Augen gleichſam mit Gewalt. Sie waffnen ſich mit ihrem ganzen Lichte, und breiten ſich mit allen ihren Stralen aus, und wenn wir ihren gelinden erqvickenden Einfluß nicht fühlen, ſo laſſen ſie uns, wenn ich ſo ſagen darf, ihre ganze Hitze empfinden. Verſchlöſſen wir vor ſolchen Verdienſten die Augen, und entflöhen wir vor ihrem Lichte, das uns blendete, in die Dunkelheit, um ſie nicht zu ſehen, ſo könnten wir vielleicht entſchuldigt werden. Es könnte vielleicht das Anſehen haben, daß wir Gewalt mit Gewalt vertreiben wollten, ob uns gleich die Verdienſte allemal überlegen ſeyn müſſen. Aber wenn groſſe Tugenden unſre Eitelkeit ſchonen, und, wo ſie ja durch ihre Gröſſe beleidigt werden ſollte, uns durch ihre Beſcheidenheit, ſo zu ſagen, um Vergebung bitten, daß ſie ſo groß ſind, und ſich von ihrer Höhe ſo weit zu uns herunterlaſſen, daß uns einige Hoffnung übrig bleibt, ſie zu erreichen: So weis ich nicht, was das für ein unedles Gemüth ſeyn muß, das ſolche Tugenden mit Gleichgültigkeit oder nur mit einer kaltſinnigen Ehrfurcht anſehen kann. Man darf nur einmal

edel gedacht haben, ſo kann man ſich kaum einbilden, wie ein Menſch ſo wenig Ehrgeiz haben, und Verdienſte, an welchen man durch ſeine Ehrfurcht gegen ſie gewiſſermaßen Antheil nehmen kann, unbewundert laſſen kann. Aber die Erfahrung lehrt, daß die meiſten Menſchen auch nicht einmal ſo viel Ehrgeiz haben.

Man kann aus dieſer Trägheit und Unerkenntlichkeit der Menſchen genug begreifen, wie außerordentliche Verdienſte ſo leicht vergeſſen werden, wenn es ihnen gelingt, ſich ſo in die Beſcheidenheit zu verhüllen, daß nur aufmerkſame Augen ſie hinter dieſer herrlichen Hülle entdecken können. Die Sittenlehrer, die mit dem menſchlichen Herzen, wie unerbittliche Richter, umgehen, die nichts ununterſucht laſſen, würden noch andre Urſachen entdecken, warum ſeltnen Tugenden nicht die gehörige Hochachtung wiederfährt, und dieſe Urſachen würden dem menſchlichen Herzen noch weniger Ehre machen, als die Trägheit. Sie würden finden, daß bey vielen ein lächerlicher Stolz, bey andern eine niedrige Eiferſucht die Ehrfurcht gegen die Verdienſte verhinderten. Sie könnten Recht haben; allein eine ſtrenge Unterſuchung würde mich verdrießlicher machen, als ich zu ſeyn wünſche, und ein Fehler der Menſchen macht mich in dieſem Falle ſchon ſo empfindlich, daß ich vor den andern Fehlern meine Augen mit Fleiß zuſchließe. Es wäre ein großes Unglück für die Verdienſte, wenn ſie ihre Ehre und Belohnung allein von den Menſchen erwarten ſollten!

Es giebt einige Verdienſte, welche die Natur ſo groß gebildet hat, daß ſie ungeachtet der Beſcheidenheit, womit ſie ſich andern gemeinen Verdienſten wieder etwas nähern wollen, erkannt und bewundert werden müſſen. Allein dieſe Bewunderung bringt den Menſchen nicht viel Ehre;

ſie wird ihnen abgenöthigt; die Unempfindlichſten würden ſich ſelbſt verdammen, wenn ſie die natürlichen Empfindungen, die ſolche außerordentlichen Tugenden wirken müſſen, unterdrücken wollten. Vor ihnen vergeſſen ſie allen Stolz und alle Eiferſucht; allein ſie ſind ſtrafbar, daß ſie es gemeiniglich bey dieſer erzwungnen Ehre bewenden laſſen. Plutarch vergleicht die Männer, die mit ſolchen Verdienſten geſchmückt ſind, mit der Sonne im Mittage, wo ſie ſo weit am Himmel erhaben iſt, daß diejenigen, über die ſie ſcheint, keine Schatten von ſich werfen können. Das ſind die großen Erfinder der Künſte, welche von den alten Aegyptern vergöttert, von den Griechen, wie ihre Geſetzgeber, und von den Römern ſo ſehr, als ihre Helden, bewundert wurden, welche Ludwig der Große mitten unter allen ſeinen Kriegen belohnte, welche die Engelländer oft mehr, als ihre Könige, ehrten, und welchen wir Deutſchen noch Ehre genug zu erweiſen glauben, wenn wir ſie für gute und geſchickte Leute halten. Das ſind die Männer, welche durch ihre Erfindungen, durch ihre Wiſſenſchaften, durch ihre Werke, durch ihren Beyſtand, den ſie allen ihren Bürgern erweiſen, Väter des menſchlichen Geſchlechts werden, indem ihre Verdienſte in alle Jahrhunderte einen wohlthätigen Einfluß haben, und wenn ſie keinen körperlichen und ſinnlichen Nutzen ſtiften, große und feine Geiſter entweder ausbilden, oder vergnügen.

Eins von den traurigen Schickſalen, die ſolche Männer erfahren müſſen, iſt dieſes, daß ſie gemeiniglich außer ihrem Vaterlande bekannter ſind, als in dem Lande, das ſie verherrlichen. Wenn ſie darinnen auf den großen Haufen noch einen Eindruck machen ſollen, ſo muß es entweder der unmittelbare Nutzen, den man von ihnen erhält, oder die äußerliche Ehre thun, womit ſie

bekrei-

bekleidet ſind. Man ehrt alſo nicht ſo wohl die Verdienſte, als ihren Nutzen, und die Titel, die ſie führen. Dieſes trifft bey keinem Volke mehr, als bey den Deutſchen ein. Oft bleiben große Männer ganz unbekannt unter uns; wenn wir aber noch erfahren können, was für außerordentliche Geiſter unter uns ſind, ſo müſſen es uns gemeiniglich erſt die Ausländer ſagen. Zuweilen breitet ſich ihr Ruhm eher in Spanien und Portugall, als in ihrer Vaterſtadt aus. Wir würden aber aufmerkſamer werden, wenn wir überlegten, daß wir große Männer dadurch verlieren, wenn wir ſie nicht bewundern, und daß ſie der Nation zuzurechnen ſind, die ſie zu ſchätzen weis.

Der erſte Weg, ſelbſt Verdienſte zu erlangen, iſt dieſer, daß man ſie an andern bewundert. Das iſt eine unleugbare Erfahrung, daß nur unter denen Nationen die meiſten großen Männer erzeugt worden ſind, wo ſich ſeltne Eigenſchaften eine allgemeine Hochachtung verſprechen konnten. Aegypten wurde in den alten Zeiten dadurch ein Reich, von dem alle andern Völker Weisheit lernten. Alle Künſte und Wiſſenſchaften waren daſelbſt im Anſehen, und alle Verdienſte fanden von dem Größten an, bis zu dem Geringſten, ihre Verehrer. Und was hat den Franzoſen und den Engelländern das Recht gegeben, ſich uns Deutſchen ſo weit vorzuziehen, als das Anſehen, das große Geiſter unter ihnen hoffen können?

Es iſt freylich zu einer wahren Hochachtung der Verdienſte nicht genug, daß wir ſie darum ehren, weil ſie von andern geehret werden. Wenn unſre Ehrfurcht gegen ſie uns als ein Verdienſt angerechnet werden ſoll, ſo müſſen wir mit eignen Augen ſehen lernen. Wir müſſen wiſſen, wo-

durch sie groß sind, und uns bemühen, einen allgemeinen Geschmack an allen außerordentlichen Eigenschaften zu erlangen. Der Geschmack der Meisten ist allzueingeschränkt. Ich will itzt nur bey den Männern stehen bleiben, die sich in den Wissenschaften auf eine besondre merkwürdige Weise von andern unterscheiden. Wenn die Gelehrten noch Männer wegen ihrer Verdienste bewundern, so sind es gemeiniglich nur diejenigen, die in der Wissenschaft groß sind, die sie lernen. Die Verdienste eines großen Rechtsgelehrten, und eines großen Arztes sind vielleicht für die meisten Gottesgelehrten eine sehr gleichgültige Sache, ein großer Dichter ist für die meisten Philosophen ein Mensch, der ihrer Aufmerksamkeit nicht würdig ist, und ein Hofmann schätzt sie vielleicht alle nicht. Die großen Künstler erfahren eben dieses Schicksal. Außerordentliche Verdienste müssen auch einen außerordentlichen und allgemeinen Beyfall erhalten, wenn sie dem menschlichen Geschlechte alle Wohlthaten erzeigen sollen, die sie erzeigen können.

Die wahre Ehrfurcht, womit ein Mensch rühmliche Eigenschaften ansieht, erhebt gleichsam seinen Geist aus seiner Niedrigkeit ihnen entgegen, und giebt ihm durch die Empfindungen der Ehre eine Stärke, ihnen nachzueilen. Denn eine edle Nacheiferung ist allezeit eine unmittelbare und nothwendige Folge der edlen Bewunderung eines verdienstvollen Mannes. Diese Nachahmung ist es auch, was außerordentliche Männer für ihre wahre Belohnung ansehen, und ein großer Lehrer kennt keine andre Ehre, als den Ruhm, große Schüler gebildet zu haben.

Niemals sollten wir unsre Ehrfurcht gegen die Verdienste mehr äußern, als wenn sie uns von dem Geschicke

ſchicke entzogen werden, und niemals ſind wir derſelben unwürdiger, als wenn wir bey dem Tode eines Mannes gleichgültig und kaltſinnig bleiben können, der ſein ganzes Leben dem Beſten des menſchlichen Geſchlechtes gewidmet hat. Allein es müſſen uneigennützige Thränen ſeyn, womit wir ſein Andenken ehren. Wir müſſen weinen, wenn wir ſelbſt auch nicht den geringſten Vortheil von ihm erhalten haben; das muß zu unſrer Traurigkeit genug ſeyn, daß die Republik einen verdienſtvollen Mann weniger hat.

Wie verächtlich ſind die Menſchen nicht, die in Geſellſchaften den Tod eines großen Mannes mit einer ſolchen Gleichgültigkeit erzählen hören, mit welcher man die Nachricht anhören würde, daß ſie geſtorben wären. Ich kann meinen Unwillen niemals weniger bergen, als bey einer ſolchen Gelegenheit. Denn die Gleichgültigkeit bey einem ſolchen Verluſte ſcheint mir eine offenbare Verachtung der Verdienſte zu ſeyn, an der man ſich durch eine gleiche Verachtung rächen muß. Dafür kann man Bürge werden, daß ein ſo gleichgültiger Menſch niemals Verdienſte haben wird.

Eine ſolche aufrichtige Traurigkeit über den Verluſt vortrefflicher Männer iſt die beſte Art, den noch Lebenden unſre Hochachtung zu bezeugen. Denn das hat man als eine Eigenſchaft von allen denen angemerkt, die ſich durch ihre Art zu denken, und durch ihre Handlungen vor andern erhoben haben, daß ihnen der Beyfall nach ihrem Tode allezeit angenehmer geweſen iſt, als alle Lobſprüche, die ſie bey Lebzeiten erhalten haben. Wenn der Geiſt, ſagt Cicero, nichts von der Zukunft vorher empfände, und alle ſeine Gedanken in die engen Grenzen dieſes Lebens einſchließen müßte, warum würde

er ſich mit ſo vielen Arbeiten, durch ſo viele Sorgen, und durch ſo viele Nächte abmatten? Groſſe Geiſter hoffen auf den Beyfall der Zukunft, und ergetzen ſich an dieſer Hoffnung. Denn ſie wiſſen, daß alsdann die wahren Verdienſte über alle Hinderniſſe ſiegen, die bey ihrem Leben eine wahre und ungeheuchelte Bewunderung zurückhielten. Man entweiht alſo nicht allein das Gedächtniß der Verſtorbnen, wenn man bey ihrem Verluſte unempfindlich iſt, ſondern man beleidigt auch die Verdienſte in denen, die noch leben. Man nimmt ihnen die reinſte Freude, die ſie von der Erkenntlichkeit der Menſchen erwarten; und wie traurig muß der Gedanke für ſie ſeyn, daß man ſie eben ſo wenig bedauern werde, als andre groſſe Männer von ihnen? Ihre Beſcheidenheit, mit welcher ſie ſich allezeit weit unter die Verſtorbnen ſetzen, macht dieſen Gedanken noch trauriger. So werden gemeiniglich die Verdienſte belohnt!

Dieſe Gedanken hatte ich, da Platner ſtarb, deſſen Leiche Czaar, Peter der Groſſe, wie ſeinen oberſten Leibarzt, Areskins, zu ſeinem Grabe begleitet hätte, und den Engelland in Weſtmünſter begrübe.

Leipzig, bey Johann Wendler.

Der Jüngling.

Fünf und funfzigſtes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 10 Jan. 1748.

Die Unterſuchung des Lebens, das man zurückgelegt hat, haben weiſe Männer allezeit unter die würdigſten Beſchäftigungen der Menſchen gerechnet. Wenn ſie aber von der Länge des Lebens reden, ſo beſtimmen ſie dieſelbe nicht nach der Menge der Jahre, die man durchgewacht und durchgeſchlafen hat, ſondern nach den rühmlichen Handlungen, wodurch daſſelbe merkwürdig geworden iſt. Man ſieht wohl, daß in dieſem Verſtande das Leben der meiſten Menſchen ſehr kurz ſeyn wird, und es iſt vielleicht von vielen Greiſen zweifelhaft, ob ſie es auch nur auf einen Tag, oder auf eine ganze Woche gebracht haben. Es gehört mehr dazu, als die Menſchen denken, wenn man, wie Cäſar von ſich ſagen will: Man habe nach dem Laufe der Natur und für ſeine Ehre lange genug gelebt. Der erſte Ruhm läßt ſich leicht erlangen; man darf nur gut verdauen und ſchlafen; man kann noch gewiſſer dazu kommen, wenn man nicht ſorgen will, ob man für ſeine Ehre lange genug gelebt haben werde. Wie viel muß man nicht thun, wenn man die Schmeicheley verdienen will, die Cicero dem Cäſar gemacht hat: er habe ſein Leben vielleicht nach dem Laufe der Natur, und für ſeine Ehre, aber nicht für ſein Vaterland hoch genug gebracht.

Man kann den Schriftſtellern eben dieſen Rath, wie den Menſchen geben, daß ſie zuweilen nachdenken ſollen,

wie lange ſie gelebt haben. Die Meiſten haben dieſer Erinnerung ſehr nöthig; denn ſie ſind, wie andre Menſchen ſo ſorglos, und fragen ſich vielleicht nicht einmal, ob ſie leben. Wenn es die Natur der Schriftſteller iſt, daß ſie ſchreiben, und wenn es die Anzeige einer ſtarken Natur iſt, die ſich eine lange Dauer verſprechen kann, wenn ſie viel ſchreiben, ſo müſſen die meiſten ein auſſerordentlich zähes Leben haben. Gehört es aber zum Leben eines Autors, daß er etwas geſchrieben haben muß, das den Beyfall der Kenner verdient, und beurtheilt man ein langes Leben bey ihm darnach, daß er viel Vortreffliches geſchrieben habe, ſo können die meiſten Scribenten, vornehmlich unter den Deutſchen, nicht das beſte Urtheil erwarten. Indem ſie ſich ſchmeicheln, daß ſie lange gelebt haben, weis vielleicht die Welt nicht, daß ſie da ſind, oder wenn ſie es weis, ſo hält ſie dieſelben für Leute, die gleich nach ihrer Geburt geſtorben ſind, die im Grabe keine Ruhe finden, zuweilen wieder kommen und ſpücken, oder, man hält ſie auch, wenn ſie niemals gelebt haben, für böſe Geiſter, die ſich eine boßhafte Freude daraus machen, die Menſchen durch ihre Erſcheinungen zu ſchrecken.

Es giebt einige Schriftſteller, die unter die itzt erzählten Gattungen nicht zu rechnen ſind. Man kann ihnen das Leben nicht ganz abſprechen, ſie leben auch in einem gewiſſen Verſtande lange; allein ſie führen ein ſieches Leben, wie die Schwindſüchtigen, die ihren Tod immer vor Augen ſehen. So ſind die erträglichen Schriftſteller. Sie wiſſen es vielleicht ſelbſt nicht, daß ſie ſo ſiech ſind, und trauen ſich eine ſtarke Geſundheit zu; aber die Welt empfindet es, und da ihnen gemeiniglich durch kein Mittel zu helfen iſt, ſo thut man die Barmherzigkeit an ihnen, und wünſchet ihnen ein ſanftes und geruhiges Ende.

Es muß ein auſſerordentlicher Geiſt ſeyn, von dem geſagt werden kann, daß er für ſeine Lehre lange genug gelebt-

lebt habe. Wenn man iſt, wie Opitz, wie Haller, wie Hagedorn und Kleiſt, ſo kann man ſicher hoffen, daß die Welt ſagen wird, wenn man ſeine Arbeiten beſchließt, daß man für ſie noch länger hätte leben ſollen.

Wenn es erlaubt iſt, dieſe Vergleichung noch weiter fortzuſetzen, ſo kann man ſagen, daß ſich die Schriftſteller durch die äußerliche Aufführung in ihrem Leben ſehr merkwürdig von einander unterſcheiden. Die Beſten unter ihnen zeigen ſich in einem prächtigen Aufzuge. Die Wahrheiten, die ſie lehren, erſcheinen in einem Schmucke, der ihrem Werthe gleich iſt. Dieſe Schriftſteller haben den Vortheil davon, daß ſie unter allen am längſten leben. Es machen ihnen freylich einige den Vorwurf, daß ſie Verſchwender ſind; allein wer viel beſitzt, kann viel aufgehen laſſen. Ich kenne verſchiedene von ihnen, die ihr Leben ſchon auf zwey tauſend Jahre gebracht haben, und ſie ſehen doch noch ſo jugendlich und heiter aus, daß ſie der entfernteſten Nachkommenſchaft nicht alt vorkommen werden.

Es giebt andre Schriftſteller, die in ihrem äußerlichen Anſehen bey dem erſten Anblicke gleich nicht gefallen. Einige haben Kleider, die aus tauſend Lappen von verſchiednen Schriften zuſammen geſtickt ſind. Sie ſehen ſo bunt aus, wie ein Scaramutz. Andre gehen ſich in ihren Werken, wie Einſiedler; die Meiſten von ihnen ſchämen ſich ſo wenig vor der Welt, daß ſie die meiſte Zeit nacket ſind. Sie laſſen es nicht einmal dabey bewenden, ſondern kaſteyen ſich gemeiniglich ſo ſehr, daß ihr Körper voll Runzeln wird, und ſo elend, wie ein Geripp ausſieht. Sie würden ehrliche Leute erſchrecken, wenn nicht zuweilen andre Schriftſteller, die mehr aufwenden können, als ſie, die Barmherzigkeit an ihnen erwieſen, und ihnen ein abgetragnes Kleid zuwürfen, ihre Blöße damit zu bedecken.

Die Kenner allein haben das Recht, über das Leben, oder den Tod eines Schriftstellers zu urtheilen; der Scribent kann weiter nichts thun, als sich Mühe geben, daß er Hoffnung zum Leben haben möge. Sie sind die Welt, deren Beyfall ich mir wünsche.

Diese Gedanken fielen mir neulich ein, da ich einmal über das Schicksal meiner Blätter nachdachte, weil gleich weder der Wein, noch die Liebe, noch meine Freunde bey mir waren. In solchen müßigen Stunden kann ich es leiden, daß mir meine Schriften einfallen. Da schweife ich zuweilen weit in die Zukunft hin, und in Ermanglung eines bessern Vergnügens denke ich an die Unsterblichkeit meiner Arbeiten. Wird mich wohl in hundert Jahren noch ein Frauenzimmer lesen? Alsdenn überlege ich alles, was meine Hoffnung unterstützen kann; ich denke an Irenen; meine Blätter misfallen ihr nicht; sollten sie, denke ich darauf, nicht auch der Nachwelt der Schönen gefallen?

Man wird sagen, ich sollte mit Irenens Beyfalle zufrieden seyn, und wenn meine Freunde nicht misvergnügt mit mir wären, so sollte ich mir um den Beyfall der Welt, und der Nachkommen keine Sorge machen. Es ist wahr; ich begnüge mich auch daran, und wenn mir ja einmal das künftige Schicksal meiner Blätter einfällt, so macht mich der Gedanke niemals so tiefsinnig, daß ich einen einzigen Kuß von meinen Freunden oder ein einziges Glas Wein darüber versäumen sollte. Aber ein Autor, wie ich, ist wie ein junges siegbegieriges Frauenzimmer; es hat seinen Liebhaber; es liebt ihn vielleicht auch allein, und würde sich durch keine Schmeicheleyen und Liebeserklärungen eines andern zur Untreue verleiten lassen; es forscht aber doch zuweilen mit einem verstohlnen Blicke nach, mit welchen Augen es von andern angesehen wird; seine Blicke halten sich nicht lange bey ihnen auf; sie kehren bald zu dem ersten Liebhaber zurück; sie haben sich aber doch umgesehen.

Indem ich alſo über das Schickſal meiner Blätter in den künftigen Zeiten nachdachte, ſo bekam ich den Einfall, mir etwas davon träumen zu laſſen. Im Traume kann man noch das Meiſte davon erfahren. Der Einfall gefiel mir; alle wöchentlichen Schriftſteller haben geträumt; Sollte ich der einzige ſeyn, den nicht geträumt hätte? Ich überlegte alſo, was mir träumen ſollte.

Ich ſetzte mich vor allen Dingen in die künftigen Zeiten. Ich befand mich in einem Buchladen, mitten unter einigen Gelehrten, die ſich daſelbſt verſammelt hatten, ohne daß ich wußte, wie ich dahin gekommen war. Dieſe Gelehrten unterſchieden ſich durch ihre Tracht und ihr Anſehen ſo weit von den unſrigen, daß ich ſie nicht dafür gehalten hätte, wenn ich es nicht aus ihren Geſprächen ſchlieſſen müſſen. Indem ich mich unter den Büchern umſah, ſo wurde ich eine ganze Menge Schriften gewahr, die von mir handelten. Unter andern fiel mir ein prächtiger Quartant in die Augen mit der Ueberſchrift: **Der Jüngling, aus ſeiner Dunkelheit hervorgezogen, mit einer Auslegung und Geſchichte von den Schickſalen des Jünglings.** Der Quartband gefiel mir; aber das verdroß meine Eitelkeit, daß ich aus der Dunkelheit hervorgezogen ſeyn ſollte. Ich ſollte alſo ſo unbekannt geblieben ſeyn? das wollte meiner Eigenliebe durchaus nicht gefallen. Ich ſah mich weiter um, und fand eine Schrift, die faſt eben ſo groß war, als dieſe, worinnen der Verfaſſer einen gründlichen Beweis vortrug, daß der Jüngling eine neue und untergeſchobne Schrift wäre. Gleich daneben lag ein Gegenbeweis, worinnen mein Alterthum gerechtfertigt wurde. Unter andern Schriften fand ich auch eine gelehrte Unterſuchung von dem Kupferſtiche vor dem Jüngling, in welcher aus den deutſchen Alterthümern dargethan wurde, daß das Inſtrument, welches die Jugend in der lincken Hand hält, eine Laute wäre.

Man kann denken, daß ich darüber ungemein erſtaunte. Ich kam mir, wie Soſia, im Plautus vor, dem es ein anderer abſtreiten wollte, daß er Soſia wäre. Meine Blätter hatten mir ſo viel Mühe gekoſtet, und hier wollte einer beweiſen, daß ſie nicht im tauſend ſieben hundert und ſieben und vierzigſten Jahre geſchrieben worden wären. Ich fragte alſo einen von den anweſenden Gelehrten, was alle dieſe Schriften zu bedeuten hätten.

Alſo wiſſen ſie von dem berühmten Streite noch nichts, ſagte er, der ſeit einem Jahre die ganze gelehrte Republik in Bewegung gebracht hat? Man findet in einem unſrer alten Comödienſchreiber, von dem wir auch noch Facteln und Erzählungen haben, einer Schrift gedacht, welche vormals unter dem Nahmen des Jünglings erſchienen ſeyn ſoll. Man hat ſie nirgends antreffen können, und unſre Gelehrten aus dem vorigen Jahrhunderte haben ſchon gemuthmaßt, daß es eine verfängliche politiſche Schrift geweſen ſeyn müßte, die auf Befehl des damaligen Hofes unterdrückt worden wäre. Sie können leicht urtheilen, in welch Erſtaunen alle Gelehrten geſetzt wurden, als vor einem Jahre ein Mann, der ſich ſchon durch verſchiedne neue Ausgaben ſeltner Schriften, einen Nahmen gemacht hat, den Jüngling mit ſeinem Commentar herausgab. Ein gelehrter Mann unſrer Stadt kam ſo gleich, als dieſes Werck erſchienen war, auf den Argwohn, daß der Jüngling eine untergeſchobene Schrift wäre, weil er nichts von ihm auftreiben können. Er beſtärkte ſich in ſeinem Argwohne, je weiter er darinnen las, und endlich erſchien ſein Beweis davon öffentlich. Sie müſſen wiſſen, daß er ein Mann iſt, der ſich um die Gelehrſamkeit ſehr verdient gemacht hat. Wir haben ein großes Werk von ihm, worinnen er die Buchdruckerleiſten des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts ausführlich beſchrieben hat. Er beſitzt eine vollſtändige Sammlung der Fragmente von den ver-

verlohrnen Schriften der vorigen Jahrhunderte, und er hat manches ſchöne Ueberbleibſel davon aus den Kramläden von ſeinem gänzlichen Untergange errettet. Er beſitzt auch eine vortreffliche Einſicht in die deutſchen Alterthümer, wie ſie aus ſeiner gelehrten Unterſuchung ſehen können, worinnen er die Zeit beſtimmt, wo zuerſt Falbeln um die Unterkleider des Frauenzimmers im achtzehnten Jahrhunderte getragen worden ſind.

Aber was führt dieſer gelehrte Mann, unterbrach ich ihn, für Gründe an, warum er den Jüngling für eine untergeſchobne Schrift hält?

Seine Gründe ſind ſehr wichtig, antwortete mein Gelehrter. Er gründet ſich zum erſten auf das allgemeine Stillſchweigen der damaligen Geſchichtſchreiber der Gelehrten, die uns auf den öffentlichen Bibliotheken aufbewahrt worden ſind. Sie gedenken alle nichts von einem Jünglinge, und es iſt nicht wahrſcheinlich, daß dieſe ſorgfältigen Männer, die das Andenken von kleinern Schriften erhalten haben, nichts von dieſer Schrift erwähnen ſollten.

Der alte Comödienſchreiber beweiſt ſeiner Meynung nach, wider dieſe anſehnlichen Gelehrten nichts. Zu dem findet man auch in ihm nicht, daß der Jüngling gedrucket worden ſey. Es kömmt ihm wahrſcheinlich vor, daß er nur im Manuſcripte unter einigen guten Freunden herumgegangen ſey.

Es iſt ihm eben ſo wenig wahrſcheinlich, daß der Verfaſſer des Jünglings, wenn er ſo alt ſeyn ſollte, als man vorgiebt, ſo viel in ſeinem Werke unvollſtändig gelaſſen haben würde. Man findet, daß im Anfange einer Geſellſchaft von Stummen und Plaudern Erwähnung geſchieht, und man findet doch ihre Beſchreibung im folgenden nicht. So verſpricht er an einem

nem andern Orte die Geſchichte eines Geſpenſtes mit der Laute, und auch die findet man nicht. Sollte dieſes alles etwa in Supplementen nachgeholt worden ſeyn, ſo müßte man ſie ja ſo gut, als den Jüngling ſelbſt haben können.

Am Ende hat dieſer berühmte Mann ein Verzeichniß von den Wörtern und Redensarten beygefügt, von denen er beweißt, daß ſie neuer ſind, als man vorgiebt, weil ſie in allen Ueberbleibſeln der damaligen deutſchen Schriften nicht gefunden werden, einige ausgenommen, die er auch entweder für untergeſchoben, oder verfälſcht hält.

Wenn ich ihnen, fuhr mein Gelehrter fort, meine Gedanken ſagen ſoll, ſo ſcheint mir der Jüngling darum eine untergeſchobne Schrift zu ſeyn, weil ich verſchiedne boshafte Satiren auf Jtztlebende darinnen finde. Ich könnte ſie ihnen alle nennen; aber man ſagt ſeine Muthmaßungen nicht gern, wenn man nicht völlige Gewißheit davon hat. Ich wollte nur wünſchen, daß ſie die Stelle von den Pantins geleſen hätten. Wenn ſie einige Zeit in der großen Welt geweſen ſind, ſo werden ſie wiſſen, daß unſre jungen Stutzer ſo heiſſen, und der falſche Verfaſſer des Jünglings ſagt, daß im achtzehnten Jahrhunderte kleine Kartenmännerchen dieſen Nahmen geführt hätten. Das iſt ja eine offenbare Bosheit!

So wollte ich fortträumen; ich ſann ſchon auf das Wunderbare, das ich noch in den Traum bringen wollte, weil er mir noch nicht unordentlich genug war, und zugleich dachte ich nach, wie ich aufwachen könnte, als einer von meinen Freunden zu mir kam, dem ich mein Vorhaben erzählte. Träumen ſie nicht, träumen ſie nicht, ſagte er zu mir; es iſt zu unwahrſcheinlich; hat ſich wohl ſo etwas mit einem einzigen Schriftſteller zugetragen, als ſich mit ihnen im Traume zutragen ſoll?

Leipzig, bey Johann Wendler.

Der Jüngling.

Sechs und funfzigſtes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 17 Jan. 1748.

Ich habe mit meinen Leſern ſchon mehr, als einmal, von meinem Freunde **Damis** und ſeiner **Henriette** geredet. Sie werden alſo vielleicht wiſſen wollen, warum ich die Abbildung von ihm unter den Gemählden meiner übrigen Freunde vergeſſen habe. **Damis** ſelbſt hat es mir ſchon verwieſen; und er hätte auch Urſache dazu, wenn ich nicht etwas zu meiner Vertheidigung anführen könnte, womit meine Leſer ohne Zweifel noch zufriedner ſeyn werden, als **Damis**. Dieſer bequeme Freund hatte mir Hoffnung gemacht, die Geſchichte ſeiner Liebe meinen Leſern mitzutheilen. Würden ſie noch ein ander Bildniß von ihm verlangen, wenn er ihnen ſelbſt ſein Herz in dieſer Geſchichte abgeſchildert hätte? Die Liebe würde ihm die Hand geführt haben, und indem er allein beſchäfftigt geweſen wäre, ſeine **Henriette** uns ſo zu zeigen, als ihr Bildniß in ſeinem Herzen aufbewahrt iſt: So würde er uns zugleich ſich ſelbſt deſto aufrichtiger entdeckt haben, je weniger er an ſich gedacht hätte. Er iſt ſchon von Natur viel zu bequem, ſich in die Künſte der Verſtellung einzulaſſen, und die Liebe, welche allein fähig war, ihn ein wenig vorſichtig zu machen, als ſie zuerſt in ihm entſtand, würde ihn in der Hitze ihrer Freuden nur noch unbehutſamer und unverſtellter gemacht haben.

Allein mein Freund hat mich auf die Erfüllung ſeines Verſprechens bisher umſonſt warten laſſen. Nach unzähligen Entſchuldigungen, die mich nicht befriedigt haben, nimmt er endlich ſeine Zuflucht zu einem Vorwande, auf den ich nichts antworten kann. Ich habe nicht

Zeit, ſpricht er. Meynen Sie, daß ich es mir verzeihen könnte, wenn ich mich hinſetzte, und ihren Leſern meine Geſchichte erzählte, damit ſie dieſelbe für einen Roman halten, da ich unterdeſſen bey Henrietten ſeyn, oder mit Ihnen von ihr reden kann? Mein lieber Jüngling, Sie ſind noch nicht verliebt, und wiſſen alſo nicht, wie Sie ſich eine ganze Woche durch die Zeit vertreiben ſollen, wenn Sie nichts zu ſchreiben haben. Sie ſollten aber nur verliebt ſeyn, oder Sie ſollten ſich wenigſtens nur nicht ſo ſehr fürchten, es zu werden: So würden Sie ſich bald weder um ihren Verleger noch um ihre Leſer bekümmern. Ich will Ihnen meine Geſchichte Preis geben. Sie haben mich nun einmal aus der Dunkelheit, worinn ich mich vor den Augen der ganzen leſenden Welt zu verbergen gedachte, herausgezogen. Vollführen Sie alſo ihre kleine Verrätherey an mir, wenn Sie meynen, daß ſich ihre Leſer an meiner Liebe ſo ſehr vergnügen werden, als Sie. Ich will es alles mit Vergnügen leſen, was Sie von mir und meiner Henriette zu ſagen für gut befinden; und ich verſpreche Ihnen noch dazu die Belohnung, daß ich Sie allemal zu meiner Henriette zum Beſuche mitnehmen will, ſo oft ich, nach ihrer Meynung, mich an ihren Schreibetiſch ſetzen, und meine Geſchichte aufzeichnen ſollte.

Meine Leſer werden ſehen, daß ich ein wenig Urſache habe, mich über meinen Freund zu beſchweren. Allein, Sie würden es mir ohne Zweifel nicht verzeihen, wenn ich ihm eine einzige Stunde rauben wollte, die er bey Henrietten zubringen kann. Er will mich dafür, daß ich ſein Geſchichtſchreiber werde, deſto öfter zu ſeiner Henriette führen? Was iſt natürlicher, als daß ich dieſe Bedingung eingehe, ob ich gleich eine ſehr ſchwere Rolle zu ſpielen habe? Ich will alſo immer den Anfang machen.

Die Bekanntſchaft des Damis und der Henriette war ſo zufällig, daß die Liebe gar keine Abſicht dabey zu haben ſchien.

ſchien. Damis kannte ihren Bruder, und ein junger Menſch, der mit einem Bruder bekannt iſt, pflegt ordentlicher Weiſe ſehr bald auch mit der Schweſter bekannt zu werden. Mein Freund hatte Henrietten ſchon mehr als einmal geſehen, ehe ich etwas davon erfuhr. Und als er zuerſt mit mir von ihr redete, lobte er ſie nur, als ein junges liebenswürdiges Frauenzimmer, in deren Geſellſchaft er einigemal ſehr vergnügt geweſen wäre, und gab mir den Rath, den er mir nachher nicht wieder gab, daß ich mir Mühe geben ſollte, ſie kennen zu lernen. Sie werden ein Frauenzimmer ſehen, ſagte er zu mir, das Ihnen gewiß gefallen muß. Ich halte ſie für ſchön, und die ganze Geſellſchaft ſchien meiner Meynung zu ſeyn. Ich wollte für Henrietten unterdeſſen wohl Bürge werden, daß ſie der Meynung ſelbſt nicht iſt. Man ſieht in ihrem ganzen Betragen keine Spur von der Unruhe der Frauenzimmer, welche ſich fürchten, daß andre ſie nicht für ſo ſchön halten, als ſie ſelbſt. In allen ihren Reden und Manieren herrſcht vielmehr ein gewiſſes Vertrauen, das ihr ſehr anſtändig iſt. Aber dieſes Vertrauen ſcheint nicht daher zu kommen, daß ſie ſich für ſchön hält; ſondern daher, daß ſie die Bewunderung unſers Geſchlechts eben nicht ſuchet. Sie hat gar nicht die Abſicht, einem einzigen Frauenzimmer einen Anbeter zu entziehen. Alles, was ſie ſagt, oder thut, das ſcheint ihr ſo natürlich zu ſeyn, daß ſie eben das auch in einer Geſellſchaft von ihrem Bruder, von ihren Eltern, oder unter andern Frauenzimmer thun würde. Ob ſie ſich alſo gleich nicht die geringſte Mühe giebt, ſich zu zeigen; ſo kann man doch leicht ſehen, daß ſie artig iſt, und Verſtand hat. Die Schmeicheleyen, die man ihr ſagt, machen ſie zwar immer ein wenig unruhig, weil ſie dieſelben nicht zu verdienen glaubt. Aber ſie hört ſie doch mit einer gewiſſen Gelaſſenheit an, die man bey denjenigen Frauenzimmern nicht antreffen wird, welche einige Urſache haben, einen Lobſpruch für ein

Compliment, oder gar für eine Spötterey zu halten. Kurz, ich weis gewiß, daß Sie Henrietten für sehr liebenswürdig halten werden. Ihr Bruder ist, wie Sie wissen, mein Freund. Wollen Sie ihn einmal mit mir besuchen?

Meine Leser werden es mir ohne Zweifel sehr gern glauben, daß ich diesen Vorschlag nicht aus bloßer Höflichkeit annahm. Ich wünschte meinem Freunde zu seiner Entdeckung Glück, und machte es mit ihm aus, daß er den folgenden Tag meinentwegen mit dem Bruder der Henriette reden sollte.

Ich bin so unerfahren in der Liebe, daß es kein Wunder ist, daß ich das Herz meines Freundes damals noch für eben so frey hielt, als das meinige ist. Henriette muß sehr liebenswürdig seyn, dachte ich. Sie mag ihm sehr gefallen haben, daß er ihren Charakter schon so gut zu machen weis. Wenn ich sie auch nur erst gesehen hätte! Das waren die einzigen Anmerkungen, die ich über meinen Freund machte. Sie hat ihm gefallen; und das war es auch alles. Desto mehr beschäfftigte ich mich mit der Hoffnung, sie selbst kennen zu lernen. Ja ich argwöhnte seine Liebe so wenig, daß ich mich schon als einen Menschen ansah, der die Freundschaft der Henriette einmal mit ihm theilen könnte.

Vielleicht dachte Damis noch selbst nicht anders; und es war ohne Zweifel nur seine Bequemlichkeit Schuld daran, daß er es, wie er sagte, vergaß, seinen Besuch bey dem Bruder der Henriette abzulegen, um mich mit ihm bekannt zu machen. Nachdem ich ihn schon einigemal vergebens daran erinnert hatte, kam er endlich zu mir, und sagte, daß ich ihn bald kennen lernen sollte. Er würde den folgenden Tag zu einem guten Freunde aufs Land reisen. Er würde dort auch den Bruder der Henriette antreffen, und Gelegenheit suchen, von mir mit ihm zu reden.

Damis reiſte aufs Land. Er fand dort nicht allein ſeinen Freund, ſondern auch Henrietten. Er war ſo glücklich, daß er zwey ganze Wochen in ihrer Geſellſchaft zubringen, und mehr als das bloſſe Vergnügen des Landlebens genieſſen konnte. Wie ſehr war er zu beneiden, ob man gleich nicht leugnen kann, daß ein ſolches Glück ein bischen gefährlich iſt.

Ein junges liebenswürdiges Frauenzimmer, in deſſen Geſellſchaft man ſchon mehr, als einmal, ſehr vergnügt geweſen iſt, das man für ſchön hält, das gewiß gefallen muß, deſſen Reden und Manieren man ſchon ſo genau ausſtudiert hat, daß man mit einer gewiſſen Sorgfalt einen Charakter davon machen kann, welches man ſchon durch einige Schmeicheleyen in eine Art von Unruhe geſetzt hat, und mit dem man auf dem Lande unter allen Annehmlichkeiten des Frühlings, in einer gewiſſen Entfernung von den übrigen Menſchen, eine neue und genaure Art vom Umgange aufrichten kann, ein ſolches Frauenzimmer iſt in der That eine groſſe Verführerinn für unſer Herz. Wer in ſolchen Umſtänden ſeine Freyheit erhalten will, der muß ſchon in Anſehung der Liebe ſo ein leichtfertiger Freygeiſt ſeyn, wie ich. Er muß ſich ſeinen Leichtſinn ſchon ſo ſehr zur Gewohnheit gemacht haben, daß ihn nichts aus demſelben bringen kann; er muß, wie ich, von den Reizungen des ganzen ſchönen Geſchlechts ſchon ein ſo getreuer Anbeter ſeyn, daß er es für eine Untreue hält, ſein Herz nur einer einzigen Schönen zu unterwerfen. Und auch dann ſind ſeine Grundſätze vielleicht in Gefahr erſchüttert zu werden. Aber ein ſolcher bequemer Freund des Vergnügens, wie Damis, der von ſeinem Herzen keine weitere Rechenſchaft verlangt, als die einzige, ob es vergnügt iſt, und, weil er noch niemals Urſache gehabt hat, mit ihm unzufrieden zu ſeyn, es nur ſeiner Willkühr überläßt, ob es ſich verlieben will, oder nicht, ein ſolcher bequemer Freund des Vergnügens

wird sein Herz freylich nicht zurück halten, wenn es sich der Herrschaft einer liebenswürdigen Henriette unterwerfen will.

Ich muß unterdessen meinem Freunde Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Mir ist es itzt freylich sehr leicht, ihn einer Unvorsichtigkeit zu beschuldigen, und in diesem Stücke geht es mir vielleicht, wie denjenigen, welche einen Roman lesen. Sie wissen es ordentlicher Weise schon vorher, daß der Held der Geschichte sich verlieben wird. Es ist ihnen also nicht schwer, einen ieden Kunstgriff der Liebe wahrzunehmen, einen ieden Zufall zu erklären, und bey einem ieden Schritte, den der Liebhaber thut, das Ende vorauszusehen, indessen daß er selbst in der Unwissenheit seines Schicksals dahingeht, und nicht weis, welchen Weg er genommen hat, bis er beynahe zurückgelegt ist. Eben so geht es mir mit Damis. Mir kann es itzt nicht mehr unbegreiflich seyn, wie Henriette meinen Freund um sein Herz gebracht hat. Aber wie hätte er es voraussehen sollen? Ein guter Freund nimmt ihn mit sich aufs Land. Das geschieht alle Tage. Er findet dort den Bruder der Henriette, und Henrietten selbst; und das ist ihm so angenehm, als wenn ich Jenen unvermuthet an einem Orte antreffe. Aber er hat itzt Gelegenheit, sie länger und mit etwas mehr Freyheit zu sehen, als sonst. Desto besser! Wer würde sich das nicht lieb seyn lassen? Er spricht mit ihr, und ie öfter er mit ihr spricht, desto mehr wünscht er, immer mit ihr zu sprechen. Das macht, sie ist so einnehmend! Sie macht ihm die Freude der Gesellschaft und des Landlebens erst recht angenehm. Wenn sie nicht da wäre: so würde der Gesellschaft das Leben und die Anmuth fehlen. Ohne Zweifel wird er nicht undankbar dafür seyn. Er würde seiner Pflicht gar nicht genug thun, wenn er eine einzige Gelegenheit vorbey liesse, ihr seine Hochachtung zu zeigen. Sie kömmt ihm heute viel schöner und

arti-

artiger vor, wie geſtern. Das kömmt unſtreitig daher, daß er ſie immer näher kennen lernet. Er entdecket alle Augenblicke eine neue Vollkommenheit an ihr. Das iſt natürlich; denn ſie iſt ſchon bekannter mit ihm. Unſtreitig würde er ſie alſo noch mehr bewundern, wenn er noch etwas vertrauter mit ihr werden ſollte, und morgen würde ſie ihm alsdenn ohne Zweifel noch ſchöner zu ſeyn ſcheinen, als heute. Er nähert ſich ihr alſo immer näher und näher. Er geht mit ihr ſpatzieren, manchmal mit andern, manchmal auch allein, wie es der Zufall giebt. Und wenn er nun auch lieber allein mit ihr ſpatzirren gienge; ſo iſt das ſehr begreiflich. Das iſt doch ſo eine ſanfte, unſchuldige Freude, welche den lärmenden Ergetzlichkeiten weit vorzuziehen iſt! So vergnügt iſt ihm das Landleben noch niemals vorgekommen, als es ihm itzt zu ſeyn ſcheint. Was ſollte wohl die Urſache davon ſeyn? Ohne Zweifel Henriette! Es iſt ſehr natürlich, daß er Henrietten dieſes ſagt; und es iſt auch eben kein Wunder, wenn er ſie nicht dadurch beleidigt. Kurz, er bildet ſich ein, daß er Henrietten eben nicht misfällt, und dieſe Muthmaſſung iſt ſo ſchmeichelhaft für ihn, daß ihm Henriette auch deswegen noch mehr gefällt. Wie glücklich würde er ſich ſchätzen, wenn ſie ſo gütig wäre, und ihn in die Zahl ihrer Freunde aufnehmen wollte! Ihr Bruder hat viele Bekanntſchaften. Wenn ſie dem guten Kinde nur nicht etwa beſchwerlich ſind! Er will die kurze Zeit, die er noch auf dem Lande in ihrer Geſellſchaft zubringen wird, dazu anwenden, daß er ihr Vertrauen verdiene. Warum ſoll er ihr dieſes nicht ſagen? Und warum ſoll er ſie nicht zuweilen in die ſchattigten Alleen, oder an einen Springbrunnen führen, damit er ihr dieſes allein ſagen kann? Er darf ſich ja wohl in der Dämmrung des Abends mit ihr unter eine kühle Linde ſetzen, wo alles um ſie herum ein ſanftes Stillſchweigen beobachtet. Er darf doch wohl

leiſe

leiſe mit ihr reden. Er darf ſie doch wohl mit einer unſchuldigen Zufriedenheit anſehen. Er darf ihr doch zuweilen die Hand drücken. Wer würde das nicht thun, wenn er an ſeiner Stelle wäre?

So war das Herz meines Freundes beſchaffen, als er ſeine Henriette verlaſſen mußte. Das ſind zwey glückſeelige Wochen geweſen, mit denen ganze Jahre voll andrer Ergetzlichkeiten nicht zu vergleichen ſind. Wenn ſie nur länger währten! Was ſoll Damis anfangen, wenn er nicht mehr um Henrietten ſeyn kann? Er hat ſich zwar die Erlaubniß ausgebeten, ſie fleißig zu beſuchen. Aber vielleicht wird er ſie nicht allein ſehen, vielleicht wird er ſie nicht ſo oft beſuchen können, als er wünſcht. Sollte er wohl morgen wieder zu ihr gehen dürfen, um ihr nochmals zu verſichern, wie ſehr ihn ihre Geſellſchaft vergnügt hat? Wird er ihr nicht vielleicht beſchwerlich fallen?

Mit dieſen Gedanken ſuchte mich Damis auf, ſo bald er in die Stadt gekommen war. Er traf mich in einer Geſellſchaft an, welche gröſſer war, als er wünſchte. Aber ich fand ihn ganz verändert. Das war nicht mehr der Damis, der ſich allein der Geſellſchaft aufopferte, der ſich kein einziges Wort entwiſchen ließ, durch welches man ſich einander aufzuheitern dachte, der liebenswürdige Schwätzer, der gefällige Freund, dem alles angenehm war, nur nicht die Arbeit und der Verdruß. Man mußte ihn vielleicht ſo genau kennen, wie ich, wenn man dieſe Veränderung wahrnehmen wollte. Unterdeſſen war ſie für mich merklich genug, ob er ſich gleich verſtellen wollte. Ich fragte ihn, ob er ſich nicht wohl befände, und er befand ſich ſehr wohl; ich fragte ihn, ob er misvergnügt wäre, und er war ſehr vergnügt; ich fragte ihn, an wen er dächte, und er dachte an mich. Kurz er war zerſtreut, und unaufgeräumt. Ich war ſo begierig, die Urſache davon zu erfahren, daß ich die erſte Gelegenheit ergriff, aufzuſtehen, und ihn mit mir aus der Geſellſchaft zu nehmen.

Der Jüngling.

Sieben und funfzigstes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 24 Jan. 1748.

Mein Herr,

Die Menschenliebe, und noch mehr das Vergnügen, das mir ihre Arbeiten machen, nöthigt mich, ihnen einige freundschaftliche Erinnerungen zu geben, damit sie die Welt besser kennen lernen, als Sie sie zu kennen scheinen. Sie reden beständig vom Frauenzimmer; in diesem Blatte vom Frauenzimmer, im andern Blatte vom Frauenzimmer, und beständig vom Frauenzimmer. Sie sind ganz von diesem schönen betrügerischen Geschlechte bezaubert; bald loben sie die Schönen wegen ihres Geschmackes, bald wegen ihrer Tugend, und täglich entdecken sie neue rühmliche Eigenschaften an ihnen. Ich vergebe ihnen dieses, mein Herr; sie sind jung; es ist eine unüberlegte Hitze, die ein gutes Gemüth anzeigt; sie wird sich mit der Zeit verlieren; aber vielleicht zu ihrem grossen Verdrusse, wenn sie meinen Warnungen nicht folgen. Ich bin auch jung gewesen, wie sie; ich hielt es auch für mein grösztes Glück, wenn ich mit Frauenzimmern umgehen konnte; bald hatten sie schmachtende, bald feurige, bald einschmeichelnde Augen, und sehr oft auch göttliche Reizungen für mich. Sie sind vorbey, die glücklichen Zeiten! Ich bete das Frauenzimmer nicht mehr an; ich bin nicht mehr berauscht, und ich werde täglich mehr von meinem Irrthume überführt. Wollen sie wissen, wie das zugeht? Ich bin verheyrathet.

Heyrathen sie nur, mein Herr Jüngling, ich versichre sie, sie sollen aus einem andern Tone reden; heyrathen sie nur. Meine Frau ist schön; sie hat Augen, wie der Himmel; sie ist so freundlich, so leutseelig; wer hätte liebenswürdiger seyn können, als sie? Ich beschriebe ihnen gern ihren Charakter; aber sie liest ihre Blätter, und besitzt Verstand genug, sich zu erkennen, und so mit mir umzugehen, daß mich meine Offenherzigkeit gereuen würde. Ich bin ihr Mann; dieser Charakter macht einen Menschen von meinem Temperamente sehr vorsichtig. Lernen sie ihrer Ruhe wegen das Frauenzimmer kennen, mein Herr; wie meine Frau ist, so sind alle Schönen. Sie lesen ja den Herrn Marivaux so fleißig; hat sie denn dieser rechtschaffne Mann nicht mit dem schönen Geschlechte bekannter gemacht? Wenn ich ihn nur vor meiner Trauung gelesen, und ihm geglaubt hätte! Wir sind so gute Narren, läßt er in einem seiner Lustspiele einen Lälio sagen, und machen uns eine Pflicht daraus, gegen die Schönen zärtlich zu seyn, und das treiben wir so ordentlich, als wenn es unsre Berufsgeschäfte wären. Und wen lieben wir denn? Personen, die uns unsre Vernunft, unsre Freyheit, unsre Ruhe, und endlich sich selbst rauben. Sind die Männer nicht hernach in einem schönen Zustande? Arme Narren sind sie, unruhige Menschen, die bald von Freuden, bald von Schmerzen trunken sind, Sklaven. Und wem gehören diese Sklaven an? Dem Frauenzimmer. Und was ist denn ein Frauenzimmer? Man müßte es kennen, wenn man es beschreiben wollte; wir können zwar heute die Erklärung davon anfangen; ich schwöre aber, daß man den Beschluß davon vor dem Ende der Welt nicht sehen wird. Sehen sie, mein Herr, eben so sieht mein Zustand aus; meine Frau kann mich frölich und traurig machen, wie

sie

ſie mich haben will. Ich komme vor Freuden auſſer mir, wenn ſie mir das ſeltne Glücke erweiſt, und mich ihren lieben Mann nennt, und wenn ſie ihre herrſchaftliche Miene annimmt, die die Gewalt hat, alle meine Freude zu demüthigen, ſo ſehe ich ſo traurig aus, als eine Richardinn, wenn ſie einen Faſttag hält. Wie bedaure ich ſie nicht alsdann, mein lieber Herr Jüngling, wenn ſie mir zu der Zeit einfallen! Er iſt ein ſo guter ehrlicher Menſch, denke ich, der es mit der Welt und dem ſchönen Geſchlechte ſo aufrichtig meint; du ſollſt ihn vor dem Frauenzimmer warnen; er verdient es nicht, daß er ſo unglücklich wird, wie du. Und in der That, ich habe ſo viel Mitleiden mit ihnen, als wenn ſie ſchon eine Frau hätten. Wenn Marivaux ihre Blätter leſen ſollte, ſo würde er ihnen ſo zureden, wie Lälio ſeinen Diener wegen der Liebe zuredet. Satzen ſie mir, mein armer Jüngling, würde er ſprechen, wenn ſie auf ihrem Wege erſt Silber, dann Gold, und ein wenig beſſer hin Perlen fänden, und das alles führte ſie an die Höle eines Tygers, würden ſie das Silber, das Gold, und die Perlen nicht haſſen? Das ſind die Reizungen des Frauenzimmers, das ſind die Hoffnungen, die es ihnen macht, das iſt ſein Herz, wenn es ſich zum erſtenmale an ſie ergiebt, und der Tyger, das iſt ihr Herz, wenn ſie es eine Zeitlang beſeſſen haben. Machen ſie ſich dieſe Lehren zu Nutze, mein Herr Jüngling, und fliehen ſie vor den Schönen. Sie ſind noch unerfahren; ſie reden ſo gut, wie ſie es ſehen und verſtehen; ich aber bin ein Mann, und weiß es leider beſſer. Man hat ein gutes Werk mehr gethan, wenn man ihnen in dem Falle mit einem guten Rothe an die Hand geht. Ich bin u. ſ. w.

Dieſes Schreiben enthält freylich keine Lobſchrift auf das ſchöne Geſchlecht, und ich würde es aus Liebe gegen

dieſen ehrlichen Mann unterdrückt haben, um ihm den Zorn des Frauenzimmers nicht zu zuziehen, wenn ich meinen Leſerinnen nicht zutraute, daß ſie den zärtlichſten Verehrer ihres Geſchlechtes ſelbſt in ſeinem Unwillen entdecken würden. Er ſcheint mir, wie die Leute zu ſeyn, die, wenn ſie einmal von ihrem Temperamente, oder von einem kleinen Zufalle aufgebracht werden, in der Hitze auf ihre beſten Freunde, auf ihre Verwandten, und auf alle, die ihnen noch näher ſeyn könnten, ſo eifrig zanken, als wenn ſie ihre Todfeinde wären, und ſie lieben ſie vielleicht auſſerordentlich. Ich glaube, mein Correſpondent würde dem ſchönen Geſchlechte eine öffentliche Abbitte thun, und ſich zu einem feyerlichen Widerrufe verſtehen, wenn ſich die zwey Augen, die ihm vor dem ſo ſchön, wie der Himmel vorkamen, zuſchlieſſen wollten. Er würde ſie beweinen; das wär' der Anfang ſeiner Reue; er würde wieder lieben, und eben der arme Narr werden, der er itzt iſt; er würde zärtlich ſeyn, und das ſo ordentlich treiben, als wenn es ſein Berufsgeſchäfte wäre. Denn er ſcheinet mir nicht darzu gebohren zu ſeyn, mit dem ſchönen Geſchlechte in Feindſchaft zu leben. Er kann mir es alſo nicht verdenken, daß mir ſeine Warnungen ein wenig verdächtig vorkommen, und er iſt allzupartheyiſch, als daß ich mit Zuverſicht gelehrig ſeyn könnte. Irene ſoll mich das ſchöne Geſchlecht kennen lernen. Sie iſt ſo redlich, daß ſie ſeine Schwachheiten nicht ſchont, und ſo großmüthig, daß ich ſie öfter von den Verdienſten unſers Geſchlechtes, als des ihrigen habe reden hören. Sie ſoll mich lehren, und nicht mein Correſpondent. Er hat ſeine Freyheit ſeiner Frau überlaſſen; man weis aber wohl, daß die, welche ſich wider ihre Beherrſcher auflehnen, in ihrem Aufruhre gemeiniglich zu weit gehen.

Unter-

Unterdeſſen ſind doch die Klagen, die mein Correſpondent in meinen Schoos ausgeſchüttet hat, ſowohl unter den Männern, als unter den Schönen gemeiner, als ich gedacht hätte. Ich rede von Perſonen, die einander vor der Ehe geliebt haben, und vielleicht hernach noch einander ein wenig lieben; denn diejenigen, die die Zärtlichkeit nicht vereinigt hat, ſind mir ſo wichtig nicht, daß ich über ſie nachdenken ſollte, und ich bin entweder ſo gerecht, oder es iſt auch eine kleine Bosheit von mir, daß ich ihnen ein wenig Verdruß gönne; ich nehme aber diejenigen von dieſen aus, die dem Zwange nicht haben widerſtehen können, und die bedaure ich. Was aber Perſonen, die einander vor ihrer Trauung ihr ganzes Glück waren, zu Klagen bewegen kann, das iſt mir ein Geheimniß; denn ich kann nicht begreifen, wie eine wahre Liebe abnehmen kann. Ich habe zuweilen misvergnügte Männer und Frauen geſehen. Ich habe für einige von ihnen ſo viel Hochachtung gehabt, daß ich mir allezeit eingebildet habe, wenn ich der Mann wäre, ſo würde ich die Frau lieben, und wäre ich die Frau, ſo würde der Mann alle meine Zärtlichkeit haben. Und dieſe beyden Perſonen, in die ich mich wohl hätte wollen verwandeln laſſen, waren nicht ſo vergnügt, als ich in meinen Gedanken an ihrer Stelle geweſen ſeyn würde. Ich bin mit den Geheimniſſen des Eheſtandes nicht ſo bekannt, daß ich mir getrauen ſollte, ein ſolches Räthſel deutlich genug aufzulöſen. Unterdeſſen habe ich mir einige Erfahrungen von Männern geſammelt, die mir doch einiges Licht gegeben haben. Ich will mit Irenen einmal von dieſer Sache reden; vielleicht iſt ſie mit einigen Frauenzimmern bekannt, die es wiſſen können, warum ſie in ihrer Ehe nicht ſo vergnügt ſind, als ſie gewünſcht hatten.

Wenn ich den Brief meines Correſpondenten überdenke, ſo ſcheint ſich mir eine Urſache ſeiner Klagen darin-

nen zu entdecken, die er entweder nicht weis, oder nicht dafür ansieht. Daß er sich eine Pflicht daraus gemacht hat, gegen die Schönen zärtlich zu seyn, das ist, im rechten Verstande genommen, gut, und ich halte es auch für eine Pflicht. Man muß aber zärtlich seyn, so wie man eine Pflicht ausüben sollte, nicht aber wie man sie gemeiniglich ausübt. Es scheint mir mit dem Vergnügen der Liebe keine Dauer zu haben, wenn man sie so ordentlich, wie ein Berufsgeschäfte treibt. Es kömmt mir vor, als ob man da immer mehr thun will, als man thut. Manche treiben im Anfange ihre Geschäfte ausserordentlich hitzig; es ist ihnen ein wirklicher Ernst damit; aber wenn sie immer einerley bleiben, wenn sie ihre Endzwecke damit erreicht haben, warum sie so eifrig waren, so lassen sie in ihrem Berufe nach, und mit der Zeit wird er ihnen verdrießlich. Wenn es mit der Liebe auch so geht, so wundre ich mich über die Klagen der Männer nicht; sie werden in ihrem Berufe nachläßig, und folglich hören die Belohnungen auf, die ihnen ihr Beruf versprach. Es kömmt noch mehr dazu: Ein Liebhaber und Mann, wie der Lälio des Herrn Marivaux und mein Correspondent, wissen nicht, was das Frauenzimmer ist; sie müßten es kennen, wenn sie es beschreiben sollten. Es fehlt ihnen gleich die nöthigste Wissenschaft, und die armen Narren sind so gutwillig, daß sie sich von Gold, Silber und Perlen, von Reizungen und Hoffnungen an die Höle eines Tygers verführen lassen. Der Tyger ist ein solches wildes Thier, das seine Wut gewiß nicht so lange verbergen kann, bis man an die Höle kömmt, wo man ihm nicht mehr entgehen kann, und wenn sie ihn von fernen merken, warum lassen sie nicht das Gold und die Perlen liegen, und fliehen? Wahrhaftig sie müssen sehr eigennützig seyn, daß sie vor den Perlen den Tyger nicht sehen können!

Es giebt Liebhaber, die in ihrer erſten Liebe ihren Geliebten eine ganz falſche Meynung von ſich beybringen, und wenn ſie ſie nicht in dieſem Irrthume erhalten, ſo kann das eine Urſache ſeyn, warum ſie klagen müſſen. Es ſind zum Exempel einige Anbeter des ſchönen Geſchlechtes von Natur ſchläfrig und bequem. Ihre erſte Liebe aber ſcheint ihre ganze Natur zu verändern; ſie ſind geſchäftig, ſie ſind hitzig, und es kömmt ihnen alle Mühe leicht an, wodurch ſie gefallen können. Die zärtliche Furcht, ob ſie auch ihre Geliebte zur Gegenliebe bewegen werden, läßt ſie nicht einſchlummern. Sie ſagen es tauſendmal, daß ſie ihre Schöne lieben wollen, und ſie ſcheinen nicht zu ermüden, dieſe Verſicherungen beſtändig zu wiederholen. Ihren Geliebten gefällt dieſer Eifer, und die Hoffnung, daß dieſe Hitze viele Jahre anhalten werde, verführt ihre Herzen, und ſie lieben. Kaum wiſſen ihre Liebhaber dieſes mit Gewißheit, ſo ſehnen ſie ſich nach der Ruhe; ſie haben gefallen wollen, und dieſe Arbeit hat ihre Kräfte gewaltig mitgenommen; weil es aber immer noch eine Möglichkeit iſt, ihre Schönen zu verlieren, ſo hält ihr Eifer noch eine kurze Zeit an, wie eine Uhr, die noch immer mit einer gleichen Geſchwindigkeit geht, wenn ſie auch bald abgelaufen iſt. Nunmehr ſind die Verliebten Mann und Frau; ſie denkt, nunmehr ſoll er erſt noch in Eifer kommen, und er denkt: ich bin müde, und gleich darauf fallen ihm die Augen zu. Ich liebe ſie, meine Frau, ſagt er, und gähnt. Es iſt ihm zu mühſeelig, als daß er ſich nach ihren Küſſen hin bewegen ſollte; er wartet, biß ſie ihnen entgegen gebracht werden, und er iſt in ſeinen Gedanken ſehr hitzig, wenn er ſie nicht verſchmäht. Wenn nun die zärtlichen Frauen ſolcher Männer ſich in ihren Wünſchen hintergangen ſehen, ſie in dem erſten Eifer ihrer Liebhaber wer weis was für glückliche Vorbedeutungen fanden; wenn ſie ſie aus dem

Schlafe

Schlafe wecken wollen, und mit ihren Liebkosungen überhäufen; wenn hingegen die Männer gerne sähen, daß sich ihre Geliebten nicht so viel Ungelegenheit machen, und ihre Schmeicheleyen eintheilen lernen möchten, wenn sie fortschlummern wollen, so kann ich einigermaßen begreifen, wie sie beyde misvergnügt werden können. Denn man ist allezeit verdrießlich, wenn man schlafen will und gestört wird.

So bequem die Liebe einiger Männer nach der Ehe ist, so hochmüthig wird sehr oft die Zärtlichkeit bey andern. Erst demüthigte sich ihre Liebe allzutief vor ihren Schönen; es war niemand unterthäniger; ein Wink ihrer Geliebten war ein Befehl. Kaum sind sie ihrer Geliebten gewiß, so wollen sie herrschen; erst sahen sie ihre Zärtlichkeit für ein kleines Geschenk an, das keinen Werth hatte; es war ein unschätzbares Glück für sie, wenn es ihre Schöne nur nicht verachten wollte; nunmehr, da sie sich auf den Thron setzen, soll ihre Liebe eine Wohlthat seyn, für die ihre Frauen nicht dankbar genug seyn können. Allein sie überlegen nicht, daß Frauenzimmer, denen man die Herrschaft freywillig übergeben hat, sich mit Gewalt so leicht nicht absetzen lassen; sie wissen sich zu behaupten. Was soll der arme Mann thun, wenn seine ehemalige Gebieterinn Gebieterinn bleibt? Er geht hin und klagt, oder warnt junge Leute vor dem Frauenzimmer. Die guten Männer! Sie werden mit ihren Warnungen nichts ausrichten.

A.

Leipzig, bey Johann Wendler.

Der Jüngling.

Acht und funfzigstes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 31 Jan. 1748.

Ich will heute in der Geschichte meines Freundes, Damis, fortfahren, in welcher ich in meinem letzten Blatte durch den Brief meines Correspondenten unterbrochen ward.

Ich führte ihn also aus der Gesellschaft, wo er mich angetroffen hatte, und wo er nicht so aufgeräumt gewesen war, als es sich für einen solchen Freund des Vergnügens schickt, der noch dazu vom Lande zurückkömmt, und die Freude und die Munterkeit mit sich bringen sollte. In iedem andern Falle hätte es Damis hieran gewiß nicht fehlen lassen. Wie viel würde er der Gesellschaft zu erzählen gehabt haben! Er war nun zwey Wochen von mir und seinen übrigen Freunden abwesend gewesen; aber er hatte sich unterdessen sehr vergnügt befunden. Sollte er sich nicht gefreut haben, uns wieder zu sehen? Sollte er uns nicht die kleine Geschichte seiner Reise erzählt haben? Warum war er so still?

Kaum war ich mit ihm allein, als er meinen freundschaftlichen Verweisen, die ich ihm geben wollte, zuvorkam. Man kann Sie, fieng er an, ja niemals zu Hause antreffen. Ich habe Sie mehr, als einmal, gesucht, und endlich muß ich Sie unter einer Menge von Leuten finden, die mir nicht Zeit lassen, mit Ihnen zu reden? Was haben Sie denn vor Freude, in einer so großen Gesellschaft zu seyn? Ich komme zu Hause; ich denke: was mag dein Freund machen? Ohne Zweifel wird er zu Hause seyn, und auf dich warten. Ich eile zu Ihnen, ich will Ihnen erzählen, wie vergnügt ich gewesen bin. Und Sie sitzen unterdessen unter einer Menge von Leuten, wo Sie keine Zeit

haben, an mich zu denken, und wo Sie auf keine andre Weiſe mit mir reden können, als wenn Sie mit mir aus der Geſellſchaft weggehen. Und ich habe Sie doch ſo lieb! Mein lieber Damis, antwortete ich ihm, um ihn nur zu beſänftigen, was ſoll ich denn anfangen, wenn Sie nicht bey mir ſind? Ich gehe in die größten Geſellſchaften, die ich weis, wo ich mich zerſtreue, und wo Sie ſich auch vordem mit mir zu zerſtreuen pflegten, ohne ſo viel Urſache dazu zu haben, als ich itzt habe. Es iſt wahr, ich finde Sie dort nicht, und ich vermiſſe Sie. Aber ich würde Sie noch mehr vermiſſen, wenn ich allein wäre. Ich mache es alſo, wie Sie. Haben Sie mich dieſe zwey Wochen nicht auch vermißt? Sie ſind aber darum doch nicht aus Ihrer Geſellſchaft weggegangen. Ich könnte es Ihnen wohl auch verweiſen, daß Ihnen unſre übrigen Freundr ſo gleichgültig geworden ſind, daß Sie es nicht mit anhören dürfen, wie vergnügt Sie geweſen ſind. Doch es iſt eine gar zu große Schmeicheley für mich, daß Sie mich allein zu ihrem Vertrauten machen wollen. Verweiſen Sie mir nur nichts, ſagte Damis. Sie wiſſen wohl, daß ich unſre andern Freunde auch lieb habe. Aber warum ſollte ich nicht auch zuweilen lieber mit Ihnen allein ſeyn? Kommen Sie nur mit zu mir, ich will Anſtalt machen, daß uns wenigſtens hier niemand ſtören ſoll. Ich war froh, daß ich meinen Freund vergnügt ſah, und begleitete ihn in ſein Zimmer, wo ſchon alle Zurüſtungen zu einem Schmauſe gemacht waren, ungeachtet ich nur ſein einziger Gaſt war. Sehen Sie, ſagte er zu mir, ſo bald wir uns geſetzt hatten, iſt das nicht beſſer, daß wir hier ſo hübſch allein ſind, als wenn wir in der großen Geſellſchaft geblieben wären? Ich weis nicht, wie mir alles ſo lärmend und unruhig zu ſeyn ſcheint, nachdem ich wieder in der Stadt bin. Wenn Sie nur wiſſen ſollten, wie ich mich vergnügt habe! So frölich bin ich in meinem Leben noch nicht geweſen. Sie denken wohl, ich bin dort nur bey meinem

Freun-

Freunde gewesen? (So nannte er damals nur den Bruder der Henriette.) Nein, liebster Freund, ich habe auch seine Schwester angetroffen. Wie? rief ich, Henrietten? Ja, Henrietten. Ach! ich habe ihnen noch viel zu erzählen! Kommen Sie, wir wollen erst ihre Gesundheit trinken.

Nach diesen feyerlichen Vorbereitungen hätte man nichts geringers vermuthen sollen, als eine förmliche Liebesgeschichte. Von Rechtswegen hätte mir Damis erzählen müssen, wie er sich in Henrietten verliebt hätte, wie er lange Gelegenheit gesucht hätte, ihr seine Liebe zu erklären, ohne es ein einzigsmal zu wagen, wie er endlich sein Geheimniß nicht länger verschweigen können, und wie Henriette sein Geständniß aufgenommen hätte. Aber es war noch ein wenig zu früh. Damis liebte schon; ich fieng es allmählig an zu errathen, und der Ausgang hat gewiesen, daß ich recht gerathen habe. Allein, es ist das Schicksal der Verliebten, daß Sie es sehr oft erst zuletzt erfahren, daß Sie verliebt sind. Die Person, die man liebt, ist gemeiniglich die erste, welche es erfährt. Unsre Augen wissen mehr um die Geheimnisse unsers Herzens, als wir selbst, und ihre Liebeserklärungen sind für diejenigen, denen sie gemacht werden, niemals so fein, daß sie nicht verstanden würden. Alsdann erfahren es auch die guten Freunde des Liebhabers, und sie dürfen nur ein wenig aufmerksam seyn, wenn sie es erfahren wollen. Die Liebe hat so viel Gewalt über das Herz eines Menschen, daß sie seine Blicke, seine Reden, und alle seine Mienen in Besitz nimmt, ehe er es weis. Seine Freunde hergegen sind scharfsichtiger. Sie verstehen dasjenige, was er sagt, viel besser, als er selbst. Nur erst alsdann, wenn er sich so lange überredet hat, daß er nicht verliebt ist, bis er es endlich selbst nicht mehr glaubt, alsdann merkt er es allmählig auch: Und dieses geschieht gemeiniglich nicht eher, als nach geschehener Liebeserklärung. Sie entwischt einem Verliebten, und sein Herz ist zu wohl damit zufrieden, als daß er sie widerrufen sollte.

Diese Anmerkung bestärkt mich vielmehr in den vortheilhaften Gedanken von meiner Freyheit, als daß sie mir einige Furcht verursachen sollte. Ich will schon Achtung auf mich geben. Ich verstehe mich mit meinem Herzen viel zu gut, als daß es mich, der Liebe zu Gefallen, hintergehen sollte.

Ich weis nicht, ob mein Urtheil von der Liebe überall Beyfall finden wird, und ich kann mich so bald auch noch nicht entschließen, die Richtigkeit desselben an mir selbst zu erfahren. Mein Urtheil gründet sich vornehmlich auf die Anmerkungen, die ich über meinen Freund habe machen können. Aber Damis ist auch ein so feiner und vollkommner Liebhaber, daß ich aus seinem Beyspiele gelehrt genug werden kann.

Damis redete itzt schon ganz anders von Henrietten, als er sonst gethan hatte. Das wäre itzt viel zu wenig für ihn gewesen, wenn er nur gesagt hätte, daß sie ein junges liebenswürdiges Frauenzimmer wäre, das er für schön hielte. Sie war schon ein vortreffliches, und manchmal auch ein göttliches Frauenzimmer. Er hatte wenig Schönen gesehen, die ihm so sehr gefallen hätten. Er sagte wenig; denn bald wollte er sagen: gar keine. Wie genau wußte er mir schon ihre Bildung, ihren Gang, ihre Sprache, alle ihre Bewegungen, und ihre ganze Person abzuschildern! Man muß es den Verliebten einräumen, daß sie vortrefflich zu mahlen wissen. Ich habe Henrietten, da ich sie kennen lernte, nicht anders gefunden, als ihr Liebhaber sie beschrieben hatte; ausgenommen, daß sie mir noch schöner und liebenswürdiger zu seyn schien.

Mein Freund erzählte mir unter diesen Lobsprüchen verschiedne kleine Begebenheiten, die alle sehr würdig sind, von ihm selbst beschrieben zu werden, die aber unter den Händen eines so unverliebten Menschen, als ich bin, einen großen Theil ihrer Annehmlichkeit verlieren würden. Er erzählte mir, wie sie gekleidet gewesen, was sie bey dieser oder jener

Ge-

Gelegenheit gesagt, was sie ihn gefragt, oder was sie ihm geantwortet hätte, wie geschwind er gewesen wäre, sich immer neben ihr zu setzen, oder mehr mit ihr zu tanzen, als mit dem andern Frauenzimmer, wie er sie einmal in einer Sonnerlaube überrascht hätte, wie vergnügt er gewesen wäre, als sie einmal mit ihm einer Nachtigall zugehöret, wie artig sie nach einem Tanze eingeschlummert, und wie schön sie wieder aufgewacht wäre, was er ihr für Schmeicheleyen gesagt, wie gefällig und bescheiden sie ihm darauf geantwortet hätte, und andere solche wichtige Kleinigkeiten.

Das ist vortrefflich, sagte ich zu ihm. Aber Sie wissen doch wohl, mein lieber **Damis**, daß Sie schon ein bischen verliebt sind? Nur ein bischen? fiel mir mein Freund ein, nur ein bischen? Sie sollten **Henrietten** nur sehen, ich versichere Ihnen, mein lieber kleiner Stoikus, daß Sie sich noch mehr, als nur ein bischen, verlieben würden. Warten Sie nur, ich will Sie schon mit **Henrietten** bekannt machen, und alsdenn werden wir Nebenbuhler.

Diese Offenherzigkeit meines verliebten Freundes entzückt mich, so oft ich daran denke. Die Liebhaber sind, wie die unschuldigen Kinder, wenn sie erst anfangen zu lieben. Sie haben gar keine Geheimnisse, und wissen nicht, daß man sich auch verstellen kann. Sie haben sich verliebt: aber sie scherzen nur noch mit der Liebe, weil sie sie noch nicht recht kennen. Sie sagen es, daß sie sich verliebt haben, es ist aber nur Scherz, wie sie glauben. Unterdessen sagen sie es, und es wird niemand dabey betrogen, als sie selbst. Wenn sie dabey noch ein wenig eitel sind: So können sie es auch wohl leiden, wenn wir sie im Verdacht haben, daß sie wieder ein bischen geliebt werden. Allein diese Unschuld währt nicht länger, als bis ihre Liebe so heftig geworden ist, daß sie sie nicht mehr leugnen können. Sie sehen es nunmehr ein, daß sie Liebhaber sind, daß sie Geheimnisse haben, und daß sie mit ihren Geheimnissen behutsam umgehen müssen. Sie fangen an sich zu verstellen,

und wollen nun auch andere hintergehen, nachdem ſie ſich ſelbſt lange genug hintergangen haben. Allein es iſt nicht ſo leicht, andre zu hintergehen, als ſich ſelbſt.

Mein Freund entdeckte mir alſo in ſeiner Unſchuld ſein ganzes Herz; aber wie geſagt, es ſollte alles nur Scherz ſeyn. So bald er auf den Argwohn kam, daß ich vielleicht ernſthafter von den Angelegenheiten ſeines Herzens urtheilte, als er ſelbſt: So bald ward er auch ernſthaft. Er leugnete ſeine Liebe, aber mit ſo ſchwachen Beweiſen, als wann es nicht ſein Ernſt geweſen wäre.

Man kann leicht denken, daß die Nacht uns unter ſolchen Geſprächen überraſchte, ehe wir es vermutheten. Ich wollte weggehen, aber mein Freund war nun auch begierig zu erfahren, wie ich mich unterdeſſen vergnügt hätte. Ich mußte mich alſo wieder niederſetzen. Nachdem wir noch eine lange Zeit mit einander geſchwatzt hatten, verließ ich ihn endlich, ohne von etwas anders geredet zu haben, als von Henrietten.

Den folgenden Tag kam Damis wieder zu mir. **Wo kommen Sie her?** Woher ſollte ein Liebhaber anders kommen, als von ſeiner Geliebten? Er kam von Henrietten, und von dieſer Zeit an ſah ich ihn faſt niemals, daß er nicht von Henrietten kam, oder zu Henrietten gehen wollte.

Allein dieß währte nicht lange. Bald beſuchte er ſie ſchon ſo wenig, als wenn er gleichgültig gegen ſie geworden wäre. Oder vielmehr er ſagte es mir nicht ſo oft, daß er ſie beſuchte, ungeachtet er noch immer ſehr viel mit mir von ihr redete. Das macht, er liebte, und wuſte es; aber er verſchwieg es mir, weil er noch nicht wußte, ob er auch wieder geliebet ward. Endlich wußte er auch dieſes; aber itzt wollte er es eben darum vor mir verheelen, weil er dieſes wußte. Wie wunderlich iſt die Liebe!

Warum konnte er mich an ſeinem Vergnügen nicht Theil nehmen laſſen? Verſchweige ich es doch ihm nicht, wenn

wenn ich einen frölichen Beſuch bey einem artigen Frauenzimmer abgelegt habe. Ich ſage es ja der ganzen Welt, wenn ich bey Jrenen geweſen bin. Freylich ſage ich es nicht allemal, ich erzähle auch nicht alles wieder, was ich mit Jrenen rede. Das würde zu ſchwazhaft ſeyn. Wie viel hätte ich da nicht zu erzählen? Aber ich mache doch auch kein Geheimniß daraus. Denn was ſollte ein Jüngling, der noch nicht verliebt iſt, für Geheimniſſe haben?

Ich war ſchlau genug, ihn manchmal zu überraſchen; aber, ſo oft ich ihn auch auskundſchaftete, ſo meynte er doch immer, daß er meiner Nachforſchung entwiſcht wäre. Es fehlte ihm niemals an Ausflüchten, und ſeine Ausflüchte gefielen mir. Für wen kaufen Sie dieſe oder jene Galanterie? Für meine Schweſter. Für wen haben ſie ſich abmalen laſſen? Für meine Schweſter. Wo ſind ſie geweſen? Bey meiner Schweſter. Und ſo gieng es immer. Die unſchuldige Schweſter! Damis mag ſie ſehr lieb haben; denn ſie verdient es; aber für eine Schweſter, mit der man an einem Orte lebt, läßt man ſich nicht leicht abmalen, wenn man ein andres Frauenzimmer kennt, in welches man ſich verlieben kann.

Mitten unter dieſen Anſtalten, die mein Freund machte, mich zu hintergehen, zu der Zeit, wo er ſein Verſprechen, mich mit Henrietten bekannt zu machen, zurückzog, weil er noch nicht ſo bekannt mit ihr war, daß er es wagen dürfte, überraſchte ich ihn einmal unvermuthet, als er das Portrait eines Frauenzimmers mit einer ſehr ehrerbietigen und zärtlichen Stellung in der Hand hielt. Was iſt das für ein Frauenzimmer? fragte ich, gewiß ihre Mademoiſelle Schweſter? Geben Sie her. Ah, ich kenne ſie ſchon, fuhr ich fort, indeſſen daß mein Freund erröthete, und die Augen niederſchlug, und bald nein, bald ja ſagte. Das iſt Henriette, wenn Sie mir dieſe Schöne recht beſchrieben haben. Ja, ſie iſt es, fieng er endlich noch ein wenig furchtſam an.

War

Warum haben Sie mir dieſes leugnen wollen, ſagte ich, und umarmte ihn. Mein lieber Damis, Sie lieben, ich habe es lange gewußt; und ohne Zweifel werden Sie auch wieder geliebt. Ich wünſche Ihnen Glück dazu. Ach, ſeufzt er, mein liebſter Freund, und umarmte mich wieder. Sind Sie mit meiner Wahl nicht vollkommen zufrieden? Halten Sie mich nicht für glücklich? Vergeben Sie mir es nicht, daß ich Ihnen mein Glück verſchwiegen habe? Ich habe Ihnen alles vergeben, ſagte ich, und es iſt mir lieb, daß ich mich in meiner Hoffnung nicht betrogen habe. Sie ſind ſehr glücklich! Aber ich werde Sie gewiß noch für viel glücklicher halten, wenn ich Henrietten erſt ſelbſt kennen lerne.

Nunmehr entdeckte ſich das Herz meines Freundes völlig; er geſtand, daß er ſie liebte, er wiederholte ſein Geſtändniß mehr, als hundertmal, und von dieſer Zeit an bin ich beſtändig ſein Vertrauter geweſen. Er hat meine Verſchwiegenheit dadurch belohnt, daß er mir täglich verſprach, mich zu Henrietten zu führen, daß er es täglich wieder aufſchob, und daß er mich endlich doch hinführte.

Es können wohl wenig ſo vollkommne Liebhaber ſeyn, als Henriette und Damis. Sie ſind glücklich; aber ihr Beyſpiel wird mich nicht bewegen, ihm zu folgen. Denn ich bin auch glücklich. Ich liebe ja auch; ich liebe nur mehr, ich liebe alle Schönen. Wenn ich auch heute Irenen ein wenig mehr liebe, als die andern: ſo liebe ich die andern Schönen vielleicht morgen eben ſo ſehr. Dafür kann ich mir wieder mit der Hoffnung ſchmeicheln, daß mich alle Schönen auch lieben. Und das wird mich nicht verhindern, mich einmal ordentlich zu verlieben, ſo bald ich mein Herz würdig finde, es einem Frauenzimmer anzubieten. N.

Leipzig, bey Johann Wendler.

Der Jüngling.

Neun und funfzigstes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 7. Febr. 1748.

Ich erinnere mich, gelesen zu haben, daß ein grosser Herr sein Vergnügen daran gefunden habe, Leute, die mit natürlichen Gebrechen behaftet gewesen, zu seinen Gästen zu haben, und seine Tafel bald mit einer Gesellschaft von Krüpeln und Lahmen, bald mit Stummen, und bald mit einer Menge von Blinden und Tauben zu besetzen. Es ist wahr, daß der Anblick solcher Unglückseligen nur grausame und unempfindliche Gemüther vergnügen kann, wenn er weichere Seelen zum Mitleiden bewegt. Unterdessen giebt es doch eine gewisse Freude, die mit diesem grausamen Vergnügen eine Aehnlichkeit hat, und doch unschuldig ist. Das ist die Freude über diejenigen kleinen Thorheiten der Menschen, welche lächerlich sind, ohne strafbar zu seyn. Ich bin von der Meynung der mürrischen Geister weit entfernt, daß man über eine jede Unvollkommenheit der Menschen traurig werden und weinen sollte. Kleine Thorheiten sind die Mäler der Seele, welche sie freylich verstellen, aber darum noch nicht so häßlich machen, daß man sie mit Misvergnügen ansehen müßte. Da ich mit meinen Wünschen die menschlichen Thorheiten gewiß nicht vertreiben werde, so begehe ich die kleine Bosheit, und lache über diejenigen, die ich nicht habe, und leid es, wenn über die meinigen gelacht wird. Wenn also Heuchler oder Milzsüchtige in Gesellschaft mit solchen Personen, die etwas lächerliches

an ſich haben, ihre Stirne noch mehr falten, ſo habe ich das Glück aufgeräumt zu bleiben, oder zuweilen ſo gar munter zu werden, wenn ich vorher verdrießlich geweſen bin.

Eine ſolche Freude kann uns dem erſten Anblicke nach ein wenig grauſam vorkommen, und man ſollte glauben, daß es einem Menſchenfreunde anſtändiger wäre, wenn er mit lächerlichen Mitleid trüge, und ſie bedauerte. Das ſollte man von denen vermuthen, die an dem menſchlichen Geſchlechte immer ſo viel auszuſetzen und zu beweinen haben. Allein man darf den wenigſten unter ihnen dieſe Ehre erweiſen; ihr Mitleid mit der Welt iſt immer ein heimlicher Stolz, und die meiſten würden mit ihr unzufrieden ſeyn, als ſie ſich itzt anſtellen, wenn ſie nicht ſo oft über die Menſchen ſeufzen könnten. Man erweiſt den Menſchen allezeit einen gröſſern Dienſt, wenn man ihre Thorheiten als Kleinigkeiten anſieht, über die man lacht, weil ſie einmal da ſind, als daß man ihnen darüber, ſo zu ſagen, condolirt, und ſie durch ſein Mitleid beredet, als ob ſie, wer weis wie unglücklich, wären. Ein ſolches Mitleid muß einen Menſchen, wenn er ſeine lächerliche Seite kennen lernt, allezeit mehr demüthigen, als der Spott, und es iſt wohl immer mehr Vergnügen dabey, wenn man über ſich lachen kann, als wenn man über ſich weinen muß. Es hat mir allemal auſſerordentlich gefallen, was Seneca, der doch ein Stoiker war, und, wenn er ſeinen Grundſätzen folgen wollte, mit den menſchlichen Thorheiten ſehr unzufrieden ſeyn mußte, davon geſagt hat. Dem Heraclitus, ſagt er, ſchien alles, was wir vornehmen, Elend, und dem Democritus alles Thorheit zu ſeyn. Man muß alles zu ertragen wiſſen. Es iſt menſchlicher, die Aufführung der Menſchen zu belachen, als zu beklagen. Man kann hinzuſetzen, daß ſich derjenige um das menſchliche

liche Geschlecht verdienter macht, der darüber lacht, als der darüber seufzt. Jener läßt noch einige gute Hoffnung übrig; dieser aber ist so thöricht, und beweint dasjenige, an dessen Verbesserung er doch verzweifelt.

Ich bin also mit einem meiner Freunde eben nicht unzufrieden, daß er sich zuweilen so gar das Vergnügen macht, eine ganze Gesellschaft von Lächerlichen, die alle einerley Thorheit haben, zu sich zu bitten, und sich an ihnen zu belustigen. Ich bin gemeiniglich zugegen, und theile sein Vergnügen mit ihm. Keine Gesellschaften haben mir bey ihm besser gefallen, als die Staatskundigen und Philosophen. Es ist ein ausserordentliches Vergnügen, jene über die Geheimnisse des Staates, und diese über die Geheimnisse der Wahrheit reden zu hören. Man kann denken, daß ein jeder von jenen den Staat, und jeder von diesen die Wahrheit besser verstehen will, als der andre. Daraus entstehen Streitigkeiten; die Staatskundigen beweisen gegen die Staatskundigen aus den Zeitungen; die Philosophen gegen Philosophen aus den Lehrgebäuden, und diese wissen gemeiniglich von der Wahrheit so viel, als jene von den Geheimnissen der Cabineter.

Ich beschuldigte meinen Freund im Anfange einer kleinen Bosheit, und er rechtfertigte sich durch sein Vergnügen an den Comödien. Es ist mein Schicksal, sagte er, mit Lächerlichen bekannt zu seyn, und doch nicht Fähigkeit genug zu besitzen, sie zu unterhalten. Sie aber wissen gemeiniglich dieses schwere Geheimniß, und ich habe die Freude, ein Zuschauer zu seyn. Ich will des Vortheiles nicht einmal erwähnen, daß sie sehr oft dadurch gebessert werden. Eine Thorheit ist vielmals ein Spiegel der andern, und die kleine Freude, die man über eine Un-

gereimtheit noch empfinden kann, ist mir sehr oft genommen, und durch das Vergnügen ersetzt worden, daß die Lächerlichen aufgehört haben, lächerlich zu seyn.

Nachdem ich die Gewohnheit meines Freundes reiflich überdacht habe, so habe ich gefunden, daß sie ein sehr bequemes Mittel werden kann, den herrschenden Thorheiten unter uns Einhalt zu thun. Sie würden ihre Herrschaft am leichtesten verlieren, wenn man sie uneinig machen könnte, damit sie sich unter einander selbst aufreiben müßten. Dieses kann am leichtesten geschehen, wenn man sie in eine Gesellschaft zusammenbringt. Eine Thorheit wird sich in der andern entweder misfallen, oder verfolgen. Man kann sich freylich die Hoffnung nicht machen, daß man sie ganz ausrotten werde; man hat aber schon genug gethan, wenn ihre Anzahl nur verringert, oder ihr fürchterlicher Hause nur ein wenig scheuer gemacht wird. Wenn alsdann der Verstand, der Scherz, und die Satyre den Thorheiten mit gesammten Kräften in die Seite fallen, indem sie mit einander selbst streiten, so kann man Hoffnung haben, daß man ihren Uebermuth ein wenig demüthigen werde.

Man kann eine kleine Thorheit an sich haben; man kann sich darinnen gefallen; wenn man aber Verstand und ein gutgeartetes Herz besitzt, so kann man hoffen, daß unter diesen oder jenen Umständen das Gefühl unsers Lächerlichen einmal aufwachen wird. Wir wollen uns nur eine Gesellschaft von Leuten vorstellen, die alle den falschen Begriff von einer guten Lebensart und Höflichkeit haben, daß sie in Complimenten und Reverenzen bestehe. Man gebe ihnen so viel Ehrgeiz, als sie brauchen, daß jeder höflicher und artiger seyn will, als der andre, daß der erste bey einem jeden Worte um Vergebung bittet, daß

der andre den Augenblick darauf auch um Vergebung bittet, daß der dritte gehorsamst um Vergebung bittet, daß ein andrer alle Minuten ein gehorsamer, ein andrer ein unterthäniger Diener ist, daß ihre Köpfe und Füsse vor lauter Höflichkeit nicht zur Ruhe kommen können: Sollten sich nicht zum wenigsten einige unter ihnen nach und nach lächerlich vorkommen? Wie lustig muß nicht eine solche Gesellschaft einem unpartheyischen Zuschauer werden, der von der kleinstädtischen Gewohnheit, die Artigkeit in Reverenzen zu suchen, frey ist? Eine solche Comödie muß eben so angenehm zu sehen seyn, als die Maulzerrer und Gesichterschneider, welche der Zuschauer in einem seiner Blätter beschreibt.

Eine Thorheit, die sich in der andern erkennt, wird vermuthlich so sehr vor sich selbst erstaunen, als man vor sich selbst erstaunen würde, wenn man mehr als einmal existirte, und seinem andern und dritten Ich begegnete. Man kann hinzusetzen, daß sehr viele nur lächerlich sind, weil sie sich unterscheiden und sonderbar seyn wollen. Wenn also dergleichen Leute andre Menschen sehen würden, die eben so lächerlich wären, als sie, so würden sie sich misfallen, und die Unzufriedenheit mit sich selbst ist fast allemal ein sichers Mittel, andre mit zufrieden zu machen.

Alle diese Ursachen bewegen mich zu dem Entschlusse, die Gewohnheit meines Freundes nachzuahmen. Ich habe beschlossen alle Wochen zwo Gesellschaften lächerlicher Leute von verschiedener Gattung bey mir zu haben. An Lächerlichen wird es mir vermuthlich nicht fehlen, da ich in verschiednen Familien und Gesellschaften unsrer Stadt bekannt bin. Ich werde dabey Gelegenheit haben, die Mannigfaltigkeit in lächerlichen Characteren von einerley Gattung zu bemerken, und diese Beschäftigung wird mir

zum wenigſten ſo angenehm ſeyn, als Naturforſchern die Mühe iſt, zu einer Gattung von Käfern oder andern Ungeziefern wieder einige beſondre Arten zu ſammeln.

Ich aber, und mein Freund würden in dieſer Unternehmung wider die Lächerlichen nicht viel ausrichten, wenn wir keine Gehülfen mehr haben ſollten. Ich erſuche alſo die Vernünftigen beyderley Geſchlechtes, ſich mit uns zu vereinigen, und wöchentlich einmal oder zweymal eine ſolche Geſellſchaft zuſammen zubringen, und mir ſo dann Nachricht von ihnen und ihrem Bezeigen zu geben. Vielleicht iſt mit ihnen noch etwas auszurichten. Itzt laufen die Lächerlichen noch in der Irre herum, und machen keine ordentlichen Geſellſchaften und Innungen aus. Vielleicht geht es ihnen, wie den erſten Menſchen, die nach und nach ihre rauhen Sitten verlohren, und artiger wurden, als ſie ſich aus den Felſen und Wildniſſen zuſammen fanden.

Ich hoffe, daß mein Vorſchlag wegen ſeiner groſſen Vortheile Beyfall finden wird. Denn der andern, die ich ſchon angeführet habe, nicht wieder zu gedenken, ſo iſt es mir ſehr wahrſcheinlich, daß einige unter den Lächerlichen, wenn wir ſie nur einmal mit einander bekannt gemacht haben, ſich in einander verlieben, und ihre beſondern Zünfte ausmachen werden. Sind ſie nur einmal ſo weit gebracht, ſo können wir ſie ſicher ihren Thorheiten überlaſſen, und gewiß ſeyn, daß ſie uns in unſern Zuſammenkünften nicht ſtören. Denn ſehr viele von ihnen treibt nur die Verzweiflung in die Geſellſchaften der vernünftigen und rechtſchaffnen Leute, weil ſie keine Thoren wiſſen, mit denen ſie ſich vertragen können.

Ich überlaſſe die Einrichtung dieſer Geſellſchaften der Einſicht derjenigen, die ſie zuſammenbringen wollen. Sie werden nur die Vorſicht gebrauchen, und unter einer-

ley

ley Narren zuweilen Lächerliche von einem entgegengesetzten Charakter einmischen, damit eine Thorheit durch die andre mehr erhöht und ins Licht gesetzt werde. So, dünkt mich würde es eine sehr lustige Versammlung seyn, wenn man Leute, die aus der übelverstandnen Lehre, daß man frey seyn, und keine überflüßigen Umstände, Ceremonien und Complimente machen müsse, die Folgerung gezogen haben, daß man gar keine machen, und alle äusserlichen Ehrenbezeugungen verabsäumen dürfte, wenn man, sage ich, solche Leute mit einer gleichen Anzahl süsser Herren zusammenbrächte. Sie würde vollkommen seyn, wenn man noch einige Widersprecher unter beyde Partheyen senden könnte, und es scheint mir fast unzweifelhaft, daß sie entweder über einander zornig werden, oder über sich selbst lachen würden; sie möchten aber zürnen oder lachen, so würden sie allezeit einander selbst schaden.

Wenn diejenigen, welche sich entschliessen werden, gegenwärtigen Vorschlag mit mir und meinem Freunde auszuführen, etwa meines Rathes bedürftig seyn, oder noch einige neue Vorschläge zu einer noch bessern Ausführung des meinigen zu thun haben sollten, so können sie alle Tage nach Tische in dem Laden meines Verlegers Antwort von mir erhalten. Ich habe diejenigen Stunden, in welchen ich mich vordem darinnen aufhielt, die Urtheile über meine Arbeiten zu erfahren, ganz allein dazu bestimmt, weil ich schon zum voraus sehe, daß sehr viel dabey zu thun seyn wird. Denn es ist von je her eine Kunst der Narren gewesen, daß sie ihren Gegnern viel zu schaffen gemacht haben. Vielleicht setzen mich die Berichte meiner Leser in den Stand, bey dem Beschlusse dieses Jahres der Welt ein Verzeichnis von den itztlebenden Lächerlichen in Leipzig zu liefern, worinnen ich sorgfältig bemerken würde, wie viele entweder lächerlich geworden wären, oder aufgehört hätten,

ten, lächerlich zu seyn. Ich glaube, ein solches Verzeichniß würde vermuthlich so angenehm seyn, als die Register der Gebohrnen und Verstorbnen.

Ich habe schon ein Frauenzimmer, die meinen Anschlag billigt, und sie hat mir versprochen, mit dem ersten eine solche Gesellschaft von Frauenzimmern, wie ich sie verlange, zu sich zu bitten. Dieses Frauenzimmer ist eine Muhme von Irenen, welche mir versprochen hat, in dieser Gesellschaft zugegen zu seyn, und mir eine getreue Nachricht von ihr zu geben. Sie soll aus kritischen Betschwestern bestehen, die sämmtlich über die Eitelkeit unsrer Zeiten klagen. Ich habe viel Vertrauen zu dieser Gesellschaft, weil einige davon grosse Feindinnen von den Falbeln an den Frauenzimmerkleidungen, und andre von ihnen, ungeachtet ihrer Frömmigkeit, grosse Liebhaberinnen davon sind. Es wird also ohne Zweifel einen Streit über die Falbeln setzen. Irenens Verwandtinn ersuchte mich, zugegen zu seyn. Allein es hat sich einmal eine Richardinn in mich verliebt gehabt, und ich traue den Betschwestern nunmehr gar nicht, zumal denen, die Falbeln tragen.

Meine erste Zusammenkunft von Lächerlichen, die ich eröffnen werde, soll eine Gesellschaft von Stummen und Schwätzern seyn. Ich werde mich bloß als einen Zuschauer dabey aufführen, der einen getreuen Geschichtschreiber abgeben will. Ich will nur wünschen, daß es mir glücken möge, einen gewissen gelehrten Bürger unsrer Stadt in diese Gesellschaft zu ziehen, der auf unsern Caffeehäusern die Zeitungen und Reisebeschreibungen erklärt, und die Canzeln widerlegt.

Leipzig, bey Johann Wendler.

Der Jüngling.

Sechzigſtes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 14. Febr. 1748.

Man würde die Alten nicht für ſo groſſe Geiſter halten, als ſie ſind, wenn man glauben wollte, daß die Philoſophie, die ſie nicht genug zu erheben wußten, bey welcher unglückliche Helden und Staatsmänner ihre Zuflucht und ihren Troſt fanden, und die das Vergnügen der Könige und ſo gar einiger Tyrannen war, daß dieſe Philoſophie das geweſen ſeyn ſollte, was man in unſern Zeiten gemeiniglich dafür ausgiebt. Cicero kann zu ihrem Lobe nicht genug Worte finden. Bald vergleicht er ſie mit dem Ackerbaue. Sie rottet, ſagt er, die Laſter mit ihren Wurzeln aus, ſie bereitet die Gemüther zu, daß ſie den Saamen des Guten annehmen, der, wenn er aufgeht, eine reiche Erndte bringt. Bald nennt er ſie die Arzeney der Seele, welche diejenigen gewiß geſund machen wird, die geſund werden und ihren Vorſchriften gehorchen wollen. Er nennt ſie eine Mutter aller Künſte, ein Geſchenk, und eine Erfindung der Götter. Sie hat uns, ſagt er, zuerſt in der Ehrfurcht gegen ſie, in dem Rechte der Natur und Geſelligkeit, in der Beſcheidenheit und Großmuth unterrichtet; ſie hat die Finſterniß von unſerm Geiſte, wie von den Augen, vertrieben, daß wir in allen Dingen das Oberſte, das Unterſte, das Erſte, das Letzte, und das Mittel ſehen ſollten. Das muß gewiß eine göttliche Kraft ſeyn, die ſo viele und ſo groſſe Dinge vollenden kann! Ich traue denen, die ſich in unſern Zeiten für Philoſophen ausgeben, noch ſo viel Beſcheidenheit zu, denn Demuth darf man

ihnen nicht zutrauen, daß ſie ihren Syſtemen ohne Mark und Schönheit, die gewiß eher fähig ſind, die Gemüther mit Finſterniſſen zu umnebeln, als die Finſterniſſe zu vertreiben, nicht eine ſolche göttliche Kraft zuſchreiben werden. Würde wohl Cicero zu der Philoſophie in ihren Lehrgebäuden geſagt haben: o Philoſophie, du Regiererinn des Lebens, du Erforſcherinn der Tugend, und Ueberwinderinn der Laſter, was würden wir, was würde das Leben aller Menſchen ohne dich ſeyn? Du haſt die Städte gebohren, du haſt die zerſtreuten Menſchen in eine Geſellſchaft verſammelt; du haſt die Geſetze erfunden, du biſt die Lehrerinn der Sitten und aller Ordnung geweſen; zu dir fliehen wir; deinen Beyſtand verlangen wir, dir übergeben wir uns ganz. Ein Tag, der tugendhaft und nach deinen Vorſchriften hingebracht iſt, iſt einer ganzen laſterhaften Unſterblichkeit vorzuziehen. Weſſen Reichthümer ſollten wir lieber brauchen, als deine, die du uns des Lebens Zufriedenheit geſchenkt, und die Furcht des Todes von uns genommen haſt? Sollte, ſage ich, Cicero die Philoſophie unſrer Lehrgebäude mit einer ſolchen Entzückung angeredet haben? Ich zweifle gar nicht daran, daß die Städte noch nicht gebohren ſeyn, und die zerſtreuten Menſchen noch in den Wildniſſen herumirren würden, wenn die erſten Weiſen und Lehrer, wie die meiſten heutigen Philoſophen, geweſen wären. Cicero nennt die Philoſophie, von der er ſo entzückt ſpricht, eine Erfindung der Götter. Ein ſolches Lob wäre für diejenige zu viel Ehre, welche heut zu Tage Leute lehren, die nicht einmal Schüler von den Schülern der alten Philoſophen hätten ſeyn können. So etwas können ſchon Menſchen erfinden!

Man würde ungerecht gegen mich ſeyn, wenn man das, was ich geſagt habe, für eine Beleidigung der Wahrheiten anſehen wollte, die man in unſern gemeinen philoſophiſchen Lehrgebäuden antrifft. Sie haben ihre Freyheit nicht; ſie wür-

würden gewiß die Macht beweisen, die alle Wahrheiten haben, wenn man ihnen keine Fessel angelegt hätte. Sie kommen mir, wie die grossen Schönheiten im Serrail vor, die keine Anbeter haben können, weil der Zutritt zu ihnen allen Menschen untersagt und verschlossen ist, mit dem Unterschiede, daß der Sultan noch sehr oft seine Schönheiten zu schätzen weis, da hingegen die gewöhnlichen Philosophen, die die Wahrheiten, so zu sagen, einsperren, ihren Werth sehr selten kennen.

Da nun die gewöhnliche heutige Weisheit der Systeme die nicht ist, welche die Alten so sehr erhuben: so könnte man fragen, mit was für einer Stirne, und mit welchem Rechte sich so viele einen so würdigen Namen, als der Name eines Philosophen ist, anmaßen können? So gern ich sie vertheidigen wollte; denn ich möchte gern allen Menschen dienen; so kann ich doch zu ihrer Rechtfertigung nichts mehr sagen, als was Diogenes einem antwortete, der ihn fragte, warum er sich für einen Philosophen ausgäbe, da er nichts wüste? Das heißt auch schon philosophiren, sprach er, wenn man die Philosophie nachthun will.

Ein wahrer Philosoph weis, daß die Wissenschaft der Wahrheit die vornehmste Tugend des Verstandes seyn muß, wie die Redlichkeit und Großmuth die vornehmste Tugend des Herzens ist. Er sucht also die Wahrheit zu finden, und schätzt sie so sehr, daß er sie auszubreiten sucht, wenn er sie gefunden hat. Er weis die Wahrheit in Systemen, in der Natur, in der Geschichte, im Homer, im Anakreon, und selbst in Romanen anzutreffen. Es ist ihm keine einzige gleichgültig, und er weis sie alle zu schätzen. Keine Wahrheiten aber verdienen seine Hochachtung und seinen Fleiß mehr, als diejenigen, welche den Menschen redlich, großmüthig, gesellig, freundschaftlich, artig, liebenswürdig, und zufrieden machen. Sein gröster Werth ist nicht der, daß seine Wissenschaft weitläuftig und reich, sondern daß sie unentbehrlich und nützlich ist.

Er weis, wie Aristippus, daß diejenigen, welche viel essen und arbeiten, nicht gesünder und stärker sind, als die sich nur mit dem Nothdürftigen versorgen, und daß nicht diejenigen die klügsten sind, welche das meiste, sondern diejenigen, welche das Nützlichste gelernt haben.

Ein Philosoph muß einen solchen aufgeheiterten Geist besitzen, der viele Wahrheiten auf einmal mit ihren Verbindungen und Verhältnissen gegen einander ohne Mühe übersehen kann, der, wenn er sie lehren will, sie so vorzutragen weis, daß sie vom Verstande in aller ihrer Stärke empfunden werden, und sich so gleich aus dem Verstande in das Herz ausbreiten. Man sieht also leicht, daß die Tiefsinnigkeit, die Deutlichkeit, die Ordnung, und die Gründlichkeit wesentliche Eigenschaften eines Philosophen sind. In allen diesen Stücken aber unterscheiden sich die Weisen der alten Zeiten sehr vortheilhaft von den Neuern.

Die Alten hatten die Gabe, tiefsinnig und zugleich deutlich zu seyn, schwere und erhabne Wahrheiten zu lehren, und sie doch leicht und begreiflich vorzutragen, und diejenigen, welche in diesem Geheimnisse unerfahren waren, hatten in ihren Augen noch nicht viel Verdienste um die Weisheit. Das ist die Ursache, warum Sokrates und Plato unter ihnen allezeit mehr Hochachtung gehabt haben, als Zeno und Chrysipp. Diese bekümmerten sich allein um die Wahrheit, und jene bekümmerten sich um die Wahrheit, und um ihren Ausdruck, und darauf hat Cicero ohne Zweifel gesehen, wenn er der Beredsamkeit in seinem Redner einige von den grossen Lobsprüchen giebt, die er in seinen tusculanischen Fragen der Philosophie gegeben hat. Die Alten hielten den für den größten Philosophen, der da am meisten philosophirte, wo er am wenigsten zu philosophiren schien. Crantor, ein Weiser aus der Akademie, der mit den Musen so vertraut umgieng, als mit der Weisheit, und der so liebenswürdig war,

war, daß die Dichter ungewiß waren, ob er nicht ein Sohn der Venus wäre, antwortete sehr vortrefflich, als er gefragt wurde, warum er unter den Philosophen vornehmlich den Polemo zu seinem Lehrer erwählt hätte? Das habe ich gethan, sagt er, weil ich niemals weder etwas spitzfündiges, noch etwas schweres von ihm gehört habe.

Wenn die Neuern andre in den Wahrheiten unterrichten wollen: so kommen sie mir, wie die Zaubrer vor, die um Rath gefragt werden. Sie schliessen ihre Schüler in einen Kreis ein, und machen ihnen so viele fürchterliche Gaukeleyen vor, daß sie in Furcht und Angst gerathen müssen. Aus diesem Kreise ihres Systems dürfen sie nicht weichen, wenn sie die Wahrheit sehen wollen. Die Alten waren ordentlich, ohne so gebunden und eingeschränkt zu seyn, und kannten mehr, als eine Art, die Wahrheit zu denken, und zu lehren. Sie konnten die Wahrheit von ihrer Quelle und von ihrem Ausflusse so weit begleiten, als sie sich ergoß, und sie mochte sich noch so weit von ihrem Ursprunge entfernt, und in noch so viele Nebenströme vertheilt haben, so konnten sie dieselbe bis zu ihrer Quelle zurück verfolgen. Sie wußten aber auch das Geheimniß, sie auf ihrem Wege überallhin zu leiten, ohne die Quelle iemals aus den Augen zu verlieren. Man kann ordentlich seyn, und die Wissenschaft nicht haben, ob ein Satz ein Scholion, ein Axioma, ein Theorema, oder ein Postulatum ist, eine Wissenschaft, die man nicht verachten darf, bey der man aber sehr unordentlich, finster, seicht, und unwissend seyn kann. Die Alten waren gründlich, wenn sie erwiesen, daß man redlich, großmüthig und vergnügt seyn müßte, ohne die Untersuchung vorausgesetzt zu haben, ob der Raum ein completes, oder incompletes Ding wäre. Sie führten ihre Beweise freylich nicht immer bis auf die alleräusserſten Gründe der Wissenschaften zurück; sie hatten aber auch eine gröſ-

ſere Meynung von dem Verſtande andrer Menſchen, als unſre neuern Philoſophen.

Eine von den vornehmſten und gewöhnlichen Wirkungen der Philoſophie der Alten war dieſe, daß ſie ihre wahren Verehrer und Freunde beſcheiden und demüthig machte. Wenn ſie ſich auch in die ſchweren, verborgnen und finſtern Fragen einlieſſen, wo die Grenzen des menſchlichen Verſtandes zu ſeyn ſcheinen, und wo die meiſten Neuern ſo dreiſte und zuverſichtliche Ausſprüche thun: ſo thaten ſie gemeiniglich nichts, als daß ſie dieſelben unterſuchten, und endlich ihre Unwiſſenheit bekannten und ſchwiegen. Sie gaben ſich Mühe, die Stimme der Wahrheit nicht allein von der Sprache der Irrthümer und Vorurtheile, ſondern auch von der Stimme der Meynung zu unterſcheiden. Einer ſo groſſen Tugend, als die Beſcheidenheit iſt, hatte die Akademie ihren Urſprung zu danken. Als Sokrates anfieng, der Weisheit ſeinen Geiſt zu widmen: ſo fand er alle Philoſophen in ſolchen Betrachtungen der Natur vertieft, wo ſie ihres eingeſchränkten Geiſtes wegen die Wahrheit verfehlen mußten. Alle wollten den Urſprung der Welt entdecken; ſie bauten, wie viele neuern Naturkündiger, Syſteme über Syſteme auf, die eins das andre wieder einſtürzten. Einige ſetzten die Welt aus Stäubchen, andre aus Waſſer, andre aus Feuer zuſammen, und alle mit einander irrten. Der ganze Nutzen ihrer Philoſophie war der, daß ſie unwiſſend blieben und hochmüthig wurden. Sokrates ſah wohl ein, wie vergeblich dieſe Bemühungen waren, und darauf ſah er ohne Zweifel, wenn er ſagte, daß ſeine Wiſſenſchaft darinnen beſtünde, daß er nichts wüßte. Die Ehre iſt in der That gröſſer, in den Dingen, wo uns die Grenzen unſers Verſtandes alle Einſicht verbieten, nichts zu wiſſen, als ſich einige Wiſſenſchaft einzubilden, und ſich zu hintergehen. Sokrates rufte den Geiſt des Menſchen wieder zu ſich ſelbſt

zu-

zurück, wenn er ihm gleich nicht alle Betrachtungen über die Natur versagte, er richtete ihn auf die Betrachtung der Pflichten und Sitten. Wenn diese Wissenschaft nicht so schwer und unbegreiflich war: so war sie dafür menschlich und nützlich.

Die Bescheidenheit der Großen unter den alten Weltweisen äusserte sich vornämlich in ihrer Hochachtung gegen andre Wissenschaften und Künste. Die Musik, die Mahlerey, die Bildhauerkunst, die Geschichtkunde, und die Poesie hatten allezeit ihre Liebe, und zuweilen selbst ihren Fleiß. Fast alle Weltweisen bewunderten den Homer, und lernten, welches unsern Philosophen lächerlich und ungereimt vorkommen wird, in seinen Gedichten Weisheit. Sokrates half dem Euripides an seinen Trauerspielen, und besuchte sogar die Komödien des Aristophanes, ob er gleich selbst darinnen verspöttet wurde. Plato mahlte und schrieb Dithyramben; Lieder, und Tragödien, und Aristoteles, der weniger Vorurtheile hatte, als sehr viele Anbeter von ihm Verstand haben, machte Päanen, die bey der Tafel gesungen wurden. Ein Dichter und Redner war in ihren Augen nicht so verachtet, als in den Augen der Neuern, die sich mit ihrer Philosophie so viel wissen. Man stund aber auch dazumal in den irrigen Gedanken, daß die Wahrheiten nicht so sehr gefallen könnten, als sie sollten, wenn sie nicht von der Beredsamkeit ihren Schmuck erhielten. Die alten Philosophen waren eigennütziger, als die unsrigen. Es war erlaubt, sinnreich und auch scherzhafte zu seyn, ohne daß [illegible] weisen für seicht und unwissend gehalten zu werden; denn sie waren selbst noch sinnreich und heiter, und hatten den Scherz auch in ihrer Gewalt. In diesen glücklichen Zeiten würden sich grosse Philosophen nicht geschämt haben, Schüler eines Zuschauers, eines Bruyere, und eines Marivaux

rivaux zu seyn, und die grossen Dichter unsrer Zeiten zu bewundern.

Wenn ich die alten Weltweisen erhebe, und die Neuern ihnen so weit nachsetze: so bin ich weder so partheyisch, daß ich alle diejenigen in den vorigen Zeiten für Philosophen halten sollte, die dafür ausgegeben werden, noch so ungerecht, unsern Zeiten die Ehre abzusprechen, daß sie Männer erzeugt habe, die wir mit den größten Weisen des Alterthumes vergleichen dürfen. Es hat in allen Jahrhunderten Leute gegeben, die eine hochmüthige Dummheit für Weisheit angesehen haben, und das ist die Ursache, warum sehr viele von den Neuern die Ehre nicht haben werden, den andern Rang nach den grossen Philosophen der Alten einzunehmen, wenn sie gleich in ihren Gedanken das größte Recht dazu haben, und sich über die Ungerechtigkeit der Welt nicht genug verwundern können.

Da man ein System aus dem andern abschreiben kann: so ist auch ein System nur selten ein Merkmal eines Philosophen und sehr oft ein Beweis wider ihn. Oft kann ein einziger wichtiger Ausspruch, ein einziges weises Urtheil, und eine einzige erfundne oder bewiesne Wahrheit einem Manne diesen Namen zuwege bringen. Wenn wir die Theodicee unsers Leibnitzes nicht hätten, wenn alle andern philosophischen Schriften von ihm verlohren giengen, und es blieben nur einige von seinen Briefen übrig: so würde er noch zu der Zeit als ein Philosoph verehrt werden, wenn schon tausend neue Lehrgebäude aufgebaut, eingerissen, und vergessen sind.

A.

Leipzig, bey Johann Wendler.

Der Jüngling.

Ein und sechzigstes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 21. Febr. 1748.

Ich kenne keine vergnügtern Stunden, als diejenigen, welche ich mit Irenen in Gesellschaft zubringe, und durch das Andenken an die Freude, die ich darinnen genossen habe, gleichsam noch einmal zurückrufe. Meine Gedanken beschäfftigen sich mit diesem liebenswürdigen Frauenzimmer sehr oft, und mein Herz billigt diese Beschäfftigung, weil es von Natur geneigt ist, vornämlich dem schönen Geschlechte Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Wenn ich an dich, Irene, denke,
Dir meine Tag und Träume schenke,
Und in Gedanken mich versenke,
O Freundinn, dann vergeß ich mich.
Ein andrer dächt an dich voll Liebe;
Wer mir entweichen ihre Triebe;
Denn würden die Gedanken Liebe,
So dächt ich nicht allein an dich.

Ich weis wohl, daß den Verliebten dieser Schluß sehr unrichtig vorkommen wird; allein man muß so billig seyn und meinen Empfindungen trauen. Ich entdecke in dem Umgange mit Irenen so viele neue Reizungen ihres Verstandes und Herzens, und ich bin, aus Liebe gegen alle Verdienste, so begierig, ihren ganzen Werth einzusehen,

daß ich glaube, ich würde kein Zeit zur Liebe haben, wenn ich mich auch vor ihren Unruhen nicht fürchtete. Ich bin Irenens Freund; ich empfinde das Vergnügen dieser Freundschaft allzusehr, als daß ich es mit Freuden vertauschen sollte, die vielleicht größer, aber auch ungewisser sind. Ich habe ohne Zweifel dieses gewisse Glück meiner Unempfindlichkeit gegen eine ernstliche Liebe zu danken, und Irene belohnt mir die Sicherheit vor Liebeserklärungen mit der Freyheit, daß ich so vertraulich, wie ein Freund, mit ihr umgehen darf.

Der gezwungne Wohlstand, den das schöne Geschlecht gegen uns beobachten muß, und dessen Pflichten die Gewohnheit allen denen unter uns aufgebürdet hat, die zu leben wissen wollen, dieser Zwang bringt das Frauenzimmer in eine solche Entfernung von uns, welche uns selten einsehen läßt, wie liebenswürdig es ist. Die Schönen sind zu dem würdigen Endzwecke da, die Freude unter unserm Geschlechte auszubreiten und zu erhalten, und zwar die Freude, welche die ganze Seele mit einer Beständigkeit einnimmt, die andern Vergnügungen fehlt, die Freude, die unsre Seele nach und nach durchschleichet, wenn andre Freuden gleichsam nur ihre Oberfläche berühren, und, wenn sie stark sind, sie erschüttern. Das Frauenzimmer sollte in Gesellschaften vornehmlich sprechen, und die ungerechte Mode verlangt von seiner Sittsamkeit, daß es entweder schweigen, oder nur von Kleinigkeiten reden soll. Die Schönen sind auch sehr oft so großmüthig, und unterwerfen sich diese Ungerechtigkeit; sie unterhalten uns mit Kleinigkeiten, weil wir mit Kleinigkeiten anfangen; die Unverständigen würden sie für Pedantinnen halten, wenn sie sich von wichtigern Dingen mit uns unterreden wollten. Allein sie mögen von Kleinig-

keiten

keiten sprechen, sie werden uns doch niemals ermüden und einschläfern? Sie wissen sie so angenehm und wichtig zu machen, ohne kostbar zu werden, daß die billigen Freunde ihres Geschlechtes den Zwang beseufzen, womit ein ungerechter Wohlstand ihren Geist erniedrigen will.

Wie viel beseelt die Unterredung nicht,
Wenn schöne Lippen uns entzücken,
Sie sprechen nicht allein; die ganze Schöne spricht,
Sie spricht im Lächeln und in Blicken.
Es redet auch das Grübchen im Gesicht,
Und wie beredt ist seine Sprache nicht!
Dann glauben wir, die wir sie ehren,
Wenn es auch Kleinigkeiten wären,
Orakelsprüchen zuzuhören.

Vielleicht schweigt zu der Zeit ihr Herz, wenn es Kleinigkeiten sind, was sie sagen müssen, weil dazu seine Sprache zu erhaben ist. Was würde man nicht für Vergnügen in der Gesellschaft mit den Schönen genießen können, wenn die Sprache ihres Herzens bey wichtigen Gegenstände ausbrechen dürfte! Wie viele edle und großmüthigen Empfindungen von ihnen müssen schweigen, wie viele grosse Gedanken, wie viele muntre Scherze müssen sie nicht unterdrücken, aus Furcht, daß es scheinen möchte, als wollten sie Tugend oder Verstand affectiren! Sollten sie aber reden dürfen:

Wie würden wir, von ihnen hingerissen,
Nicht unsern Stolz erniedrigt sehen müssen!
Dann käme, hört ein Schwätzer zu,
Sein nimmerstiller Mund das erstemal in Ruh,

Und würde sich auf ewig schliessen.
Ein Philosoph, der hört sie freylich nicht,
Doch wenn er sich so tief herunterlassen sollte,
Und eine Schöne hören wollte,
Erhellte sich vielleicht sein denkendes Gesicht,
Und, wenn er sich vorher den weisen Kopf zerbrochen,
Ob sie in Forma wohl gesprochen,
Sprach er doch wohl: Ja ja, das, was sie spricht,
Das las und dacht, und schloß ich doch noch nicht.
Dann ließ er sich vielleicht das erstemal belehren,
Er hörte sie mit weiten Augen an,
Wie er als Schüler sonst gethan,
Und dächt, er hätte hier ein neu System zu hören,
Das er verbunden ist, als Philosoph zu lehren:
Wie wenn die Nachtigall den May begrüßt und singt,
Sie durch ihr Lied, das ihr allein gelingt,
Den ganzen Wald zur Stille zwingt,
Und selbst den Staar in die Verwundrung singt:
Bezaubert fängt er an zu schweigen,
Und hüpft empor, auf höhern Zweigen
Den Liedern nah genug zu seyn,
Und horcht und schmeichelt sich: Bald werd es ihm gelingen,
Den Nachtigallen nachzusingen.
Sie schweigt: nun will er auch den Wald zur Stille zwingen,
Der Wald hört ihn, erschrickt, und läßt ihm schreyn.

Man beschuldigt das schöne Geschlecht in seinen Gesprächen unterschiedner Fehler. Man beklagt sich, daß so oft die Neigung zum Putze, die Wissenschaft der Moden und Neuigkeiten, und die Begierde, von andern Frauenzimmern etwas Nachtheiliges zu sagen, in den Gesell-

sellschaften der Schönen das Wort führen. Wie können wir uns aber beklagen, da unser Geschlecht eben so oft in den Unterredungen mit ihnen von keinen edlern Gegenständen zu sprechen weis? Fallen nicht alle Vorwürfe, die man ihnen darüber machen kann, gemeiniglich mit Recht auf uns zurück, da sie immer von uns die Grundsätze lernen, daß die sichersten Mittel zu gefallen, die Schönheit und die Wissenschaft der Kleidung sind?

Ich habe das schöne Geschlecht sehr oft bedauert, daß es so wenig Gelegenheit hat, Freunde zu haben. Glauben sie nur, sagte einmal Irene zu mir, daß wir insgeheim über dieses grausame Schicksal seufzen. Die Furcht, daß man uns einen Charakter zuschreiben möchte, der uns eben nicht lieb seyn würde, ist die Ursache, warum wir selten etwas anders sprechen dürfen, als was sie in den gewöhnlichen Unterredungen mit uns hören. Ihr Geschlecht ist in unsrer Gesellschaft entweder gleichgültig, oder verliebt; zum wenigsten schmeichelt man uns gleich, wenn wir etwas erträgliches sagen. Wenn wir uns den vernünftigen und liebenswürdigen Personen ihres Geschlechtes mehr nähern, und mit ihnen freundschaftlicher umgehen, als wir mit ihnen umgehen dürfen, so sind wir in der Gefahr, zum wenigsten einer kleinen Coqueterie beschuldigt zu werden, wenn man nicht gar denkt, daß unsre Freundschaft Liebe ist. Was kann ich Irenen darauf antworten, als daß sie recht hat? Mit den Gleichgültigen und Unempfindlichen kann sich ein Frauenzimmer in kein Gespräch einlassen, weil sie es doch nicht für fähig halten [illegible] nen gehört zu werden verdient. Mit denen, die nicht so gleichgültig sind, dürfen es die Schönen nicht wagen, weil sie entweder Liebeserklärungen oder Schmeicheleyen be-

fürchten müssen, die nicht allemal die feinsten sind. Es ist uns natürlich, daß wir ihnen unsern Beyfall u. unser Vergnügen zeigen, wenn sie etwas Schönes sagen, und es ist uns so natürlich, daß wir es zu einem nothwendigen Stücke einer guten Lebensart machen. Allein wir dürfen uns nicht einbilden, daß wir gefallen, wenn wir allezeit loben, und wenn auch unsre Lobeserhebungen fein sind. Sie könnten zuweilen Beleidigungen werden, und die lobende Verwunderung über die Gespräche des schönen Geschlechtes wird gewiß misfallen, wenn sie das Ansehen haben kann, als ob man darüber erstaunte, daß doch ein Frauenzimmer so etwas schönes, als man bewundert, sagen könnte.

Wenn sich uns das Frauenzimmer aus seiner Entfernung nähern dürfte, ohne daß es die Gefahren zu besorgen hätte, deren ich gedacht habe; wenn wir so bescheiden wären, und mit ihrer Freundschaft uns befriedigen könnten; wie viele unbekannte Reizungen würden wir an ihnen entdecken, die sich itzt fürchten, gesehen zu werden, Reizungen, die uns noch mehr entzücken würden, als diejenigen, die unsre Augen bezaubern. Die Liebhaber würden ihre Geliebten besser kennen lernen, wenn sie erst ihre Freunde wären. Ich will nicht sagen, daß es für ihre Liebe selbst sehr vortheilhafter seyn würde. Die Freundschaft würde sehr oft das Mittel seyn, die Liebe der Schönen zu gewinnen. Mein Damis scheint durch diesen unschuldigen Betrug glücklich geworden zu seyn. Seine Henriette war erst seine Freundinn, und darauf liebte sie ihn; wenn er sich gleich als ihren Liebhaber gezeigt hätte, so würde sie sich vielleicht vor ihm gefürchtet haben. Doch was beschuldige ich meinen Damis, daß seine Freundschaft ein solcher liebenswürdiger Betrug gewesen seyn sollte. Er wußte es eben so wenig, daß er

ihr

ihr Liebhaber wäre, da er nur ihr Freund zu seyn glaubte, als sie vermuthen konnte, daß sie ihn lieben würde, da sie seine Freundinn wurde, weil er ein vertrauter Freund ihres Bruders war.

Die Freundschaft war es nur, die sie belohnen wollte.
Sie konnte ja vorher nicht sehn,
Daß sich ihr Damis so vergehn,
Ihr Freund erst seyn, und sie dann lieben sollte.
Man seh gerecht und räum ihr ein,
Daß sie nur seine Freundinn seyn,
Nicht aber sich verlieben wollte.
Es fiel ihr wohl auch oft der Zweifel ein,
Wenn er in Freuden hin entzücket,
Voll Zärtlichkeit sie angeblicket,
Und schmachtend ihre Hand gedrücket,
Die Freude möchte Liebe seyn;
Doch könnte sich nicht auch die Freundschaft in ihm freun?
Sie hätte damals zwar noch mehr errathn müssen,
Als er so kühn ward, sie zu küssen;
Allein wie kann sie dieses wissen,
Da er die Liebe nicht erklärt,
So heimlich seufzt, daß sies kaum hört,
Und mit den Augen nur begehrt?
Er küßte sie; vielleicht hat er nicht küssen wollen,
Sein Mund hat sich versehn, und hat nur sprechen sollen.
Indessen ist er mehr, als Freund,
Und sie ist zärtlicher, als sie zu glauben scheint.
Zuletzt empfinden sie gemeinschaftliche Triebe,
Und ihre Freundschaft ist die Liebe.

Wie glücklich bin ich nicht, da ich Irenens Freund bin, und die Vortheile der edlen Vertraulichkeit genieſſe, welche uns in dem Umgange mit Freunden ſo ſehr entzücket. Ich kenne mich, und ich bin beſcheiden; wie wenig habe ich alſo von der Liebe zu beſorgen! Meine Freundinn kennt meine Beſcheidenheit, und weis, daß ich mir allzuwenig Verdienſte zutraue, als daß ich mich wagen ſollte, gegen ſie zärtlich zu werden, und ſie zu lieben. Zu einem Freunde reichen vielleicht meine Verdienſte gleich zu; was müßte der nicht für Eigenſchaften beſitzen, der Irenen lieben wollte? Irene weis es, wie ſicher ſie vor mir iſt, und verbirgt daher keine einzige edle Empfindung ihres Herzens vor mir. Mit was für Ehrfurcht höre ich zu, wenn wir auf eine ungezwungene und natürliche Weiſe auf ernſthafte Dinge zu ſprechen kommen! Alles wird auf ihren Lippen liebenswürdig. Wenn unſer Geſchlecht in ſeinen Unterredungen ernſthaft wird, ſo haben ſeine Geſpräche gemeiniglich noch zu viel Anſehen von Meynungen und Lehren; was wir ſagen iſt mehr Gedanke, als Empfindung, und das Herz hat nicht ſo viel Antheil daran, als der Verſtand. Was Irene ſagt, iſt weit davon entfernt; alles was ſie ſagt, empfindet ſie; wie entzückend müſſen alſo nicht die Empfindungen eines Frauenzimmers ſeyn, wenn alles, was ſie ſagt, edel und liebenswürdig iſt!

Leipzig, bey Johann Wendler.

Der Jüngling.

Zwey und ſechzigſtes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 30. Febr. 1748.

Die Freude hat keinen ſtärkern und lebhaftern Ausdruck, als das Lachen. Obgleich verſchiedne andre Leidenſchaften dieſen Ausdruck mit ihr gemein haben, ſo glaube ich doch, daß man ungerecht urtheilt, wenn man das Lachen als das eigentliche unterſcheidende Zeichen einer heimlichen Eitelkeit anſieht. Man erweiſt, wie mich dünkt, den Thorheiten und Irrthümern eine allzugroße Ehre, wenn man ſie allein für die Urſachen einer ſo angenehmen Verzückung hält. Es iſt wahr, man kann leicht zu dieſer Meynung verleitet werden, wenn man auf die Dinge, wobey am meiſten gelacht wird, Achtung gegeben hat. Allein die Anmerkung, die man darüber machen kann, trift die Menſchen, die ſich gemeiniglich nicht eher, und nicht leichter freuen können, als wenn ſie Thorheiten wahrnehmen, oder begehen. Man urtheilt richtiger, wenn man die Thorheiten für die gewöhnlichen Urſachen des Vergnügens der meiſten Menſchen, als für die einzigen Urſachen des Lachens anſieht. Man wird davon überzeugt werden, wenn man überlegt, daß kleine unſchuldige Kinder, welche fähig ſind, Freude zu empfinden, ohne die Leidenſchaften der Erwachſenen, Stolz und die Eitelkeit zu haben, allezeit lachen, wenn ſie am frölichſten ſind. Eine zärtliche Mutter ſchmeichelt ihnen; man zeigt ihnen Spielwerke und Pup-

pen; man vergnügt ihr Ohr mit einem angenehmen und ungewöhnlichen Schalle; die Kinder freuen sich und lachen. Diese unschuldigen Kinder werden die Liebkosungen ihrer Mutter ohne Zweifel wohl für keine Ungereimtheiten ansehen, und es für keine Thorheit halten, an ihrer Brust zu liegen.

Das Lachen hat so etwas anmuthiges und einnehmendes, daß es wohl die Ehre verdient, auch andre Ursachen, als die menschlichen Ungereimtheiten zu haben. Das Gesicht eines Menschen, der mit Anstand zu lachen wird, erhält dadurch Schönheiten, die den unbeweglichen und gleichgültigen Gesichter ewig fehlen werden. Die Dichter scheinen allein den ganzen Werth dieser Schönheiten einzusehen. Wie viele herrliche Bilder haben sie nicht den Vergleichungen ihrer Gegenstände mit dem Lachen zu danken! Die Metaphorn davon gehören unter diejenigen, welche, so oft sie auch gebraucht werden, niemals niedrig und unedel werden können. Eine lachende Wiese, ein lachender Frühling, ein lachender Himmel, das Lächeln des Morgens, werden uns vielleicht nicht allezeit neu, niemals aber zu alt und zu matt vorkommen. Die schlechten Poeten haben dieses wohl gemerkt; sie werden kein Maylied machen, in welchem nicht etwas lachen sollte, so allgemein sind die Empfindungen der Schönheiten, die diese Bewegung der Freude verschaffen kann.

Es lassen sich die Gegenstände so genau nicht bestimmen, durch welche die Freude erweckt, und so heftig wird, daß sie lacht. Man kan aber wohl die allgemeine Anmerkung machen, daß die Gegenstände der lachenden Freude nicht allzuwichtig und groß sind. Wenn der Gegenstand einer Freude so groß ist, daß die Seele alle ihre

Kräfte

Kräfte zusammennehmen muß, sich daran zu vergnügen, so ist das Lachen ein Ausdruck, der für ihre Freude zu klein ist. Ein Kind wird über eine Puppe lachen, und ein großes prächtiges Gebäude mit unbeweglichen Blicken ansehen.

Es wird in gemeinen Leben nicht öfter gelacht, als wenn Wortspiele und Zweydeutigkeiten gesagt werden. Ein Mensch, der in der Kunst, zweydeutig zu seyn, eine Geschicklichkeit erlangt hat, heißt ein lustiger Kopf, und derjenige hat in den Augen der Welt ein besonders Talent zur Gesellschaft, der eine ganze Zusammenkunft dadurch zum Lachen bringen kann. Man würde sehr irren, wenn man glauben wollte, man lachte in solchen Gesellschaften über die Zweydeutigkeiten, weil man es für ungereimt hielte, Zweydeutigkeiten zu sagen, oder weil man so stolz wäre, und sich für verständiger hielte, als andre, daß man diese Thorheit nicht begienge. Warum gäben sich die Menschen so viele Mühe, diese Thorheit nachzuthun? Verlangt ein Mensch, ungereimt zu seyn? Die Gesellschaft des Gelächters freuet sich über den Verstand desjenigen, der sie so vergnügt, und das ist in ihren Augen ein sehr sinnreicher Mensch, der sie so lustig machen kann, daß sie sich die Seiten halten müssen. Ich habe diese Anmerkung sehr oft in unsern Komödien gemacht. Man lachte bey sehr vielen Stellen nicht, wo die Thorheiten lächerlich gemacht wurden; das war freylich ein Merkmal von dem dicken Verstande der Zuschauer; man lachte aber fast an allen Stellen, wo es nur möglich war, ein Wortspiel, oder ein Zweydeutigkeit zu denken. Ich wollte wünschen, daß ich dieses nicht auch in verschiedenen Gesellschaften von Frauenzimmern unsrer Stadt hätte anmerken müssen. Aber wie großmüthig erniedrigt sich

nicht

nicht zuweilen das schöne Geschlecht, um sich nach dem Geschmacke sein Anbeter zu richten! Ihre Anbeter erfinden die Zweydeutigkeiten, und die Schönen lachen und wünschen sich Glück, daß ihre Liebhaber so viel Witz haben.

Meine Anmerkungen werden dadurch bestätigt, daß sich sehr oft Leidenschaften unter diesem Charakter der Freude zu verbergen suchen, die die Dinge, worüber sie sich auf diese Weise zu freuen scheinen, gar nicht als Thorheiten, sondern als große Vollkommenheiten ansehen. So lacht sehr oft der Neid, wenn er andre glücklich sieht, und ihnen seinen Verdruß über ihr Glück nicht gern entdecken will. So lächelt in der Fabel, ein Frauenzimmer über ein neues kostbares Kleid ihrer Freundinn, das doch kurz darauf vor Verdruß krank wird, daß es diese Vollkommenheit nicht besitzt.

Die Neuheit der Gegenstände, die uns frölich machen, der heftige und unvermuthete Eindruck, womit sie in unser Gemüth eindringen, und die lebhafte Vorstellung, daß man nicht geglaubt hätte, durch diesen oder jenen Umstand vergnügt zu werden, alle diese Dinge können unsrer Freude eine solche Stärke geben, daß wir lachen. Man ist in einer Gesellschaft; zween von den Anwesenden verfolgen einer den andern mit sinnreichen Einfällen; der Sieg neigt sich auf des einen Seite; bald, denken wir, wird der andre unterliegen und nicht ein Wort mehr antworten können, aber eben zu der Zeit, da es scheint, als ob er aus dem Felde geschlagen seyn würde, giebt er seinem muntern Feinde eine Antwort, die wir nicht vermutheten. Auf einmal fängt man an zu lachen, obgleich seine Antwort weder komisch noch satirisch ist. Allein

lein er überraſchte uns, und dieſes Vergnügen war allzu unerwartet, als daß es nicht hätte ſollen heftig werden. Wenn wir es unterſuchen, ſo lachten wir über ihn. War es aber denn eine Ungereimtheit, daß er antworten konnte? Das Lachen iſt gewiß in mehr Fällen ein Lob, als ein Vorwurf, wenn er auch nur klein ſeyn ſoll.

Ich habe einmal von einem gelehrten gründlichen Manne gehört, daß das Lachen allemal eine Unvollkommenheit der Seele anzeigte. Unter andern Beweiſen beſtätigte er ſeinen Ausſpruch damit, daß weiſe Leute ein allzuhäufiges oder allzuheftiges Lachen allezeit für ein Zeichen eines ſehr übel beſchaffnen Gemüthes gehalten hätten. Er glaubte, daß man dieſen Ueberfluß der Freude nur damit entſchuldigen könnte, daß er eine nothwendige und unvermeidliche Folge der menſchlichen Schwachheit wäre. In meinen Jahren kann ich ich ſo ſtoiſch nicht ſeyn, und aus Furcht, meine menſchliche Schwachheit zu verrathen, meine Freude zurückhalten, und ein gleichgültiges, oder auch ein gerunzeltes Geſicht annehmen. Ich glaube, es iſt allemal ein Kennzeichen eines übelbeſchaffnen Gemüthes, wenn man die Leidenſchaften und Bewegungen ſeiner Seele nicht mäßigen kann, es mag ein Leidenſchaft ſeyn, welche es will, und es iſt kein deutlicheres Zeichen der menſchlichen Unvollkommenheit, daß man lacht, als daß man ißt und trinkt. Es iſt nicht allemal ein Merkmal, daß ſich die meiſten Leute über eine Unvollkommenheit mehr erhoben haben, wenn ſie zu lachen aufhören; ſie haben nur eine andre angenommen, oder ſie haben vielmehr eine unſchuldige Bewegung der Seele durch eine tadelhafte Eitelkeit, ernſthaft zu ſeyn, vertrieben. Gewiſſe Leute ſind auch zum Lachen zu albern; ſie haben niemals oder ſehr ſelten am gehörigen Orte gelacht; darüber ſind ſie lächer-

lich geworden. Was ist natürlicher, als daß das Lachen eine Unvollkommenheit anzeigt? Es ist in der That wahr, wenn es auch nicht bey demjenigen, dessen Freude sich so ausdrücket, eine Thorheit anzeigt, so entdeckt es doch sehr oft Thorheiten bey andern.

Ich kenne einen ehrlichen Mann in unsrer Stadt, vor dem ich Bürge werde, daß er sich mit der Einsicht in die Thorheiten und Ungereimtheiten der Menschen nicht abgiebt, und zufrieden ist, daß sein Verstand auf die Berechnungen seiner Ausgaben und Einnahmen zureicht. Er ist auch weder eitel noch boßhaft, und wenn seine Schuldner ehrlich genug sind, ihn zur bestimmten Zeit zu bezahlen, so ist er ein so grosser Menschenfreund und glaubt, daß sie keine Fehler haben. Er ist die meiste Zeit vergnügt, und also lacht er die meiste Zeit. Wenn man ihn freundlich anredet, so lächelt er, und wenn man etwas unvermuthetes sagt, worüber er erstaunt, und ein anderer unbeweglich bleiben würde, so lacht er, und das thut er so herzlich und so ehrlich, daß man mit ihm lachen muß. Die Zeit, die er auf dem Caffeehause zubringt, scheint er vornemlich zu dieser Bewegung seines Körpers bestimmt zu haben. Es ist wohl im ganzen Zimmer niemand vergnügter als er, und ich gehe sehr oft dahin, um mich über ihn zu freuen. Er lacht, wenn jemand verdrießlich wird, daß er verliert, und lacht, wenn er sich freut, daß er gewinnt; er lacht, wenn jemand eine Bille fehlt, und lacht, wenn er sie glücklich trift. Wenn die Regel ihre Richtigkeit hat, die, wie der Aufseher erzählt, ein Engelländer zum Titel einer Sammlung von Sonnetten genommen hat: Lache, so wirst du fett: So ist er ein lebendiger Beweis davon. Er könnte dem Tiefsinnigsten zu schaffen machen, wenn er sich unterfangen wol-

wollte, die Urſachen anzugeben, warum er beſtändig lachte. Bey ihm zum wenigſten trift die Hobbeſianiſche Erklärung des Lachens nicht ein, nach welcher es allezeit ein Vergnügen über irgend ein Ungereimtheit anzeigt.

Es giebt Leute, die ſo wenig von dieſer Erklärung des Lachens argwöhnen, daß ſie ihre Zufriedenheit mit andern, und die Freude, mit ihnen in Geſellſchaft zu ſeyn, nicht anders ausdrücken können, als wenn ſie beſtändig lächeln, oder lachen. Man mag ſagen, was man will, ſo iſt es ihrer Freude werth, und einige freuen ſich zuweilen ſo ſehr, daß man in der Gefahr iſt, taub zu werden. Sie erweiſen denen, um die ſie ſind nur allzu viel Ehre, und glauben, daß niemand in einer Geſellſchaft ein Wort ſagen darf, worüber ſie nicht lachen müſſen, weil ſie befürchten, daß man ſich für beleidigt halten möchte, wenn ſie uns ihr Vergnügen nicht bezeugten. Man iſt der Gefahr ihrer dienſtfertigen gefälligen Freude niemals mehr ausgeſetzt, als wenn ſie wittern, daß in der Geſellſchaft einige ſind, die man für munter und aufgeräumt hält. Sie ſind ſo ehrgeizig und wollen dafür angeſehen werden, daß ſie einen Scherz und ſinnreichen Einfall verſtehen und bewundern können. Sie haben geſehen, daß ſehr oft über dasjenige, was ein aufgeräumter Geiſt geſagt hat, gelacht worden iſt. Sie lachen alſo über alles, was diejenigen ſagen, die ſie für ſcherzhaft halten, und ſind alſo allezeit ſicher, daß ihnen kein Einfall entwiſcht iſt, über den ſie nicht mitgelacht haben. Es giebt Leute, die ſo argwöhniſch ſind, und, weil ſie ſich nicht in ihre Freude finden können, lieber von ihnen glauben wollen, daß ſie ſpöttiſch und boßhaft ſind. Aber man thut in der That den guten Leuten ſehr unrecht, wenn man ihnen die geringſte Boßheit zutraut. Ich kann ſie zuweilen ſehr wohl lei-

leiden. Der Aufſeher nennt das Lachen das Tutti des Geſpräches. Es können in Geſellſchaften nicht alle zuſammen auf einmal ſprechen, aber wohl zuſammen lachen. Die guten Leute haben zum wenigſten das Verdienſt, daß ſie das Chor ſtärker machen.

Andre halten das Lachen für ein vortreffliches Mittel, die Gabe zu ſcherzen, und den Witz, der ihnen fehlt, zu erſetzen. Sie lachen über alles, was ſie ſagen, in der That aber nicht, weil es ungereimt iſt, wie man glauben könnte, weil ihre meiſten Geſpräche wirklich Ungereimtheiten ſind, ſondern ſie freuen ſich, daß ſie ſo viel ſchöne und artige Sachen ſprechen. Sie haben es darinnen zu einer ſolchen Fertigkeit gebracht, daß ſie diejenigen, welche in ihrer Geſellſchaft ſind, zwingen, mitzulachen, wenn ſie nicht für ungeſittet gehalten werden wollen. Man würde irren, wenn man allezeit unſer Lachen für ein Vergnügen über die Thorheit dieſer Geſellſchafter halten wollte; es iſt ſehr oft entweder eine Barmherzigkeit, oder ein verſtellter Verdruß.

Ich gehe zuweilen in Geſellſchaften, wo viel gelacht wird, ohne allezeit an ihrer Luſtigkeit ſonderlich Antheil zu nehmen. So viele Geſtalten die Freude von der Verſchiedenheit der menſchlichen Leidenſchaften erhält, ſo mannigfaltig iſt das Anſehen ihres Lachens. Wie viele neue und angenehme Scenen ſind nur alsdann eröfnet, die Menſchen kennen zu lernen!

Leipzig, bey Johann Wendler.

Der Jüngling.

Drey und ſechzigſtes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 6. März. 1748.

Ich will heute demjenigen Theile meiner Leſer, welche ſich an den Schönheiten zu vergnügen wiſſen, womit einige Freunde meine Blätter zuweilen bereichern, einen Brief mittheilen, von dem ich ihnen dieſes Vergnügen im voraus verſpreche. Meine Neider, welche es mir immer ſtreitig machen wollen, daß ich ſo viel Correſpondenten habe, weil ſie mir dieſelben nicht gönnen, werden ſich durch nachſtehenden Brief hoffentlich beſchämen laſſen. Sie werden daraus ſehen, daß ich auch an den entlegenſten Orten meine Freunde und Correſpondenten habe, und daß man ſo gar Briefe an mich drucken läßt. Sie können ſich hievon alle Augenblicke überzeugen, wenn ſie nur das 46 Stück der freymüthigen Nachrichten, welche bey Heideggern in Zürich herauskommen, auf der 365 Seite des vorigen Jahrs nachſehen wollen.

Herr Jüngling,

Ich bin der Fröhliche, und ich war entſchloſſen, mich dieſem Winter nach allen meinen verſchiednen Geſichtspuncten bey Herrn Heidegger drucken zu laſſen, als mir die Wochenblätter, die Sie unter dem Namen des Jünglings ſchreiben, in die Hände fielen, in welchen ich einen ſo großen Theil meiner eigenen moraliſchen Geſtalt erblickt habe, daß ich in Zweifel gerieth, ob die Natur mich in Ihnen verdoppelt hätte, oder ob Sie mich in ihren Blättern nachgeſchildert hätten. Es ſind ſehr wenige Eigenſchaften, die mir noch ſo weit eigen ſind, daß ſie mich von Ihnen einigermaaßen unterſcheiden, und ich kann ſie leicht auf

einen einzigen Gesichtspunkt bringen. Nicht nur solche reizende Dinge, als der freundschaftliche Umgang, das Frauenzimmer, der Frühling, der Wein sind, machen mich aufgeräumt; Ich entdecke Quellen von Freuden selbst in kleinen, schwachen und sonst gleichgültigen Gegenständen. Ein Ziel schiessen, das Käse und Butter machen, das Schlagen eines Klotzes, das Spinnen einer Raupe, und die Luftrader zweyer Schmetterlinge können mich bey der Frölichkeit behalten, wenn ich Mangel an reizendern Dingen leide. Noch mehr; verdrießliche Dinge und Umstände selbst, ja erschreckliche und traurige können mich in meiner Fröhlichkeit nicht nur nicht stören, sondern ich habe es durch eine lange Betrachtung so weit gebracht, daß ich augenblicklich eine vortheilhafte, eine angenehme Seite darinnen erblicke, welche mich zu einer frölichen Empfindung berechtigen. Ich kann dieses nicht nur in fremden Widerwärtigkeiten bewerkstelligen, sondern eben so gut, wenn ich selbst in einem unglücklichen Falle verwickelt bin. Mein Leben ist nichts weniger gewesen, als ein Gewebe von ruhigen und erwünschten Umständen. Ich bin in Nachwerbungen um sehr schlechte Posten zu kurz gekommen; Leute, denen ich den wichtigsten Dienst gethan hatte, haben mir gefehlet; ich bin von Freunden verrathen worden, welche ich gar nicht leichtsinniger Weise für solche gehalten hatte; eine Geliebte, die sonst nicht ohne Verdienste war, hat mir einen hirnlosen Menschen vorgezogen; mein Haus ist mir abgebrannt; ich bin mit Gewalt angeworben worden; durch ein übereiltes Kriegsrecht hat man mir den Degen gebrochen; ich bin zehn Wochen in einem Kerker gelegen; ich habe den Hunger mit Heidelbeeren gestillet; ich hatte ein halbes Jahr lang den Gebrauch beider Augen entbehret. In allen diesen Umständen hat mich meine Frölichkeit nicht verlassen, und ich habe jedesmal Ursachen dazu mitten in den widerwärtigen Sachen selbst ausgefunden.

— — Es mag die niedrige Ruhmsucht,
Die schwache Rachgier, der Geiz und seufzender Blutdurst sich
bärmen:
Ich bin zur Freude geschaffen, der Schmerz schimpft Tugend
und Unschuld.

Meine

Meine Blätter sollten gröſtentheils historisch seyn, in iedem wollte ich mich in einen solchen glücklichen oder unglücklichen Zustand gesetzet, und dann meine frölichen Empfindungen darüber mit den Betrachtungen, die sie rechtfertigten, erzählt haben.

Ich habe wirklich ein Dutzend solcher Blätter ausgearbeitet. Der Inhalt davon ist dieser: Als er sich im Drucke sah; als er mit Kindern spielte; als er das erstemal die Sonne aufsteigen sah; als er im Milton gelesen; als er empfand, daß er wäre; als ein Donnerwetter entstund; als ihm ein Freund starb; als er ein unwitziges Geschäffte verrichtete; als ihn das erstemal die Schönheit eines Mädchens rührte; als er durch ein Mikroskopium sah; als er einen Schiffbruch sah.

Es braucht ohne Zweifel eine gröſsere Stärke des Geistes, in denen Zeiten und Umständen aufgeraumt zu bleiben, da man die Bitterkeiten des Lebens kostet, als in andern, da man Freunde, Frauenzimmer, Musik, Garten, Wein, Jugend und Ruhe in vollem Besitz hat. Berichten Sie mich, Herr Junalina, ob Sie ihren artigen Scherz bey Mädchen behalten könnten, welche nicht so blaue schmachtende Augen hatten, als Irene, noch so schwarze, zu Boden schlagende, als Phillis; ob Sie beym Wasser so scherzhafte Einfälle haben könnten. Und wie würde es mit ihrer Munterkeit stehen, wenn Sie aus der heitern, der schmeichelhaften und glücklichen Sphäre, in welcher Sie im Schooſse der Lust sitzen, durch einen Glückswechsel in eine dunkle und jammervolle versetzt würden? Wofern Sie sich getrauen, ein paar Proben von dem widerwärtigen Loose des menschlichen Lebens ohne einen merklichen Abgang ihres witzigen Umgangs und ihres aufgeweckten Gemüths auszuhalten: So will ich mit meinen Blättern immer zu Hause bleiben; weil ich denn zu wenig eigenthümliches mehr in meinem Charakter für mich behalte. Denn ich wollte nicht gern den Namen haben, als ob ich Sie nur nachgeäffet hätte; ich hasse auch den Schein des Angenommenen und Fremden. Ich bitte mir einen Platz bey ihren Freunden zu gönnen, und ich bleibe mit einer Zuneigung, welche die starke Sympathie unsrer Gemüther von mir fordert,

Zürich, den - Wintermon. 1747.

Ihr ergebenster Diener,
Der Fröhliche.

Antwort.

Mein Herr,

Sie zeigen ſich mir in einem Charakter, der mir auſſerordentlich gefallen würde, wenn er auch nicht mit dem meinigen ſo viel Aehnlichkeit hätte. Es iſt eine wahre Freude für mich, eine Perſon mehr in der Welt, zu kennen, die vergnügt und mein Freund iſt. Ich finde in Ihnen zum Theil mich ſelbſt, und ich fange nunmehr an, mit meinem Charakter zufrieden zu ſeyn, da mir einige Züge deſſelben in dem ihrigen ſo wohl gefallen haben. Sie unterſcheiden ſich unterdeſſen auf einer Seite ſehr merklich von mir, und ich hätte unſtreitig Urſache, Sie deswegen zu beneiden, wenn es meinem Schickſal gefallen ſollte, mir den Genuß meiner Freude einmal ſchwerer zu machen, als er mir itzt noch iſt.

Noch bin ich jung. Meine Jugend bewahrt mich zum Theil ſelbſt vor einigen verdrießlichen Umſtänden, die meiner Fröhlichkeit gefährlich ſeyn könnten. Ich finde überall Freude. Aber die Freude ſcheint mich auch überall aufzuſuchen, und ich habe noch kein groſſes Verdienſt, wenn ich ſie nur annehme. Irene, ſo viel Freunde, ſo viel liebenswürdige Frauenzimmer, der Wein, die Muſik, die Ruhe, die Freyheit, die ungeſtörte Herrſchaft über meine Zeit, und meine ganze Jugend können es mir nicht am Vergnügen fehlen laſſen. Allein, ob meine Fröhlichkeit alle die Proben aushalten würde, welche die Ihrige ausgehalten hat, das weis ich nicht.

Ich bin niemals unzufrieden; aber meine Freude iſt auch wenigſtens nicht immer gleich lebhaft. Und ich bin ſo empfindlich gegen das Vergnügen, daß ich die geringſte Unvollkommenheit deſſelben den Augenblick wahrnehme.

Mein gröſtes Misvergnügen haben mir bisher die Narren verurſacht; ob ich gleich weis, daß alle Narren zuſam-

ſammen genommen, im Vergleich mit den übrigen Verdrießlichkeiten des Lebens nur eine ſehr geringe Kleinigkeit ſind. Doch ſie haben ſo lange um mich herum geſummt, daß ich ihrer endlich ein wenig gewohnt geworden bin. Ich habe angefangen, ſie als einen alten Reichsſtand anzuſehen, welcher ſo gut, als irgend ein andrer Stand, ſeine Freyheiten und Gerechtigkeiten hätte. Wenn ſie mir nicht zu nahe gekommen ſind; ſo habe ich ihren Thorheiten zuweilen zum Zeitvertreibe zugeſehen, ich habe ſie bedauret, über ſie gelacht, und ſie ertragen. Weiter habe ich bey mir nichts ausrichten können.

Ich habe zuweilen noch andre Empfindungen, die gewiß nicht Freude ſind, die ich aber doch auch keine Traurigkeit nennen kann. Wenn meine Freunde oder andre nicht ſo vergnügt und glücklich ſind, als ſie ſeyn ſollen: So werde ich unruhig. Meine Seele wird alsdann von einer beſchwerlichen Laſt immer wieder niedergedrückt, ſo oft ſie ſich zur Freude erheben will. Der Gedanke, daß ich glücklicher bin, als ſie, verfolgt mich gleichſam nur deswegen, damit ich noch unruhiger werden ſoll, und die Vergleichung meines Zuſtandes mit dem ihrigen macht mich meiner Freunde wegen ſo bekümmert, daß ich nicht Zeit habe, mich über meine Glückſeeligkeit zu erfreuen. Ich weis nicht, wie ich meine Empfindung nennen ſoll. Der Name der Traurigkeit würde ſie zu ſtark, und der Name des Mitleides nicht ſtark genug ausdrücken.

Wenn ich meine Vergnügungen nach einem gewiſſen Range ordnen dürfte: So würde ich dem Umgange mit dem Frauenzimmer und Freunden den erſten Platz einräumen. Wer ſollte denken, daß ſelbſt dieſe Glückſeligkeit mich in einigen Stunden ein wenig tiefſinnig machen, oder mich von dem Genuße einer Freude auf eine Zeitlang ab-

halten könnte? Ich bin bey Irenen: sie entzückt mich, sie hat mir erlaubt, ihr Freund zu seyn; ich mache mir dieses Glück so sehr zu Nutze, als es mir meine Ehrerbietung zuläßt, und es entzücket mich so sehr, daß ich keinen einzigen Liebhaber beneide. Ich verlasse sie endlich mitten unter diesen Gedanken, ich bin ausserordentlich fröhlich, und ich will spatzieren gehen, damit ich meine Freude in der Einsamkeit fortsetzen, und durch ein neues Vergnügen noch vergrössern kann. Allein in dem Augenblicke fällt mir ein, daß ich vielleicht nicht so vergnügt seyn werde, als ich mir einbilde. Die Luft scheint mir auf einmal rauh zu werden, und ich liebe das Vergnügen viel zu sehr, als daß ich spatzieren sollte, ohne vergnügt zu seyn. Es ist doch gar keine Freude, im Winter spatzieren zu gehen, denke ich; und doch habe ich vielleicht ein wenig vorher ganz anders gedacht. Ich werfe es mir vor, daß ich von Irenen schon so zeitig weggegangen bin, ob es gleich in der That nicht meine Schuld war, daß ich nicht länger bey ihr blieb. Ich werde ein wenig misvergnügt, daß ich sie nur so selten besuchen kann. Es kömmt mir vor, als wenn ich itzt nirgends vergnügt seyn würde, als bey Irenen. Ich will einen Freund besuchen. Aber ich weis nicht, warum ich vermuthe, daß er vielleicht nicht allein seyn könnte; ich könnte ihn vielleicht nicht ganz geniessen. Es ist wohl besser, daß ich zu Hause gehe. Vielleicht hat mein Freund mir das Buch geschickt, das ich Irenen mitzutheilen versprochen habe, und alsdann kann ich es ihr lieber gleich hinbringen. Unter diesen Gedanken gehe ich zu Hause. Ich finde das Buch nicht, es verdrießt mich, und ich überlasse mich meinen Gedanken, von denen ich nicht immer Rechenschaft geben kann. Unterdessen dünkt mich, daß ich mich mit vielen angenehmen Gedanken beschäftige, ob ich gleich nicht so fröhlich bin, als ich wohl ehmals, und noch itzt eben bey Irenen gewesen bin.

Ein

Ein ander mal ſcheint mir Irene nicht ſo heiter auszuſehen, als ſonſt. Woher mag das kommen? Sollte ſie wohl einige Urſache haben, mit mir unzufrieden zu ſeyn? Ich wäre unglücklich, wenn die Zärtlichkeit ihrer Freundſchaft zu mir ſich auch nur in dem kleinſten Theile vermindern ſollte. Irene merkt meine Unruhe, ſie fragt mich nach der Urſache. Ach, Irene, fange ich an, ich bin Ihretwegen bekümmert. Sie ſcheinen mir heute nicht ſo fröhlich, als ſonſt. Bin ich Schuld daran? Habe ich mich ihrer Freundſchaft unwürdig gemacht? Irene beantwortet meine Frage mit einer Verwunderung, welche mir zu erkennen giebt, daß ſie eine ſolche Frage nicht vermuthet hat. Ich werde von neuem unruhig, endlich ſehe ich meinen Irrthum ein, ich freue mich darüber, und ich falle vielleicht bey der erſten Gelegenheit wieder in eben dieſen Irrthum.

Meine Fröhlichkeit iſt nicht ſo mächtig, daß nicht Irene durch einen Wink fähig wäre, ſie zu Boden zu ſchlagen. Ein einziger Blick von ihren blauen ſchmachtenden Augen, der mir nicht in eben dem zärtlichen Ausdrucke der Freundſchaft antwortet, in welcher ich ihn frage, iſt im Stande, alle Fröhlichkeit aus meinem Herzen zu reißen. Dann ſitze ich armer Jüngling, und ſchlage die Augen nieder, und falle in ein ungewohntes Nachdenken, aus dem mich allein Irene wieder heraus reiſſen kann.

Meine Freundſchaft mit dieſem vortrefflichen Frauenzimmer hat mich gelehrt, daß es auch in der Freundſchaft eine Eiferſucht giebt, die aber viel feiner iſt, als die Eiferſucht der Verliebten. Urtheilen Sie, mein Herr, ob dieſe Empfindung meiner Fröhlichkeit nachtheilig iſt. Eine Geliebte, die nicht ohne Verdienſte war, hat Ihnen einen hinlosen Menſchen vorgezogen. Zu dieſer Probe bin ich nicht geſchickt. Ich würde zu ruhmredig

ſeyn

ſeyn, wenn ich ſagte, daß ich Irenen liebte. Aber ſchon der Gedanke, daß ſie mich nicht als ihren beſten Freund anſähe, würde mich um alle meine Ruhe bringen. Wenn ich ſie nun noch liebte = = zwar ich würde gewiß in der Liebe glücklicher ſeyn, als ſie geweſen ſind. Sollte Irene nur jemanden vorziehen können, wenn ſie mich einmal liebte? Nein, mein Herr, ob ſie gleich würdigere Liebhaber finden könnte: ſo würde ich doch eben deswegen in ihren Augen immer der würdigſte ſeyn, weil ſie mich einmal geliebt hätte.

Ich habe Ihnen mein ganzes Herz entdeckt. Sie werden mich aus dieſer Geſchichte meiner Empfindungen beſſer beurtheilen können, als ich mich vielleicht ſelbſt beurtheile. Sie werden ſehen, wie ſehr Sie noch immer von mir unterſchieden ſind, und ſich alſo nicht abhalten laſſen, ſich in Ihrem eignen Charakter zu zeigen. Wie werde ich mich daran vergnügen, daß Sie die Freude auch bis dahin ausbreiten, wo man ſonſt gleichgültig oder traurig iſt! Ihr Herz, welches ſo feine Empfindungen hervorbringt, wird Sie am beſten lehren, dieſelben mit eben ſo feinen Zügen zu zeichnen. Ich werde mich mit Vergnügen von Ihnen übertroffen ſehen; und meinen Charakter nach dem ihrigen ausbilden. Sie ſind vielleicht kein Jüngling mehr, mehr Jahre können mich Ihnen auch in denen Stücken ihnen ähnlich machen, wo ich von Ihnen unterſchieden bin.

Sie bitten mich, Sie unter meine Freunde aufzunehmen. Ich erſuche ſie, zu glauben, daß dieſes ſchon geſchehen iſt. Sie ſind mein Freund, und ich bin

Ihr ergebenſter Diener
der Jüngling.

N.

Der Jüngling.

Vier und sechzigstes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 13. März. 1748.

Ich bin gestern wieder mit zwey Frauenzimmern in Gesellschaft gewesen, die ich meinen Lesern noch nicht abgeschildert habe, obgleich meine Blätter schon öfter mit dem Witz, der Heiterkeit, und dem unschuldigen Scherz dieser Schönen bereichert worden sind. Ich habe noch heute so viel Fröhlichkeit, die vielleicht so viel werth ist, als der Witz, und mehr werth, als die Tiefsinnigkeit eines trocknen Verstandes, daß ich durch dieselbe auch meine Leser und Leserinnen aufzuheitern glaubte, ich möchte mich in eine Materie einlassen, in welche ich wollte. Dieses ist auch kein Wunder.

Des Jünglings Wissenschaft ist Freude,
Und seine Kunst Gefälligkeit.
Von Schönen lern ich die, nicht in dem Lehrgebäude.
Dort sind ich zwar viel Bündigkeit,
Viel demonstrirte Trockenheit,
Viel Möglichkeit und Wirklichkeit,
Viel Tiefsinn, den ich nie beneide,
Nur nicht die Wissenschaft des Jünglinges, die Freude,
Noch seine Kunst, Gefälligkeit.
Zwar mancher Jüngling schätzt nur kunstgelehrte Weisen,
Wirft meinen Hagedorn unwitzig aus der Hand,
Eilt von den Schönen weg, die er zu witzig fand,
Wird altklug, wie Crispin, und holt von ihm Verstand,
Beweist und lässet sich beweisen,
Und dünkt sich groß bey seinem Grillentand.
Ihm wird Crispin schon auch die Artigkeit beweisen,
Kein Moncrif braucht sie ihn zu lehren, ihm zu preisen,
Er abstrahiret sich galant.
Doch, fern von Schönen, Scherz und Küssen,
Bringt er den schwachen Witz bald um,

Und freut ſich ſeines Mords, und freuet ſich in Schlüſſen,
Und ſieht ſo finſter aus, als ſein Compendium.

Doch die Thorheiten dieſer lächerlichen Jünglinge entheiligen nur ein Blatt, das zu einer viel wichtigern Abſicht beſtimmt war. Ich will heute vom Frauenzimmer, und von Chriſtianen und Wilhelminen reden. Ich will mich freuen, daß ich empfinde, und an keinen einzigen von den unglückſeeligen Jünglingen denken, welche ſich eine Ehre daraus machen, daß ſie nicht empfinden.

Die ihr, wo ihr erſcheint, gleich iede Stirn belebt,
Die Freude bis zum Witz erhebt,
Nach dem umſonſt der Jüngling mühſam ſtrebt,
Wenn ihn kein ſchöner Blick belebt;
Die ihr ſo ſehr gefallt, ihr liebenswürdgen Beide,
Und der Geſellſchaft Ehre ſeyd,
Iſt eure Wiſſenſchaft nicht Freude
Und eure Kunſt Gefälligkeit?
Die Freude lehrt ihr mich. Wie ſollt ich mich, ihr Schönen,
Wie ſollt ich mich bey euch und bey Irenen
Zur Fröhlichkeit nicht bald gewöhnen,
Die euer Auge ſchafft, und euer Scherz erhält?
Lehrt mich nur noch die Kunſt, wie man gefällt.
Wer ſie nicht weis, kann ſie vielleicht nicht lernen;
Doch wenn man ſie erlernen kann:
So nehmt nur mich zum Schüler an.
Ich will mich keinen Schritt von eurer Hand entfernen,
Ich will bey euch recht fleiſſig lernen,
Damit ich euch gefallen kann.

So lange ich fähig geweſen bin, über meine Empfindungen zu urtheilen, und ein Vergnügen mit dem andern zu vergleichen; ſo lange habe ich mir nichts herrlichers einbilden können, als Frauenzimmer, die Schönheit, Verſtand und Munterkeit beſitzen, in einer kleinen Geſellſchafe von Männern und Jünglingen, welche Geſchmack und Empfindung entweder in ihre Geſellſchaft bringen, oder doch dort anzunehmen fähig ſind.

In

In einer so auserlesenen Gesellschaft habe ich Christianen und Wilhelminen zuweilen gesehen. Wie beide Schönen einander so sehr lieben, als zwo zärtliche Freundinnen sich lieben können: So waren auch die Mannspersonen unter einander und mit dem Frauenzimmer entweder Freunde, oder konnten es werden. Daher herrschte in der Gesellschaft eine gewisse fröhliche Vertraulichkeit, welche desto gesitteter und unschuldiger war, ie weniger sie sich nach irgend einem Zwange, der so viele Freuden in ihrer Geburt erstickt, einschränken durfte. Die Gesellschaft durfte ihre Zuflucht zu keinem von den Zeitvertreiben nehmen, wodurch man in so viel müssigen Zusammenkünften das Leere in den Gemüthern der gegenwärtigen Personen ausfüllet. Freude, Vertraulichkeit, gegenseitige Gefälligkeiten, bescheidne Freyheiten, unschuldige Scherze, und ein unbeleidigender Witz, diese Götter der Gesellschaften, welche zwo so liebenswürdige Frauenzimmer, als Wilhelmine und Christiane sind, immer begleiten, waren fähig genug, diesen Abend zu einem schönen Abende machen. Wie zufrieden müßte auch ein Mann und ein Greis in solchen glücklichen Stunden werden! Alle rechtschaffnen Leute sollten noch mehr Stunden einem so vollkommnen Vergnügen wiedmen. Freuden, die so unschuldig sind, erfüllen das Gemüth mit lauter grossen Empfindungen, welche dasselbe vor allen unedlen Vergnügungen bewahren, zu denen sich der Pöbel der Reichen und Vornehmen verdammt, weil er keine bessern kennt.

Man darf die liebenswürdige Christiane nur eine Zeitlang reden hören, so wird man allen den Verstand und allen den feinen poetischen Witz bey ihr finden, welchen ihre Augen und ihre Minen einem ieden versprechen, der sie sieht. Wie sie durch beide ihren Mann und beständigen Liebhaber, meinen lieben Cleanth, glücklich macht: So wendet sie auch beide an, eine Gesellschaft

aufzuheitern und zu vergnügen, ſie mag ſich in derſelben, als eine aufmerkſame Wirthinn, oder nur als eine gefällige Geſellſchafterinn zeigen. Sie kennt das Vergnügen, mit allen ſeinen Freyheiten und Einſchränkungen, und ſie ſorgt für daſſelbe mit einer ſolchen Willfährigkeit, als ob es ihr eignes wäre. Ich weis keinen fröhlichern Anblick in der ganzen Natur, als eine vergnügte Schöne, und man kann alſo leicht denken, wie glücklich ich mich ſchätzen muß, wenn ich bey der heitern und angenehmen Chriſtiane ſeyn kann.

Des Frühlings Anblick iſt ſehr ſchön;
Allein, man kann was ſchöners ſehn.
Zwar wer wird unentzückt des Lenzes Luſt genießen?
Der Wald, der fröhlich ſich verjüngt,
In Weſten rauſcht, in Vögeln ſingt,
Die Heerde, die an ſichern Flüſſen
Muthwillig durch einander ſpringt,
Die Bache, welche ſtolz durch Thäler ſich ergießen,
Und, ungetrübt, und neu verjüngt,
Ein blumigtes Geſtade küſſen,
Vom frohen Schäfer an, der den verliebten Flüſſen
Das Lob der braunen Chloris ſingt,
Bis zu den Veilchen, die er pflücket,
Die ſeine Hand erwartend, ſtehn,
Weil er ſie ſeiner Chloris pflücket,
Iſt alles fröhlich, alles ſchön.
Allein man kann was ſchöners ſehn!
Nur eine Schäferinn darf durch die Thäler gehn,
Aus deren Augen Witz und heitre Freude blicket:
Wer wird noch nach den Fluren ſehn,
Obgleich der Lenz ſie nebenbuhlriſch ſchmücket?
Itzt ſind die Thäler nicht mehr ſchön,
Nur ſie nur ſie allein entzücket,
Und wer kann etwas ſchöners ſehn?

Wie geſchwätzig würde meine Freude werden, wenn ich mich derſelben überlaſſen wollte? Chriſtiane gefällt; Das Geheimniß zu gefallen iſt allen Schönen eigenthümlich, wenn ſie nicht durch den Umgang mit Männern, die

nicht

nicht zu gefallen verdienen, darum gebracht werden. Aber Christiane ist zugleich so gütig, daß man auch ihr zu gefallen glaubt. Dieses ist ein Geheimniß, welches nicht alle Schönen wissen. Wenn man im Stande ist, ihre Gefälligkeit zu bemerken; so wird man stolz darüber. Man kennt die Richtigkeit ihres Urtheils so sehr, daß man mit ihrem Beyfalle ungemein zufrieden seyn muß. Doch dieser Stolz ist, wie die edle Ehrliebe, welche in einem Prinzen nicht durch die Schmeicheley der Hofbedienten erkünstelt, sondern durch die Natur selbst erzeugt ist, und von welcher der Zuschauer sagt, daß sie in ihm lauter wahrhaftig rühmliche Thaten hervorbringt. Sie gründet sich allein auf den Werth des Urtheils, das uns dazu verleitet, und treibt uns an, einen Beyfall erst recht zu verdienen, den wir so hoch halten.

Der Geschmack und die Empfindung dieses angenehmen Frauenzimmers sind fein, und der Ausdruck derselben ist richtig. Wie sie in der Gesellschaft einen ieden Scherz bemerkt, der bemerkt zu werden verdient, und ihn zuweilen auf eine solche Art fortsetzet, daß er dadurch erst recht angenehm wird: So ist auch keine wahre Schönheit eines Dichters oder andern Schriftstellers, welche sie nicht rühren sollte. Ihr Geist ist so biegsam, daß er einem feinen Kopfe in alle seine Empfindungen und Gedanken nachfolgt, und sie hat uns in einigen Proben gewiesen, daß sie selbst eben so lesenswürdig schreiben könnte, als sie itzt lesen und schätzen kann, wenn sie ein Theil ihrer Zeit darauf wenden wollte.

Christiane ist meine Freundinn. Ich hoffe sie nicht durch ein Geständniß zu beleidigen, das durch ihre Gefälligkeit gegen mich gerechtfertigt wird. Ich besuche sie also zuweilen, wo ich sie entweder allein, oder nur in Gesellschaft ihres Cleanthe antreffe. Es giebt einige Schönen, die nur in grossen Gesellschaften gefallen, und es giebt andre, die nur in kleinen Zukammenkünften bemerkt werden. Christiane gefällt in beiden. Wie vergnügt bin

ich bey ihr und ihrem Cleanth, und wie auserlesen scheint mir eine solche Gesellschaft zu seyn! Wir plaudern, wir scherzen, wir werden ernsthaft, und wenn das Wort nicht so sehr gemisbraucht wäre, so wollte ich sagen, wir philosophiren. Wer unterdessen in Gesellschaft eines liebenswürdigen Frauenzimmers iemals philosophirt hat, wird mich schon verstehen. Alsdann lenke ich das Gespräch auf die Liebe meines Freundes und seiner Christiane. Denn ob ich gleich selbst nicht verliebt bin; so sind doch die Gespräche von der Liebe diejenigen, die mich am meisten vergnügen. An einem von diesen Abenden haben mich diese gefälligen Freunde durch Mittheilung einiger Briefe vergnügt, die sie im Anfange ihrer Liebe einander geschrieben haben. Wie zärtlich ist die Sprache der Liebe! Ich bildete mir ein, wenn ich Irenen liebte, so würden wir eben so zärtliche Briefe an einander schreiben. Diese Chimäre hatte etwas, das mich ganz ungemein vergnügte, und das kam daher, daß die Briefe meiner Freundinn und ihres Cleanths mich so sehr gerührt hatten. Kann ein Jüngling sich besser beschäfftigen?

Es giebt einige Gesichter, deren Schönheit man bey dem ersten Anblicke ganz zu übersehen glaubt, und die uns dem ungeachtet immer mehr gefallen, ie öfter wir sie sehen, weil man ihre Schönheit in der That nicht ganz übersehen hat. So ist das Gemüth der gefälligen Wilhelmine. Ich habe sie einigemal in Gesellschaften gesehen, und man findet so viel freymüthige Offenherzigkeit an ihr, daß ich sie meiner Einbildung nach das erstemal schon ganz gekannt habe, und so ganz, wie ich ihr Gemüth vor mir zu sehen glaubte, habe ich sie für sehr liebenswürdig gehalten. Ich habe sie nach der Zeit wieder gesehen, ich habe sie noch für liebenswürdiger gehalten, als vorher, und ich glaube, daß ich inskünftige noch mehr solche Entdeckungen bey ihr machen werde. Man muß ein Frauenzimmer lange ausstudiren, ehe man es kennen lernet. Ich glaube aber nicht, daß es ihnen so viel Zeit kostet, uns kennen zu lernen.

Wilhel-

Wilhelmine gefällt; ſie ſcheint es nicht zu ſuchen, und fühlt doch ihren Beruf zu gefallen ſo gut, daß ſie das Vergnügen, gefallen zu haben, nicht gleichgültig anſieht. Habe ich Sie recht ausgelegt, liebenswürdige Wilhelmine?

Sie hat Witz und Lebhaftigkeit genug zu allen angenehmen und wichtigen Verrichtungen des ſchönen Geſchlechts. Allein ſie zeigt ſich immer zuerſt mit einer ſo eingezognen und zufriednen Ernſthaftigkeit, daß man ſie mit einer gewiſſen Hochachtung bemerkt, die auch ernſthaft iſt. So bald das Vergnügen der Geſellſchaft ein wenig heitrer und muthiger wird: So bequemt ſie ſich nach demſelben, und wird auch heiter und muthig. Ihre Beſcheidenheit, welche auf Witz oder Schönheit keinen Anſpruch macht, verwandelt ſich in eine entzückende Naivetät, welche, nach dem Gracian, beſſer iſt, als der feinſte Attiſche Scherz, wenn der feine Attiſche Scherz nicht ſelbſt Naivetät iſt. Ihre unſchuldige Freymüthigkeit, die beſtändige Begleiterinn eines guten Herzens, verläßt ſie niemals. Wenn ſie mit unſern Einfällen zufrieden iſt: ſo entzückt es uns, weil man weis, daß ſie es gewiß iſt; und wenn ſie uns durch die Ihrigen zu Boden ſchlägt, ſo thut ſie es mit einer ſolchen Freundlichkeit, daß uns auch dieſes entzückt. Chriſtiane ſchlägt durch ihre Scherze auch zu Boden, wenn ſie will. Aber man läßt ſich auch niemals mit ihr ein, ohne dieſes zu befürchten. Man ſetzt ſich alſo in die gehörige Stellung, und fällt mit Anſtand. Aber wenn Wilhelmine uns angreift, ſo überraſcht ſie uns immer mit ihrem Witze; ſie lächelt ſo gefällig dabey, daß wir nichts fürchten; wir ſtürzen nieder, und wenn wir uns wieder aufgerafft haben, ſo beſinnen wir uns erſt, daß ſie uns angegriffen hat.

Sie hat ſo viel Geſchmack, daß ſie ſich mit Anſtand kleiden und in allen Geſellſchaften gefallen kann. Ich weis nicht gewiß, ob ein iedes Frauenzimmer, das ſo viel Geſchmack hat, auch fähig iſt, ſich an allen den Schönheiten der Werke zu vergnügen, die mit Geſchmack geſchrieben ſind. Wilhelmine kann es. Die Empfindungen ihres Herzens müßten auch nicht ſo zärtlich ſeyn, wenn dieſelben ſie hier

ver-

verlassen wollten, wo sie sich vielleicht am kenntlichsten zeigen. Aber, es ist nicht genug, daß die Werke des Geschmackes ihr nur gefallen; sie nimmt sich derselben auch mit einem Eifer an, welcher deutlich zeigt, daß dieses Gefallen kein flüchtiger Einfall gewesen ist. Ich habe sie die zärtlichen Schwestern des Herrn Gellerts mit einer Hitze vertheidigen hören, welche ihr nicht einmal Zeit ließ, sich zu besinnen, daß man sie nur darum angriff, weil man sie in diese angenehme Hitze bringen wollte.

Wilhelmine erhält dadurch noch eine Annehmlichkeit mehr, daß sie die Musik versteht. Ich kann ihr nicht die Lobsprüche geben, welche sie von gröſsern Kennern erwarten muß. Doch wenn meine Empfindung eine würdige Richterinn ist: so spielt sie den Flügel sehr schön. Ich weis keinen Ton in der Natur, der mir so angenehm wäre, wenn ich ihre Stimme ausnehme. Sie ist mit diesem Vergnügen weder freygebig, noch geizig. Sie verachtet ihre Musik nicht so sehr, daß sie dieselbe verschwenden sollte, und sie legt ihr keinen so grossen Werth bey, daß sie nur sich allein singen oder spielen sollte.

Was bleibt von mir wohl ungefühlt,
Wenn ihre kleine Hand, die leicht und flüchtig eilet,
Den liedervollen Flügel spielt?
Und ieden Ton, bey dem sie sich verweilet,
Und ieden Ton, von dem sie schnell vorüber eilet,
Mit Sieg erfüllet, den man fühlt,
Wenn sie vergnügend singt, und Christiane höret,
Von aller ihrer Kunst gerührt,
Die sie mit einem Beyfall ehret,
Der ihren Blick mit neuer Anmuth ziert.
Mein Auge theilt sich itzt neugierig zwischen ihnen,
Denn es gehorchet ißt nicht mir.
Zu Christianen eilt es oft von Wilhelminen,
Zu Wilhelminen oft von ihr.

Ich bin mit der angenehmen Wilhelmine noch nicht so bekannt, daß ich sie meine Freundinn nennen dürfte. Allein, wenn sie nichts dawider einzuwenden hat: So will ich mir die Erlaubniß ausbitten, es ins künftige zu thun. Denn ihr Mann hat so viel Einsicht, und so viel Hochachtung für alle Arten der Gelehrsamkeit und des Witzes und so viel Gefälligkeit für mich, daß ich ihn schon lange als meinen Freund angesehen habe. N.

Bey dem Verleger dieser Blätter ist folgendes zu haben:
Gellerts (C. F.) Fabeln und Erzählungen, zweyter Theil, 8. 1748.
a 10 gl

Der Jüngling.

Fünf und sechzigstes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 20. März. 1748.

Wenn ich das Vergnügen, von meinen Freunden geliebt zu werden, in seiner ganzen Stärke fühle, und von den Empfindungen der Freundschaft ganz berauscht bin: so komme ich immer auf die Gedanken, daß ich unter denen bin, welche vor allen andern Menschen besonders zur Freundschaft gebohren werden. Es ist wahr, daß diese Gedanken stolz sind; allein ich habe tausend Ursachen, von meinem Schicksale so vortheilhaft zu denken. Wie wenig können sich rühmen, eine solche Menge Freunde zu haben! Sie sind rechtschaffen und zärtlich; das ist schon allein ein Glück, das unschätzbar ist. Sie besitzen alle Geschmack, eine Eigenschaft, die allen menschlichen Vollkommmenheiten ein neues und herrlichers Ansehen giebt. Doch das ist nicht genug, daß ich unter unserm Geschlechte so viele Freunde habe; ich bin noch glücklicher und finde auch unter den Schönen Freundinnen. Ich kann auf die Freundschaft von Irenen, von Christianen, von Wilhelminen und andern stolz seyn. Habe ich nicht Recht, mich als ein Wunder eines glücklichen Menschen anzusehen? Und kann ich nicht beynahe sagen, daß ein Mensch, der so viele gerechte Ursachen zur Freude hat, wie ich, in vielen Jahrhunderten nur einmal gebohren wird? Wie sehr bedaure ich nicht alle Grossen und Reichen gegen mich, und wie würden sie mich beneiden, wenn sie von einem solchen Glücke einige Empfindung hätten! Allein, das ist ein Vorzug der

Freundschaft, der allen andern Geschenken des Glückes fehlt. Reichthümer und Würden werden beneidet; ihr Genuß ist unzähligen Unruhen ausgesetzt, und man sucht diese Güter ihren Besitzern durch tausend Gewaltthätigkeiten oder Betrügereyen zu entziehen. Nur das Glück zu lieben und geliebt zu werden, wird nicht beneidet. Die Ursache davon ist leicht zu begreifen.

Das Glück der Freundschaft zu geniessen,
Muß man der Tugend erst sich weihn,
Den Leidenschaften leicht entrissen,
Dem Tadel nie sein Ohr verschliessen,
Der Eigenliebe nichts verzeihn,
Das Lob selbst zu ertragen wissen,
Kurz redlich, groß, und zärtlich seyn.
Allein um Güter zu erwerben,
Und weit bekannt in Titeln einst zu sterben,
Darzu braucht man so viele Tugend nicht.
Wie reich und vornehm ist nicht mancher Böswicht!
Wie leicht kann man sich reich und vornehm erben!
Es dürfen ja nur reiche Vettern sterben.
Doch so kann man nicht das Glück geliebt zu seyn nicht erben.

Ich schmeichle mir, gegen mein Schicksal erkenntlich zu seyn, wenn derjenige hierinnen der dankbarste ist, der die Liebe seiner Freunde ganz zu fühlen weis, ob er sie gleich nicht würdig genug vergelten kann. Ich liebe einen jeden von meinen Freunden so sehr, als ich ihn lieben würde, wenn er mein einziger Freund wäre. Kann man seine Freunde mehr lieben? Ich erstaune oft selbst über mein Herz, daß es so viele Empfindungen der Freundschaft und Zärtlichkeit fassen kann. Ich wollte noch mehr rechtschaffene Leute lieben, wenn ich ihrer noch mehr kennte, und

sie

ſie ſollten alle meine Liebe ungetheilt beſitzen. Hätte ich auch noch nicht ſo viele Freunde, als ich habe, ſo würde ich aus der Natur meines Herzens ſchon gewiß ſchließen, daß ich noch einmal von vielen Freunden würde geliebt werden müſſen. Würde mir der Himmel ein Herz, das ſo ſehr zärtlich iſt, umſonſt gegeben haben?

Die Kleinigkeiten, auf die das Glück ſo wenig Achtung giebt, daß es ſich dieſelben auch vom Pöbel entwenden läßt, haben auſſer dem Fehler, daß ſie den Neid erwecken und niemals befriedigen, noch dieſen, daß ihrer Beſitzer ihrer mit der Zeit gewohnet werden, und endlich nicht glücklicher ſind, als diejenigen, deren Neid ſie ertragen müſſen. Die Freundſchaft iſt an Freuden unerſchöpflich. Sie hat immer neue Reizungen, die ſo beſtändig als die Tugenden ſind, und niemals alt werden. Ich habe viel Freunde; oft bin ich mit allen in Geſellſchaft; oft genieße ich einen nach dem andern allein. Das ſind ſchon zwo Quellen von Vergnügen, die nicht zu erſchöpfen ſind.

So vergnügt ich allezeit bin, wenn ich alle meine Freunde um mich habe; ſo entziehe ich mich doch zuweilen ihrer Geſellſchaft, um mich einem allein mitzutheilen. Unſre Herzen haben alsdann mehr Freyheit, ſich einander ganz zu entdecken, und man empfindet das Vergnügen einer gewiſſen Vertraulichkeit, die in einer groſſen Geſellſchaft nicht ſtatt hat. Ich fürchte mich allezeit, wenn alle meine Freunde zuſammen bey mir ſind, daß ich ihnen meine Liebe nicht genug zeige; ich muß meine Aufmerkſamkeit theilen; wie leicht kann mich das Vergnügen, dieſen Freund zu hören, ſo ſehr einnehmen, daß mir von dem andern etwas entwiſcht, das ich eben ſo gern hören würde. Wenn ich aber mit einem von ihnen allein bin, wie viel empfinde ich nicht alsdann für ihn! Alsdann bricht die ganze Zärtlichkeit heraus, die von dem Geräuſche der

groſsen Gesellschaft entweder zurückgehalten, oder verdeckt wurde. Man lernt alsdann in einander besser eindringen; man lernt den besondern Ausdruck, den die Liebe eines Freundes vor andern hat, besser von ihnen unterscheiden; ich lerne auch leichter mit einem jeden von meinen Freunden in der Sprache seines Herzens reden, und wir werden alsdann beide einander verständlicher. Wie mannichfaltig ist nicht also mein Vergnügen, da ich so viele Freunde haben von denen ich einen nach dem andern allein geniessen kann!

Ich komme von Phileten; ich habe ihn die Thorheiten demüthigen hören; sein Spott ist freundschaftlich geworden, und hat mit einer Art, die meine Eigenliebe zugleich demüthigte und entzückte, einige Unachtsamkeiten, wie er meine Fehler nennt, an mir getadelt; ich habe an seinem Beyspiele gelernt, wie die Tugend seyn muß, wenn sie sich öffentlich sehen lassen, und selbst den Beyfall ihrer Feinde erzwingen will. Ich will das Vergnügen, das ich genossen habe, fortsetzen, und werfe mich in die Arme meines Cleons. Sein fröliches Gesicht nimmt eine neue Heiterkeit an, so bald er mich sieht. Wir umarmen uns, als wenn wir zum' erstenmal Freunde würden. Wir sagen es uns, ohne zu ermüden, unzähligemal, daß wir einander lieben, und können in diesen zärtlichen Versicherungen kein Ende finden. Wir ermahnen uns gemeinschaftlich zur Freude:

Wir sind noch jung; ist wollen wir empfinden;
Uns soll die Zeit nicht ungebraucht verschwinden;
Schnell eilet sie dahin: wer kann sie wieder finden?
Die Stunden nur, worinnen wir uns freun,
Nur diese Zeit ist mein und dein.
Der Gram soll uns nicht einen Tag entweihn;

Stets

Stets soll die Zärtlichkeit uns stärker noch verbinden,
Stets wollen wir noch mehr empfinden,
Stets redlicher und heitrer sewn.
O Freund, wie wollen wir uns freun!

Ich muß ihn verlassen, und ich eile zu meinem liebsten Philint, und bringe meine Freude und meines Cleons Freude noch ganz zu ihm. Ich treffe ihn in der Gesellschaft der Musen an; er sieht mein Vergnügen, und legt sein Gedicht weg; allein, was er arbeitet, entzückt mich allzusehr, als daß ich mir sein Gedicht so ruhig entziehen lassen sollte. Es ist noch ein unvollendetes Gedicht; allein das hält mich nicht ab, so sehr in ihn zu dringen, bis er sich von meiner ungestümen Freundschaft überwinden läßt, mir seine Arbeit zu zeigen. Wie sehr entzückt er mich nicht, er mag in seinen Gedichten entweder die Natur in ihrer Schönheit malen, oder die Liebe gegen die Verdienste zu Thränen bringen, oder den Haß gegen die Thoren, seine Feinde, erwecken wollen. Seine Gedanken sind stark, unvermuthet, und allezeit natürlich; seine Einbildungskraft ist kühn; er besitzt aber doch eine eigne Kunst, ihre verwegensten Bilder so auszubilden, daß sie von allen, deren Gefühl nur nicht verderbt ist, empfunden werden können, und sein Feuer wird durch ein männliches Urtheil so gemäßigt, daß er keinen Gedancken bis an seine äussersten Grenzen treibt. In allen seinen Bildern aber, die bey andern weitläuftige Gemälde seyn würden, herrscht eine gewisse Zärtlichkeit, die ein Abdruck von der Zärtlichkeit seines menschenfreundlichen Herzens ist. Er erregt die Leidenschaften, ohne sie zu bestürmen; er erhitzt sie nach und nach, und das ist die Ursache, daß sie länger anhalten als sie dauern würden, wenn sie auf einmal heftig geworden wären. Ich war schon so vergnügt, als ich zu ihm kam

daß

daß ich mir nicht eingebildet hätte, daß meine Freude gröſſer werden könnte. Ich will mein Vergnügen in fröliche Ausrufungen ausbrechen laſſen; allein Philint hat mich ſchon gewöhnt, mit meinem Lobe gegen ihn beſcheiden zu ſeyn. Er fragt mich, wo ich herkomme. Ich beſchreibe ihm das Vergnügen, das ich bey meinem Philer und Cleon genoſſen habe. Wir preiſen unſre Freunde, und unſre Frölichkeit wird dadurch unterbrochen, daß wir von einigen Freunden reden, die auf eine kurze Zeit von uns entfernt ſeyn müſſen. Meine Freude würde ſchon anfangen zu verſchwinden, wenn Philint nicht zu mir ſagte: Haben ſie Irenen nicht geſprochen? Erzählen ſie mir doch etwas von ihrer liebenswürdigen Freundinn.

Ich konnte ſchon dem Kummer nicht mehr wehren,
Die Zärtlichkeit, die ich empfand
Erpreßte ſchon aus meinen Augen Zähren,
Dich Lälius, und, Damon, dich zu ehren.
Irene wird mir kaum genannt;
So kann ich ſchon dem Kummer wehren,
Schon trocknen nach und nach der Freundſchaft ſanfte Zähren,

Die Augen fangen an ſich wieder aufzuklären,
Die Stirne wird voll neuer Heiterkeit,
Sie bildet ſich in allen meinen Blicken.
Die Freunde hatten mich erfreut;
Itzt bin ich mehr als Frölichkeit,
Ich bin noch mehr; ich bin Entzücken.

Ich unterrede mich hierauf mit meinem Freunde von Irenen; ich entdecke ihm die neuen Vorzüge, die ich täglich an ihr wahrnehme. Ich rede von der Freundſchaft,

ſchaft, deren ſie mich würdigt, und von der Ehrfurcht, die ich dieſer Freundſchaft ſchuldig bin. Das zärtliche Herz meines Freundes, das die Verdienſte an Frauenzimmern vollkommen zu ſchätzen weis, bricht in Lobeserhebungen aus; ich vereinige die meinigen mit ihnen, und ſo verflieſſen die Stunden in einer beſtändigen Freude.

Der Großen Glück, des Pöbels Neid:
Die ſtolze Schulgelehrſamkeit;
Der Fleiß, der ſelbſt Pedanten oft gereut,
Sich dumm und lächerlich zu ſchlieſſen,
Und viel zu meynen, nichts zu wiſſen;
Die Sehnſucht nach der Ewigkeit
Entreißt uns nichts von unſrer Zeit.
Wir wiſſen ſie ſchon beſſer zu genieſſen.
Mein, Tugend, Freundſchaft, Zärtlichkeit,
Ein Scherz, der Kluge nie gereut,
Und der Verdienſte Lob erfüllet unſre Zeit.
Die kleinſten flüchtigſten Secunden
Entfliehen uns nicht unempfunden;
Wem ſind ſie würdiger verſchwunden?

Ein andermal beſuche ich meinen Damis, der, auſſer den Urſachen, die ich ſchon angeführt habe, vornämlich auch aus Liebe zu ſeiner Henriette ein groſſes Vergnügen daran findet, mit einem Freunde allein zu ſeyn. So ſchwatzhaft auch die Zärtlichkeit eines Verliebten iſt: ſo findet er doch eine beſondre Luſt darinnen, daß er ſeine Geheimniſſe nur an einen auf einmal ausplaudert. Man hat nicht viele Vertraute; Damis erzählt zwar ſeine Liebe allen ſeinen Freunden; allein er will ſie ihnen nur ins Ohr ſagen, und mit ihr noch immer als mit einer geheimen Sache umgehen, die viel Verſchwiegenheit erfodert. Man hat

auch

auch in der That bey meinem Damis allezeit eben die Ehre, als wenn man sein einziger Vertrauter wäre. Alles was seine Henriette gesagt oder gethan hat, bleibt ihm beständig so neu und ungewohnt, daß er einem allezeit, wenn er etwas von ihr erzählt, was neues zu erzählen glaubt, das er noch keinem Menschen gesagt hat. Das hat er immer vergessen, daß man es schon von drey bis vier andern Freunden wissen kann. Das schadet aber dem Vergnügen nicht, das ich aus den Gesprächen von seiner Liebe geniesse. Ein Liebhaber weis seine Geheimnisse allezeit besser zu erzählen, als derjenige, welcher sie nur nachempfindet. Wie vergnügt bin ich nicht!

Bey der Geschichte seiner Küsse
Und Henriettens Zärtlichkeit
Erwacht zuweilen fast der Neid,
Ich bin, wenn er erzählt, nur halb erfreut,
Daß ich der Liebe Glück noch nicht, wie er geniesse,
Und keine Schöne zärtlich küsse.
Doch gleich entdeck ich den Betrug
Und die Verrätherey der Liebe;
Ich weis nicht, was ich mich betrübe;
Ist, sprech ich, mir, ohn ihre Triebe
Irenens Freundschaft nicht genug?

Wie viele angenehme Beschreibungen könnte ich nicht von den Stunden machen, in welchen ich mit meinen Mentor allein bin, und ihn mit einer kleinen Schmeicheley so weit bringen kann, daß, er seine Hand vors Gesicht hält, und sich schämt; wo ich Clitandern mit seiner edlen Hitze die Tugend vertheidigen oder die Thorheit angreifen, und Cleanten die unschuldigen Ergetzlichkeiten seiner ersten Jugend erzählen höre!

Bey Johann Wendler.

Der Jüngling.

Sechs und sechzigstes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 27. März. 1748.

Da das schöne Geschlecht so oft Ursache an meinem Vergnügen ist, so bin ich so erkenntlich, daß ich sehr oft in der Einsamkeit über die Reizungen, wodurch es sich so vortheilhaft von unserm Geschlechte unterscheidet, und über die Pflichten nachdenke, welche gesittete Personen dem Frauenzimmer schuldig sind. Der angenehme Umgang, den ich mit verschiedenen Schönen habe, läßt es mir niemals an Stoff zu wichtigen Betrachtungen fehlen. Wenn es ein Glück ist, viel zu denken, wie glücklich bin ich in meinem Nachdenken nicht! Ich bin freylich immer glücklicher, wenn ich bey den Schönen selbst bin. Das Vergnügen ist empfindlicher, wenn man es auf einmal ganz fühlt, als wenn man es in der Einsamkeit wiederholt, die verschiedenen Freuden, woraus es zusammen gesetzt ist, theilt, und einen jeden Theil besonders empfinden will. Es geht unserm Geiste hier, wie bey der Betrachtung der Natur. Man ist sehr vergnügt, wenn man auf seiner Studirstube eine jede von ihren Vollkommenheiten mit aller Stärke seines Geistes denkt und untersucht, und die Schönheit, die Ordnung, und die Mannichfaltigkeit in ihren Werken betrachtet; allein der gegenwärtige Anblick einer entzückenden Gegend macht doch allezeit einen tiefern Eindruck der Freude in empfindliche Herzen. Man denkt alsdann nicht

allein, sondern man empfindet: ausser der Gegenwart der Dinge, die uns auf den Studirstuben fehlt, ist man gezwungen, die Reizungen der Natur und des schönen Geschlechtes nur einzeln, nach und nach, und also immer mit einer gewissen Langsamkeit zu denken, da man in ihrer Gesellschaft mehr auf einmal und geschwinder übersieht.

Meine Betrachtungen über das schöne Geschlecht machen mich zuweilen tiefsinnig. Allein ich habe niemals Ursache, meine Tiefsinnigkeit zu bereuen. Fast alle andern tiefsinnigen Betrachtungen haben den Fehler, daß sie in der Seele des Menschen, wenn sie ihn auch nicht misvergnügt machen, eine gewisse Ernsthaftigkeit und Dunkelheit zurück lassen, wodurch sie nicht verschönert wird; sie nehmen ihr allezeit, zum wenigsten auf eine Zeit lang sehr viel von ihrer Heiterkeit, und sie breitet sich auch in dem Aeußerlichen des Menschen, in den allzu ernsthaften Mienen, und oft in Runzeln aus. Die Tiefsinnigkeit in den Betrachtungen über das schöne Geschlecht verdunkelt die Heiterkeit und Lebhaftigkeit der Seele viel weniger, und ersetzt diesen Verlust durch andere Reizungen. Sie ist wie der Schlaf einer jungen blühenden Schönheit, die, wenn sie aufwacht, noch schöner wird.

Die allgemeine Pflicht, die man den Schönen schuldig ist, ist eine gewisse Art von Ehrfurcht, die sich auf die besondern Vorzüge ihres Geschlechtes gründet, die es vor dem unsrigen voraus hat. Das Frauenzimmer hat eine Liebenswürdigkeit, die es weder durch die Erziehung, noch durch ihren Fleiß erlangt. Die Natur, welche die Schönen zu dem großen Endzwecke bestimmte, die Menschen frölich und heiter zu machen, unterschied ihre Seelen sowohl, als ihre Körper durch natürliche Vorzüge, die wir nicht haben, sondern nur von ferne nachahmen können.

Die

Die Zärtlichkeit in den Empfindungen, die Fähigkeit, alles, was in allen Dingen schön und angenehm ist, leicht wahrzunehmen, die Feinheit der Gedanken, die sanftere Einbildungskraft, die in ihren Bildern mehr anmuthig, als groß und prächtig ist, sind natürliche Vollkommenheiten eines Frauenzimmerverstandes. Er hat vielleicht von Natur das Feuer, den Ungestüm, und die Stärke im Denken nicht, die der männliche Verstand hat; wiewohl es sich noch untersuchen läßt, ob wir diese Eigenschaften nicht mehr der Erziehung, und der Gewohnheit, die uns das Denken zur Arbeit gemacht hat, als der Natur zu verdanken haben. Allein mag man einmal die erwähnten Eigenschaften unsers Verstandes für seine natürlichen und vorzüglichen Eigenschaften halten. Sie geben uns darum kein Recht, unsern Verstand dem Verstande des Frauenzimmers vorzuziehen. Es folgt nicht mehr daraus, als daß beyde Geschlechter ihre besondern Vorzüge vor einander haben. Es sind einige von unserm Geschlechte so stolz, sich über das schöne Geschlecht zu erheben, weil ihr Verstand zu schweren und verdrießlichen Arbeiten fähiger ist, als der Verstand der Schönen. Das kömmt mir beynahe nicht anders vor, als wenn ein untersetzter Arbeiter seinen Körper dem zärtlichen Körper eines Frauenzimmers vorziehen wollte, weil er eine größre Last aufheben, und stärker zugreifen kann, als das Frauenzimmer.

Die natürlichen Vollkommenheiten des weiblichen Verstandes haben einen solchen Einfluß in die Eigenschaften ihres Herzens, daß sie sich auch dadurch ganz von uns unterscheiden. Sie haben Neigungen und Leidenschaften, wie wir; allein sie sind nicht so stürmisch und ungestüm, als die unsrigen. Wenn unsere Begierden unterdrückt und gebändigt werden müssen, so dürfen die ihrigen nur

gelenkt werden. Ihre Leidenschaften sind gemäßigter, diejenigen ausgenommen, die sich auf das Gefühl des Schönen und des Angenehmen in den Gegenständen gründen; hierinnen können freylich ihre Neigungen so heftig werden, daß die unsrigen in diesem Stücke Gleichgültigkeit gegen sie zu seyn scheinen können. Allein dafür können wir auch in denen Tugenden, welche durch diese natürlichn Neigungen unterstützt werden, selten so weit kommen, als die Schönen. Diejenigen, welche für die Erziehung kleiner liebenswürdiger Mädchen Sorge tragen, bestätigen die Erfahrung, daß ihre Neigungen allezeit leichter zu bilden sind, als die ungeduldigen und oft nur allzufeurigen Leidenschaften der Knaben.

Ich weis, das einige so hochmüthig sind, und die Ehrfurcht, welche sich auf diese natürlichen Vorzüge des Frauenzimmers gründet, dem schönen Geschlechte entziehen wollen, weil sie keine öffentlichen Angelegenheiten verwalten, keine Länder beherrschen, keine Processe führen, und keine andre solche große Geschäffte verrichten. Die Natur hat sie selbst unter uns erniedrigt, sagen sie; ihr Geist ist für diese Beschäfftigungen zu klein. Man muß sich sehr vom Aeußerlichen blenden lassen, wenn man alle diejenigen für außerordentliche Geister hält, die an den grossen Angelegenheit der Welt Antheil haben. Weis man nicht, daß oft eine ganze Menge von Menschen erfodert wird, eine einzige große Veränderung hervor zu bringen, zu regieren, und die öffentliche Ruhe, und die Ordnung in der Republik zu erhalten; lauter Geschäffte, deren Ruhm viele verdienen, und nur sehr wenige unter sich theilen? Wie viel wird für den stolzen männlichen Geist übrig bleiben, wenn man von seinen Thaten das wegnimmt, was sich das Glücke zueignen kann? Man muß

muß die großen Veränderungen und Begebenheiten nur aus den Zeitungen, oder aus Geſchichten kennen, die nicht beſſer, als Zeitungen ſind, wenn man nicht weis, wie viel das ſchöne Geſchlecht Antheil daran hat. Ein Wort einer Schöne hat oft die erſtaunlichſten Veränderungen verurſacht. Ich weis, daß das ſchöne Geſchlecht nicht ſo eitel iſt, ſich aus dieſer Ehre viel zu machen; ich ſage es nur, den Hochmuth meines Geſchlechtes zu demüthigen, das die gegenwärtige Einrichtung der Welt ſeinen natürlichen Vorzügen vor dem Frauenzimmer zueignet.

Man kann aber ſo großmüthig ſeyn, und den männlichen Seelen eine gewiſſe Größe und Stärke einräumen, welche die Schönen nicht haben; allein darum haben ſie noch kein Recht, ſich ihnen vorzuziehen. Wir haben mehr Kühnheit, etwas zu unternehmen und auszuführen, und vielleicht mehr Stärke, unſre Unternehmungen auszuhalten, und ſie nicht zu verlaſſen; vielleicht iſt das ſchöne Geſchlecht darinnen ein wenig furchtſamer und unſchlüßiger. Allein eben unſre Kühnheit und Stärke verleiten uns ſehr oft, etwas zu verderben, was dieſes furchtſamere ſchwächere Geſchlecht wieder verbeſſern muß. Wenn ihre Tugenden nicht ſo viel Aufſehen machen, ſo ſind ſie angenehmer; der Größe kann man gewohnt werden: man will nicht immer erſtaunen, aber wer will nicht immer vergnügt ſeyn?

Die Tugenden, welche beyde Geſchlechter mit einander gemein haben, und zu einer gleichen Vollkommenheit bringen können, erhalten gewiß von den natürlichen Vorzügen des andern Geſchlechtes mehr Schönheiten, als wir ihnen geben können. Ihre Tugenden werden uns gemeiniglich darinnen übertreffen, daß ſie mehr gefallen; wenn unſre edlen Handlungen nur Hochachtung erwecken, ſo werden die ihrigen Liebe verdienen. Wie vollkommen

werden aber die unsrigen nicht, wenn wir ihnen auch das gefällige einnehmende Ansehen zu geben suchen, das die Handlungen der Schönen haben, ohne diese Sorgfalt zu übertreiben, und den Schönen gar zu ähnlich zu werden.

Ich überraschte neulich Irenen, als sie einen kleinen artigen Verwandten von ihr die Gellertischen Fabeln vorlas und erklärte. Sie fürchtete sich vor meiner Bewunderung, und wollte aufhören. Allein ich und noch mehr der kleine liebe Knabe, drangen so sehr in sie, daß sie ihren Unterricht fortsetzen mußte. Wie viel Anmuth hatte nicht alles, was sie sagte! Mit welcher Ehrfurcht und Freude hörten wir beyde zu! Er wurde nicht müde, sie anzuhören, und zu fragen. Er liebt und ehrt denjenigen, dem die Sorge, ihn zu unterrichten, aufgetragen ist, und der auch alle Kunst besitzt, seinen Unterricht einschmeichelnd und angenehm zu machen; allein er ermüdet doch zuweilen bey ihm.

Ich weis wohl, daß unsre Ehrfurcht gegen die Schönen, die uns angebohren ist, durch die äusserlichen Reizungen des Frauenzimmers sehr erhoben und vergrössert werden kann. Allein sie sind nicht die vornehmsten Ursachen dieser Ehrerbietung. Wir empfinden sie gegen alle Personen des andern Geschlechtes. Auch diejenigen, gegen welche die Natur grausam gewesen ist, und denen sie die äußerlichen Reizungen versagt hat, sind nicht davon ausgeschlossen. Es ist uns nicht gleichgültig, ob wir ihnen gefallen oder misfallen. Warum gefallen sie zuweilen bey dem ersten Anblicke mehr, als die unbelebten Schönheiten der Frauenzimmer, deren Seelen nicht von Natur so schön sind, als ihre Körper? Wie groß würde nicht diese Ehrfurcht seyn, wenn unser Geschlecht nicht ungerecht gegen sie wäre, und sich mehr Mühe gäbe,

be, die natürlichen Vorzüge des schönen Geschlechtes auszubilden!

Wenn wir so viel Ursachen haben, auf unser Geschlecht stolz zu seyn, und uns den Schönen so weit vorzuziehen; warum behaupten wir unsere Rechte nicht herzhafter? Warum geben wir uns so viele Mühe, ihnen zu gefallen? Verlangen sie diese Ehrerbietung von uns? Größre Verdienste siegen endlich gewiß; wir wollen einmal unser Schicksal abwarten. Wir wollen doch glauben, weil wir vor dem schönen Geschlechte so viele Vorzüge besitzen, weil wir einen größern Verstand haben, weil wir größere Handlungen unternehmen können, wir wollen glauben, daß unsere Ehrfurcht eine Wohlthat ist, welche die Schönen von uns suchen müssen. Es ist uns eine Schande, daß wir unsre Rechte nicht besser wahrnehmen. Wir wollen, weil unser Geist standhafter ist, und in dem, was er sich vorsetzt, länger aushalten kann, als der Muth der Schönen, wir wollen, sage ich, mit ihnen den Streit eingehen, und abwarten, welch Geschlecht zuerst dem andern ehrerbietig begegnen wird. Wie sehr werden die Schönen unsre Gleichgültigkeit und Unempfindlichkeit fühlen! Doch ich glaube, die meisten unter uns werden nicht so eitel seyn, daß sie einen rühmlichen Ausgang für uns vermuthen sollten. Deucalion und Pyrrha gehen in einem kleinen Lustspiele einen solchen Streit ein. Allein der gute Deucalion! Wie bald wird nicht sein stolzer Trotz gedemüthiget! Pyrrha darf sich nur entfernen, und seinen Stolz verachten, so geräth er fast in Verzweiflung. Pyrrha fühlte freylich, wie schwer es wäre, dem Deucalion eine Nebenbuhlerinn zu geben; sie würde der Bildsäule den Kranz mit Zittern aufgesetzt haben. Allein sie hatte es nicht nöthig, sie kam zurück, und Deucalion fühlte sich so sehr, daß er, anstatt seinen Zorn fortzusetzen,

eine

ihr eine Liebeserklärung that. Wir guten Männsperſonen würden alle Deucalione geweſen ſeyn.

Allein wir verlieren ſo viel nicht, wenn auch das ſchöne Geſchlecht einige Vorzüge voraus hat; wir haben vielleicht andre, und ſelbſt unſre Ehrfurcht gegen ſie wird uns zum Verdienſte. Die Frauenzimmer verſchönern alles, was unter ihre Hände kömmt; ſie werden unſre Ehrerbietung belohnen, und auch uns verſchönern. Wie liebenswürdig macht der Umgang mit ihnen die Menſchen nicht! Es iſt, als ob ſie auſſer den Vorzügen, die ſie beſitzen, auch das Geheimniß hätten, ſie mitzutheilen. Ich habe in allen Geſellſchaften, die ich beſucht habe, gefallen, wenn ich von Frauenzimmern zu ihnen gekommen bin. Die feinen Empfindungen der Schönen, die ich von ihnen annahm, ihr Scherz, ihre Lebhaftigkeit, ihre Munterkeit hatten Eindrücke bey mir zurück gelaſſen, die mich ſchöner und gefälliger machten, als ich ſonſt war. Wie ſchön wird meine Ehrerbietung gegen das Frauenzimmer vergolten!

Ich bedaure diejenigen, welche das Unglück haben, dieſe natürliche Ehrfurcht zu unterdrücken. Sie werden ſich noch tiefer unter das ſchöne Geſchlecht erniedrigen; ſie mögen alles wiſſen, ſie mögen noch ſo große Thaten thun. Sie werden allezeit klein ſeyn; denn ſie haben ſich ſelbſt dazu verdammt, niemals zu gefallen.

Bey Johann Wendler.

Der Jüngling.

Sieben und sechzigstes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 3. April. 1748.

Es ist ein gewöhnliches Vorurtheil, daß das männliche Alter vor allen andern Zeiten der Menschen geschickt sey, an der Tugend einen Geschmack zu finden, und sie auszuüben. Die Leidenschaften werden stiller und ruhiger; die äußerlichen Gegenstände dringen nicht mehr mit einer so tyrannischen Gewalt in die Sinne; die Einbildungskraft wird kälter; man empfindet weniger und überlegt mehr, und der ganze Mensch wird vollkommner, und reifer. Die Tugend, welche ein gesetztes und ernsthaftes Ansehen hat, gefällt uns nunmehr, weil wir selbst ernsthafter sind. Man lernt erst seine eigne Größe empfinden, wenn sich die unruhigen Bewegungen gelegt haben, die uns in frühern Jahren betäuben, und man sieht mit einer edeln Verachtung auf die elenden Kleinigkeiten zurück, die damals genug waren, uns zu unterhalten. Man ist in der Jugend seiner nicht mächtig, man ist allzuleichtsinnig, allzuveränderlich, allzufeurig, man zerstreut sich allzusehr in den Ergetzlichkeiten, als daß man sich der Tugend überlassen könnte, die den ganzen Menschen fodert. So urtheilt man sehr oft, wenn man von der Fähigkeit der Jugend und des männlichen Alters zur Tugend redet.

Allein ich habe wenig Vertrauen zu der Tugend, die auf einmal kömmt. Die Jahre haben in der That eine groſſe Gewalt über uns; doch die Zeit allein kann uns wohl verändern, aber ſie wird uns nicht beſſer machen, als wir geweſen ſind. Einige Ausſchweifungen werden aufhören, und andre wieder anfangen. Unſre Neigungen und Leidenſchaften können durch die Zeit ruhiger und gelaſſner, unſre Sinne ſchwächer, unſre Einbildungskraft kälter, und unſer Geiſt gegen viele jugendliche Beſchäftigungen gleichgültiger werden; aber werden wir darum tugendhafter? Man iſt darum nicht vernünftig, weil man die Jahre erreicht hat, wo man vernünftig ſeyn ſoll.

Man kann aber den Urſprung dieſer falſchen Meynung leicht entdecken. Die Menſchen werden in ihren männlichen Jahren gemeiniglich in die Umſtände geſetzt, welche ſie zwingen, ſich weniger zu vergeben, und ihre Pflichten ſtrenger zu beobachten, wenn ſie nicht ihre Ehre, ihr äußerliches Glück, und ihre Zufriedenheit in die Gefahr, ſie zu verlieren, ſetzen wollen. Diejenigen alſo, welche das Vergnügen, tugendhaft geweſen zu ſeyn, nicht mit in ihr männliches Alter bringen, und ſich doch gern vor ſich ſelbſt entſchuldigen möchten, bilden ſich zu ihrem Troſte ein, daß es an der Jugend liege, wenn ſie vorher nicht ſo tugendhaft geweſen ſind, als ſie nunmehr wegen ihrer äußerlichen Umſtände ſeyn müſſen. Sie fühlen ſich, daß ihre gegenwärtigen Verdienſte, wenn ſie einige beſitzen, ihnen nicht zugehören; und ſie geſtehen es; ſie würden aufhören, tugendhaft zu ſeyn, wenn ſie die Freyheit hätten, in die Zeiten der Jugend zurück zu kehren. Sie verlieren alſo das Recht, ſich über ihre Tugenden zu freuen, weil ſie ihnen abgezwungen ſind. Ich verlange ſolche Tugenden

den nicht, über die ich mich nicht gewissermaßen, als über mein erworbnes Eigenthum erfreuen kann.

Es kömmt also auf eine tugendhafte und edle Jugend an, wenn uns die Verdienste des männlichen Alters eine wahre Zufriedenheit verursachen sollen. Vor einem schönen Sommer und Herbste muß ein fruchtbarer Frühling vorhergehen. Die Jugend hat auch in der That viele Vortheile vor dem männlichen Alter voraus, den Besitz der Tugend auf eine leichte und angenehme Weise zu erlangen. Eben die Stärke der Leidenschaften, wenn sie noch unverderbt sind, die Hitze, welche die Seele in meinen Jahren in sich fühlt, und die Geschwindigkeit, zu empfinden, erleichtern uns die Mühe, unser Herz in Ordnung zu bringen, und uns eine Gewohnheit zu erwerben, edel zu denken und zu handeln.

Ich kann mir keinen tugendhaftern Geist vorstellen, als der ist, welcher alle edlen und großen Handlungen mit eben der Hitze, verrichtet, als andre Ausschweifungen begehen, der mit eben dem Eifer das Glück der Menschen zu befördern sucht, womit andre sie beleidigen, der sich so wenig bedenkt, uneigennützig, gefällig, freygebig und zärtlich zu seyn, als andre, welche eigennützig, mürrisch, verschwenderisch, und fühllos sind. Die Verdienste sind am größten, wenn sie uns so natürlich und eigen, als Empfindungen und Leidenschaften zu seyn scheinen.

Es haben also alle Handlungen, die [illegible] Eifer und Zufriedenheit zuwege bringen sollen, [illegible] den ganzen Werth, den sie erhalten können, [illegible] wohnheiten sind. Ein Mensch, der mit den [illegible] der Tugend so wenig bekannt ist, daß er sich [illegible]

eine Reihe von Schlüſſen zu einer edlen That vorbereiten und bewegen muß, verdient in meinen Augen noch nicht viel Hochachtung, wenn er ſich endlich dazu entſchließt. Wie wenig kann man ſich von einer ſo langſamen und trägen Tugend verſprechen! Es ſind natürliche Eigenſchaften der Jugend, daß ſie ſchnell empfindet, und zärtlich iſt. Die Männer werden alſo alle diejenigen Verdienſte, welche ſich darauf gründen, nicht in ihrer Gröſſe beſitzen können, wenn ſie ſich nicht in dem Frühlinge ihrer Jahre dazu gewöhnt haben. Ich will nur von dem Erbarmen und der Großmuth reden! Wie leicht kann nicht ein Jüngling, deſſen Seele noch unverderbt iſt, weichherzig und mitleidig gemacht werden, wenn er andre unglücklich ſieht! Wie leicht kann er es alſo auch dahin bringen, daß er aus Tugend weichherzig und wehmüthig wird! Wie ſchwer wird hingegen nicht das Mitleid und die Großmuth einem Manne werden, deſſen Gefühl durch die Jahre ſo geſchwächt worden iſt, daß er durch äußerliche Gegenſtände nicht ſo leicht mehr gerührt wird! Alle Demonſtrationen werden ihm ſeine Empfindung nicht wieder geben. Es wird alsdann allezeit eine gewiſſe äußerliche Gewalt dazu gehören, ihn großmüthig zu machen, und er wird vielleicht lange Reden an ſich halten laſſen, eh er eine edle That verrichtet, wenn derjenige, der in ſeiner Jugend ſchon großmüthig ward, ſo geſchwind hilft, als er das Unglück ſieht.

Es iſt wahr, das Herz des Jünglings iſt gemeiniglich noch ganz ungebildet und leer; es hat noch keinen gewiſſen und feſten Charakter, und kann von allen Gegenſtänden Eindrücke annehmen. Man kann ſich alſo auf ſeine beſten Geſinnungen nicht gewiß verlaſſen; eine ſchein-bare Freude, die er bey einer Ausſchweifung antrift, kann vielleicht alle Spuren der Tugend bey ihm wieder verlöſchen.

Allein

Allein eben dieſe Unbeſtändigkeit iſt in vielen Fällen ſein Glück, weil man deswegen Hoffnung haben kann, daß er eben ſo leicht zur Tugend zurückkehren werde, ſo leicht er ſich zuweilen von ihr entfernt. Im männlichen Alter iſt der Menſch, wie ein Baum, der nunmehr der Hand des Gärtners entwachſen und entweder gar nicht mehr oder doch mit der gröſten Mühe und Gefahr zu beugen iſt, wenn er gleich immer noch an Stärke zunehmen kann. Der Menſch hat alsdann gemeiniglich ſeinen beſtimmten und unveränderlichen Charakter; wenn er nicht tugendhaft iſt, ſo iſt er gewiß laſterhaft. Wie ſchwer wird es der Tugend werden, ihm zu gefallen! Sein äußerliches Glück wird ihn vielleicht zwingen, ihren Geſetzen zu folgen; allein, dieſer Zwang wird ihn verhindern, das Glücke der Tugend ganz zu ſchmecken. Denn das iſt die Urſache, warum die meiſten Menſchen ſich in ihrem Dienſte beklagen, daß ſie zu ernſthaft und traurig iſt. Seine beſten Handlungen, die er verrichten wird, werden ein ſolches allzuernſthaftes Anſehen erhalten, das ihnen vielleicht Hochachtung, aber nicht Liebe erwecken wird: da hingegen die Tugend desjenigen, der ſie aus ſeinen jüngern Jahren mit in ſein männliches Alter bringt, allezeit eine heitre Stirne haben, und in ihrer ganzen Geſtalt, gefällig, angenehm, und liebenswürdig ſeyn wird. Die Jahre werden ihre Reizungen ſelbſt nicht ſchwächen, ſondern nur ehrwürdiger machen.

Man darf ſich nur nicht einbilden, daß eine ſtrenge und ſorgfältige Beobachtung ſeiner Pflichten die Freuden der Jugend ſtöre. Wenn ſie rechtmäßig ſind, ſo werden ſie von der Tugend mehr erhoben, und in Unſchuld erhalten. Wie göttlich iſt das Vergnügen nicht, daß man, ſo zu ſagen, unter ihren Augen genieſſen kann, und das allezeit ein frölicheſ Andenken zurückläßt! Sie wacht nur über unſre Freuden, damit ſie ſich nicht in Misvergnügen verwandeln, und

Ausschweifungen werden. Oft verwandelt sie sich selbst in Freuden, damit wir ihr desto getreuer seyn sollen. Was ist die Liebe und Zärtlichkeit gegen edle und rechtschaffne Freunde? Was ist eine wahre Hochachtung gegen Frauenzimmer, die man ihrer edlen Eigenschaften wegen schätzt? Ist es nicht Freude und Tugend zugleich? Wenn man an einem Philet die strenge und unerbittliche Uneigennützigkeit in der Beobachtung der Pflichten seines Amtes, an einem Damon die Großmuth, an einem Philint seinen Haß gegen die Thorheiten sieht; wenn man solche Freunde liebt, werden uns alsdann nicht ihre Handlungen gefallen? Und werden wir ihrer so unwürdig seyn, daß die Lust nicht in uns entstehen sollte, sie nachzuahmen? Wenn wir alsdann die Tugend einmal beleidigen, und uns von ihr entfernen, so wird sie uns durch den Mund solcher Freunde zurückrufen; sie wird uns bestrafen, aber wir werden uns selbst über ihre Strafe freuen können; sie wird das Ansehen nicht haben, als ob sie uns zwingen wollte; wir werden aber ihrer Gewalt nicht widerstehen können.

Es ist wahr, daß nicht alle, die in meinen Jahren sind, solche Freunde haben, deren Beyspiel sie bilden und vollkommner machen kann. Allein das ist nicht die Schuld der Jugend; denn geben sie sich wohl Mühe, solche Freunde zu suchen? Warum sind ihnen fast alle Menschen gleich lieb, wenn sie sich nur mit ihnen freuen? Warum lernen sie nicht erst von den Todten, wie sie sich aufführen müssen, wenn sie unter dem Lebendigen Freunde finden wollen? Ein Herz, das edel und rechtschaffen zu seyn wünscht, wird allezeit einem Herzen begegnen, das schon edel ist.

Es ist wahr, daß wir in der Jugend tausend Gefährlichkeiten ausgesetzt sind, die uns von der Tugend entfernen

fernen können. Wir können allzuleicht hintergangen werden; es ist uns zu verdrießlich, unsern Geist zusammen zu halten; wir zerstreuen uns und irren mit unserm Verstande, wie mit unserm Herzen von einem Gegenstande zum andern. Das sind grosse Gefahren. Aber werden sie in den männlichen Jahren geringer? Wird wohl der Verstand reifer, wenn er vorher nicht gewachsen ist? Und ist es nicht allezeit leichter, Leidenschaften, die erst noch verschlimmert werden können, in Ordnung zu bringen, als diejenigen wieder zu bessern, die schon verschlimmert sind? Es geht mit der Tugend, wie mit allen andern Vollkommenheiten; sie entsteht nicht auf einmal.

Diese Vortheile, die wir vor den Männern voraus haben, sollten uns ermuntern, mit einer rühmlichen Sorgfalt über unser Herz, und über alle unsre Handlungen zu wachen. Ein Mann wird durch die Zeit selbst zu neuen Pflichten verbunden, von denen wir noch frey sind. Wir sind in unsern Jahren der Republik keine andere Pflichten schuldig, als die einzige, daß wir uns unter unsrer Freude zu den Dienste vorbereiten, die wir ihr schuldig sind. Man verlangt noch keine Früchte von uns; wir dürfen noch blühen.

Wie viel Ehrfurcht verdient nicht ein Mann, dessen ganze Jugend edel und unschuldig gewesen ist, und dessen Vergnügungen selbst, die meiste Zeit edle Handlungen gewesen sind! Die liebenswürdigste Tugend ist diejenige, die die längste Dauer hat.

Bey dem Verleger dieſer Blätter iſt folgendes zu haben.

Swifts (Hrn. Dr. Jonath) wo nicht unverbeſſerlicher doch wohl gemeynter Unterricht für alle Arten unerfahrner Bedienten. 8. 1748. a 3 gl.

Wats (D. Iſaac) Uebereinſtimmung aller der Religionen, welche Gott jemals vorgeſchrieben hat, zur nähern Einſicht der göttlichen Haushaltungen. 8. 1748. a 3 gl.

Stollens (Gottl.) Kurzgefaßte Lehre der allgemeinen Klugheit mit einer Vorrede vom Reformiren der Wiſſenſchaften und Anwenden der Philoſophie auf andere Theile der Gelahrheit begleitet vom Herrn Hoffrath Darics. 8. Jena 1748. a 5 gl.

Kurze Abhandlung von der Methode, die Rechte zu erlernen, mit Anmerkungen erläutert und herausgegeben von S. 8. Jena 1748. a 4 gl.

Der Schriftſteller nach der Mode, 2 Theile, 8. Jena 1748. 4 gl.

Hiſtoriſch- Moraliſch- und Satyriſches Geſpräch über die ſeltenen und fürtrefflichen Eigenſchaften der Eſel dieſer Zeit zwiſchen Philenius und Palävlegus, aus dem Frantzöſiſchen des Herrn de la Mothe le Vayer. 8. 1748. a 2 gl.

Zernitz (C. F.) Verſuch in Moraliſchen und Schäfer-Gedichten, nebſt deſſen Gedanken von der Natur und Kunſt in dieſer Art der Poeſie. 8. Hamburg 1748. a 6 gl.

Sacks (A. F. W.) Vertheidigter Glaube der Chriſten, 2 Theile, 8. Berlin. 6 gl.

Müllers (J. B.) Beſchreibung des gegenwärtigen Zuſtandes der freyen Reichs-Wahl- und Handels-Stadt Franckfurth am Mayn, 8. 1748. a 14 gl.

Bedenken von der Schädlichkeit der Feſtungen und dem wider das Natur- und Völker-Recht lauffenden Gebrauch des Pulvers. 4. 1748.

✡ ✡ ✡

Der Jüngling.

Acht und sechzigstes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 10. April. 1748.

Man begeht in meinen Augen eine groſse Thorheit, wenn man ſich durch unruhige und ängſtliche Betrachtungen der Zukunft ſein Leben verbittert, und über die Sorgen, ob man morgen glücklich oder unglücklich ſeyn wird, die Freuden des heutigen Tages verſäumt. Ich gehe der Zukunft mit Hoffnung entgegen, ohne bey einer einzigen gegenwärtigen Freude unempfindlich vorüber zu eilen; und ich will meinem zukünftigen Vergnügen zeigen, daß ich ſeiner werth bin, weil ich das Andenken der ſchon genoßnen Freuden zu ihm bringe. Warum ſollte ich dieſen Tag traurig vergehen laſſen, weil mich morgen vielleicht etwas traurig machen kann? Ich weis keine gröſsre Undankbarkeit gegen das Glück, als ein Vergnügen ungenoſſen entfliehen zu laſſen, das ſich mir anbietet. Ich war ein Knabe; ich ſah Jünglinge, die frölich waren; ſie zerſtreuten ſich in tauſend Ergetzlichkeiten, aber bey allem ihren Vergnügen waren ſie nicht immer ſo heiter, als ich itzt bin, und ich ſah, daß ſie einer Freude nach der andern überdrüßig wurden. Ich ward ein Jüngling, ihr Frühling war vorbey, und ſie waren Männer; ich ſah die Geſchäffte und Sorgen über ſie kommen; die frölichſten Geſichter waren finſter geworden. So ſoll aber mein Schickſal nicht ſeyn. Ich bin noch keiner Freude überdrüßig worden; ich will heute und alle Tage frölich ſeyn, damit ſich die Sorgen vor mir ſcheuen ſollen.

Ich kenne aus der Erinnerung an die schon verflossene Zeit meiner Jugend, daß es nur auf mich ankömmt, beständig frölich zu seyn. Ich kann die Quellen meines Vergnügens überzählen, und ich finde noch keine, die erschöpft ist. Die Natur wird mir mit ihren Schönheiten niemals alt und gewöhnlich, und sie ist so reich an Vergnügungen, deß ich Jahrhunderte brauchen würde, sie alle zu empfinden. Ich freue mich heute über die Natur; sie verschwendet ihre Annehmlichkeiten mit vollen Händen an mich. Morgen wird sie nicht sparsamer seyn. Der Umgang mit der Welt ist eine andere Quelle von Vergnügen für mich. Sie wird niemals so unglücklich seyn, daß es nicht Menschen darinnen geben sollte, deren Verdienste ich bewundern könnte; und wenn es gleich allemal Narrrn geben wird, so wird es mir auch immer frey bleiben, über sie zu lachen. Das ist allezeit noch angenehmer, als wenn ich ihnen meine Heiterkeit aufopfern und über sie weinen wollte. So viel sind sie nicht wehrt. Wie viel Vergnügen habe ich nicht den Schönen zu danken? Sie sind heute liebenswürdig; morgen werden sie noch liebenswürdig seyn; morgen werde ich mich also wieder freuen. Ihre Gesellschaft entzückt mich heute, ich werde mich folglich so sehr lieben, und wenn es möglich ist, alle Tage ihre Gesellschaft suchen, um entzückt zu seyn. Eben so sehr vergnügt mich die Liebe gegen meine Freunde; ich will sie also beständig lieben; ich will allezeit zärtlich seyn, und keinen Tag vergehen lassen, wo ich mich nicht bemühen will, ihrer Zärtlichkeit würdiger zu werden, und ich werde alsdann alle Tage frölicher seyn.

Ich bin aber darum nicht so sorglos, daß ich mich um die Zukunft gar nicht bekümmern sollte; allein alle meine Betrachtungen darüber sind ruhig, und befördern meine Freude mehr, als daß sie dieselbe hindern sollten. Ich sehe mich so unerschrocken darinnen um, als ein herzhaf-

haſter Mann in einer finſtern Nacht, der nirgends etwas ſchreckliches ſieht, ſich aber freut, wenn er hier oder da den Schimmer einiger Geſtirne entdeckt. Die Betrachtungen über die Zukunft ſollen mich unter den Freuden, die ſich mir von allen Seiten her anbieten, wählen lehren. Es giebt tauſend Vergnügungen, die den Schein der Unſchuld haben; ſie ſchmeicheln uns, um uns zu hintergehen, und wenn ſie uns eine Zeitlang bezaubert haben, verwandeln ſie ſich, um uns mehr qvälen, als ſie uns erſt erfreut hatten. Sie verwandeln ſich vielleicht erſt in ſpäten Jahren; dort will ich ſie im Voraus ſehen, und ich will wiſſen, was ſie für Eindrücke in mir zurücklaſſen würden, wenn ich ſie annähme. Ich will dieſe Betrüger kennen lernen, um ſie zu verachten. Die Menge meiner Freuden wird immer groß genug bleiben, wenn ich itzt auch diejenigen aus ihrem Gefolge verweiſe, die einmal Verräther an mir werden könnten. Ich will vor dem Genuſſe eines ieden Vergnügens, welches mir nicht die Natur, nicht die Tugend ſelbſt, nicht die Hand der Freundſchaft und Zärtlichkeit anbietet, allezeit erſt fragen: wird mir in der Zukunft ſein Angedenken noch angenehm ſeyn? Werde ich es bereuen, oder mich über ſeinen Genuß ſchämen müſſen?

Das iſt die Urſache, warum ich den lermenden Ergetzlichkeiten ſelten einen Zutritt zu mir verſtatte. Sie können ſehr oft unſchuldig ſeyn, und die Tugend nicht beleidigen; allein ſo angenehm auch die Empfindungen ſind, die ſie verurſachen, ſo ſchnell rauſchen ſie doch vorbey, und ſo ſchwach ſind die unangenehmen Spuren, die ſie in uns zurück laſſen. Sie ſind wie die Platzregen, die nicht allezeit den Früchten ſchaden. Sie erfriſchen auch das Land zuweilen, wenn eine lange Dürre vorhergegangen iſt; allein ſie geben ihm doch die Fruchtbarkeit nicht, die auf ſanfte Regen folgt. Die heftigen Ergetzlichkeiten füllen freylich die Sinne ſo zu ſagen mehr aus; aber ſie ſchwächen ſie zugleich,

und nehmen ihnen das Vermögen, ſie in ſpätern Jahren zu wiederholen. Die Leidenſchaften und Neigungen, welche dadurch in eine allzuſtarke Bewegung geſetzt werden, ſind leicht in Unordnung zu bringen, und man muß ſeiner ſehr mächtig ſeyn, wenn man dieſes immer verhindern will. Ich bewundere darum ſehr oft die Klugheit meines ehmaligen Hofmeiſters, womit er mein Vergnügen regierte. Er führte mich in meiner erſten Jugend ſelten in eine von den großen und lermenden Geſellſchaften, und wenn es nicht zu vermeiden war, ſo begleitete er mich doch allezeit ſelbſt dahin. Er richtete es ſo ein, daß ich nach dem Vergnügen, das ich etwa darinnen genoſſen hatte, in kleinere Geſellſchaften kam, wo die Freude ſtiller war, ohne das Herz leer zu laſſen. Wie bald lernte ich nicht den Unterſchied zwiſchen den heftigen und feinen Freuden empfinden! Die ſtille Freude iſt für alle Alter; ſie hat zwar den Jüngling lieber, ſie verſagt ſich aber auch weder dem Manne noch dem Greiſe, wenn er ſie zu ſchätzen weis. Allein die lermenden Ergetzlichkeiten ſind dem Manne gleichgültig, und dem Greiſe beſchwerlich.

Doch es giebt in allen Altern gewiſſe Vergnügungen, die ihm vor andern eigen ſind. Der Frühling hat andre Blumen, als der Sommer und Herbſt. Die Zeit hat eine Gewalt über uns, der wir nicht widerſtehen können; unſre Sinnen werden von ihr, wenn wir ihre Kräfte nicht ſelbſt zernichten, vielleicht hierinnen geſchwächt, aber vielleicht auch in andern Stücken geſtärkt und verbeſſert. Ich lerne alſo die Freuden vorher erkennen, zu denen ich einmal unfähig ſeyn werde, um ſie itzt ſo zu ſchätzen, als ſie verdienen. Allein eben ihre Vergänglichkeit ſoll meine Begierde nach ihnen mäßigen, ich will ſie in der Geſellſchaft der Tugend genießen, und mich mehr den Vergnügungen überlaſſen, die alle Alter ausdauern, allezeit wiederholt werden können, und doch allezeit neue Reizungen übrig behalten.

Die

Die Ungewißheit wegen der zukünftigen Freude, die ich allein dem Glücke zu danken habe, wird mir zum Bewegungsgrunde, die Geschenke, die ich itzt von ihm erhalte, nicht ungebraucht zu lassen. Dieses oder jenes Vergnügen bin ich dem Glücke schuldig. Morgen, in meinen männlichen Jahren, im Alter kann es mir dasselbe nehmen; ich will es also heute genießen. Es ist eine neue Wohlthat des Glücks, wenn es mir auch morgen seine Geschenke noch läßt. Habe ich sie einmal genossen, so werde ich ruhiger seyn, wenn es das von mir zurückfordert, was sein ist, und vielleicht wird es mir wegen meiner Erkenntlichkeit und meines Geschmackes an seinen Wohlthaten andre erzeigen. Das hat Horaz gemeynt, wenn er denjenigen glückselig genannt hat, der von sich sagen könnte: Diesen Tag habe ich gelebt; morgen mag Jupiter den Himmel mit schwarzen Wolken verfinstern, oder mit einer frölichen Sonne erfüllen.

- - Ille potens sui
Laetusque deget, cui licet in diem
Dixisse, vixi: Cras vel atra
Nube polum pater occupato
Vel sole puro.

Es sind keine Freuden sichrer, als diejenigen, welche man schon genossen hat. Sie sind bey frölichen Gemüthern das, was bey den Reichen die liegenden Gründe sind. Mein künftiges Schicksal mag beschaffen seyn, wie es will, so wird mir doch allezeit eine Ursache zum Vergnügen übrig seyn, wenn ich sagen kann, gestern, vorgestern und die ganze Zeit, die ich zurückdenken kann, war ich vergnügt. Ich habe itzt keine Freunde, das ist mein Trost, daß ich sie vordem hatte. Zum wenigsten habe ich mehr Freude davon, als wenn ich seufzen muß: Heute bin ich misvergnügt, gestern, vorgestern, und so lange ich mich besinnen kann, bin ich auch misvergnügt gewesen. Daher kommen mir diejenigen,

gen, welche es immer aufſchieben, ſich zu freuen, ſo lächerlich vor, als mir diejenigen haſſenswürdig ſind, welche es täglich verſchieben, tugendhaft zu werden. Wenn ich mich gefreut habe, ſo habe ich mich gefreut; das kann nicht geändert werden, und wenn ſich ſonſt alles um mich herum ändert. Dieß iſt die weiſe Lehre des Horaz, welcher nach der ſchon angeführten Stelle fortfährt:

— — Non tamen irritum
Quodcunque retro eſt, efficiet: neque
Diffinget, infectumque reddet
Quod fugiens ſemel hora vexit.

Ich ſammle mir alſo in dem Genuſſe der gegenwärtigen Freuden einen Vorrath auf die Zukunft. Das Glück mag ſich alsdann gegen mich anſtellen, wie es will, ſo iſt mein Herz voll, und die Vergnügungen, die ich itzt nehme, wo ich ſie finde, ſind meine Waffen wider den künftigen Verdruß. Doch ich bin darum auſſer Sorgen, das Glück liebt diejenigen, die ſeine Gaben zu brauchen wiſſen.

Eine große Menge von den Sorgen, Unruhen, und Verdrießlichkeiten, unter welchen den Menſchen oft ein großer Theil ihres Lebens vergeht, kömmt daher, daß ſie ſo viel vergebens thun. Sie erhalten entweder durch ihre Arbeit das nicht, was ſie zu erhalten wünſchen, oder was ſie erhalten, iſt endlich der Mühe nicht werth, die ſie ſich darum gegeben haben. Sie müſſen wohl traurig werden, wenn dasjenige nicht erfolgt, was ſie wünſchen, oder wenn ſie ſich des Erfolges ſchämen. Das ſchlimmſte iſt, daß dieſe Leute, die ſich ſtets ſo viel zu thun machen, ſelten durch die Erfahrung klüger werden. Sie irren von einem Geſchäffte zum andern; dieſe Arbeit war vergebens; vielleicht wird es dieſe nicht ſeyn; wenn ſie vorbey iſt, ſo ſchämen oder bekümmern ſie ſich wieder, und unternehmen wieder etwas neues, um ſich von neuem zu ſchämen und zu bekümmern.

Mei-

Meine Neigung zur Frölichkeit bewahrt mich vor dieſer Thorheit; ich fliehe unnöthige Arbeiten; und ich thue nichts, ehe ich nicht in die Zukunft hineinſehe, und überlege, ob ich künftig mir oder andern ein Vergnügen dadurch verdiene. Ich nehme hievon meine Pflichten aus, denn von ihnen weis ich gewiß, daß die Freude unausbleiblich iſt, wenn ich ſie ausgeübt habe. Man darf die Geſchäffte nicht nöthigen; ſie kommen gewiß; ich will alſo warten, bis ſie kommen. Ich mag nichts umſonſt thun, darum mag ich nicht zu viel thun.

Aber ich gehöre nicht mir allein, ich gehöre auch der Republik. Das weis ich, und ich genieße allzuviele Vortheile von ihr, als daß ich ihr nicht ſehr gern zugehören ſollte. Ich bin aber ſo ehrgeizig nicht, daß ich mich für fähig genug halten ſollte, ihr in großen Geſchäfften Dienſte zu leiſten. Ich will meinen Verſtand ausbilden, ich will mich von den Vorurtheilen befreyen; ich will mit den Todten umgehen, die der Welt ſo große Dienſte gethan haben, ich will in der Geſellſchaft meiner Freunde geſellig, großmüthig und liebenswürdig zu werden ſuchen; ich will ihnen die Kunſt ablernen, andere vergnügt zu machen. Das ſind die Tugenden, die ich zu erlangen wünſche; ich will ſie in der Stille, und fern von dem Geräuſche und den Gefahren der Ehre ausüben. Wenn ich mich einmal dieſer Verdienſte werde rühmen können, ſo werde ich vor mir ſelbſt von allen Vorwürfen frey ſeyn, daß ich ein unnützes und beſchwerliches Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft bin.

Die ganze Zukunft hat alſo nichts, was mich unruhig und traurig machen könnte, als die Trennung von meinen geliebten Freunden, denn ihren Verluſt darf ich nicht befürchten, wenn ich mich ihrer durch eine beſtändige Zärtlichkeit, und durch die Nachahmung ihrer Verdienſte

würdig mache. Ich habe ihnen meine meiſten Freuden zu verdanken. Aber wenn ich daran denke, daß ſie vielleicht das Schickſal von mir entfernen wird, wie viel empfindet alsdann mein zärtliches Herz nicht! Es wird vielleicht eine Zeit ſeyn, wo ich kein Zeuge ihrer Verdienſte und edlen Thaten ſeyn werde, wo ich keine Freude mit ihnen theilen kann, wo ſie mir allein die Ausbildung meines Herzens überlaſſen werden. Das Schickſal wird ſie die Verſicherungen meiner ewigen Liebe nicht hören laſſen; und ich werde die ihrigen nicht hören.

Aber warum denke ich daran? Das Glück, das ſie mir geſchenkt hat, verdient es, daß ich mich dieſe Gedanken nicht vor der Zeit betrüben laſſe. Sollte die traurige Zeit kommen, ſo ſoll das Andenken ihrer Liebe mich über allen Kummer erheben. Ihre Freundſchaft hat einen ſolchen Werth, daß ſie mich auch alsdann vor der Traurigkeit beſchützen wird. Sie werden mich lieben, wo ſie ſind. Wie frölich macht mich der Gedanke! Vielleicht läßt mir das Glück auch alle meine Freunde; vielleicht läßt es mir einige, ich will kein Mistrauen in das Schickſal ſetzen, das zeither beſtändig für meine Freude geſorgt hat. Es mag geſchehen, was geſchehen ſoll; ich werde meine Freunde allezeit lieben, als wenn ſie mir ſtets gegenwärtig wären.

Dieſe Gedanken ſollen mir ihre Gegenwart koſtbar machen; ich will zu ihnen gehen, ich will keinen Augenblick verſäumen, wo ich in ihren Umarmungen gefälliger, liebenswürdiger, tugendhafter und frölicher werden kann.

A.

✡ ✡ ✡

Der Jüngling.

Neun und sechzigstes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 17 April 1748.

Als ich mich neulich mit meinen zukünftigen Schicksalen unterhalten hatte, so war ich durch die Gedanken von der Entfernung meiner Freunde so tiefsinnig geworden, daß ich nur in den Armen eines von ihnen meine ganze Frölichkeit wieder zu erhalten hoffte. Ich war sogleich ausgegangen, um einen aufzusuchen, allein ich hatte das Unglück, verschiedene von ihnen nicht anzutreffen. Wie tiefsinnig wurde ich nicht! Soll ich zu meinen übrigen Freunden gehen? Vielleicht sind sie auch ausgegangen. Ich werde noch tiefsinniger werden, und das wird vielleicht der erste Tag in meinem Leben seyn, wo sich meine Stirne runzeln wird. Wo werde ich sie finden? Ach daß ich auch ein Autor geworden bin! Hätte ich itzt nur vielleicht einen Augenblick eher aufgehört, zu schreiben, so würde ich einen von meinen liebsten Freunden angetroffen haben. Da setz ich mich hin, und überlege, was ich mit der Welt sprechen will, und versäume darüber so viel zärtliches, das mir meine Freunde sagen können.

So dachte ich, und stund unbeweglich, als mir auf einmal Irene einfiel. Bey Irenen bin ich auch so lange Zeit nicht gewesen. Ob ich sie gleich erst gestern besucht hatte, so schien mir doch itzt die Zeit meiner Abwesenheit von ihr länger als ein Monat zu seyn. Sie verlangt vielleicht nach meiner Gegenwart; sie hat das freundschaftlichste Herz, wenn es ihn lange vorkommen

ſollte, ſeitdem ich ſie nicht beſucht habe, wäre ich wohl zu entſchuldigen, daß ich ihre zärtliche Freundſchaft nicht beſſer zu ſchätzen weis? Womit verdiene ichs, daß ſie mich unter allen denen, welche einen Zutritt zu ihr haben, zu ihrem Freunde erwählt hat? Ich machte mir tauſend ſolche Vorwürfe, und nachdem ich mir meine Nachläßigkeit lange genug verwieſen hatte, ſo beſchloß ich, den Augenblick zu ihr zu gehen. Ich kann ja keine Zeit frölicher hinbringen, als diejenige, wo ich ſie bewundre, und das muß ich allezeit thun, wenn ich bey ihr bin. Wie zärtlich will ich Irenen wegen meiner langen Abweſenheit um Vergebung bitten. Sie iſt zu großmüthig, als daß ich ſie nicht gleich erlangen könnte. Ich will es ihr tauſendmal verſichern, daß ich künftig keinen Augenblick verſäumen will, den ich in ihrer Geſellſchaft zubringen kann. Es iſt itzt gleich die Zeit, wo ſie gemeiniglich ohne fremden Beſuch iſt. Sie wird mich von aller meiner Tiefſinnigkeit befreyen. Wie vergnügt werde ich wieder werden!

Mit dieſen Gedanken, die mir nichts als Freude verſprachen, gieng ich zu Irenen hin. Ich war aber kaum in das Zimmer getreten, als mir die angenehmſten Vorſtellungen, mit welchen ich mir geſchmeichelt hatte, auf einmal entriſſen wurden. Meine liebenswürdige Freundinn war nicht allein, und zu meinem größten Verdruſſe war ihr Beſuch eine ſchönaccommodirte Mannsperſon. Was gieng mir nicht plötzlich für Freude verlohren! Kaum hatte ich ſo viel Gewalt über mich, daß ich die allgemeinen Pflichten des Wohlſtandes mit der Mine eines Menſchen, der ſeinen Verdruß verbirgt, beobachten konnte. Ich unterſtund mich kaum, meine Augen gegen Irenen zu erheben, weil ſie allzuviel Unzufriedenheit verrathen haben würden. Ihr Beſuch gehörte unter die Maſchinen, welche die Zauberinn

in

in dem Orakel nach der Ueberſetzung des Herrn Gellert ſo ſchön beſchreibt:

Sie ſind faſt meiſtens weiß, wie wir,
Und wie die Statuen geſtaltet.

Er war im eigentlichſten Verſtande ein Charmant, und es ſchickte ſich alles, was die Zauberinn vom Alcindor im Scherze ſagt, ſo vollkommen auf ihn, als ob er das Original dazu geweſen wäre.

Charmant gehört zu denen Mannsperſonen,
Die man die ſüſſen Herren nennt,
Und die das Denken nie gewohnen.
Ein ſüßer Herr kriegt nie Verſtand.
Was dieſer kann, das kann Charmant.
Charmant kann vor euch niederknien,
Und euren Blick liebängelnd auf ſich ziehn,
Und ſich nach den verſchiednen Fällen
Bald munter, bald betrübt,
Bald frey, bald ehrerbietig ſtellen,
Er ſeufzt und lacht, ſo bald es euch beliebt.
Und alle dieſe leere Zeichen,
Bey ihm und denen, die ihm gleichen,
Wirkt ein gewiſſer Drat, den man verborgen ſchiebt.

Er lauerte auf alle Gelegenheiten, wo er nach ſeiner Art Irenen etwas verbindliches ſagen konnte. Er hatte die Gabe zu reden, und ſie wurde im Anfange dadurch vermehrt, daß ich ſchwieg. Seine kleine Eitelkeit nahm den Vortheil in acht, ſo viel als ihm nur möglich war, zu ſchimmern. Wie weit mochte er ſich nicht über mir ſehen! Der Verdruß hatte mir keine Mine übrig gelaſſen, die ihn nur zum wenigſten in eine kleine Verwirrung hätte ſetzen können. So unzufrieden ich auch war, ſo war er mir doch noch allzugleichgültig, als daß ich auf den Einfall kommen können, den Stolz dieſes

Charmanten ein wenig zu demüthigen. Irene ſuchte meine Eitelkeit wider ihn aufzubringen, weil ſie ſeiner ſchon lange überdrüßig ſeyn mochte. Sie that ſolches dadurch, daß ſie ſeinen Schmeicheleyen und Verbindlichkeiten auf eine Art begegnete, die ihn mehr aufmunterte, als abſchreckte. Allein es war alles vergebens, ich ſchwieg, oder redete nur des Wohlſtandes wegen zuweilen zwey oder drey Worte. Endlich ward mein Geſellſchafter erſchöpft. Mein Stillſchweigen verurſachte das ſeinige. Lächerlicher kann nichts ſeyn, als ſeine Stellung in dem Augenblicke war, da ſich ſein Stillſchweigen anfieng. Doch ſein Glück, zeither noch das meiſte geſprochen zu haben, kam ſeiner ſinkenden Eitelkeit noch zuweilen zu Hülfe. Er ermannte ſich, und wendete ſich gegen mich, und fieng vom Wetter an. In der gegenwärtigen Jahreszeit hätte ich mich mit einen beſſern Geſellſchafter noch ſehr vergnügt von der Witterung unterhalten wollen, die uns einen ſchönen Frühling verſpricht. Allein itzt war ich zu unzufrieden dazu. Nunmehr hat doch endlich einmal der Winter ein Ende. Ja, mein Herr, antwortete ich mit einem Reverenze. Das Wetter fängt ſchon an, ſehr angenehm zu werden. In der That. Ich war in meinen Antworten noch etlichemal ſo kurz. Ein andermal würde vielleicht dieſe Kürze eine Spötterey geweſen ſeyn; itzt aber war ſie nur Zerſtreuung und Tiefſinnigkeit. Ich hoffte, daß ihn meine Einſylbigkeit nöthigen würde, früher aufzuſtehen. Irene ſah meine Zerſtreuung, u. ſchwieg. Ihr Beſuch wurde auch dadurch nicht erſchreckt, ſondern blieb ſo lange, als es ihm der äußerſte Wohlſtand erlaubte. Endlich verließ er ſie nach einem ſüſſen Complimente mit der Drohung, daß er die Ehre bald wieder zu haben hoffte, ihr ſeine Aufwartung zu machen.

Als er weggegangen war, ſagte Irene zu mir: Warum waren ſie ſo ſtill? Sie ſind ein Autor, ſie haben ſich

ſonſt

ſonſt ſo fürchterlich gemacht, und konnten einen ſolchen ſüſſen Herrn nicht ſtumm machen, noch vertreiben? Ich hatte ſie gewünſcht, damit ich bald von ſeiner Geſellſchaft befreyt würde, ſie kommen, und der ſtolze Jüngling hat nicht einmal einen muthigen Blick. Irenens Scherz riß mich noch nicht völlig aus meiner Zerſtreuung. Sie hatten mich alſo gewünſcht, meine liebſte Freundinn? Ja antwortete ſie ein wenig ernſthafter, weil ſie ſah, daß die Frölichkeit, welche ſie in meinem Geſichte gewohnt war, noch nicht völlig zurückgekehrt war. Sie wollte aber doch den ſcherzhaften Ton nicht ſo gleich verlaſſen, und fuhr fort: Was fehlt ihnen? Von welcher Schöne kommen ſie, daß ſie ſo tiefſinnig und zerſtreut ſind? Von welcher Schöne kann ich tiefſinnig und zerſtreut kommen, antwortete ich, wenn ich ſie beſuche? Kennen ſie meine Freundſchaft noch nicht, daß ſie eine ſolche Frage an mich thun? Meine liebſte Freundinn, ſie waren die Urſache, warum ich ſo tiefſinnig war. Vergeben ſie mir es denn, daß ich ſo zerſtreut war? Ich bin wie verlohren geweſen. Warum aber, fragte mich Irene mit der freundſchaftlichſten Stimme, und mit einer Mine, die alle meine Heiterkeit zurück verlangte. Ich ſitze bey mir, verſetzte ich, ich denke an meine zukünftigen Schickſale, ſo unbeſorgt, als ich an meine vergangnen denken kann, meine Freunde fallen mir ein, ich denke daran, daß ſie das Schickſal wohl einmal von mir trennen kann. Ich laſſe mich aber dieſe Gedanken nicht traurig machen, ob ich gleich darüber tiefſinnig werde, ich will zu einigen Freunden gehen, und finde ſie nicht. Ich denke an Sie, meine liebſte Irene, es kommt mir außerordentlich lange vor, daß ich ſie nicht beſucht habe. Ich will alſo gleich zu ihnen gehen, weil ich weis, daß ſie um dieſe Zeit allein ſind. Wie viel Freude werde ich nicht genießen, da ſie meine liebſte Freundinn ſind! Ich bin ſchon frölich, wenn ich nur an ſie denke, wie frölich werde ich nicht ſeyn, wenn ich bey ihnen bin! Denken

ſie, liebſte Freundinn, wie ich erſchrecken muß, da ich ſo unbereitet einen Beſuch bey ihnen antreffen muß, der kein Frauenzimmer beſuchen ſollte, als Betſchweſtern. Und mit einem ſolchen muß ich ihre Geſellſchaft theilen? Und ich hatte ſie ſo lange nicht geſehen? Soll ich nicht zerſtreut werden?

Ich müßte ihre Freunde nicht ſo wohl kennen, noch ſo hoch ſchätzen, antwortete Irene, wenn ich ihre Tiefſinnigkeit und Zerſtreuung nicht völlig billigen ſollte. Aber ſie kennen mich auch ſchon genug, daß ſie wiſſen, wie viel ich an dem Verdruſſe Antheil nehme, den ſie von meinem Beſuche erdultet haben. So lächerlich wird er ihnen wohl nicht geweſen ſeyn, als er mir war. Wenn ſie ſich nur nicht zu viel geſchmeichelt hätten, da ſie in meiner Geſellſchaft ihre Munterkeit wieder zu finden gehofft haben! Das iſt ein Beweis ihrer Freundſchaft gegen mich; ich weis ihn zu empfinden. Aber glauben ſie nur, daß ich die Verdienſte ihrer Freunde allzuwohl kenne, als daß ich nicht einſehen ſollte, daß ſie ſie beleidigen, wenn ſie bey mir ihrentwegen weniger tiefſinnig zu ſeyn gedacht haben.

Da irrt ihre Beſcheidenheit ſehr, unterbrach ich ſie, ich verſichre ſie, daß es mir meine Freunde übel nähmen, wenn ein einziger Kummer ſo viel Gewalt über mich hätte, daß ich ihn bey ihnen nicht vergeſſen könnte. Wenn ſie wüßten, wie oft ſie mir zu der Hochachtung, die ſie mir geſchenkt haben, glückwünſchten! Ich beſuche Sie, meine Irene, kein einziges mal, daß ich meinen Freunden nicht immer mehr gefalle. Eine Freundinn hat mir darum auch im Scherze die Schmeicheley gemacht, ich würde immer liebenswürdiger, weil ich immer verliebter würde; ſie wüßte nicht, ob das erſte von dem letzten, oder das letzte von dem erſten herührte. Ich weis aber wohl, daß ſie nur meine Freundinn ſind. Ich bin ſchon ſo glücklich, daß ich mich nicht unterſtehen mag, mehr zu hoffen. Kann ich glücklicher ſeyn, wenn ich durch ihre Freundſchaft immer gefälliger und angenehmer werde?

Ich wollte weiter reden, aber Irene kam mit einem Auge voll Freundſchaft und mit einem Geſichte voll ſchöner Beſcheidenheit meinen Lobeserhebungen zuvor. Wiſſen ſie wohl, ſagte,

ſagte ſie, daß ich ihre aber nicht ihrer Lobſprüche Freundinn bin? Denn Schmeicheleyen will ich ſie nicht nennen, weil ich ſie ſo beobachte. Aber wiſſen ſie auch wohl, gab ich zur Antwort, daß ihre allzugroße Beſcheidenheit beſtraft zu werden verdient? Schlagen ſie nur ihre Augen darum nieder, weil ſie von ihren Verdienſten nicht ſelbſt ſo vortheilhaft denken, als ſie denken ſollten. Wenn ſie ſich ſelbſt nicht ſchätzen wollen, wer wird es auſſer mir und meinen Freunden thun? Von dem Charmant, der ihnen mit der Ehre ſeiner Aufwartung droht, wird es ganz gewiß nicht geſchehen, und wenn er ihnen auch ſeine Doſe noch zweymal mehr, als einem andern Frauenzimmer anbieten ſollte. Daß es alles wahr iſt, was ich ihnen ſage, das können ſie daraus ſehen, daß ich itzt wieder ſo frölich bin, da ich vorher ſo tiefſinnig und zerſtreut war.

Wider den Beweis wollte ich viel einwenden, ſagte Irene, es ſollte ihnen ihre Vertheidigung ſchwer werden, wenn ich ein wenig argwöhniſch ſeyn, und es für kein gutes Anzeichen halten wollte, daß ſie ſo leicht zu tröſten ſind. Ich freue mich unterdeſſen in der That, daß ſie wieder ruhig ſind, und im Ernſte zu reden, mein lieber Jüngling, ſo haben ſie auch Urſache dazu. Wenn ſie über die Gedanken, daß ihre Freunde von ihnen getrennt werden können, tiefſinnig und traurig ſeyn wollen, und ich kann ſie nicht tadeln, wenn ſie es thun, wie ſollen wir Frauenzimmer uns nicht bezeigen, die wir die meiſte Zeit das Vergnügen der Freundſchaft ganz entbehren müſſen! Wir erlangen keine Freunde, und wenn wir dürften, ſo erlaubt es uns ſehr oft unſre äuſſerliche Ehre nicht, ſie anzunehmen. Wir müſſen uns entweder verlieben, wenn es ihrem Geſchlechte gefällt, uns ſeine Liebe anzubieten, oder wir müſſen ganz gleichgültig und unempfindlich ſeyn.

Vergeſſen ſie nicht, liebſte Irene, daß ich ihr Freund bin. Sie wiſſen aber doch, antwortete ſie mir darauf, daß ich ihre Freundſchaft vielleicht nicht annehmen dürfte, wenn es die Welt ſehen und nicht verſtehen ſollte, wie hoch wir einander ſchätzten, und das würde unſtreitig geſchehen. Der Ruhm meiner Tugend iſt mir aber ſo lieb, daß ich ſelbſt die Entfernung von ihnen lieber ertragen würde, als die Welt deswegen an meiner Ehre zweifeln laſſen wollte. Ein jeder vertraulicher Umgang zwiſchen einem Frauenzimmer und einem von ihrem Geſchlechte iſt in den meiſten Augen ein ſtrafbares Verſtändniß

niß, und das urtheilt man dreiſt, ohne mehr Umſtände davon zu wiſſen. So urtheilt unſer Geſchlecht, ſo urtheilt das übrige. Beyde urtheilen vielleicht falſch: aber ſind wir darum glücklicher? Wenn wir die Verdienſte einer Perſon hochſchätzen, ohne ſie zu lieben, wenn wir ihre Freundinnen werden wollten, ſo dürfen wir uns dieſes gemeiniglich auch eine ſolche Perſon nicht merken laſſen, damit ſie ſelbſt nicht nachtheilig denke. Wie oft haben wir nicht in der Stille über die Feſſel geſeufzt, die uns die Gewohnheit und ein übertriebner Wohlſtand angelegt hat. Ich bin glücklich, mein lieber Jüngling, daß ich an ihnen einen redlichen Freund haben darf? Aber wie wenig Schönen, verſetzte ich, ſind in ſo glücklichen Umſtänden, die ſich doch vielleicht auch nach der Freundſchaft ſehnen. Unter uns dürfen wir ſie nicht ſuchen. Sie wiſſen es, wie ſchwer das hält, wenn zwey Frauenzimmer Freundinnen werden ſollen.

Wir ſetzten unſre Unterredung noch lange fort. Wie ſehr bedauerte ich das ſchöne Geſchlecht, daß es gemeiniglich alle Reizungen und Vergnügungen eines freundſchaftlichen und vertraulichen Umganges entbehren muß! Es beſitzt eben die Zärtlichkeit des Herzens, die Redlichkeit, die Gefälligkeit, die Gabe zu ſcherzen von Natur, welche zu einer beſtändigen Freundſchaft unter uns erfordert werden. Allein das iſt eben das Unglück der Schönen, daß ſie viele Tugenden unterlaſſen müſſen, damit ſie nur nicht bey der Welt den Ruhm verliehren, tugendhaft zu ſeyn.

Leipzig, bey Johann Wendler.

Der Jüngling.

Siebenzigſtes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 24 April 1748.

Als ich mich das letztemal mit Irenen von der Freundſchaft unterhalten hatte, ſo fiel unſer Geſpräch endlich auch auf die Liebe. Man kann leicht denken, daß von einer ſehr unſchuldigen und edeln Liebe die Rede ſeyn muß, wenn man ein Frauenzimmer, als meine liebſte Freundinn iſt, davon ſprechen hört. Solche Geſpräche haben es nicht nöthig, Geheimniſſe zu ſeyn, und ſie dürfen ſich nicht ſcheuen, von der ganzen Welt gehört zu werden. Ich mache mir alſo kein Bedenken, ſie wieder zu erzehlen, und ich bin überzeugt, daß vornehmlich meine Leſerinnen mit meiner Plauderhaftigkeit zufrieden ſeyn werden. Was kann Irene ſagen, das nicht ewig zu werden verdient?

Was hat von ſo viel klugen Alten
Uns ihre Namen aufbehalten?
Ein einziges Apophthegma.
Wie glücklich waren ihre Zeiten,
Da ſprach man, wollte man viel auf der Welt bedeuten,
Und ſein Gedächtniß ſpät verbreiten,
Nur zwey bis drey Adagia.
Man ſammlet ſie von Helden und von Weiſen,
Die hört man ihre Schüler preiſen,
Für jene ſind die Schmeichler da.
Ich ſammle nicht Adagia!
Denn was ich von den Schönen höre,
Und von Irenen, ihrer Ehre,
Iſt mir mehr, als der Weiſen Lehre,
Als tauſend Apophthegmata.

Wir hatten also die traurigen Umstände beklagt, die dem Frauenzimmer verbieten, Freunde zu suchen. Es ist wahr, sagte ich, meine liebste Irene, es bleibt den Schönen fast kein andrer Weg übrig, glücklich zu werden, als die Liebe. Aber das Glück, das sie durch die Liebe erhalten können, ist auch so groß, daß sie sich über die Umstände, die ihnen Freunde versagen, leicht beruhigen können. Ein Freund kann von seinen Freunden getrennt werden; welch ein Unglück, und das ist fast unvermeidlich. Wer kann ihnen aber einen Liebhaber rauben, der alle ihre Verdienste schätzt, der sich nichts wünscht, als sie ewig zu lieben, der sich mit ihnen vereinigt, und den sie so lange besitzen, bis ihn ein Schicksal, dem kein Mensch entfliehen kann, ihnen nimmt? Sie besitzen sein Herz, seine Verdienste, seine Neigungen und Leidenschaften ungetheilt, und auch alle seine Freunde gehören ihnen zu. Alsdann billigt es auch die Welt, daß sie Freunde haben, wenn es ihr Geliebter billigt.

Das war der Rath, den ich Irenen gab. Konnte ich ihr einen andern Rath geben, als den den Schönen die Natur, ihre Reizungen, und ihre liebenswürdigen Eigenschaften geben?

Welch Glück ist größer, als die Liebe?
Ihr Schönen, fühlt nur in der Zärtlichkeit
Ein Glück, womit die Freundschaft nie erfreut.
Die besten freundschaftlichsten Triebe
Sind alle weniger, als Liebe.
Sie giebt ein Herz, das euch nur eigen ist,
Das außer euch, kein einzig Glück vermißt,
Und wenn ihr tausend heitre Stunden
In steter Freude durchempfunden,
In allen künftigen Secunden
Stets zärtlicher und euch stets eigner ist,
Und noch, wenn ihr es liebt, kein einzig Glück vermißt;
Ein solches Herz giebt euch die tugendhafte Liebe.
Welch Glück! die freundschaftlichsten Triebe
Sind alle weniger als Liebe.

Ich

Ich fuhr noch eine Zeitlang in der Abbildung einer glücklichen Liebe fort, und meine Beschreibungen waren ohne Zweifel eben so lebhaft und feurig, als sie ein Poet singen kann, ob ich gleich nur in Prose sprach; denn ich sah das liebenswürdigste Frauenzimmer, das sich vielleicht ein Dichter nur denkt. Irene sah meine Begeisterung und lächelte. Glauben sie nur, mein liebster Freund, sagte sie, daß ich mir von dem Glücke einer edlen Liebe sehr angenehme Vorstellungen mache, ob ich es gleich niemals empfunden habe. Ich weis von der übertriebnen Zärtlichkeit nichts, welche sich schon vor dem Nahmen der Liebe entsetzt. Aber sie glauben es doch auch, mein lieber Jüngling, daß ein solches Glück leichter zu beschreiben, als zu erlangen ist. Ein Liebhaber, welcher Verdienste und Geschmack besitzt, dessen Zärtlichkeit keine fliegende Hitze ist, dessen Liebe die Zeit ausdauert, dessen ewige Treue länger als Tage, Monate und wenige Jahre währt, der uns noch liebt, wenn wir ihn lieben, und uns immer mehr liebt, weil wir ihn immer mehr lieben, ein solcher Liebhaber ist sehr schätzbar. Allein, wo ist er?

Ihre Frage ist schwer zu beantworten, meine liebste Freundinn, sagte ich, und noch schwerer würde die Verrichtung seyn, wenn man einen Liebhaber finden wollte, der ihrer würdig wäre. Doch was können sie nicht hoffen? Eben derjenige, meine Irene, den sie so glücklich machen und lieben würden, würde durch ihre Liebe alle Eigenschaften erhalten, die ihm fehlten, und die er doch haben muß, wenn er ihrer würdig seyn will. Was müßte er für ein Herz haben, wenn er sie kennte, und nicht ewig lieben wollte?

Ich bitte sie, mein lieber Jüngling, antwortete meine Freundinn, mengen sie keine Lobeserhebungen auf mich in unser Gespräch. Halten sie ihr Wort nicht bes-

ſer, das ſie mir gegeben haben, mich niemals zu loben? Laſſen ſie uns das von andern Frauenzimmern ſagen, was ſie von mir ſagen. Wie manche Schöne giebt es noch hier und da, die wegen ihrer Tugenden ewig geliebt zu werden verdient! Allein oft ſind auch die gröſſten Verdienſte nicht fähig, einen Liebhaber getreu zu erhalten. Und gleichwohl muß darum ſein Herz noch nicht das ſchlimmſte ſeyn. Er darf die Verdienſte ſeiner Geliebten nur nicht genug kennen und ſie dürfen nur der erſte Urſprung ſeiner Liebe nicht geweſen ſeyn. Er hat ſich von einer äuſſerlichen Reizung, oder von einer andern Kleinigkeit überraſchen laſſen; er überredet ſich, daß er liebt, er verſichert ſeine Geliebte ſeiner Zärtlichkeit. Sie hat nicht Zeit genug, ihn kennen zu lernen, ſie weis nur, daß er Verdienſte hat, und liebt ihn. Nachdem ihre Treue unverbrüchlich geworden iſt, ſo lernt der Liebhaber ſeinen Irrthum erkennen; ſie iſt nicht für ihn geſchaffen. Wenn er edel und rechtſchaffen iſt, ſo beleidigt er ſie nicht; ihre Tugenden, die ſie itzt beſitzt, behalten ſeine Hochachtung und vielleicht ſeine Bewunderung. Allein ſie wiſſen wohl, daß die Hochachtung und Bewunderung ſich ſehr oft mit der Kaltſinnigkeit verträgt. Wie unglücklich iſt nicht ſeine Geliebte, wenn ſie ein zärtliches Herz beſitzt, wenn ſie ihn liebt, und ſeinen Kaltſinn bemerkt! Sie wird ſich um ſein Herz bemühen; zuweilen wird es ihr glücken, es nach tauſend zärtlichen Bemühungen wieder zu erlangen. Allein man iſt doch unglücklich, wenn man es auch nur eine Zeitlang iſt. Ueberlegen ſie aber nur ſelbſt, in welchem Zuſtande ein Herz ſeyn muß, das ſich umſonſt nach dem Beſitze des andern bemüht. In der That ein ſolcher Zuſtand iſt ſchrecklich, wenn ich daran denke, und ich zittre dabey. Wie aufmerkſam werde ich immer auf mein Herz ſeyn! Es iſt allzugefährlich, zu lieben.

Ich

Ich hörte Irenen mit Entzücken zu, aber mit dem heimlichen Wunſche, daß ihre Furcht und Aufmerkſamkeit auf ihr Herz nicht allzugroß ſeyn möchte. Es kann aber nichts richtiger ſeyn, als was ſie ſagte. Die Freundſchaft kann hier mit der Liebe nicht verglichen werden. Wenn wir uns in der Wahl eines Freundes irren, wenn wir uns von einem vortheilhaften Scheine der Verdienſte hintergehen laſſen, wenn uns ein Freund untreu oder in ſeiner Zärtlichkeit kaltſinniger wird, ſo wird uns zwar ſeine Untreue oder Kaltſinnigkeit traurig machen. Allein wir haben doch tauſend Gelegenheiten, unſern Schmerz zu zerſtreuen, wir können den Untreuen und Kaltſinnigen fliehen, wenn unſre Zärtlichkeiten vergeblich ſind, die vorige Liebe in unſerm Freunde wieder zu entzünden. Wir können ihn aus unſern Augen und durch die Länge der Zeit aus unſerm Andenken verlieren, ohne ſeine ehemalige Liebe zu vergeſſen. Wir können andre Freunde ſuchen, die unſre Liebe beſſer belohnen. Allein wie ſehr ſind nicht die Geliebten zu bedauern, die ihre Untreuen und Kaltſinnigen immer um ſich ſehen! Was kann der Traurigkeit gleichen, die alle Augenblicke erneuert wird? Vielleicht können die Schönen ihrem Unglücke zuvorkommen, wenn ſie ihre Liebhaber erſt vollkommen auszuſtudiren ſuchen, ehe ſie ihnen ihre Liebe geben. Und das war es, was ich Irenen ſagte.

Das iſt freylich das einzige Mittel, antwortete ſie, wodurch wir unſerm Unglücke ausweichen können. Aber haben wir immer Zeit und Gelegenheit dazu, in das Herz derer zu dringen, die uns ihre Zärtlichkeit anbieten? Es geht nicht in der Welt, wie in den Romanen zu. Da hat eine Geliebte Zeit, unempfindlich zu ſeyn, und ihren Anbeter auf tauſend Proben zu ſtellen. Da laſſen wir unſre Liebhaber Jahre lang ſeufzen, eh wir ihnen ein Zeichen geben, eine fröliche Mine zu machen,

chen; da sind wir schlau; aus wenigen Bewegungen der Anbeter können wir uns die Schicksale ganzer Jahre prophezeyen, und wir wissen tausend Künste, sie zu fesseln. Werden sie kaltsinnig? Wir geben ihnen Nebenbuhler, und gleich kommen unsre Ungetreuen zurück, und küssen unsre Ketten von neuem. Oder wenn wir da auch so unglücklich sind, daß keine Zärtlichkeiten etwas bey ihnen fruchten, so kömmt vielleicht der Tod und macht uns von allem unsern Kummer frey. Wie glücklich sind wir da nicht! Aber so glücklich sind wir in der Welt nicht. Kaum haben wir mit dem Aeusserlichen unsrer Liebhaber bekennt werden können, so nöthigt uns schon tausend Umstände zur Liebe. Oft wird es uns so gar zum Vorwurfe, daß wir seine Person genau kennen zu lernen suchen, und wir müssen viel auf gut Glück wagen, wenn wir nicht in den Ruf der Romanheldinnen kommen wollen.

Aber sie befürchten vielleicht auch mehr, meine Irene, als sie zu befürchten haben, unterbrach ich sie. Wie viele Schönen mit melancholischen Augen würden wir nicht sehen müssen? Es ist nur eine allzugroße Bescheidenheit von ihnen, wenn sie den Verdiensten des Frauenzimmers so wenig zutrauen. Sie haben allzuviel Schönheit und Gewalt, als daß sie nicht den Unbeständigsten und Leichtsinnigsten beständig, und getreu machen könnten.

Glauben sie das nicht, antwortete meine Freundinn; es sind nur nicht alle Schönen fähig, ihr Unglück in ihrer ganzen Grösse zu empfinden. Und das haben wir weniger der Natur, als unsrer Erziehung zu danken. Man gewöhnt uns bey Zeiten, uns selbst, und tausend Kleinigkeiten zu lieben, die uns einmal über den Verlust eines grössern Glückes trösten. Wenn wir die Liebe eines Anbeters mit unsrer Gegenliebe belohnen,

so

so thun wir solches gemeiniglich, weil uns eine solche Liebe etwas neues und ungewöhnliches ist. Es ist zum wenigsten eine angenehme Abwechselung, wenn man einmal etwas anders, als sich selbst liebt. Hört unser Liebhaber auf, uns zu lieben, und unsrer Eitelkeit zu schmeicheln, so fangen wir wieder an, uns zu lieben, und uns zu schmeicheln. Und darinnen sind wir zu solchen Meisterinnen gemacht worden, daß wir darüber den Verlust der Liebe eines andern nicht so sehr empfinden. In diesem Stücke aber ist es mit mir von Jugend auf versehen worden. Ich würde das ganze Unglück der Kaltsinnigkeit meines Geliebten fühlen. Ich kenne mich selbst, und der Umgang mit einigen Büchern und mit ihnen hat mir nicht Zeit gelassen, mich in mich selbst zu verlieben. Ich hasse also die Liebe nicht, aber ich würde den lange Zeit kennen wollen, der mich lieben würde, und vielleicht würde ich alsdann niemals lieben.

An mir, meine liebste Freundinn, liegt es gewiß nicht, unterbrach ich sie, wenn sie sich selbst nicht so schätzen und lieben, als sie verdienen. Darf man sie mit ihnen selbst bekannt machen? Muß man nicht beständig von ihnen schweigen? Sie werden vielleicht niemals lieben. Aber vielleicht ist jemand, der nichts mehr wünscht, als ihrer Liebe würdig zu werden, und vielleicht werden sie den lieben. Alsdann werden sie meine Freundinn nicht mehr seyn. Dieser Verdacht beleidigt mich, versetzte **Irene**, ich werde ewig ihre Freundinn seyn, wenn ich vielleicht auch niemals lieben sollte. Aber sie müssen auch ewig mein Freund seyn. Wie sehr wünsche ich es nicht zu seyn, antwortete ich ganz entzückt! Lieben sie nur keinen, der nicht vorher ihr Freund so sehr gewesen ist, als ich. Wie viel freundschaftliche Zärtlichkeit empfinde ich nicht gegen sie! An Verdiensten mögen mich tausend übertreffen, aber in der Freundschaft will ich es allen zuvorthun.

Mit

Mit welchem Vergnügen verließ ich nicht Irenen! Sie ist meine Freundinn; wie viel Mühe will ich mir nicht geben, ihre Freundschaft immer mehr zu verdienen? Warum habe ich so viele Stunden versäumt, wo ich dieses Glück ruhig hätte genieſſen können? Ich will auch künftig keinen Augenblick versäumen, wo ich sie sehen, bewundern, und meiner ganzen Freundschaft versichern kann. Wie viel empfinde ich gegen sie! Ja alle die Stunden sollen mir heilig seyn, die ich in ihrer Gesellschaft zubringen kann. Ich will mich aller überflüssigen Verrichtungen entschlagen; ich habe den Vorsatz lange gefaßt, ich will ihn endlich gewiß ausführen. Mein liebster Damis kam zu mir, als ich mich in diese angenehme Gedanken verlohr. Wie viel hatte er nicht wieder von Henrietten zu erzählen?

Wie viel sprach er von Henrietten,
So viel, als wenn wir nie von ihr geredet hätten.
Wie pries er nicht der Liebe Glück!
Freund, sprach er, liebe doch noch diesen Augenblick.
Du bist ein Autor, welch ein Glück!
Du schreibst, o wie viel theure Stunden
Entflohen dir, o Autor, unempfunden.
Weil ohne Liebe sie verschwunden!
Freund, liebe doch noch diesen Augenblick.
Mein Freund hat Recht; der Ruhm von allen Ewigkeiten
Wie viel hat der denn zu bedeuten?
Er ist etwas; doch was ist nicht der Liebe Glück?
Ich fühl es schon; o Glück der Liebe!
Ja ja, denn selbst die freundschaftlichsten Triebe
Sind alle weniger als Liebe.

Druckfehler.

Auf der 325 S. 22 Z. ließ ihr für ihn, und auf der 332 S. in der 12 Z. streiche die Worte: versetzte ich, aus.

Der Jüngling.

Ein und siebenzigſtes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 1 May 1748.

Es iſt ein gewöhnlicher Fehler derjenigen, die zum erſtenmale in Geſellſchaften kommen, daß ſie nicht wiſſen, wie ſie ſich höflich und ehrerbietig genug in ihren Complimenten gegen die Anweſenden anſtellen ſollen, damit ſie wohl aufgenommen werden mögen. Sie bitten die Geſellſchaft tauſendmal um Vergebung, daß ſie ſo kühn ſind, und es iſt keine Schmeicheley ſo groß, die ſie ihr nicht machen, um nur dieſe Vergebung zu erlangen. Sie ſind ſo demüthig, daß ſie die Ehre nicht genug erheben können, die ſie haben, in der Geſellſchaft zu ſeyn. Sie wiſſen, daß ſie keine von den Eigenſchaften beſitzen, welche man beſitzen muß, ihr zu gefallen, und die Anweſenden zu unterhalten. Sie verſichern, daß ſie nicht ſo verwegen geweſen wären, wenn ſie ihre Freunde nicht verſichert hätten, daß die Geſellſchaft allzugütig und großmüthig ſeyn würde, als daß ſie über ihre Gegenwart ungehalten ſeyn ſollte. Sehr oft haben ihre Complimente ſo wenig Anſtand und Einnehmendes, oder ſie machen der Reverenze ſo viel, daß man ſich gleich im Herzen [illegible] viel Vergnügen von ihrer Gegenwart verſpricht, und im Herzen wünſcht, daß ſie gar nicht gekommen ſeyn möchten.

Ich glaube, daß man in der Beſchreibung dieſer Geſellſchaften mit den Schriftſtellern, die das erſte Buch ſchreiben, viel Aehnlichkeiten wahrnehmen wird. Wie ſorgfältig ſind ſie in der Beobachtung des Ceremoniels nicht! Sie wiſſen ſich nicht tief genug vor ihren Leſern zu bücken. Wie viel Entſchuldigungen bringen ſie nicht vor, daß ſie ſichs unterfangen haben, die Welt zu unterhalten! Sie haben lange bey ſich angeſtanden, ob ſie in die Geſellſchaft kommen ſollten; ſie kennen ihre geringen Fähigkeiten; aber ihre Gönner und Freunde haben ſie endlich mit Gewalt mitgenommen. Die Geſellſchaft der Welt iſt ihnen oft ſo neu, daß ſie vor Schrecken in Verwirrung gerathen, und ſie ſtottern in ihren Complimenten etwas ſo unverſtändliches her, daß man Mühe hat, das Lachen zu verhalten, oder ſie nicht mit allzumitleidigen Augen anzuſehen. Andre trauen ſich es nicht zu, daß ſie höflich genug ſeyn können, und laſſen ſich der Welt von einem andern gleichſam vorſtellen, der ſchon öfter in ihrer Geſellſchaft geweſen iſt, und entweder ſchon ein gewiſſes Anſehen, oder auch durch den öftern Umgang mit ihr mehr Verwegenheit erlangt hat. Dieſer muß für ſie das Wort führen, ſie der Geſellſchaft empfehlen, und ſo lange reden, bis ſie ſich erholt haben, und ſelbſt zu reden anfangen. Dieſe Mode iſt in unſern Zeiten ſehr allgemein geworden, und es ſich richten ſo gar einige darnach, die ſo viel Verdienſte beſitzen, daß die Welt ihnen ſehr gern alles Ceremoniel erlaſſen würde. Sie haben vielleicht allzuviel Nachſicht gegen die Schwachheit derjenigen, die Freunde von vielen Umſtänden ſind, und ſchicken daher jemanden voran, welcher ſie der Geſellſchaft anmelden muß.

Wenn man die Blödigkeit dieſer Demüthigen ſieht, ſo ſollte man hoffen, daß ſie ſich ſehr beſcheiden aufführen, und

der

der Gesellschaft nicht zur Last seyn würden. Man sollte vermuthen, sie würden vor allen andern erst lange überlegt haben, was sie sagen wollten; nichts würde von ihren Gesprächen ungereimt, nichts überflüßig, nichts gemein und alltäglich seyn; sie würden sich in Acht nehmen, sich lächerlich zu machen; sie würden die Anwesenden immer heiter erhalten, und niemals einschläfern, weil sie zu befürchten haben, daß man ein andermal vor ihrer Gesellschaft fliehen werde, wenn sie das erstemal misfallen. Alles dieses aber wird man von den meisten Schriftstellern, die bey ihrem Eintritte in die Welt so viel Umstände machen, vergebens erwarten. Sie sind es eben, die der Welt am beschwerlichsten werden. Sie sind in der That nicht so demüthig, als sie sich das erstemal anstellten. Sie werden unverschämt, so bald sie die erste Verwirrung überwunden haben. Sie haben nur einmal zu reden angefangen, so hat alle ihre Furchtsamkeit und Bescheidenheit ein Ende. Sie haben nicht einmal die Höflichkeit, daß sie ihren ersten Besuch kurz machen. Wenn sie ins Plaudern gekommen sind, so können sie kein Ende finden. Sie sagen alles heraus, was ihnen einfällt. Man fängt an zu gähnen, man nickt schon, man schläft schon tief, aber wenn man aufwacht, und schon lange geschlafen hat, so plaudern sie noch immer. Sie sollten sehen, daß man nicht Zeit hätte, ihnen so lange zuzuhören; das aber hindert sie nicht. Sie denken nicht an den Abschied, und wenn man ihrer Gesellschaft los seyn will, so muß man selbst davon laufen, und das sehr geschwind, damit sie nicht nachlaufen. Mit einem Worte kein Schwätzer kann so reich und unerschöpflich seyn, als gemeiniglich die Schriftsteller sind, die sich am weitläuftigsten wegen ihrer Kühnheit, und Unwissenheit entschuldigt haben.

Wenn ſie endlich den erſten Beſuch endigen, ſo gehen die Complimente von neuem an. Einige bitten noch um Vergebung, daß ſie der Welt ſo lange beſchwerlich geweſen ſind. Man ſoll ſie entſchuldigen, wenn ſie das erſtemal nicht genug gefallen haben, denn daß ſie gefallen, daran zweifeln ſie nicht. Sie verſprechen, daß ſie ſich bald wieder die Freyheit nehmen wollen, ihre Aufwartung zu machen. Es iſt vergebens, wenn man ſie aufrichtig verſichert, daß es nicht nöthig iſt, wenn man ſie bittet, daß ſie ſich keine Ungelegenheit machen ſollen, ſie verſprechen es doch. Andre reden ſchon aus einem vornehmern Tone. Sie bitten um Verzeihung, daß ſie uns nicht länger unterhalten können, gleich als ob ſie uns eine große Wohlthat erwieſen hätten. Ihre wichtigen Geſchäffte laſſen es nicht länger zu; wenn es ihnen möglich iſt, ſo wollen ſie wiederkommen, und das ſchlimmſte iſt, daß es ihnen immer möglich wird. Sie verſichern, daß ſie nicht wiſſen, wie ſie die Zeit gewinnen ſollen, und ſie gewinnen ſie leider. Was mir am luſtigſten dabey vorkömmt iſt dieſes, daß alle dieſe Höflichkeiten in Geſellſchaften beym Weggehn, von den Schriftſtellern aber gleich bey ihrer Ankunft geſagt werden.

Man könnte ſie aber vielleicht einmal dulten, wenn ihr erſter Beſuch zugleich der letzte wäre. Allein ſie kommen alle Minuten wieder, und die Urſache, womit ſie ihre neuen Beſuche entſchuldigen, iſt immer die, daß ſie das vorigemal wohl aufgenommen worden ſind. Es iſt nicht zu glauben, was dieſe Schriftſteller unter einer guten Aufnahme verſtehen. Wenn ſie der Verleger gut aufnimmt, ſo hat ſie unſtreitig die ganze Welt gut aufgenommen. Sie wiſſen alsdann nicht Dankſagungen genug für den Beyfall zu finden, den ſie erhalten haben.

haben. Der ganze Beyfall aber beſteht die meiſte Zeit darinnen, daß man ſie nicht aus der Geſellſchaft herausgeſtoſſen hat. Das hindert ſie nicht einmal zu glauben, daß man ſie gern ſieht, daß die Welt ihr Misvergnügen über ihre erſte Gegenwart zu erkennen gegeben hat. Jeder hat ſeine Feinde, die ihn beneiden. Alle widrigen Urtheile halten ſie für Läſterungen und Verleumdungen, die von ihren Misgünſtigen herrühren. Sie fangen endlich wohl gar an, böſe zu werden, und ſich über die Geſellſchaft zu beſchweren, daß man ihre Verdienſte nicht genug belohne. Sie glauben nicht eher, daß ſie nicht wohl aufgenommen werden, bis ſie von allen Verlegern abgewieſen worden ſind, und auch alsdann zweifeln ſie die meiſte Zeit daran.

Einige Schriftſteller wenden das erſtemal alle ihre Kräfte an, der Welt keine nachtheilige Meynung von ſich ſelbſt beyzubringen. Sie erhalten endlich durch ihren Fleiß ſo viel, daß ſie erträglich ſind, zuweilen, daß man mit ihnen zufrieden iſt, zumal, wenn ſie wenig ſprechen. Man wird dadurch verführt, und ob man gleich den Zwang wahrnimmt, den ſie ſich anthun, uns gefällig zu werden, ſo iſt man doch oft auch gegen ein kleines Vergnügen ſo erkenntlich, daß man etwa aus Höflichkeit zu ihnen ſagt, daß ſie uns einmal die Ehre wiedergeben, und uns wieder beſuchen ſollen. Das iſt aber eben die Loſung, die ſie erwarten. Der kleinſte Lobſpruch bläht ſie auf, und nunmehr ſchreiben ſie für alle Druckereyen. Sie geben ſich nicht einmal die Mühe mehr, zu gefallen. Sie überlaufen uns, und wenn ſie einen Augenblick weggehen, ſo ſind ſie den andern gewiß wieder da. O wie gereut uns alsdann unſre Höflichkeit! Daher kömmt unter Kennern das Geſetz, daß ſie keinen, der nicht vortrefflich ſchreibt, nöthigen, wieder

zu schreiben. Denn die Schriftsteller, die das erstemal weniger, als vortrefflich sind, werden das zweytemal mittelmäßig, und wenn sie noch einmal gelobt werden, das drittemal elend.

Es ist wahr, keine einzige Nation wird meinem Vaterlande die Ehre streitig machen können, daß seine Schriftsteller fortschreiben, wenn sie einmal angefangen haben. Das ist auch der eigenthümliche Charakter, womit sich die Meisten unter uns von den Ausländern unterscheiden. Was sind nicht die Schriftsteller der Fremden für stolze und eigensinnige Geschöpfe. Erst kommen sie spät in die Gesellschaft der Welt, sie lassen sich erwarten; es ist wahr, sie beleben alles, wenn sie kommen, aber sie halten sich auch nicht lange auf, und sehr oft trägt es sich zu, daß sie in ihren Leben nicht wiederkommen, wenn sie einmal weggegangen sind. Dazu kömmt, daß sie niemals das Lob der ganzen Gesellschaft suchen; sie wollen nur einigen wenigen gefallen. Es ist wahr, daß diese immer viel zu bedeuten haben; aber es ist doch auch nicht galant, daß sie sich um die übrigen entweder nicht bekümmern, oder sie wohl gar verachten. Die Stolzen! Wir Deutschen wissen nicht, was die Welt an unsern Schriftstellern für gefällige und umgängliche Gesellschafter hat. Sie kommen früh, ohne sich bitten zu lassen, sie bleiben lange, oder kommen gleich wieder, wenn sie weggehen, und wenn sie nicht viel vortreffliches sagen, so schweigen sie doch auch nicht. Weint man oder erzürnt man sich gleich über ihren Scherz, oder lacht man über ihren Ernst, was schadet es, sie erwecken doch immer Leidenschaften bey ihren Lesern, und, wenn das nicht ist, Schlaf. Es ist freylich, die Wahrheit zu gestehen, ein narkotischer schwerer Schlaf, in den sie ihre Leser bringen, und sie sind in Gefahr, daß sie einmal gar nicht wieder aufwachen, wenn sie sich zu oft einschläfern lassen; aber es ist doch Schlaf.

Den

Den meiſten Schriftſtellern unter uns iſt es einerley, wie ihnen die Welt begegnet, wenn ſie nur ſchreiben. Sie kennen die Empfindungen der Ehre nicht; das Lob iſt ihnen nicht gleichgültig, aber die Schande und der Spott iſt ihnen gleichgültig. Es kann keine Satire ſo bitter ſeyn, die ſie nicht, als Scherz, annehmen, zum wenigſten ſollte uns ihre Fühlloſigkeit auf dieſe Gedanken bringen. Ich glaube ein ſehr mittelmäßiger Engelländer gienge nach Penſylvanien, und arbeitete lieber in einer Plantage, wenn ihm die Schickſale begegneten, die ſo manchen mittelmäßigen Autoren unter den Deutſchen begegnen. Kaum haben ſie eine Geiſſelung ausgeſtanden; die ganze Creatur ward eine einzige Wunde, ſo ſehr züchtigte ſie der Spott; kaum hat ſich eine Rinde über dieſe Wunde gezogen, ſo verlangen ſie nach neuen Geiſſeln. Nur eine Duncias reichte in Deutſchland nicht zu; denn der Cibber ſind unter uns gar zu viel. Doch die Satire würde eher ermüden, zu ſpotten, als ſie ermüden, zu ſchreiben. Die Welt ſieht zwar ihre Wunden, aber ſie ſelbſt fühlen ſie nicht. Da alſo alle Züchtigungen bey ihnen nicht anſchlagen, ſo iſt es beynahe beſſer, daß man ſich die Mühe nicht nimmt, ſie zu züchtigen. Wer kann alle Mücken und Schmeißfliegen umbringen?

Uns helfen keine Dunciaden.
Ein Kopf, den Cibbern abgehaun,
Die uns mit Bänden überladen,
Ein Kopf! was kann das ihnen ſchaden,
Da ſich auf ihren Rumpf gleich hundert neue baun?
Kein Swift lacht unſre Schreiber ſtumm.
Ein Pope ſelbſt bringt keinen um.
Zwar Englands Cibber wird ſein Spott vielleicht betäuben,
Und manche wird er gar vom Schreibepult vertreiben;
Allein was wird ein Deutſcher machen? Schreiben.

Da

Das sind sehr schreckliche Gedanken, und ein wöchentlicher Schriftsteller, wie ich durch mein Schicksal geworden bin, sollte sich vor solchen unangenehmen Vorstellungen in Acht nehmen. Allein ich muß mir das Schrecklichste vorstellen, damit es mir desto leichter ankommen mag, kein Schriftsteller mehr zu seyn. Meine Eitelkeit, die bisher noch immer befriedigt worden ist, möchte mich zum Schreiben zurückrufen, ich will sie also schrecken. Ich erzittre über die Gefahr, in der ich gewesen bin. Ich bin ein Jüngling, ich habe schon zween Bände geschrieben, und es ist mir noch nicht öfter eingefallen, aufzuhören? Ich erschrecke, wenn ich daran denke.

Der zweyte Winter eilt dahin,
Der zweyte Frühling kömmt, daß ich ein Autor bin.
Soll ich den auch nur halb genieſſen?
Und weit von Freunden, weit von Küſſen,
Auf meiner Stube mich verſchlieſſen?
Und was iſt dann wohl mein Gewinn?
Der, daß ich auch ein Deutſcher Autor bin?
Fürwahr ein herrlicher Gewinn!
O Nein, ich will den Frühling ganz genieſſen.
Der Drucker wird mich nicht vermiſſen.
Ich will mich alſo nicht verſchlieſſen.
Ich kann was beſſers thun, als nur ein Autor ſeyn.
Izt iſt mein Leben halb nur mein
Ich will mich alſo lieber freun;
Denn dann iſt meine Zeit ganz mein.

Leipzig bey Johann Wendler.

Der Jüngling.

Zwey und siebenzigstes Stück.

Leipzig, Mittwochs den 8 May 1748.

Ich will aufhören zu schreiben. Das ist ein Vorsatz, den ich schon seit langer Zeit gefaßt habe. Allein ob ich gleich immer durch tausend Ursachen hätte bewogen werden sollen, seine Ausführung zu beschleunigen, so habe ich dennoch beständig gezaudert. Man ist in einer guten Gesellschaft, man kann uns leiden, oder man schmeichelt sich selbst damit, man will aus Höflichkeit immer aufstehen, und steht nicht auf; endlich zwingt man sich dazu, aber im Aufstehen fällt uns noch etwas ein, das wir zu sagen haben; nur noch ein Wort, und dann will man gehen. Das einzige Wort währt aber so lange, daß man sich, ohne es zu merken, wieder niedersetzt.

Wie mächtig ist die Eitelkeit!
Kein Autor bleib von ihr befreyt.
Er mag auch hundertmal zur Ruhe sich entschliessen;
Er lasse gar die Welt den kühnen Vorsatz wissen;
Die Eitelkeit befiehlt, und er wird schreiben müssen.
Sie zeigt ihm nur die Ewigkeit,
Wie eine Nachwelt sich auf seine Werke freut,
So gleich ist ihm sein Vorsatz leid.
Nur dieses Werk, das will er nur noch enden,
Und nimmt Papier, und schreibt mit nimmer stillen Händen
Sich erst in Zeitungen, dann in die Ewigkeit
Der Schand und der Vergessenheit.
Erhält er auch die Ewigkeit,

Was wird die Ewigkeit ihm nützen?
Nein, lieber will ich das, was da ist, noch besitzen.
Der Nachruhm ist sehr gut, noch besser meine Zeit.
Mich blendet nicht die Ewigkeit.
Ja, mein Entschluß soll unverändert bleiben;
Ich will kein einzig Blatt mehr schreiben.
Doch bleib ich von der Macht der Eitelkeit wohl frey?
Sie widersteht mit ihrer Zauberey.
Vertieft in sanfter Phantasey
Sieht mein entzückter Geist Irenen,
Und Christianen, und Climenen,
Und Wilhelminen, und ihr Schönen,
Die ihr mich alle last, ihr alle fallt mir bey:
Wie schwer kann man sich da das Schreiben abgewöhnen?
Ich denk ein Blatt, nur noch ein einzig Blatt.
Wer schöne Leserinnen hat,
Der kann ja wohl ein Blatt noch schreiben.
Wie könnte man die Zeit sich frölicher vertreiben?
Was will ich thun? Ich muß ein Autor bleiben.

Aber endlich muß ich mich einmal aus dieser Bezauberung losreissen, und heute soll es gewiß das letzte Blatt seyn, das ich schreiben will. Es ist wahr, der angenehme Gedanke, daß ich von einigen schönen Augen gelesen werde, macht mir den Abschied von ihnen schwer. Aber eben die Schönen veranlassen einen andern Gedanken in mir, der mir Muth macht, bey meinem Entschlusse zu bleiben. Vielleicht, denke ich, habe ich noch nicht so lange geschrieben, daß sie den Schluß meiner Blätter gleichgültig und kaltsinnig ansehen. Vielleicht sind mir einige so gewogen, und wünschen, wenn ich schliesse, daß ich eine Zeitlang noch ein Autor geblieben seyn möchte. Wenn mein Schluß solche Wünsche erregen kann, wie zufrieden will ich seyn! Wie schmeichelt diese Vorstellung meiner kleinen Eitelkeit! Wäre ich etwa gar so glücklich, daß eine Schöne nur ein wenig unwillig würde, daß ich schlösse, welche Belohnung könnte für mich

gröſſer

gröſſer und entzückender seyn, als ein solcher schöner Unwille? So viel hoffe ich aber nicht einmal; es ist allzuschwer, lange zu schreiben, und den Schönen lange zu gefallen. Der Geschmack des schönen Geschlechtes ist gemeiniglich eigensinniger, als der unsrige, weil er natürlicher und unverderbter ist. Wir lassen uns tausend Schriften gefallen, und nennen ihre Verfasser gelehrt, und es ist unter den Gelehrten zur Schönheit eines Buches immer genug, wenn es ohne augenscheinliche Fehler ist. Die Gelehrten haben gemeiniglich die Fähigkeit einen Scherz zu fühlen, die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft, das Vermögen, die Schönheiten der Natur und der Wahrheiten zu empfinden, durch ihre Gelehrsamkeit der Foliobände und Quartanten, durch ihre Systeme und Noten verlohren. Wenn sie also in einer Schrift etwas finden, das einen Menschenverstand hat, oder das sie noch nicht gelesen haben, so macht sie sich schon dadurch ihrer Aufmerksamkeit werth. Zuweilen gehen sie darinnen so weit, daß die Schriften, die noch andre Eigenschaften haben, als diese; die den Geist zugleich verschönern, wenn sie ihn verbessern, daß diese Schriften ihnen eben darum, weil sie mehr enthalten, als sie in ihren Büchern zu finden gewohnt sind, nichts zu enthalten scheinen, das ihren Fleiß beschäftigen könnte. Daher kann man auch so lange für sie schreiben, ohne ihren Beyfall zu verlieren, und man gefällt ihnen vielmehr immer besser, je länger man schreibt. Denn den bloßen Verstand und das Gedächtniß behält man noch immer. Aber ein Schriftsteller, dessen Mine allezeit heiter und frölich bleibt, der die Wahrheiten in der lachenden Schönheit zeigt, die sie von der Natur selbst empfangen haben, der allezeit fähig bleibt, nur das Feine und Angenehme in den Empfindungen und Leidenschaften zu [illegible]

den meiſten Menſchen ſo unfühlbar iſt, der niemals in ſeinen Scherzen unglücklich wird; wo iſt der glückſelige Schriftſteller? Er iſt derjenige, der dem ſchönen Geſchlechte ſo lange gefallen wird, als er nur ſchreiben will. Aber wäre es nicht eine unvergebliche Verwegenheit und Eitelkeit, wenn ich mir ſchmeicheln wollte, ein ſolcher Autor zu ſeyn?

Doch ich habe noch andre ſehr wichtige Urſachen, die mich bewegen, nicht länger zu ſchreiben. Wollte ich auch die Gefahr, der Welt endlich zu misfallen, nicht rechnen, ſo muß ich doch die andern Verdrießlichkeiten rechnen, an welchen meine Autorſchaft ſchuld iſt. Eine Autorſchaft iſt ſo gut, als eine beſtändige Sklaverey, und ich, ich liebe die Freyheit. Wie viele Freuden muß ich nicht entbehren, und in wie vielen Freuden werde ich nicht geſtört!

Wenn ich im Stillen überdenke,
Wie viel das Glücke mir mit meinen Freunden ſchenke,
Und wenn ich mich ganz in die Luſt verſenke,
O wie beneidenswerth bin ich!
Mein Schickſal iſt noch mehr als königlich.
Allein, indem ich mich in Freuden noch verliere,
Und ihr mir liebes Chor vor mir vorüber führe,
Und, daß ich zärtlich bin, voll Freundſchaft triumphire:
So überfällt der Drucker mich,
Und ſchreyt, hier iſt die Correctur! und ich,
O wie bedauernswerth bin ich!
Ich, armer Jüngling! corrigire!
Dann, denk ich, bin ich wieder frey,
Nun will ich mein, dem Freund, dem Wein, den Schönen bleiben;
Nun wird auf kurze Zeit kein Drucker mich betäuben.
Gleich pocht er wieder an. Was ſoll ich wieder? Schreiben.
O ſeufz ich, Autorſchaft, ach welche Sklaverey!
Ich bin nicht mein, ich bin nicht frey.

Ich

Ich müßte ja mich und die Freude haſſen,
Wollt ich mich ſtets den Druckereyen laſſen.
Nein! endlich will ich wieder mein,
Ein Jüngling nur, und nicht ein Autor ſeyn.

Es war ohnedem nur im Anfange ein bloßer Einfall, daß ich ein Autor werden wollte, den ich nicht ſo lange fortzuſetzen dachte. Ich ſchrieb, weil es Winter war. Ich hatte dazumal alizuwenig Abwechſelungen und Veränderungen in der Freude; ich hatte noch nicht ſo viele angenehme Geſellſchaften, die ich hätte beſuchen können; ich kannte nur erſt meine Freunde, ohne ihr Freund zu ſeyn, und die Anzahl meiner Freundinnen war auch noch nicht ſo groß. Aber meine Schickſale ſind ſeitdem weit glücklicher und frölicher geworden. Ich habe itzt zu ſo vielen und mannigfaltigen Freuden Gelegenheit, daß ich alle Augenblicke für ſie ſparen muß, damit mir keine von ihnen entwiſche. Sollte ich itzt meine theuern Augenblicke verſchreiben? Wie groß iſt nicht die Anzahl meiner Freundinnen und Freunde! Ich kenne Irenen, der ich allein alle meine Zeit zu ſchenken wünſchte, ich kenne Chriſtianen, Wilhelminen, Phyllis, Henrietten, Lorchen, Aemilien, Sylvien, Selinden, Daphnen, Climenen, Julianen, Amalien, Aminden und Doris; ich liebe meinen Damon, Lälius, Cleon, Theokles, ich liebe Philinten, Mentorn, Cleanten, Eraſten und Phileten. Wie viel ſind das nicht Freundinnen und Freunde? Und ich werde von allen geliebt; und ich ſollte nicht ſuchen, ſo oft in ihrer Geſellſchaft zu ſeyn, als mir nur möglich iſt? Die meiſten Leſer werden meine Gegenwart ohnedem nicht vermiſſen; ſchreibe ich nicht, ſo ſchreibt ein andrer, und es iſt ihnen ſehr gleichgültig, mit wem ſie umgehen, wenn ſie nur in Geſellſchaft ſind. Im Anfange, wenn man kömmt, ſcheinen ſie ſehr aufmerkſam zu ſeyn; allein es

ist bloß die Neubegierde; einer zischelt dem andern ins Ohr, wer es doch seyn muß, der in ihre Gesellschaft kömmt; und das ist es auch alles. Man darf sich keine Hoffnung machen, daß sie sich länger mit uns unterhalten werden. Sie lassen uns stehen, wenn wir mit ihnen reden wollen. Man darf auch nicht einmal auf ihre Freude zu stolz seyn, die sie zuweilen zu empfinden scheinen, wenn wir in ihre Gesellschaft kommen. Denn sie dauert nicht allein kurze Zeit, sondern der beste Gesellschafter theilt sie sehr oft mit dem Geringsten. Ich habe also nicht einmal nöthig, von ihnen Abschied nehmen; ich kann weggehen, ohne daß sie mich bemerken; denn sie wissen vielleicht nicht, daß ich noch da bin.

Mit welchem Vergnügen denke ich nicht an die Freyheit, die ich nunmehr erhalten werde! Keine Pressen werden mehr auf mich warten; keine Drucker werden mehr an meine Thüre pochen; wenn jemand anpocht, so wird es allezeit ein Freund seyn. Welch ein Glück! So viel habe ich doch gelernt, wie wenig man schreiben muß, wenn man alle Freuden geniessen will, die sich uns anbieten. O wie frölich werde ich seyn! Ich hätte in keiner bessern Jahrezeit schliessen können, als itzt.

Der lange Winter ist vorbey,
Und mit ihm meine Sklaverey.
Schon lacht der freudenreiche May.
Geschmeichelt von der Weste Küssen
Eröffnen sich schon frölche Narcissen.
Schon überkleidet die Natur
Die Hügel, Thäler und die Flur
Mit Blumen, die das Aug entzücken,
Und Hände locken, sie zu pflücken,
Und einer Schönen Haupt mit ihnen auszuschmücken.
Bald werd ich in dem stillen Hain
Mich über dich, o Philomele, freun,

Ich werde deine Klagen hören,
Du wirst mich Zärtlichkeit, du wirst mich Liebe lehren,
Und kein Buchdrucker wird mich stören.
O dann werd ich kein Autor seyn.
Welch Glück! Wie werd ich mich erfreun!
Dann will ich in den Wald verschwinden,
Und da soll mich kein Drucker finden.
Dann überlaß ich mich der Macht der Phantasey,
Und lege, trunken von dem May,
Mich in den Schatten dunkler Eichen,
Und laß in mich die losen Träume schleichen,
Die, wo ein Autor ist, voll Schüchternheit entweichen.
O dann werd ich kein Autor seyn!
Welch Glück! Wie werd ich mich erfreun!
Dann wird mir unter frischen Bäumen
Nur von der Freude der Natur,
Von Freunden und von Schönen nur,
Und nicht von Correcturen träumen!
Dann bin ich Jüngling nichts als Freud und Zärtlichkeit.
So fühl ich meinen May, so brauch ich meine Zeit!
Dann schreib ich nichts, frey vom Scribentenleide;
Und meine Wissenschaft ist Freude,
Und meine Kunst Gefälligkeit.

* * * * * * * * * * * * * * *

Inhalt der Blätter des zweyten Bandes.

Das 41 Stück Betrachtungen über die Freundschaft.
Das 42 Stück Beschreibungen der Freunde des Jünglings.
Das 43 Stück der Herbst. Eine Ode.
Das 44 Stück Schreiben vom Theodor Neu, von Aminden, von Daphnen, von A. F. von Samuel Ehre, von Ephraim Neige, und von Selinden.
Das 45 Stück fernere Beschreibungen der Freunde des Jünglings.
Das 46 Stück Fortsetzung der vorigen Materie.
Das 47 Stück Daphnens und Amaliens Aussöhnung durch Irenen.
Das 48 Stück von der Coquetterie.

Das 49 Stück Schreiben von R. M. von Julianen nebſt den Antworten des Jünglings.

Das 50 Stück von der Freude des Jünglings beym Weine.

Das 51 Stück Geſchichte des Jünglings und der Frau Richardinn.

Das 52 Stück Fortſetzung von der Beſchreibungen der Freunde des Jünglings.

Das 53 Stück von dem Einfluß der Religion in die Freude.

Das 54 Stück von den Schickſalen großer Verdienſte.

Das 55 Stück von dem Leben der Schriftſteller nebſt einem Traume von den Schickſalen des Jünglings in den künftigen Zeiten.

Das 56 Stück Geſchichte des Damis und der Henriette.

Das 57 Stück Von den Veränderungen, denen die Liebe unterworfen iſt.

Das 58 Stück Fortſetzung der Geſchichte des Damis und der Henriette.

Das 59 Stück von der Freude über kleine Thorheiten.

Das 60 Stück Beſchreibung eines wahren Philoſophen.

Das 61 Stück von der Freundſchaft des Jünglings und der Irene.

Das 62 Stück von dem Lachen.

Das 63 Stück Schreiben des Frölichen an den Jüngling nebſt ſeiner Antwort.

Das 64 Stück Abbildungen von Chriſtianen und Wilhelminen.

Das 65 Stück von dem Glücke der Freundſchaft.

Das 66 Stück von der Ehrfurcht gegen das ſchöne Geſchlecht.

Das 67 Stück von der Fähigkeit der Jugend zur Tugend.

Das 68 Stück Betrachtungen über die zukünftigen Schickſale des Jünglings.

Das 69 Stück von dem Schickſalen des ſchönen Geſchlechts in Anſehung der Freunde.

Das 70 Stück Unterredung des Jünglings und der Irene von der Liebe.

Das 71 Stück von den Schriftſtellern, die immer fortſchreiben.

Das 72 Stück die Urſachen, warum der Jüngling zu ſchreiben aufhört.

Luther

Luther.

Eine

Ode

von

Johann Andreas Cramer

herausgegeben

von

Johann Martin Preisler.

Kopenhagen 1770.

Gedruckt in der Königl. Univerſitets Buchdruckerey bey A. H. Godiche
Wittwe von Friderich Chriſtian Godiche.

15468

Du freyes Volk, das keinen Nationen,
Zumal nicht Stolzen, weichet, das du darfst
Hochaufsehn und herab von ihren Thronen
Viel Peiniger der Völker warfst,
Thuiskons Volk, Tyrannenbändiger,
Du Arm der Freyheit, du Erschütterer
Der Weltbezwingerinn, an deren Wagen
Schon Gallien, und Lybia
Iberien und Asia
Zu Sclaven angekettet lagen:

Du Donner, der ſie niederwarf, du Retter
Der Völker, als aus Luſt zur Tyranney
Roms Wahn und Liſt der Erde neue Götter
Erfand zur neuen Sclaverey:
Thuiskons Volk, fromm, redlich, frey und hoch,
Gleich deinen Bergen, einem jeden Joch
Ein Feind, der muthig weiß, ſich loszuringen:
Wer will von deinen Sängern, kann
Den Mann, der's that, den deutſchen Mann
In alten Bardenliedern ſingen?

Nehmt eure Teion; denn der Lieder Spiele
Verſtand er, ſchlug die Harfe ſelbſt, und ſang
Ins Herz der Deutſchen göttliche Gefühle,
Daß weit umher ihr Hall erklang!
Es hätten, wie er ſpielte, durch ſein Lied
Von einer himmelvollern Glut geglüht
Selbſt Hermanns Barden, hätten ihm geſchwiegen,
Mit Licht umſtralt in ihrer Nacht
Vergeſſen den Geſang der Schlacht
Und den Geſang von ſeinen Siegen!

Wer fleugt voran? Wer will der hohen Lieder,
Die Er verdient hat, Führer ſeyn? Soll ich?
Soll ich? Ich will's! Fliegt Barden, meine Brüder,
Mir nach und übertönet mich!
Noch glänzt ſein Ruhm nur durch ſein eignes Licht,
Nicht in des Lieds; auch haben Fürſten nicht
In Marmor ihn und ewig Erzt gegraben.
Deß mögen ſich Erobrer freun!
Sie werden doch vergeſſen ſeyn,
Wie viel ſie Ehrenbogen haben!

Mehr iſt der Wahrheit Kämpfer, als wer Schlöſſer,
Wer Welten durch ſein dürftig Schwerdt gewinnt.
O Luther! Luther! Hoher Name! Gröſſer,
Als aller Helden Namen ſind!
Als Hermanns auch, und der beſiegte doch
Die Völkerplager und zerbrach ihr Joch!
Denn Er zerbrach des Aberglaubens Ketten.
Schon trugen wir ſie; ſträubend zwar;
Doch trugen wir ſie; keiner war
Noch weiſ' und kühn gnug, uns zu retten!

O Finſterniß, wie jene war, o Erde,
Die in dem erſten Chaos dich umfloß,
Eh ſich noch auf des Weltenſchaffers Werde
Sein Lichtquell über dich ergoß,
Daß deine Mächte flohn! O Finſterniß,
O neue gräuelvolle Finſterniß,
Viel ſchwärzer; (der Gedank an dich erſchrecket!)
Verhüllt in deine Dunkel lag
Ein neues Chaos ohne Tag
Mit Mitternachtgraun überdecket!

Als hätt Abaddon aus des Abgrunds Pfuhle
Sich hergeſtürzt und ſeiner Plagen Strom!
Ein Donner ſcholl von eines Menſchen Stuhle
Aus deinen Schatten her, o Rom,
Als wär er Gottes! Wie aus Latium
Die Donner ſchollen, ſtürzten Thronen um
In Staub zermalmt, und Feuerflammen ſchoſſen
Umher gleich Blitzen, wo ein Mann
Nicht betete die Götzen an
Aus Silber oder Gold gegoſſen.

Wie alle zittern, durch den Blitz verblendet,
Vom Blut, das raucht, vom Feuerberg, der glüht!
Wie jedes Volk vernunftlos liegt, geschändet,
Vor Bildern, vor Gebeinen kniet!
Wo bist du, Gott? Wo du, Religion?
Ach! auf der Wahrheit Trümmern steht der Thron
Des Schreckens! Die ihr Knie nicht beugen, sterben!
Wer zählt sie, die, o Blutgericht,
In deinen Kerkern nie das Licht
Des Tags mehr sehen und verderben?

Erhebt vom Staub euch! Bringt nicht länger Gaben
Dem Götzen, dessen Lügen ihr vertraut!
Das, Völker, ist nicht Gottes Thron! Den haben
Betrug und Tyranney erbaut!
So schallts aus halberhellten Thälern her;
Ein Laut der Wahrheit Gottes! Aber er
Wird kaum gehört: So flammen neue Gluten.
In Klüft und Felsen flüchten sich,
Die ihn verstehn, und, Wahrheit, dich
Geheim nur ehren, oder bluten!

Umſonſt iſts, daß die Nationen klagen,
Verſammelt klagen, und das fremde Joch
Und ſeiner Schande Laſt unwillig tragen!
Wie fühlen ſie's und tragen's doch!
Muthloſer Klagen lacht das ſtolze Rom,
Und ſendet Räuber aus; des Reichthums Strom
Rauſcht hin aus Deutſchland in den Schlamm der Tyber.
Und Rom durch ſeine Beute entzückt
Verſchwelgt der Einfalt Raub und ſchickt
Der frechen Räuber mehr herüber.

Wie biſt du, Vatican, vom Raube trunken!
Rom Zeugenblut! Und o, Teutonen, ihr
Wie tief, wie tief, ſeyd ihr herab geſunken!
Sind wir die freyen Deutſchen? Wir?
Uns ſchreckt kein Schwerdtſtral, und wir beten an
Nicht einen Zeus; ach! Gögen, die der Wahn
Vergöttert, meinen, daß ſie's ſind, und liegen
Vor ihrem Altar Sclaven gleich?
O du, der ſieben Hügel Reich,
Wer gleicht dir? Wagts mit dir zu kriegen?

Da kämpft er ſchon, der Mann, der Wahrheit Rächer,
Und ſtralet, ein Polarcyſtern, umglänzt
Von andern, die auch funkeln, aber ſchwächer,
Durch einen engern Kreis begrenzt.
Stürzt um die Wechſlertiſche! Stürzt ſie um!
Mit uns iſt Gottes Evangelium!
Der Himmel iſt nicht feil für Gold! Der Sünden
Vergebung iſt nicht feil für Gold!
Zu Gott bekehrt euch, wenn ihr wollt
Vergebung und den Himmel finden!

Geſang, ertöne ſtärker! Hallt, ihr Lieder,
Die Stimme: Feil iſt nicht für Gold
Die Wonne der Vergebung, hallt ſie wieder:
Der Himmel iſt nicht feil für Gold!
Sie ſchallt! Wie weit! Der Freyheit Odem kehrt
Zurück in uns, in jeden, der ſie hört
Und aufmerkt! Aber Latium erzittert,
Fragt ängſtlich: Weß die Stimme ſey,
Und fühlet ſeine Tyranney
In ihrem tiefſten Grund erſchüttert!

Nicht ſorgſam, daß auch ihn ſein Bannblitz tödte,
Forſcht er, ſieht heller, ſieht die Wahrheit ganz:
So folgt der Dämmerung die Morgenröthe
Und ihr des Tages voller Glanz.
O Evangelium! O Wort des Herrn
Wie ſtralſt du wieder! Und wer iſt ſo fern,
Den nicht der ſtralenvolle Sonn erhelle!
Es iſt dein Glanz; wir irren nicht;
Es ſchöpft die Welt ihr himmliſch Licht
Nun wieder aus der reinſten Quelle!

Nicht Zauberworte ſind es, die wir hören;
Mit unſrer Zunge ſpricht die Lehrerinn
Vom Himmel, und nun ſtrömen ihre Lehren
Von ihren Lippen in den Sinn!
Germanien, frohlocke! Denn ſie ſpricht
Die Sprache, welche dein iſt, welche nicht
Sich mit dem Raub undeutſcher Zungen brüſtet;
Durch keine Barbarey entweiht,
Reich durch ſich ſelbſt, und ſtets zum Streit
Auch mit den Edelſten gerüſtet!

Wie ſie, daß er nicht ſeines Ziels fehle,
Auch aller ihrer Feſſeln Zwang beſiegt
Und frey den hohen Flug mit ſeiner Seele
Beflügelten Gedanken fliegt;
Bald Donner und bald ſanftre Melodey,
Und was er will! Des Wahnes Barbarey
Berhört nicht mehr mit fremden Zauberſtimmen!
Der Geiſt iſt feſſellos und ſucht
Die Wahrheit ſelbſt, zwingt ihn zur Flucht,
Nicht feig mehr! Mag er doch ergrimmen!

Heil dem, der Gott will dienen! Deß verwundert
Europa ſich und glaubts kaum! Er iſt da
Der Tag der Freyheit, den ſich manch Jahrhundert
Erſeufzt hätt, aber ihn nicht ſah!
Zürn oder traure; denn man wird nicht mehr
Gebeim zu kaufen, als obs heilig wär,
O Rom, zu deinen Catacomben wallen!
Wo iſt nun, Völkerkönigum,
Dein Bann und Wucher und Gewinn?
Es iſt die Königinn gefallen!

Gestürzt! Obgleich in ihren Finsternissen
Gewitter brauten und auch Fürsten sich,
Weil sie nicht deinen Werth, o Wahrheit, wissen,
In Hauf versammeln wider dich!
Da steht der Mann des Herrn, ein Fels im Meer,
Ragt über seine Wogen um sich her
Und, Volk Thuiskons, über deine Fürsten;
Verläugnet nicht, wie Rom auch droht,
(Sein Trost ist Gott und sein Gebot;)
Die so nach seinem Blute dürsten!

Er steht, ein Fels, und spricht, die ihn verdammen,
Vom Joche frey; der edle deutsche Mann!
Die Thronen stehn und stürzen nicht zusammen
Vom Interdict aus Rom, vom Bann!
Der Glaub erhebt noch strahlender sein Haupt;
Germanien wird immer heller, glaubt
Und mit ihm glaubt der freye Brudermorden.
Du heil nicht mehr des Wahnes Hohn,
Bist wieder, o Religion,
Der Tugend Licht und Trost geworden.

Nicht

Nicht mehr des Aufruhrs Fackel, der Empörer
Panier nicht, nun der Völker Sicherheit
Ehrst du den Königen, den Bürgern Lehrer
Der Treue, der Gerechtigkeit.
Zu deinen Füßen krümmt das Laster sich;
Der Tugenden Gefolg umringet dich
Und sengt mit dir herab von deiner Höhe!
Nun ist nur fromm, was Gott gebeut,
Und Völkern nützt! Auch ist der Eid
Fest, heilig! Heilig ist die Ehe!

Noch treten in den ersten Finsternissen
Der Völker viel und sehn die Sonne nicht;
Doch freyer sind auch da schon die Gewissen
Und fürchten weniger das Licht!
Und werden besser! Leichter wird das Joch
Des Wahns, das sie belastet, bückt sie noch,
Als wär es durch sein Alter heilig, ehren!
Das hast du, edler deutscher Mann,
Das hat der Herr durch dich gethan
Durch Wunder nicht, durch deine Lehren!

Auch durch dein Leben! Nie hast du geheuchelt,
Mit Glauben deine freye Brust gestählt,
Hast keinem Fürsten je um Schutz geschmeichelt,
Daß du ein Mensch warst, nie verheelt!
Warst Vater, Mann und Freund und Unterthan,
Der Armen Tröster, giengst die hohe Bahn
Des himmlischen Gebots mit festem Schritte;
Bliebst arm und deine Lust war Gott,
Dein Glück hier, trotz des Wahnes Spott,
Ein keusches Weib und eine Hütte!

Wer hatte mehr als du der hohen Gaben?
Wer flammte mehr fürs Evangelium?
Wie du voll Selbstgefühl, und doch erhaben
Hoch über Stolz und Eigenruhm?
Wer war mehr Eifer? Mehr des Irrthums Feind?
Mehr sein Verfolger und mehr Menschenfreund?
Wer kämpfte, so wie du, der Wahrheit Kriege?
Doch kämpftest du für sie allein,
Und wolltest gern vergessen seyn,
Vergessen gern in ihrem Siege!

Er

Er wurde nicht ſeyn, er ſollte, er könnte nicht werden!
Sein Nahme ſpottet der Vergänglichkeit,
Wo noch ein Deutſcher iſt, ein Chriſt auf Erden
Der frey und fromm zu ſeyn ſich freut.
Ihnekens Volk ſpricht keinem fremden Hohn
Reich ohne Stolz, ehrt jede Nation
Wenn auch der Neid von ſeinem Werthe ſchweiget;
Doch einen freyern edlern Mann,
Als Luther war, der edle Mann,
Hat keine Nation gezeuget!

Sein Nahme ſey dir heilig, etwas theurer;
Fleuch, Volk, das Sclaverey mehr haßt, als Tod,
Des Spottes Frevel; fleuch dieß Ungeheuer,
Das neue härtre Ketten droht!
Italien gebahrs, und Gallien
Hats aufgefängt und, ach! Britannien,
Es waren Britten, die ihm Waffen gaben!
Zermalmt hätt Er ſie; roth entbrannt
Vom Himmel dich, mein Vaterland,
Der ihrer Peſt beſchirmet haben!